

*Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
(„Schau-ins-Land“)*



106. Jahresheft

1987

Außenbild:
Grabstein der Stifterin des Klosters Günterstal Adelheid (1685).

Foto: Universitätsbibliothek Freiburg, HS 80.

*Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
(„Schau-ins-Land“)*



106. Jahresheft

1987

Vorstand:

Stadtarchivdirektor Dr. HANS SCHADEK, 1. Vorsitzender
Professor HERMANN BROMMER, 2. Vorsitzender
Oberarchivrat Dr. ULRICH ECKER, Schriftführer
Oberverwaltungsrat ROLF SÜSS, Kassensführer

Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins Schauinsland, D-7800 Freiburg i. Br.,
Geschäftsstelle: Stadtarchiv, Grünwälderstraße 15
Postgirokonto Karlsruhe 305 40-758 (BLZ 660 100 75)
Öffentliche Sparkasse Freiburg i. Br., 2028 602 (BLZ 680 501 01)
Bankhaus J. A. Krebs, Freiburg i. Br., 7590 (BLZ 680 301 00)
Bankhaus Mayer, Freiburg i. Br., 296 600 (BLZ 680 300 00)
Mitgliederbeitrag jährlich DM 36,— (Studenten, Schüler usw. DM 18,—)
im Hauptverein
Ortsgruppen Bad Krozingen, Staufen und Waldkirch besondere Beiträge

Satz und Druck: Buchdruckerei Franz Weis KG, 7800 Freiburg i. Br.

*Der Vorstand
des
Breisgau-Geschichtsvereins
gratuliert
seinem Ehrenmitglied*

*Herrn
Prof. Dr. Berent Schweineköper*

herzlich zum 75. Geburtstag

*Herausgegeben mit Unterstützung
des Regierungspräsidiums Freiburg, der Stadtverwaltung Freiburg, der Land-
kreise Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen.*

Mitarbeiter des 106. Bandes:

BÖHNERT, LOTHAR, Studiendirektor, Bad Krozingen
BRÄUNCHE, ERNST OTTO, Dr., Städt. Archivrat, Karlsruhe
DREHER ERNST, Dr., Ltd. Regierungsdirektor i. R., Freiburg
FOGLEMANN, AARON, Doktorand, Ann Arbor, Michigan (USA)
FÜNFGELD, FRITZ, Ltd. Regierungs-Landwirtschafts-Direktor, Staufen-Grünern
GALEA, MICHAEL, Historiker, Valetta (Malta)
HAUMANN, HEIKO, Dr., Univ.-Professor, Freiburg
HUGGLE, URSULA, Dr., Freiburg
KLOOSTERHUIS, JÜRGEN, Dr., Staatsarchivrat, Münster/Westfalen
KNAPPE, KARL-BERNHARD, Dr., Studienrat, Kirchzarten
KORTHAUS, JOHANNES, M. A., Freiburg
KURRUS, KARL, Städt. Verwaltungsdirektor i. R., Freiburg
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Realschulkonrektorin, Freiburg
OHLER, NORBERT, Dr., Akad. Oberrat, Horben/Freiburg
SCHAAR, JOACHIM DIETRICH, Dr., Freiburg
SCHILLINGER, ERIKA, Dr., Oberstudienrätin i. R., Freiburg
SCHULZE, WILLY, Studienrat, Rümplingen/Lörrach
SCHWINEKÖPER, BERENT, Dr., Univ.-Professor, Freiburg
SCOTT, TOM, Dr., Univ.-Dozent, Liverpool (Great Britain)
TREFFEISEN, JÜRGEN, Doktorand, Freiburg
UEBERSCHÄR, GERD R., Dr., Wiss. Oberrat, Freiburg
VETTER, WALTER, Prokurist, Freiburg
WERTH, WILLI, Gym.-Professor i. R., Müllheim (Baden)
WILKE, KLAUSPETER, Studienrat, Gundelfingen/Wildtal
ZIMMER, KARL, Buchhändler i. R., Freiburg

Schriftleitung: Univ.-Prof. Dr. BERENT SCHWINEKÖPER, 7800 Freiburg i. Br.,
Grünwälderstraße 15, Telefon (07 61) 2 16 / 36 51
Diese Zeitschrift betrachtet sich als Diskussionsorgan. Die von den Verfassern
der Beiträge geäußerten Ansichten decken sich daher nicht immer mit denen der
Schriftleitung.

Abkürzungen: Die verwendeten Abkürzungen nach den Vorschlägen von bzw. in An-
lehnung an Dahmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte, 10. Aufl.,
1965 ff., Bd. 1, S. 29–79.

Inhaltsverzeichnis zum 106. Band

	Seite
ERIKA SCHILLINGER	
Die frühen Turner von Freiburg	
Vom Bürgertum zum Ritterstand	9
ERNST DREHER	
Kirche, Kloster und Kapellen in Günterstal	31
TOM SCOTT	
„Der Walzenmüller-Aufstand“ 1492, Bürgeropposition und städtische	
Finanzen im spätmittelalterlichen Freiburg im Breisgau	69
AARON FOGLEMAN	
Die Auswanderung aus Südbaden im 18. Jahrhundert	95
MICHAEL GALEA	
Ein Leben in Heitersheim und auf Malta	
Ein Beitrag zur Biographie des deutschen Malteser-Ritters Philipp	
Wilhelm Graf von Nesselrode und Reichenstein	
(Übersetzung aus dem Italienischen von Wolf Dieter Barz)	
Mit einer Einleitung von Fritz Fünfgeld	163
URSULA HUGGLE	
Das Kochbuch der Maria Anna Barxlin (1715 ff.)	181
KARL ZIMMER	
Eine Buchhandlung in Freiburg,	
Zur Geschichte der Wagnerschen Buchhandlung	229

Kleinere Beiträge

BERENT SCHWINEKÖPER	
Ein unbekanntes Bild der Kirche des Zisterzienserinnenklosters	
Marienau in Breisach?	277
WILLI WERTH	
Die Caritas-Darstellungen auf eisernen Ofenplatten von 1591 und 1651	
im Augustiner-Museum in Freiburg i. Br.	291
JOHANNES KORTHAUS	
Goethe vor dem Freiburger Münster	299
JOACHIM DIETRICH SCHAAR	
Stadtarchivar Cajetan Jäger	
Leben und Leistungen	301
WALTER VETTER	
Als Freiburg wieder Garnisonsstadt wurde	309

Besprechungen und Anzeigen eingegangener Bücher

DER OBERRHEIN IN GESCHICHTE UND GEGENWART: Von der Römerzeit bis zur Gründung des Landes Baden-Württemberg. Redaktion: Horst Buszello. Freiburg, 2. Aufl. 1987. (NORBERT OHLER)	317
ARTHUR HAUPTMANN: Burgen einst und jetzt, Burgen und Burgruinen in Südbaden und angrenzenden Gebieten, Konstanz 1987. (KLAUSPETER WILKE)	318
UNTER DEN GREIFEN: Altbadisches Militär von der Vereinigung der Markgrafschaften bis zur Reichsgründung 1771 — 1871. Hg. von der Vereinigung der Freunde des Wehrgeschichtlichen Museums Schloß Rastatt. Bearb. von Sabina Hermes und Johannes Niemeyer, Rastatt 1984. (JÜRGEN KLOOSTERHUIS)	318
BADISCHE BIOGRAPHIEN: Neue Folge Band II. Im Auftrag der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegeben von Bernd Otnad. Stuttgart 1987. (NORBERT OHLER)	320
WILLI A. BOELCKE: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs von den Römern bis heute. Stuttgart 1987. (NORBERT OHLER)	321
MANFRED HÖRNER: Die Wahlen zur zweiten Badischen Kammer im Vormärz (1819 — 1847). (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 29), Göttingen 1987. (ERNST OTTO BRÄUNCHE)	322
MANFRED BOSCH: Als die Freiheit unterging. Eine Dokumentation über Verweigerung, Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich in Südbaden, Konstanz 1985. (GERD R. UEBERSCHÄR)	324
DIE REGIO: Landschaft am Oberrhein — Eine kulturgeschichte in Bildern — Gesamtkonzeption, Dokumentation und Aufnahmen: Leif Geiges, Einführung: Hoimar v. Ditfurth, Text: Hanns U. Christen. Köln 1987. (KARL KURRUS)	326
TOM SCOTT: Freiburg and the Breisgau. Town-Country Relations in the Age of Reformation and Paesants' War. Oxford 1986. (WILLY SCHULZE) ..	327
HERMANN BROMMER: St. Ursula Freiburg i. Br. — ehemalige Klosterkirche der „Ursulinerinnen“. Kunstführer Nr. 1637. München 1987. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	329
HELMUT BENDER: Hansjakob und Freiburg (Badische Reihe Bd. 17), Waldkirch 1986. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	330

HEINRICH HANSJAKOB: Verlassene Wege, Tagebuchblätter, hg. Helmut Bender. Waldkirch 1986. (KARL BERNHARD KNAPPE)	330
WALTER SCHLATTERER: St. Georgen im Breisgau. Eine alemannische Siedlung und ihre Vorgeschichte. Freiburg-St. Georgen 1986. (JÜRGEN TREFFEISEN)	332
PAUL PRIESNER: Die Geschichte der Gemeinde Hofgrund (Schauinsland). II. Band: Die Hofgüter, die Pfarrei, die Schule. Freiburg 1987. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	332
AUGUST VILLINGER (Hrsg.): Staufen vor und nach dem Fliegerangriff - Photo-Dokumentation der Stadtszenerie 1925 — 1955. Staufen 1987. (LOTHAR BÖHNERT)	333
EBERHARD DOBLER: Burg und Herrschaft Hohenkrähen im Hegau. Sigmaringen 1986 (= Hegau-Bibliothek 50). (NORBERT OHLER)	334
JÖRG SIEGER: Kardinal im Schatten der Revolution. Der letzte Fürstbischof von Straßburg in den Wirren der Französischen Revolution am Oberrhein. Kehl 1986. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	334
ARBEITERLEBEN IN EINER RANDREGION: Die allmähliche Entstehung der Arbeiterbewegung in einer rasch wachsenden Industriestadt. Singen a. H. 1895 — 1933. Hrsg. von Gert Zang (= Beiträge zur Singener Geschichte Bd. 10). Konstanz 1987. (HEIKO HAUMANN)	335
ALEMANNENBUCH. Herausgegeben von Hermann Hesse. Faksimile-Ausgabe mit einem Nachwort von Volker Michels. Waldkirch 1986. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	337
HEINRICH PFEFFERLE: Familiengeschichte Pfefferle, 2. Auflage (erweitert und aktualisiert durch Manfred Lange). Merdingen 1987. (LOTHAR BÖHNERT)	338

Die frühen Turner von Freiburg

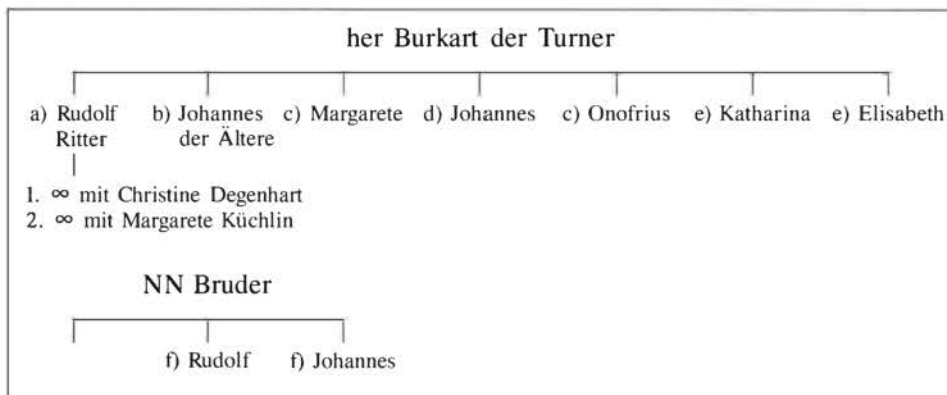
Vom Bürgertum zum Ritterstand

Von
ERIKA SCHILLINGER

Dr. Franz Laubenberger zum 70. Geburtstag

Zahlreich sind die Glieder der Familie Turner, die als eines der bedeutendsten Geschlechter des Mittelalters in unserem Raum gelten.¹ Dennoch verzichtet das Oberbadische Geschlechterbuch auf eine Ahnenliste. Diese aufzustellen bereitet einige Schwierigkeiten, da es nötig ist, die verwandtschaftlichen Beziehungen von Familiengliedern gleichen Namens, wie Rudolf und Johannes, zu klären. Die Untersuchung erhält eine weitere Dimension, indem am Beispiel dieser Familie die Anwendung der Titel *her* und *ritter* verfolgt werden kann.

Die Freiburger urkundliche Überlieferung nennt als ersten der Familie Burkart Turner.² Aus den Urkunden und weiteren Quellen ergeben sich folgende genealogische Zusammenhänge:³



Der Name dieses Geschlechts leitet sich von einem Besitz in dem Freiburg benachbarten Adelhausen ab; 1309 vermacht Burkarts Sohn Rudolf Zinsen von einer Matte und einem Garten bei *seinem gesesse ze Turnse in dem kilchspelle ze Adelnhusen* den Predigern von Freiburg.⁴ Burkart der Turner war nach den Urkunden zunächst bis

zum ersten Auftreten seines Sohnes Rudolf⁵ der einzige Angehörige dieser Familie in Freiburg. Auch die bloße Angabe *der Turner*⁶ für diese Persönlichkeit unterstreicht diesen Befund und ist zugleich als Zeichen für sein Bekanntsein zu werten.

Häufig ist er bei der Ausstellung von Urkunden in Gesellschaft von Rittern anwesend. Wo diese nicht als *her* bezeichnet sind, ist er ebenfalls nur mit seinem Namen festgehalten.⁷ Innerhalb der Reihe der Ritter steht er einmal als *her*, sonst aber folgt er in den Zeugenlisten auf sie als zweiter, mit anderen *her* benannten Bürgern.⁸ Seit 1289 führt er fast immer die bürgerlichen Zeugenlisten an, wobei er gelegentlich entweder allein oder nur mit einem Bürger als *her* bezeichnet wird, und die übrigen Bürger entweder nur bei ihrem Namen genannt oder als *erber lüte* zusammengefaßt sind.⁹ In einer lateinisch abgefaßten Urkunde testiert er allein wie die Ritter als *dominus*.¹⁰ Die Titel *her* und *dominus* gelten in diesem Fall als gleichwertig.¹¹

Dieser aus der Zahl der Bürger herausgehobenen Stellung entspricht auch Burkarts Tätigkeit als Zeuge für einige Angehörige des Hochadels und der hohen Geistlichkeit. In den ihn als Zeuge betreffenden zwanzig Urkunden testiert er fünfmal für den Markgrafen von Hachberg,¹² dreimal für den Grafen Egon von Freiburg,¹³ dreimal für die Herren von Üsenberg.¹⁴ Als Bürge für den Grafen von Freiburg¹⁵ und als Schiedsrichter für den Abt von St. Blasien¹⁶ ist er ebenfalls ausgewiesen. Auch die Versöhnung mit den Rittern von Weisweil betont seine Beziehung zu den höheren Ständen.¹⁷

Bei der Ausstellung der fünf Urkunden, an denen der Markgraf teilhat oder selbst Aussteller ist, gehört Burkart Turner fast stets als einziger Bürger von Freiburg zu den Zeugen. Nur einmal wird er *her* genannt, in drei Fällen wird besonders betont, daß er *civis*, bzw. Bürger von Freiburg ist. Der Hinweis auf Freiburg ist verständlich, da in drei Fällen die Ausstellungsorte der Urkunden Basel, St. Blasien und die Hochburg sind.¹⁸ Gerade in diesen Urkunden, wo *domini* genannte Äbte, der Graf von Freiburg und weitere Adlige anwesend sind, wird sein Stand als Bürger betont und auch durch die Stellung seines Namens am Ende der Zeugenliste klar zum Ausdruck gebracht. Damit darf als sicher gelten, daß er nicht zu den Ministerialen eines Herrn gehört.¹⁹ In entsprechender Form werden vom Grafen Albrecht von Hohenberg *dem erbern Manne hern Burcharte dem Turner einem burger von Freiburg* die Burg und Herrschaft Wiesneck samt der Vogtei über das Kloster St. Märgen verkauft.²⁰

Auch in den Urkunden der Grafen von Freiburg bestätigt Burkarts Stellung am Ende der Zeugenliste nach Geistlichen und Rittern seinen bürgerlichen Status.²¹ In den Urkunden dieser Grafen und der Herren von Üsenberg treffen wir ihn häufig mit den zu Rittern gewordenen Freiburger Bürgern an.²² Dagegen fehlt dieser Stand der „Neuritter“ in den Urkunden des Markgrafen.²³ Weshalb zeichnet sich gerade Burkart Turner, der als Bürger bezeichnete Vertreter der Freiburger Oberschicht, als Begleiter des Markgrafen aus? Da diese Urkunden meist außerhalb Freiburgs ausgestellt sind,²⁴ kann man bei dem Begleiter des Markgrafen einen hohen Lebensstandard voraussetzen, der die Haltung von Knechten und Pferden ermöglicht und damit auch einen bedeutenden Besitz an Grund und Boden einschließt. Die Belege für die Ausrüstung eines wohlhabenden Mannes sind sehr selten.^{24a} Besondere Beziehungen Burkarts zum Markgrafen bekunden sich durch die Anwesenheit dieses Fürsten in Freiburg im Hause dieses Bürgers bei der Schlichtung eines Streites zwischen dem

Kloster St. Blasien und den Kindern des Konrad Blesier von Schallstadt durch einen Schiedsspruch des Konrad von Burgau, Kanoniker von St. German zu Speier, Dietrich von Tuslingen und Burkart Turner. Sowohl der Markgraf wie die Schlichter hefteten ihr Siegel an die Urkunde.²⁵ Offensichtlich bestand eine enge Bindung Burkarts an den Markgrafen Heinrich II. von Hachberg. Diese, keinem der gängigen Begriffe, wie Dienstmann oder Ministeriale, einzuordnende einzigartige Stellung Burkarts endet mit dem Tod des Markgrafen Heinrich II., der um 1300 starb, während ihn sein Begleiter Burkart um etwa 10 Jahre überlebte.²⁶

Die mit Burkart Turner in den markgräflichen Urkunden testierenden oder handelnden Personen erhellen ebenfalls seine soziale Stellung. Der Mitschiedsrichter für St. Blasien, *her* Dietrich von Tuslingen (s. oben) darf als wohlhabender und einflußreicher Mann gelten. Er erwarb von dem Grafen Gottfried von Habsburg das Dorf Königschaffhausen i. Br. mit Gericht und Banngewalt für lidig eigen um 150 Mark Silber.²⁷ Als dieser die Steuer der Stadt Kenzingen in Höhe von 30 Mark Silber jährlich von Rudolf von Üsenberg um 378 Mark Silber kauft, testiert Burkart Turner ebenfalls.²⁸ Der auch zur Oberschicht gehörige *her* Walter von Heitersheim war Mitzeuge in einer Tennenbacher Urkunde.²⁹ Er hatte diesem Kloster für sein Totengedenken und den Begräbnisplatz im Kloster 58 Mark Silber und Güter in Kenzingen und Herbolzheim geschenkt.³⁰ Vom Grafen von Freiburg hatte er über die Herren von Staufen einen Hof als Lehen empfangen. Nach dieser *curia que dicitur vronehof* trägt er den Titel *dominus Walter miles de Heitersheim, filius domini Reinboti*, läßt sich aber genealogisch nur schwer einordnen.³¹

Ansehen und Stellung Burkart Turners, der als *her* und Bürger von Freiburg bezeichnet wird, zeigt so gut wie keinen Unterschied zu der ständischen Einstufung seiner zu Rittern gewordenen Mitbürger. Sein erstgeborener Sohn Rudolf³² erreicht auf dieser Basis die Ritterwürde. Schon bei seiner ersten Nennung wird dieser als *her* betitelt.³³ Sein gesellschaftlicher Rang erweist sich in den folgenden Jahren, indem er seit 1293 in zahlreichen Urkunden (etwa 25mal) als Ritter Zeuge bei Rechtsgeschäften ist.³⁴ In den Zeugenlisten steht er meist an letzter Stelle der Ritter, sogar einmal vor seinem Vater, der zwar als *dominus*, nicht aber als *miles* geführt wird.³⁵ Die strenge ständische Ordnung erweist sich auch innerhalb einer Familie als zwingend. Die Frage, ob in den Zeugenlisten für die Einordnung Rudolfs als letzten der Ritter sein jugendliches Alter gegenüber den anderen Rittern oder der Zeitpunkt des Erwerbs des Rittertitels maßgebend war, könnte für die zweite Möglichkeit bejaht werden. Einmal folgt auf ihn Hug Kucheli,³⁶ der 1298 auch in einer andern Urkunde die ritterliche Zeugenreihe beschließt.³⁷

Mit Rudolf, dem Ritter, wird auch seinem Bruder Johannes³⁸ 1305 vom Markgrafen Heinrich III. von Hachberg (regiert bis 1330) das Gericht in Denzlingen verliehen.³⁹ Damit hat ein Zweig der Turner einen hohen gesellschaftlichen Rang erreicht.

Es ist aber auch zu fragen, von welcher sozialen Basis aus diese Familie zum *dominus*- und Ritterstatus gekommen ist. Zur Klärung dienen die verwandtschaftlichen Beziehungen dieser Familie. In welchem Verwandtschaftsverhältnis der Mitstifter des 1272 gegründeten Klarissenklosters *her* Rudolf Turner steht, ist nicht zu klären.⁴⁰ Um einen weiteren, etwas späteren Angehörigen dieser Familie handelt es

sich bei dem Herrn Burkart, dem Turner, *der stumminan vatter*, der in Endingen dem Kloster Günterstal zwei Mannwerk für eine Jahrzeit vermacht.⁴¹ Auch die Turnerin, *der stumminan mÿter*, bedenkt dieses Kloster mit zwei Stiftungen in Lehen und Denzlingen für ihre Jahrzeit.⁴² Diesen Gliedern der Turnerfamilie kommt immer der Titel *her* zu. Bei weiteren Verwandten ist das nur einmal der Fall: Nächster Verwandter Burkarts ist *her* Rudolf der Löffler, der seine Mühle für 22 Mark Silber verkauft. Die Stiftung für die Lamprechts-Kapelle auf der Burg heben ihn aus der Zahl seiner Mitbürger heraus,⁴³ wenn auch ein anderer, nicht *her* genannter Bürger, Peter von Baldingen (Bahlingen a. K.), für Güter 27 Mark Silber erlöst.⁴⁴ Allerdings läßt sich aus diesen Verkäufen nichts über das Gesamtvermögen oder den gesellschaftlichen Status des Betreffenden sagen, da für Rudolf Löffler weitere Nachweise fehlen und Peter von Baldingen stets ohne Titel *her* mehrfach als Zeuge genannt wird.⁴⁵ Dem bürgerlichen Stand dürfte auch Rudolf Turner, Burkarts Neffe⁴⁶ angehören, der als Pfleger für die unmündigen Kinder des Burkart Turner, Johannes und Margarete, mit dem Ritter Rudolf Turner, Johannes Tegenhart und Konrad Töldelin auftritt.⁴⁷ Konrad Töldelin, häufig testierend, gehört wohl nicht zu dem sogenannten Patriziat, da er nie als *her* geführt wird, wenn man den Titel *her* als Kennzeichen für die Zugehörigkeit zu dieser Oberschicht voraussetzt.⁴⁸ Bei einem weiteren Verkauf durch den Ritter Rudolf treten als nächste Verwandte seiner unmündigen Geschwister Johannes und Margarete von Vater- und Mutterseite Konrad Müller Geben sun und Johannes Degenhart für die Unschädlichkeit des Verkaufs ein.⁴⁹ Über den ersteren läßt sich nichts ermitteln, die Verwandtschaft mit der Turnerfamilie bestätigt das Urbar von Günterstal.^{49a} Anders steht es mit Johannes Degenhart. Seit 1239 tritt er häufig ohne besonderen Titel, gelegentlich als *civis* bzw. *burgensis* bezeichnet, als Zeuge für adlige Standespersonen, Klöster und Orden auf.⁵⁰ Mehr Profil gewinnt die Familie, als Johannes Degenhart 1292 sein Haus in Freiburg bei der Niederen Metzsig um 80 Mark Silber verkauft und es als Erblehen nimmt.⁵¹ Diese Summe läßt auf ein beachtliches Anwesen schließen. Vier Jahre später gaben er und seine Frau, die Tochter des Richters in der Neuburg, ein anderes Erblehen auf.⁵² Aus dieser nicht unvermögenden Familie, deren Glieder nie als Ritter ausgewiesen sind, stammte die erste Gattin des nachmaligen Ritters Rudolf Turner, mit Namen Christine, deren beide Schwestern Gertrud und Agnes Klosterfrauen in Günterstal waren. Diese beiden Schwestern stifteten 1311 Jahrzeiten für Frau Gute, die Teneviselerin von Neuenburg, deren Gatten und Kinder, sowie für *vern Christinen seligen hern Rudolfs des Turners wiertun*.⁵³ Der Verstorbene wird im Nekrolog von Günterstal gedacht.⁵⁴ Im Falle des Todes der Schwester Agnes im Kloster Günterstal vermachen deren Erben Rudolf der Turner und Johannes sein Bruder, wohl Neffen Burkarts, und Johannes der Turner und Margarete, seine Schwester, und weitere Erben dem Kloster Günterstal die Matte mit Zugehör im Kirchzartental. Der Zins aus dieser Matte soll je hälftig für die Begehung der Jahrzeit der beiden Brüder Johannes und Rudolf Degenhart dienen.⁵⁵ Die erstgenannten Erben aus der Familie Turner lassen die Vermutung zu, daß die Erbberechtigung nicht aus der Ehe von Christine Degenhart mit dem inzwischen verstorbenen Ritter Rudolf Turner herrührt, sondern daß schon ältere verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Familien Turner und Degenhart bestanden. Diese Annahme wird durch die Namen Johannes und Rudolf in den

Familien Degenhart und Turner bestärkt.⁵⁶ Die soziale Stellung der Degenharts hält sich im 13. Jahrhundert im bürgerlichen Rahmen; keiner der Angehörigen dieser Familie ist durch den Titel *her* und *Ritter* ausgezeichnet.

Nach Christines Tod ehelichte der Ritter Rudolf Turner Margarete Kuchlin. Außer dem Zeugnis für diese Eheverbindung im Günterstaler Urbar⁵⁷ spricht für ihre Herkunft aus der Ritterfamilie der Kuchlin ihre Rolle als Vollstreckerin des letzten Willens des dominus Hugo Kuchlin.⁵⁸ Die Kuchli gehörten schon im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts zu den Patriziern der Stadt Freiburg. Sie zeichneten sich durch Besitz, zahlreiche Lehen, Einkünfte und Abgaben aus. Für diese Zeit läßt sich für fast alle Kuchli der Rittertitel nachweisen.^{58a} Das Connubium mit einem ritterlichen Geschlecht setzte sich auch bei Rudolfs Bruder Johannes fort, der zwar bei der Verleihung des Gerichts durch den Markgrafen an seinen Bruder Rudolf und ihn den Rittertitel nicht führt.⁵⁹ Er ist Tochtermann des verstorbenen Ritters Abrecht von Falkenstein,⁶⁰ der mit Elisabeth Morser, ebenfalls aus einem ritterlichen Geschlecht stammend, verheiratet war.⁶¹ Die Untersuchung der verwandtschaftlichen Beziehungen und Ehebündnisse lösten die Familie des Burkart Turner aus der isolierten Betrachtung und verdeutlichen, wie ein Glied dieser Familie aus dem bisherigen sozialen Gefüge des Bürgertums in den Ritterstand aufsteigt.^{61a} Diese Wandlung führt zu der Frage nach der Grundlage, die diese Standeserhöhung ermöglichte. Dazu sollen zunächst die Besitzverhältnisse, dann auch deren Veränderungen durch Vermächtnisse und Neuerwerbungen der Familie der Turner untersucht werden.

Da keine Besitzverzeichnisse dieser Familie überliefert sind, bleiben unsere Erkenntnisse auf die Fälle von Besitzwechsel beschränkt. Nur dürftige Spuren ergeben sich aus den Veräußerungen Burkarts. Zur Versorgung seiner Töchter Elisabeth und Katharina läßt er in der Klausur des Klosters Günterstal ein Haus bauen.⁶² Auch haben wir ein Zeugnis über ein Haus, das er in Freiburg besaß. Da selbst der Markgraf mit ihm zusammen hier eine Rechtshandlung vornahm, darf man ein nach den damaligen Maßstäben großes und standesgemäßes Anwesen voraussetzen.⁶³ Dieses gab wohl auch der Turnergasse ihren Namen. 1294 und 1297 werden Häuser in *des Turners gassen* genannt.⁶⁴ Sie umfaßte den oberen Bereich der jetzigen Gauchstraße.⁶⁵ Es liegt nahe, das Haus *zum weißen Turm* in der Gauchstraße Nr. 11 mit dem Anwesen Burkart Turners gleichzusetzen.⁶⁶ Die Siegel dieser Familie zeigen einen Turm.⁶⁷ Vor 1460 war das Haus im Besitz von Johannes dem Turner.⁶⁸

Burkarts Veräußerung seines Gutes in Buchheim um 56 Mark Silber an das Kloster Adelhausen (1292) an Stelle seiner unmündigen Kinder Johannes und Margarete lassen nicht erkennen, ob es sich um Turnersches Stammgut oder von der Ehefrau eingebrachtes Vermögen handelt. Der Kaufvertrag wird ohne Einwilligung eines Oberherrn abgeschlossen, so daß man freies Eigentum annehmen kann.⁶⁹ Auch fünf Jahre später tätigen Burkarts ältester Sohn, nun Ritter Rudolf der Turner von Freiburg, und seine Geschwister Johannes und Margarete auf gleiche unabhängige Weise den Verkauf der Matte Snewlins Brühl zu Weiler bei Emmendingen. Johannes und Margarete gelten wie im vorigen Fall noch als unmündig.⁷⁰ Ein Hof in Schupfholz wird als Erbe der Jungfrau Margarete Turnerin aufgeführt.⁷¹

Die stattliche Summe von 1020 Mark Silber für den Erwerb der Burg Wiesneck im Jahr 1293 war ihm aus der Beteiligung an Silberbergbau zugeflossen.⁷² Vom Gra-

fen Egon von Freiburg hatte er schon früher mit *hern* Heinrich Wollebe und andern Gesellen die Erlaubnis erhalten, einen 12 Kilometer langen Graben über das Gut des Klosters St. Peter und des Grafen Vogteigebiet zu führen.⁷³ Fünf Jahre später erwarb er mit *hern* Heinrich Wollebe das Waldgebiet des Moos zum Abhieb auf zehn Jahre um den außergewöhnlich hohen Betrag von 1300 Mark Silber.⁷⁴ Diese genannten Beträge sprechen deutlich für das große Vermögen der Familie Turner.

Das Vermögen der Turner läßt sich noch besser durch ihre Stiftungen erfassen. Zu den Stiftern einer Jahrzeit an das Kloster Tennenbach gehört ebenfalls Burkart Turner. Das Gut in *Rotweil* bestand aus einer *residencia* und den dazugehörigen Äckern.⁷⁵ Auch vier Juchart Reben in *Bischoffingen* kamen durch die Turner an dasselbe Kloster.⁷⁶ In Kiechlingsbergen gehörten Reben einer Turnerin.⁷⁷ Für die Jahrzeit der Töchter Burkarts erfolgten weitere Stiftungen, so ein Haus und Garten in *Biengen* und weiter Abgaben in *Wendlingen* (Freiburg) und *Heinwiller* (Heuweiler).⁷⁸ Auch in Merdingen ist ein Hof der Turner bezeugt.⁷⁹ Im Heiliggeistspital wurde für Burkart Turner den Alten die Jahrzeit gehalten.⁸⁰

Auch Burkarts ältester Sohn Rudolf zeichnet sich durch fromme Schenkungen aus. Den Predigern vermachte er schon zu Lebzeiten die Zinsen von einem durch ihn ausgetanen Erblehen, bestehend aus einem Garten und einer Matte bei *seinem gesesse zu Turnse in dem kilchspelle ze Adelnhusen. Und geschehe es, daß die Prediger den Zins verkauften oder zu andern Dingen brauchten, so soll er an das Spital der armen Leute in Freiburg fallen.*⁸¹ Im Jahr vor seinem Tod bedachten er und seine Ehefrau Margarete das *Gutleuthaus auf dem Felde* mit dem Besitz und der Nutzung der Haslach von dem *Lantstege unzint dur Hasela abe* für eine Jahrzeit schon zu Lebzeiten für sich und seiner Vorfahren Seelenheil. Die Jahrzeit sollte an unser Frauen Tag in der Fastenzeit mit einer gesungenen oder gesprochenen Messe gefeiert werden. Dafür erhielten die Insassen des Gutleuthauses eine Sonderportion an Speise und Trank und das übrige Geld am Mittwoch in der Karwoche. Sollte die Jahrzeit acht Tage lang nicht begangen werden, fällt das Geld an das Heiliggeistspital für die Begehung der Jahrfeier.⁸² Sein Totengedenken sollte auch *mit einem vollen Dienst* für vier Pfd. Pfg. im Spital gehalten werden⁸³ und ebenso bei den Predigern, wo auch die Jahreszahl 1316 als Stiftungsjahr angegeben ist.⁸⁴ Man wird nicht fehlgehen, wenn man den Eintrag im Jahrzeitbuch des Münsters in Freiburg *Anniversarium Rudolphi dicti Turner militis, de quo habent plebani 5 sol. et cappellani 5 sol.*⁸⁵ auf den 1316 verstorbenen Ritter gleichen Namens bezieht.⁸⁶

Die Höhe der Stiftung von insgesamt *10 sol.* hält sich etwa in der Mitte der Stiftungsbeträge für ungefähr gleichzeitig Verstorbene.⁸⁷ Von einer etwa auf 1470 – 1485 datierten Hand L⁸⁸ stammt der Zusatz: *Sepulchrum lapis iuxta altare trium magorum continens turrin, 1 mis.*⁸⁹ Dieses Grab lag bei dem früher als Rittertür bezeichneten südlichen Portal, heute Lammportal.⁹⁰ Mit dem Singen des Psalms *Miserere* wurde das Totengedenken gefeiert; nähere Angaben über besondere Zeremonien gibt es hier nicht.⁹¹ Nach Rudolfs, des Ritters, Tod steigert sich die Zahl der Vermächtnisse für sein Seelenheil. Seine zweite Ehefrau Margarete, aus dem Geschlecht der Kuchlin, sorgte für sein Totengedenken durch eine Stiftung in Kiechlingsbergen an das Kloster Günterstal.⁹² Ferner fallen durch sie Güter und Einkünfte von einem verliehenen Hof in Denzlingen, nebst Äckern und Häusern an das Kloster

Adelhausen. Die drei Brüder Rudolfs versprechen dieses Seelgerät und diese Schenkung, weil mit ihrem Willen und auf ihren Rat geschehen, zeitlebens um ihres Bruders Rudolf, ihres Vaters und aller Verwandten willen zu halten. Die Priorin und der Konvent verpflichten sich um der Treue Burkarts, Rudolfs selig und Frau Margarete viermal im Jahr die Jahres zu begehen, mit einer Messe, gesungen an St. Peters Altar, nämlich die erste am fälligen Tag, die andern drei am Tage nach Mariä Lichtmeß, Verkündigung und Himmelfahrt. Strafandrohung bei Versäumnis.⁹³ Aus dieser Stiftung soll der Konvent der Prediger je ein Viertel zu den vier Zeiten der Jahrzeit Rudolfs als Almosen erhalten.⁹⁴ Kurz darauf stiftet die Witwe des Ritters Rudolf Turner ein Regelhaus für zwölf arme Schwestern.⁹⁵ Wenn man die Jahrzeit des verstorbenen Gatten viermal im Jahr begeht, soll jede der Schwestern eine brennende Kerze im Wert von einem Pfennig und einen Pfennig bei den Predigern in Freiburg opfern. Auch das Kloster St. Klara in Freiburg wird mit einem Almosen für das Totengedenken Rudolfs, seines Vaters, seiner Frau Margarete und aller ihrer Vordern und Nachkommen bedacht. Bereits zu Lebzeiten hatte Rudolf die Übergabe des Hofes in Denzlingen an dieses Kloster bestimmt. Die Schenkung wird um die gleiche Zeit (August/September) 1316 wie die übrigen Vermächtnisse vollzogen. Für den Ertrag aus diesem Hof geloben Äbtissin und Konvent zu der Messe, die sie von alters her haben, eine tägliche Messe. Falls die alte Messe abgeht oder bei einem Versäumnis von zwanzig Messen, worüber die Äbtissin Rechenschaft ablegen muß, sollen die drei Brüder oder deren Erben Gut und Zins ohne Gericht nehmen und damit eine ewige Pfründe im Kloster St. Agnes bei Freiburg machen, auf daß dort täglich ein Priester Messe singe oder lese zu der dort von alters bestehenden Messe. Diese Pfründe sollen sie allewege einem tauglichen Priester leihen. Im Falle einer Absage dieses Klosters sollen sie mit dem Gut zu dem gleichen Zwecke eine ewige Priesterpfründe im Heiliggeistspital zu Freiburg stiften.⁹⁶ In welchem Kloster dieses Totengedenken wirklich gehalten wurde, ließ sich nicht ermitteln, zumal die für das Totengedenken eingesetzten Beträge, einerseits Geld im Heiliggeistspital,⁹⁷ andererseits Naturalien für St. Klara, eine Gleichsetzung nicht zulassen.

Fragen wir nach den Gründen dieser so vielfältigen Zuwendungen an geistliche Anstalten mit ihren unabdingbaren Bestimmungen, so sind wir auf die mittelalterliche Lehre vom Fegefeuer verwiesen.⁹⁸ Danach bedürfen die zwar in der Gnade Gottes geschiedenen Seelen, *die mit noch nicht abgebüßten Sündenstrafen oder auch mit noch nicht getilgten läßlichen Sünden behaftet sind, nach dem Sondergericht einer vorübergehenden Läuterung, um in die ewige Seligkeit eingehen zu können.* Die Gläubigen auf Erden können den armen Seelen im Fegefeuer zu Hilfe kommen, vor allem durch das heilige Meßopfer, aber auch durch Gebete, gute Werke, Fasten und Almsgaben. Deshalb bemühen sich die Stifter von Jahrzeiten in den Kreis der zu rettenden Seelen Vorfahren und Nachfahren, Lebende und Abgeschiedene einzuschließen. Aus den weitreichenden Bestimmungen in den Vermächtnissen sprechen zugleich Angst, verbunden mit Fürsorge, daß das Totengedenken der Stifter gehalten wird.

Diese intensive Bemühung der Angehörigen für das Seelenheil des Ritters Rudolf zwingt zur Vermutung, er könnte schon in frühen Jahren durch einen Unglücksfall, z. B. bei einem Turnier oder bei einer Fehde sein Leben verloren haben. Ein hohes Alter dürfte er nicht erreicht haben; seit 1271 als Zeuge tätig,⁹⁹ erstreckte sich bis

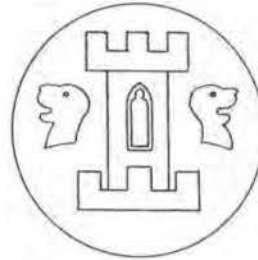
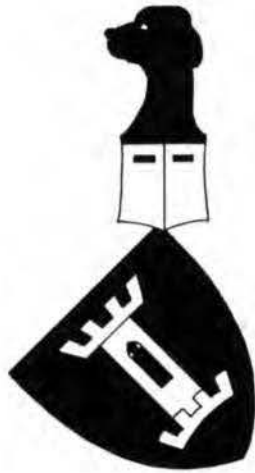
1316 sein Wirken auf 25 Jahre, so daß man bei der frühen Mündigkeit jener Zeit¹⁰⁰ sein Alter bei seinem Tod auf vierzig Jahre ansetzen kann. Ein unerwartetes Ende konnte die Möglichkeit von Beichte und Absolution ausschließen, so daß der Dahingegangene der ewigen Verdammnis überantwortet war. Welche Bedeutung Beichte und Absolution hatten, zeigt der Brauch der Jahrzeitstiftungen an geistliche Anstalten; unterließ man diese, so wurde unterstellt, man sei ohne Beichte und Absolution gestorben.¹⁰¹

Vergleicht man die beim Heiliggeistspital für die Jahrzeitstiftungen der Familie Turner eingesetzten Geldbeträge mit andern Vermächtnissen, z. B. der von Tottikofen und Ätscher, so liegen die Turner mit an führender Stelle; *Herr Burkart Turner, der alte, gab XXX Schilling Pfg., Herr Johannes Turner 2 Pfd. Pfg., Herr Rudolf Turner soll man began mit einem vollen Dienst 4 Pfd. Pfg.* Unklar bleibt, ob der Betrag für die jeweilige Jahrzeit aufgewendet wurde, wie es für Konrad Cozze der Fall war. Dieser gab dem Spital XV Mark und *sol man sin Jarzit began mit III Pfd. Pfg. jährlich.* Für Johannes Snewlins des Gressers des alten Burgermeisters Jahrzeit sind III Pfd. Pfg. ausgesetzt, *die git der Rat.* Diese Beträge werden nur durch die Stiftungen der Hevenler mit X und XV Pfd. Pfg. und Eigel, den Metzger, mit XX Mark Silbers übertroffen,¹⁰² wobei offen bleibt, ob sie so vielseitige Stiftungen wie die Turner gemacht hatten. Das Jahrzeitbuch des Münsters zeigt ähnliche Verhältnisse: Für Rudolf Turner sind insgesamt 10 Schilling¹⁰³ ausgesetzt, für manche in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verstorbene Stifter nur vier Schilling.¹⁰⁴

Wie die Jahrzeiten begangen wurden, läßt sich aus dem Jahrzeitbuch des *Heiliggeistspitals erkennen: mit vigilien und seelmeß als es gewöhnlich ist.*¹⁰⁵ Ob dieses Totengedenken den *vollen Dienst*, wie er einmal für Rudolf Turner vorgesehen ist, erfüllt, sei dahingestellt. Das feierliche Totengedenken wurde nach den Bestimmungen der Stiftungsbriefe gehalten, so daß mit erheblichen Unterschieden zu rechnen ist.¹⁰⁶

Wie ein Schutzmantel legen sich die reichen Vermächtnisse um den abgeschiedenen Rudolf Turner. Von ihnen fällt aber auch ein Abglanz auf die noch lebenden frommen Stifter und trägt zu deren Ansehen bei. In diesem Rahmen fügt sich das Selbstverständnis dieser Familie ein. Ihre Einstellung bekundet sich in den Eingangsworten der Kaufurkunde für das Moos: *künden wir her Burkart der Turner und her Heinrich Wollebe.*¹⁰⁷ Der Titel *her* bleibt über seinen Tod hinaus mit seinem Namen verbunden.¹⁰⁸ Auch das Führen eines eigenen Siegels durch Burkart Turner legt Zeugnis von seiner bedeutenden Stellung ab.¹⁰⁹ Das Siegel seines Sohnes Rudolf zeigt einen Turm mit einem Mauerkranz oben und unten rechts und links je einen Brackenkopf mit der Umschrift: *S. Rudolphi Turnarii militis d'Frib.*¹¹⁰

Dessen Witwe Margarete bedient sich ein Jahr darauf eines eigenen Siegels. Dieses entspricht dem ihres verstorbenen Ehegatten. Doch sind neben dem Turm zwei Schilde mit einem sechsspeichigen Rad aufgelegt. Die Umschrift lautet: *S. Margarete Uxoris R. Turnarii Militis.*¹¹¹ Ihre drei Brüder siegeln je mit einem eigenen Siegel, das aber nur den oberen Mauerkranz zeigt.¹¹² Die zweite Ehe des Ritters Rudolf Turner mit Margarete Kuchlin wird auch auf ihrem Siegel durch die beiden aufgelegten Schilde bestätigt,¹¹³ denn das sechsspeichige Rad führt *her Egelolf* (Egenolf) Kuchlin in seinem Siegel¹¹⁴ Der Verwandtschaftsgrad der Margarete Kuchlin mit Egelolf Kuchli läßt sich nicht klären.



[TURNER]. Am Tragstein gegen Norden.
3. Pfeiler, Südseite, Mittelschiff, Münster.

✠ S·RVDOLFI·TVRNARII·MILITIS·D·
FRIBG·
1315 Sept. 29. St. A. Gutleuthaus.

Für die Herkunft der Turner fehlen umfangreiche Zeugnisse. Einziger Anhaltspunkt ist das *gesesse ze Turnse* im Kirchspiel Adelhausen.¹¹⁵ Eine weitere Urkunde enthält einen Hinweis auf dieses Gesesse: 1322 verkaufte Joannes de Turnen dem Kloster St. Katharina Gülden von seinem Gute *Turnsehe*, nämlich vom Turm, Weiher und Garten. Der Turm ist längst verschwunden, der Weiher ausgefüllt.¹¹⁶ Solche Wohnsitze, wie das genannte Gesesse,¹¹⁷ werden von der neueren Forschung als Wohnsitze von edelfreien Geschlechtern charakterisiert: sie sitzen auf befestigten Herrenhöfen oder wohnen in einfach gesicherten Häusern mitten im Dorf.¹¹⁸ Turmhäuser scheinen in jener Zeit nicht so selten gewesen zu sein, wie es den Anschein hat, nennt doch das Günterstaler Urbar eine Stelle in Neuershausen *gegen des von Tuselingen tum*.¹¹⁹ Außer den Vermächtnissen über Turner Gut gibt es keine Urkunden darüber, wie das weitere Vermögen Burkards bzw. Rudolf Turners an Nachkommen oder Verwandte weitervererbt wurde.

Auf eine spätere Spur des Turnergutes stößt man vor 1460 bei Johann Turner als Besitzer des Hauses zum weißen Turm.¹²⁰ Das Haus zum Turnereck indessen gehörte vor 1460 einem Konrad von Riehen.¹²¹ Ein Junker Paulus von Riehen¹²² verkauft 1440 für sich und seinen verstorbenen Bruder Konrad von Riehen ein Gut in Adelhausen. Man kann als sicher annehmen, daß es sich bei dem oben zweimal genannten Konrad von Riehen um dieselbe Person handelt. Um 150 rhein. Gulden und um vier Pfd. Pfg. Freiburger Münze wechselt *Huse, Hoff, Stallung Wyger, Garten, brunnen, reben und gesesse mit Muren und allen begriffen und rechten und zugehörden hindenan und vornan* den Eigentümer. Aufschlußreich ist die Lagebeschreibung dieses Gesesses: *gelegen zu Adelhusen im Dorffe stosset zu einer siten an das closter zu Adelhusen vnd zu der andern siten an die kilchen zu sant Einbetten vnd an thoman*

*folmeder vnd an das Dorffe zu Adelhusen.*¹²³ Diese Beschreibung erinnert an das Gesesse mit Garten und Matte des Ritters Rudolf Turner.¹²⁴ Wenn man dazu bedenkt, daß seit 1322 kein Turner mehr als Inhaber des Gesesses ausgewiesen ist und die Riehein 1374 ein Haus in der Turnergasse besaßen,¹²⁵ darf es als sicher gelten, daß ein Angehöriger der von Riehen die genannten beiden Besitztümer in Freiburg und Adelhausen zwischen 1322 und 1374 erworben hat. Dessen Nachkommen veräußerten das Gut, wobei sie dem Käufer alle Urkunden übergaben und sich verpflichteten, etwa noch auffindbare dem Käufer auszuhändigen. Noch vorhandene Urkunden wurden für ungültig erklärt.¹²⁶ Einige Jahre darauf vergabte der Käufer diesen Besitz an das Kloster Adelhausen für eine Pfründe für sich und seine Frau Agnes Künigin.¹²⁷ Damit entzieht sich das ehemalige Turnergut weiteren Nachforschungen.

Der Aufstieg Rudolfs Turners in den Stand eines Ritters zog keinesfalls alle Verwandten auf die gleiche gesellschaftliche Höhe. Zu seinen Lebzeiten begegnet uns sein Bruder Johannes der elter ohne den Titel *her* oder den eines Ritters.¹²⁸ Auch bei der Verleihung der Vogtei in Denzlingen gilt er nicht als Ritter.¹²⁹ Vielleicht ist er identisch mit dem Ritter Johannes Turner, der bei der Erbfolge über die Wiesneck tätig ist.¹³⁰ Johann und Onofrius, Ritter von Freiburg, treten 1322 in einem Rechtsstreit mit dem Domkapitel Konstanz auf.¹³¹ Nach dem Tod des ältesten Bruders Rudolf führten fast alle Brüder den Rittertitel, während sonst meistens nur dem Ältesten dieser Titel zukam.¹³²

Häufig testiert in den Urkunden ein Rudolf Turner, einmal in derselben Urkunde mit dem Ritter Rudolf, so daß eine Identität der beiden ausgeschlossen ist. Dieser Rudolf gilt auch als Vetter des Johannes des Älteren.¹³³ Er war weder *her* noch *Ritter*, doch Bürger von Freiburg. Als Zeuge steht er manchmal an deren letzter Stelle. Ab 1324 führt er nach den Rittern meistens die Zeugenliste der Bürger an. Sein Alter verhalf ihm wohl zu diesem Ansehen.¹³⁴

Nach den vorliegenden Zeugnissen gehörten die Turner von Freiburg zur Oberschicht dieser Stadt; für diesen Personenkreis wird auch der Begriff Patriziat gebraucht.¹³⁵ Die Töchter Burkharths lebten in der Obhut des Klosters Günterstal. Des Ritters Rudolf Turner wird auf Grund seiner Vermächtnisse auch in dem vornehmen Nonnenkloster Adelhausen gedacht. Hier findet er sich in dem Kreis vornehmer, *her* genannter Stifter, wie der Snewlin, Kuchlin, von Munzingen und anderen, d. h. der angesehensten Bürger und Ritter. Die Ehefrauen sind hier durchweg mit *vro* aufgeführt, eine Bezeichnung, die damals nicht jeder weiblichen Person zustand.¹³⁶ Jahrzeitstiftungen an das Heiliggeistspital sorgten für das Totengedenken der Tochter Burkharths Margarete und seines Sohnes Johannes.¹³⁷

Unbeantwortet blieb die Frage, auf welche Weise Rudolf Turner den Rittertitel erhielt. Hätte allein die ritterliche Lebensgrundlage genügt, bliebe ungeklärt, weshalb sein Vater nach dem Erwerb der Burg Wiesneck (1293) den Rittertitel nicht führte. War er damals bereits zu alt, um ritterliche Verpflichtungen, z. B. Teilnahme an Turnieren, zu erfüllen? Oder war der Rittertitel an Dienstverpflichtungen für einen Herrn gebunden, die er nicht übernehmen konnte oder wollte?¹³⁸ Auch über äußere Formen der Erhebung zum Ritter wissen wir in Freiburg nichts. Sie konnten allerdings sehr einfach sein, wie das Chronicon Bernoldi ausweist.¹³⁹ Welche Verpflichtungen damit übernommen wurden, ist in diesem Bericht nicht ausgeführt.

Anders steht es mit dem Titel *her*, den Burkart fast immer, sein Sohn *vor* dem Erwerb des Rittertitels führt. Burkart Turner ist ausgezeichnet durch umfangreichen Besitz, darunter auch von Hofgütern.¹⁴⁰ Als Herr dieser Besitzungen hat er das Recht zu bestimmen und die Verfügungsgewalt über die Hofhörigen, bezw. Verwalter als Maier.¹⁴¹ Eine derartige Besitzgrundlage soll auch bei erworbenem Lehensbesitz für den Titel *her* gelten, wie das Geiges an einem Beispiel gezeigt hat.¹⁴² Der Anregung von Geiges folgend, können zwei Beispiele obiger Vermutung mehr Gewißheit verschaffen.¹⁴³

Lutfrid Ätscher¹⁴⁴ ist als *her* in den Kreis von Rittern und Bürgern einbezogen, wo diesen diese Titel zugestanden werden.¹⁴⁵ Über Besitzungen dieser Familie in Hochdorf, Denzlingen, Freiburg, Opfingen und Mengen hören wir in den Jahren 1308 bis 1452.¹⁴⁶ Auch eine Gasse in Freiburg ist nach dieser Familie benannt.¹⁴⁷ Der ältere Bruder, der Zilige genannt, wird nie als *her* bezeichnet. Von ihm ist nur der Besitz einer Badstube bekannt.¹⁴⁸ Offensichtlich trug der Besitz von Gütern, Eigen oder Lehen, insbesondere von einem oder mehreren Höfen dazu bei, daß der Titel *her* geführt werden konnte. Das läßt sich auch am Beispiel der von Tottighofen zeigen.¹⁴⁹

In den lateinischen Urkunden werden den Angehörigen eines Zweigs der von Tottighofen, Konrad und Heinrich, wie auch den andern Bürgern keine Titel zugebilligt.¹⁵⁰ In deutschen Urkunden sind die ersten Träger dieses Namens *her* Heinrich von Tottighofen, mit ihm bezeugen einmal *her* Andreas von Tottighofen und ein andermal *her* Nikolaus von Tottighofen den Rechtsvorgang.¹⁵¹ Letztere scheinen Brüder zu sein. Dagegen zählt Gottfried, wohl der Sohn des Nikolaus, nicht als *her*.¹⁵³ Zwei Urkunden, deren Aussteller *her* Nikolaus und *her* Heinrich von Tottighofen sind, beziehen sich auf andere Träger dieses Namens ohne den Titel *her*, wie Friedrich v. T., Johann v. T. und seinen Bruder Albrecht v. T.¹⁵⁴

Von *hern* Andreas von Tottighofen, Bürger von Freiburg, ist 1320 ein Hof in Neuershäusen bezeugt,¹⁵⁵ den er 1308 durch den Kauf von acht Juchert Ackerland erweitert hatte.¹⁵⁶ 1306 verkauft Wernher von Schaftolsheim seinen Hof mit Zubehör in Teningen der *erbern jungfrowen fro Mehtilde von Tottighofen*, Burkarts und Meinwarts Schwester, einer Bürgerin von Freiburg, um 40 Mark Silber und empfängt ihn von ihr wieder als Erblehen. Der Titel *fro* entspricht dem des *her*. Zeugen in dieser Urkunde sind: *her* Andreas, Burkart, Meinwart, Gottfried und Oswald von Tottighofen. *Her* Andreas ist hier zum letzten Mal als Zeuge ausgewiesen.¹⁵⁷ 1324 gilt er als verstorben.¹⁵⁸ Seine Tochter Elisabeth, die ältere, Bürgerin in Freiburg, überließ 1331 an das Kloster Tennenbach Güter und Gülten in Freiburg, Schallstadt, Tottighofen und Ballrechten.¹⁵⁹ Auch das Tennenbacher Urbar nennt häufig Güter der von Tottighofen.¹⁶⁰ Es ist unerklärlich, daß die Brüder der Mehtild den Titel *her* nicht führten. Burkart bemühte sich offensichtlich, sich eine Besitzgrundlage zu schaffen. 1284 beteiligte er sich mit annähernd 100 Mark Silber am Kauf der zwei Teile des Hofes in Herdern, Lehen des Bischofs von Straßburg.¹⁶¹ 1313 erwarb er Zinsgut in Emmendingen mit *hern* Heinrich von Munzlingen und *hern* Snewlin im Hof, Rittern.¹⁶² Von dieser Zeit an trägt er den Titel *her*,¹⁶³ während er ihm bisher eindeutig versagt war.¹⁶⁴ Weitere Nachrichten über Zinsen vom Hof des Heiliggeistspitals in Tiengen¹⁶⁵ und der Hinweis in Walters-

hofen *neben dem von Tottighofen* ergänzen das Bild von seiner Besitzgrundlage wohl kaum bis zur Vollständigkeit.¹⁶⁶

Die Identität zwischen Burkart von Tottighofen und dem *her* genannten gleichen Namensträger bestätigt der jeweils genannte Bruder Meinwart.¹⁶⁷ Das Fehlen des Titels *her* bedeutete jedoch keine gesellschaftliche Schranke. Als Schwager des *hern* Heinrich Wollebe und als Vormund seiner Kinder¹⁶⁸ wie als Verwandter des *hern* Johann Morser¹⁶⁹ genoß er sicher hohes Ansehen in der Stadt, das sich durch den Titel *her*, durch Erbschaft oder Lehen noch steigern konnte.

Die Ergebnisse über die Familien Turner, Ätscher und von Tottighofen zeigen die Besonderheit, daß einzelne Familienglieder den Titel *her* führten. Offensichtlich vererbte er sich nicht auf alle Nachkommen, war möglicherweise auch Voraussetzung für den Ritterschaftstitel, für den eine gute wirtschaftliche Grundlage unerlässlich war. Der erst zur Zeit der Renaissance geprägte Begriff Patriziat wird der ständischen Struktur in der mittelalterlichen Stadt insofern nicht gerecht, da er, zu wenig dynamisch, den Eindruck von einer nach unten abgeschlossenen Oberschicht erweckt. Es konnte aber gezeigt werden, daß bestimmten Gliedern einzelner Familien der Titel *her* dank einer wirtschaftlichen Grundlage als Erbgut, durch Kauf oder Lehen zukam.¹⁷⁰ Der Aufstieg in die gehobene Schicht unterband aber keineswegs verwandtschaftliche oder gesellschaftliche Beziehungen zu den nicht *her* genannten Bürgern.

Ein Rückblick auf die kriegerischen Ereignisse in jener Zeit läßt keine Beteiligung oder Betroffensein der Turner erkennen. Weder bei der Belagerung Freiburgs und der Zerstörung des Klosters Adelhausen (1281), noch bei dem Streit zwischen dem Grafen und den Bürgern (1299) treten sie in Erscheinung.¹⁷¹ Zu den durch den Überfall des Schultheißen Spenli von Breisach Geschädigten gehörten die Turner nicht.¹⁷² Als Bürger im Jahre 1300 aus dem Rat ausgeschlossen wurden, zählte kein Glied der Turnerfamilie dazu.¹⁷³ Nie war zu dieser Zeit die Stelle eines Schultheißen oder Bürgermeisters durch einen Angehörigen der Familie Turner besetzt. Vielleicht zog es sie mehr zu privaten Tätigkeiten, wovon zwar die Urkunden nichts berichten, der Minnesänger Turner in der Manessischen Handschrift aber Zeugnis ablegt.¹⁷⁴

Zum Schluß soll noch ein Vergleich mit dem reichsten Geschlecht Freiburgs, den Snewlin, gewagt werden. Gleichartig sind zunächst die Voraussetzungen für den Aufstieg: das nachgewiesene Turnergut und das Streben der Snewlin, im 13. Jahrhundert große breisgauische Höfe zu erwerben.¹⁷⁵ Was die Beteiligung am Silberbergbau betrifft, verdankten die Snewlin ihren Reichtum nur zu einem Teil diesem Erwerbszweig, während Burkart Turner mit allen verfügbaren Kräften durch den Ertrag aus den Silbergruben den wirtschaftlichen Erfolg suchte und fand. Der sichtbare Höhepunkt dieses Strebens zeigte sich in dem Erwerb der Burg Wiesneck mit den Vogteirechten über das Kloster St. Märgen (1293) zu einer Zeit, als der Ritter und Schultheiß Snewlin Bernlapp in Bollschweil nur ein Gut (1291) besaß, das 1303 als festes Haus und später als Schloß bezeugt war.¹⁷⁶ In der Folgezeit verfolgten die Snewlin eine Erwerbspolitik durch den Kauf von Liegenschaften, verbunden mit Rechten und wurden dadurch zu Geldverleihern größeren Stils.¹⁷⁷

Die fast ausschließliche Hinwendung der Turner zum Silberbergbau schloß für die Folgezeit manche Risiken ein, wie Erschöpfung einzelner Gruben, höhere Investitionen verbunden mit geringerem Ertrag, die Zerstörung des Hangkanals Anfang des

14. Jahrhunderts¹⁷⁸ und die Auseinandersetzung Rudolf Turners mit dem Grafen von Freiburg über die Silberberge,¹⁷⁹ so daß diese Familie ihre Glanzzeit bereits überschritten hatte, als die Snewlin begannen, die Grundlagen für ihren Aufstieg zu schaffen.

Die Turnseestraße in Freiburg hält allein die Erinnerung an den einstigen Wohnsitz dieser Familie fest.

ANMERKUNGEN

- ¹ J. KINDLER v. KNOBLOCH, Oberbadisches Geschlechterbuch, 3 Bde. (1898, 1905, 1919), hier: I, 266.
- ² Freiburger Urkundenbuch. Hrsg. von F. HEFELE, 3 Bde. (1940/50/57); im folg. abgekürzt: FUB. I, 278,3 (1277); *Burkart der Turner*; vgl. den abgekürzten Namen: *Burc*: 244,28 (1273) und 266,28 (1276).
- ³ a) Rudolf, Sohn des Burkart: *her Rudolf*: FUB II, 146,15 und 23 (1292); *Rudolfus filius*: FUB II, 158,5 (1293) und UBhIGeistSp (wie Anm. 3 f) I, 19 (1293), *her Rudolfe dem jungen Turner*: FUB II, 207,32 (1295); *her Rudolf*: FUB II, 277,14 (1297); FUB III, 16,12 (1302); mit Johannes: FUB III, 31,22 (1303).
b) Johannes, Sohn des Burkart: FUB III, 31,22 (1303). Er wird öfters *der elter* Turner: FUB III, 156,25 (1311); 232,8 (1314), bzw. *der elteste*: FUB III, 69,25 (1305) als Bruder des Rudolf bezeichnet, im Gegensatz zu seinem jüngern Bruder Johannes, der mit Onofrius und zwei Schwestern aus der zweiten Ehe des Burkart T. stammt. Vgl. d).
c) Margarete: *Hern Burchartes des Turners erren kinde, hern Rudolfes, Johannes und Margaretens nehisten mage*: FUB II, 146,24 (1292) und 277,14, 26 (1297). *Margarete hern Rudolfes des Turners seiligen swester*: FUB III, 315,9 (1316)
d) *Johannes und öch Johannes un Onofrius die Turner gebrüder, hern Burchartes seiligen sune*: FUB III, 315,25 (1316).
e) Elsbeth und Katharina, Töchter des Burkard Turner: FUB II, 60,12 (1287); FUB III, 140 (1310).
f) *Rudolf hern Burchartes des Turners bruoder sun*: FUB II, 146,15 (1292). *Rudolf der Turner, Johannes sin Brüder*: Urkunden des Heiliggeistspitals (im flgd = UBhIGeistSp) VeröffArchStadt Freib, I. Bd. (1255 1400), II. Bd. (1401 1662), III. Bd. (1220 1806, Nachträge) (1890/1900/1927), hier: I, Nr. 88 (1313); FUB III, 322 (1317). Auch als Vetter des *Johannes des elteren* ist er nachweisbar: FUB III, 232,8 (1314).
- ⁴ FUB III, 128 (1309).
- ⁵ FUB II, 146,16 (1292).
- ⁶ FUB I, 288,5 (1279).
- ⁷ FUB I, Nr. 297 (1276); Nr. 364 (1283); II, Nr. 25 (1285).
- ⁸ FUB I, Nr. 309 (1277); Nr. 314 (1278); II, Nr. 6 (1284).
- ⁹ FUB II, Nr. 118 (1289); Nr. 128 (1292); Nr. 162 (1294); Nr. 258 (1298); FUB III, Nr. 18 (1302); Nr. 87 (1305).
- ¹⁰ FUB III, Nr. 66 (1304). Hier folgt er unmittelbar auf seinen zum Ritter gewordenen Sohn Rudolf. Vom Kloster Pairis ist er als *reverendus dominus* ausgewiesen.
- ¹¹ H. NEHLESEN, Die Freiburger Patrizier Familie Snewlin. Rechts- und sozialgeschichtliche Studien zur Entwicklung des mittelalterlichen Bürgertums (Freiburg 1967) (= VeröffArchStadtFreib 9) S. 23, Anm. 161, lehnt eine Gleichstellung von *her* mit *dominus* ab; Anm. 162 verweist er auf das Beispiel des Ludwig von Munzingen, der zwar in einer deutschen Urkunde (FUB I, Nr. 151) *her*, in einer weiteren (Nr. 152) aber von demselben Schreiber nicht *dominus* genannt wird. Dem steht entgegen, daß in letzterer der Abt von St. Peter den Titel *dominus* führt. Zu dieser Frage E. Schillinger, *Dominus und Miles* in den Freiburger Urkunden des 13. Jahrhunderts, in: *Schauinsland* 104 (1985) S. 43–56.
- ¹² I. FUB I, Nr. 297 (1276) Basel: Bischof Heinrich von Basel verleiht den Zehnten, den Markgraf Heinrich von Hachberg, bzw. die Brüder Vasser zu Lehen hatten. Zeugen: Ritter und Geistliche; *Burcardo dicto Turner cive de Vriburgo* als einziger unter den fidedignis mit Namen genannt.
II. FUB I, Nr. 343 (1281) St. Blasien (Regest); Regesten der Markgrafen von Baden (im flgd. = RMB) I, h 70: Markgraf Heinrich von Hachberg schenkt dem Kloster St. Blasien Güter zu Eggenen und Schalsingen. Zeugen: Anselm, Propst von Bürgeln, Meister R., Rektor der Kirche in Obereggenen, der Vogt von Sausenberg und *dicto Turner cive in Vriburch*.

- III. FUB II, Nr. 6 (1284) Freiburg; RMB I, h 80 *in des closters hove* = 2 Ausfertigungen dieser Urkunde: Markgraf Heinrich überläßt Tennenbach das Vogtrecht über den Hof in Wettelbrunn. Zeugen: Abt Meinwart von Tennenbach, Klosterbrüder, her Walther von Heitersheim und *her Burkart der Turner*, sowie andere Brüder und Laien.
- IV. FUB II, Nr. 9 (1284): Markgraf Heinrich von Hochberg gibt seinen Zehnten zu Jechtingen dem Kloster zu Adelhausen zur Nutznießung für seine dort eingetretene Tochter Kunigund und Elisa beth. Zeugen: Der Abt von Tennenbach, sein Oheim von Schwarzenberg, einige Ordensleute, *der Turner von Freiburg* und andere.
- V. FUB II, Nr. 25 (1285) ap. Hachberg; RMB I, h 84: Markgraf Heinrich von Hachberg verkauft dem Abt von Tennenbach Einkünfte in Malterdingen. Zeugen: *Dominus* . . . Ulrich Abt von Salem, der Abt von Tennenbach, Klosterbrüder, *Comes Egeno de Friburg, Rüdolfus de Üsenberg, Johannes et Wilhelmus, domini de Schwarzenberg, Dietricus iunior et Volmarus, fratres de Kep penbach, Wolframus miles de Vischerbach, Gólinus advocatus de Friburg, Bur[cardus] dictus Meinwart, Wilhelmus de Teningen, Bur[cardus] dictus Turner cives in Friburg* und vier weitere Zeugen *et plures alii fide digni*.
- 13 I. FUB I, Nr. 364 (1283) Burg Freiburg, Graf Egon von Freiburg verkauft die Burg Alzenach. Zeugen: Ritter und zwei Nichtritter, *Burcardo dicto Turner* als Letzter.
- II. FUB II, Nr. 67 (1289): Konrad, Dompropst von Konstanz, verpfändet seinem Bruder Graf Egon verschiedene Kirchen. Zeugen: Einige Ritter, *Burkart der Turner, Góli der Vogt, Abreht der Rintkauf* und andere.
- III. FUB II, Nr. 138 (1293) Freiburg: Keine ritterliche Zeugen, der letzte ist *Burchardus Turner*, mit seinem Sohn Rudolf vor dem Schreiber und den *fratres*. Konrad von Freiburg, Dompropst von Konstanz, und Graf Egeno III. erlauben dem Heiliggeistspital die Anstellung eines zweiten Geistlichen.
- 14 I. FUB I, Nr. 319 (1279): Hesse von Üsenberg und sein Vetter Rudolf geben Johannes Snewlin Güter zu Holzhausen. Zeugen: *Der Turner*.
- II. FUB II, Nr. 144 (1293) Kenzingen: Rudolf, Herr von Üsenberg verkauft 30 Mark Silber jährlichen Zinses an den Ritter Dietrich von Tußlingen. Zeugen: Nach den Rittern *her Burkart der Turner, her Hübschman* und andere.
- III. FUB II, Nr. 258 (1298) Freiburg: Herr Ulrich von Eistat verzichtet auf ein Gut in Denkingen. Zeuge: *her Burkart der Turner von Friburg*.
- IV. FUB II, Nr. 19 (1284) Hesse und Rudolf von Üsenberg verkaufen einen Hof in Eichstetten an einen Freiburger Bürger. Eideshelfer: *Her Burkart der Turner von Freiburg* und *her Konrad Kolman*.
- 15 FUB II, Nr. 301 (1300): Entscheidung des Grafen Hermann von Sulz, Hofrichter des Königs Albrecht. Zeugen: Nach den Herren *Burkart der Turner* und Konrad Hübschmann.
- 16 FUB II, Nr. 10 (1284) Freiburg: Nach dem Ritter Dietrich von Tußlingen *Burcardum dictum Turner de Friburg*.
- 17 FUB III, Nr. 38 (1303): mit *hern Burkart dem alten Turner* und seinen Söhnen *hern Rudolf* und Johannes.
- 18 Vgl. Anm. 12
- 19 Der Begriff *ministerialis* ist in den Freiburger Urkunden bis 1280 üblich: FUB I, Nr. 329 (1280) = letztes Zeugnis; vgl. FUB I, Nr. 67, 68, 216, 222, 257, 289. Nach NEHLESEN, Snewlin (wie Anm. II), S. 125, Anm. 70 ist im 12. und 13. Jahrhundert *miles* und *ministerialis* gleichgesetzt (FUB I, Nr. 26 (1223)).
- 20 FUB II, Nr. 134 (1293 Jan. 23) Freiburg. — Die Burg kam an die Snewlin, unbestimmt, ob durch Kauf oder Erbschaft. 1322 *her Snewli von Wisenegge*, Ritter: NEHLESEN, Snewlin (wie Anm. II) S. 84 f.
- 21 Vgl. Anm. 13.
- 22 Vgl. Anm. 13 und 14.
- 23 SCHILLINGER (wie Anm. II) S. 49.
- 24 Vgl. Anm. 12.
- 24a UBhGeistSp I, Nr. 442 (1359): Einem Bürger von Breisach wurde bei Ergebung in die Bruderschaft des Heiliggeistspitals mit Leib und Gut Schwert und Harnisch, der zu seinem Leibe gehört, belassen.
- 25 FUB II, Nr. 10 (1284 April 18) Freiburg: *Acta sunt hec in domo predicti B(urchardi) Tvnrer*.
- 26 Markgraf Heinrich von Hachberg regierte bis 1293; Markgraf Heinrich III. von 1293 — 1321. Burkart Turner wird 1308 als verstorben angegeben: FUB III. Nr. 125.

- Die Ursache liegt z. T. auch im Rückgang des Zeugenbeweises seit 1350. Dazu: T. MAYER EDENHAUSER, Das Recht der Liegenschaftsübereignung in Freiburg Diss. iur Freiburg, 1937, S. 56.
- ²⁷ FUB I, Nr. 234 (1270 Juli 21) FR. WILHELM, Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300 (1932 ff.), Nr. 144. Er ist nach den Freiburger Urkunden von 1292 1304 Schultheiß (FUB II, S. 410 und FUB III, S. 420). In Neuershausen lag die *curia* derer von Teningen als *gen des von Tüstringen hof und siner bürge über*: Das Tennenbacher Güterbuch (1317 1341), bearbeitet von M. Weber u. a. (= VeröffKomGLdkeBadWürtt, Reihe A, Bd. 19) 1969 Sp. 925. Im Günterstaler Urbar, GLA Karlsruhe, 66/3210, Photokopie im Staatsarchiv Freiburg, f. 198 heißt es: *des von Tuselingen turn*. Zu weiteren Besitzungen vgl. KINDLER v. KNOBLOCH (wie Anm. 1) I, 268 und NEHLSSEN, Cives et milites de Friburg. Ein Beitrag zur Geschichte des ältesten Freiburger Patriziats, in: Schauinsland 84/85 (1966/67) S. 79 124), hier: S. 85 f. und zu ihrer Stellung als Ritter S. 101 f.
- ²⁸ FUB II, Nr. 144 (1293).
- ²⁹ Wie Anm. 12, III und WILHELM (wie Anm. 27) Nr. 110.
- ³⁰ FUB I, Nr. 213 (1267). Er ist weiterhin bis 1284 (FUB I, Nr. 253, 288, 318, 367 und FUB II, Nr. 6) als Zeuge für das von ihm beschenkte Kloster Tennenbach tätig. Der nicht in ursprünglicher Form erhaltene Nekrolog dieses Klosters enthält seinen Namen nicht. MGH Necr. I, S. 338 342.
- ³¹ FUB I, Nr. 308 (1277) Über dieses Lehen erfahren wir erst bei dessen Verkauf an die Johanniter in Freiburg. Er nennt den Grafen von Freiburg seinen Herrn. Zu seiner Person: FUB I, A. I zu Nr. 213. Nach KINDLER v. KNOBLOCH (wie Anm. 1) II, 22 verstarb er kinderlos.
- ³² Vgl. Anm. 3 a).
- ³³ Vgl. Anm. 3 a) und FUB II, Nr. 101 und ebenso Nr. 130, 181 und 303.
- ³⁴ FUB II, Nr. 134 (1293 Jan. 23) Freiburg. Es handelt sich um den Kauf der Burg Wiesneck. Weitere Nennungen als Ritter: FUB II und III passim.
- ³⁵ FUB III, Nr. 66 (1304 Juni 22).
- ³⁶ FUB II, 325,6 Nr. 261 (1299).
- ³⁷ FUB II, 304,20, Nr. 247 (1298); im FUB II, 173,24 Nr. 154 (1294) folgt auf ihn her Heinrich von Munningen als Sohn des gleichnamigen 1287 als verstorben genannten Ritters; (1291) Nr. 101 noch ohne Titel *her*.
- ³⁸ Vgl. Anm. 3 b).
- ³⁹ FUB III, Nr. 87 (1305 Aug. 18) in Freiburg: *hern Rüdolfe dem Turner einem rittere von Friburg un Johanne sine m brudere, dem Ältesten*. Der Gerichtsbarkeit wurden alle Bewohner, auch zugezogene und noch hinzuziehende, ebenso noch hinzuziehende eigene oder Lehensleute des Markgrafen unterworfen. Die Inhaber des Lehens sind berechtigt, dieses Lehen zu verkaufen, zu versetzen oder weiter zu verleihen. Dieses Recht überträgt sich auch auf die Erben. D. SCHÖPFLIN, Historia Zaringo Badensis V, Codex diplomaticus (1765) S. 318.
- ⁴⁰ FUB II, 36 Anm. 7. Quelle: Gedenkbuch der Freiburger Klarissen, GLA Hs. 218, S. 1. Wie drei an dere Bürger stiftete er ein Haus, das er bisher bewohnt hatte.
- ⁴¹ Urbar Günterstal (wie Anm. 27) f. 175 r. Der Nekrolog dieses Klosters sagt zweimal *Burcardus Turner obiit*: Necrolog (wie Anm. 30) S. 297, Nr. 21 und S. 300, Nr. 1. Ein Rudi Stumme ist Inhaber eines Hofes in Vörstetten; dazu: E. SCHILLINGER, Studien zu den sozialen Verhältnissen in Mundingen und umliegenden Siedlungen im ausgehenden Mittelalter, in: AlemJb 1976/1978 (1979) S. 114, Anm. 157.
- ⁴² Urbar Günterstal (wie Anm. 27) fol 132 r und 218 r. Nach f. 169 r sind die Stumme auch in Kiechlingsbergen begütert, vgl. Anm. 77.
- ⁴³ FUB III, Nr. 18 (1302 Mai 12). HEFELE erklärt Löfflers Titel *her* daher, daß er Inhaber einer Brotbank war, vgl. Anm. 4 zu FUB II, Nr. 283.
- ⁴⁴ FUB II, Nr. 141 (1293 Juni 20) Freiburg. Verkauf von Gütern in Uffhausen und Wendlingen.
- ⁴⁵ FUB II, Nr. 13, 135, 157, 210, 222, 223 und 230 von 1284 bis 1297.
FUB III, Nr. 366 (1315): hier kommt ein Zins von einem Weinberg in Wendlingen an das Kloster St. Ulrich. Sein Sohn = *sacerdos*.
- ⁴⁶ Vgl. Anm. 2 f).
- ⁴⁷ FUB II, Nr. 130 (1292 Nov. 5) Freiburg: *un Rüdolf hern Burchartes des Turners brüder sun*. Zum Unschädlichkeitszeugnis beim Verkauf von Gütern minderjähriger Kinder: MAYER EDENHAUSER, Liegenschaftsübereignung (wie Anm. 26) S. 18 und H. SCHREIBER, Geschichte der Stadt Freiburg I (1857) S. 79, Stadtrecht von 1275.

- 48 FUB I, Nr. 309; FUB II, Nr. 144, 157: *Cünrat Töldeli der Zolner*; FUB III, Nr. 7, 292, 480 und 495 für den Zeitraum von 1277 bis 1319. Zum Begriff Patriziat vgl. Anm. 170.
- 49 FUB II, Nr. 230 (1297 Aug. 17) Freiburg. Zum Erbrecht vgl. Anm. 69.
- 49a Urbar Günterstal (wie Anm. 27): Von der Jahrzeitstiftung für die Töchter Burkarts werden V M. Roggen für *Frau Anne, der Gebeninun Jahrzeit* abgezweigt (f. 222 r) und Schwester Else Geben wird eine Teilnutzung auf Lebenszeit aus der Jahrzeitstiftung für die Turnerschwestern ausgesetzt (f. 59).
- 50 Die Degenhart sind nicht als Ritter ausgewiesen: FUB I, Nr. 65 (1239) passim; FUB II, Nr. 14 (1284) passim; FUB III, Nr. 87 (1305) Degenhart, der junge; Nr. 141: Johannes, der alte Degenhart.
- 51 FUB II, Nr. 122 (1292 Febr. 11) Freiburg. Der Name bleibt noch bis ins 15. Jahrhundert am Haus haften: 1460: *des Tegenharts hus*: K. SCHMIDT, Die Hausnamen und Hauszeichen im mittelalterlichen Freiburg, Diss. phil. Freiburg 1930, S. 41.
- 52 FUB II, Nr. 187 (1296 Febr. 1). Es handelt sich um das Gut in Holzhausen, das der Richter um 153 Mark Silber an das Kloster Adelhausen verkauft.
- 53 FUB III, Nr. 197 (1311): *vern* = im vorigen Jahr, siehe M. LEXER, *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch*, (34 1974) S. 275. Danach müßte Christine 1310 gestorben sein. Schon bei einem Verkauf durch den Ritter Rudolf und seine Schwester (1297) wird Christine nicht erwähnt (vgl. Anm. 70). Da aber bereits 1304 Margarete als Ehefrau des Ritters Rudolf Turner erwähnt ist, muß das Todesjahr Christines vor diesem Jahr angesetzt werden: FUB III, Nr. 66 (1304).
- 54 Necrolog Günterstal (wie Anm. 30) S. 298, Nr. 28: *Ob. Guota dicta Tenneviselin et Heinricus vir eius, Guota et Johannes et omnium filiorum eius*; und S. 305, Nr. 14: *Rudolfus et Cristina uxor eius*.
- 55 FUB III, Nr. 429 (1317 Jan. 5) Freiburg. Als weitere Erbberechtigte werden genannt: *Johannes Tegenhart, Tegenli* sein Bruder, *Gütmann der Hevenler* und Frau, *Cünrat Eigel* und Frau, *Kraft v. Breisach* und Frau, *Agnes Degenhart*, ihre Schwester und *Conrat der Tennevisel* von Neuenburg. Necrolog Günterstal (wie Anm. 30) S. 305, Nr. 4: *Rudolfus Tegenhart ob.* und Urbar Günterstal (wie Anm. 27) fol 91 r: Jahrzeit für Johannes und seinen Bruder Rudolf.
- 56 Der Name Rudolf ist bei den Freiburger Bürgern ziemlich selten; hauptsächlich ist er bei der Familie Rintkauf vertreten: FUB II, Register S. 436 und III, S. 453.
- 57 Urbar Günterstal (wie Anm. 27) f. 169 r: *hört zu hern Rüdolf des Turners seligen iargezit, der die kuchelinun hat.* Nach KINDLER v. KNOBLOCH I (wie Anm. 1) S. 266 und Kreisbeschreibung Freiburg I, 1, S. 309 hieß Rudolf Turners Frau Margarete von Krozingen. Diese wird aber bei den von Krozingen nicht erwähnt.
- 58 FUB III, Nr. 66 (1304 Juni 24). Erben des verstorbenen Hug Kuchli sind seine Brüder Rudolf und Conrad, Mitglieder des Deutschen Ordens. Testamentsvollstrecker: Rudolf, Johannes v. Haslach und Margarete, Ehefrau des Ritters Rudolf Turner für die Witwe des Verstorbenen Mehthild, nicht Margarete, wie bei KINDLER v. KNOBLOCH (wie Anm. 1) II S. 396 angegeben. Hier wird Margarete als Schwester des Hugo Kuchli vermutet.
- 58a NEHLSSEN, *Cives* (wie Anm. 27) S. 81, 90 f. und 109. FUB I, Nr. 46 (1230) *R. dictus Kuchli* wird den *honestis et discretis viris* zugerechnet. Beim Kauf der Burg Wiesneck steht der Ritter Rudolf Turner nach dem Ritter Egenolf Kucheli: FUB II, Nr. 134 (1293).
- 59 Vgl. Anm. 39.
- 60 FUB III, 290,16, Nr. 389 (1316 Jan. 28) Freiburg und 322,14, Nr. 429 (1317)
- 61 KINDLER v. KNOBLOCH (wie Anm. 1) I, 327, Ahnentafel III. Abreht als Ritter: FUB III, 32,22 und 33,17 (1303); 75,1 (1306).
- 61a Zum sozialen Aufstieg einer Familie: K. SCHMID, Zur Problematik von Familie, Sippe und Geschlecht, in: ZGORh, 66 (1957) S. 1–62, hier: S. 22 verweist auf die Rolle der Verwandtschaft der angeheirateten Frau bereits in den Gedenkbüchern des 9., 10., 11. Jahrhunderts und ähnliche Feststellung für den Adel, DERS., Gebetsgedenken und adliges Selbstverständnis im Mittelalter (1983) S. 258 und 399.
- 62 FUB II, Nr. 49 (1287 Dez. 27) Pairis. Der Nekrolog I (Günterstal) S. 301 Nr. 8 und S. 305 Nr. 8 enthält zweimal: *Katharina Turner obiit*. Den beiden Töchtern standen auch verschiedene Zinsen zu: GLA 23/14 Gülden (1308 Febr. 26) = FUB III, Nr. 125; Nr. 181 (1310 Juni 26).
- 63 Vgl. Anm. 25: *in domo predicti B[urkardi] Turner*.
- 64 FUB II, Nr. 153 (1294 Mai 12) Freiburg UBhI GeistSp I, Nr. 30 (1297 Juni 7).
- 65 A. POINSIGNON, *Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg i. Br.* (= VeröffArchStadtFreib, Bd. 1, 1891) S. 149. Der Name Turnergasse hielt sich bis ins 18. Jahrhundert: ein Haus in der Turner

- gasse, genannt zum Turner Eck: UBhI GeistSp III, Nr. 4087 (1728 Sept. 2). Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts setzte sich dafür auch der Name Gauchgasse durch: *ein Eckhaus in der Gauch oder Turnergasse, genannt zum Turnereckh*; ebda. Nr. 3380 (1677 Aug. 14). Das Haus zum Gauch, seit 1360 Trinkstube der Gauchgesellschaft an der Ecke Gauchgasse und heutiger Kaiser Joseph Straße gab dieser Gasse den Namen. Dazu: K. ZIMMER, Das Haus zum Gauch in sieben Jahrhunderten, in: Schauinsland 104 (1985) S. 195–211. NEHLESEN, Snewlin (wie Anm. 11) S. 67, Anm. 169 setzt die Turnergasse mit der heutigen Franziskanerstraße gleich. Die Zuweisung von Häusern in der Franziskanerstraße nach der Turner-, bzw. Gauchgasse beruht auf dem Umstand, daß die Grundstücke der ersteren an beide Straßen stießen und der Eingang zu den Wohnungen nicht einheitlich nach einer Straße ausgerichtet war, z. B. *Hus genannt zum Hermlin* in der Thurnergassen (1382): Schmidt (wie Anm. 51) S. 63; Haus zum Hermlin in der Franziskanerstraße 3: H. FLAMM, Geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Freiburg, II, Bd. (= VeröffArchStadtFreib., Bd. 4 (1903) S. 68 III. Vgl. H. SIGMUND, D. HENSLE, Das Haus zum Walfisch, in: Schauinsland 104 (1985) S. 232, Abb. 1, wo obiger Tatbestand an mehreren Beispielen erkennbar ist. Auch andere Gassen waren nach Hausbesitzern genannt: Eigelgasse, jetzt Eisenbahnstraße von der alten Universität bis zum Rotteckdenkmal, (heute Rathausgasse); Name nach einer daselbst wohnhaft gewesenen Patrierfamilie Eigel: POINSIGNON (wie oben) S. 23. In hern Atschiers gassen: Urbar Günterstal (wie Anm. 27) f. 232 r und F. GEIGES, Freiburgs erster Bürgermeister, in: Schauinsland 40 (1913) S. 49 bis 104, hier: S. 67.
- ⁶⁶ FLAMM (wie Anm. 65) S. 71: zum weißen Turm Gauchstr. Nr. 11 (Zählung vom Kartoffelmarkt aus mit Nr. 3 beginnend). Nach dem Kellerplan der Freiburger Altstadt lag Nr. 11 in der oberen Hälfte der Turnergasse, vgl. die Zähringer, Anstoß und Wirkung (= Veröffentlichungen zur Zähringer Ausstellung II 1986) S. 210 (nicht abgebildet). Die als Herrschaftsrecht bezeichnete Grundsteuer betrug für dieses Haus 7 Pfg., für das Nachbarhaus Nr. 9 zum Wackenstein (1460 Inhaber: Hug Küchli) 1 Sch., während das Haus Nr. 5 zum grünen Turm nur 4 Pfg. zu leisten hatte. Das Haus des Hug Küchli gehörte zu den höchstbesteuerten. Zum Vergleich lag die Grundsteuer in der Fischerau zwischen 1/2 und 4 Pfg. Auch die späteren Bewohner des Turnerschen Hauses 1555 Junker Hans Veltin Snewlin von Crantzenaw und andere Standespersonen deuten auf eine gehobene Wohnstätte. Nach dem Kellerplan (s. oben) reichen die Häuser Nr. 9 und 11 weiter nach hinten in das Hofgelände als das vorhergehende Nr. 5; das Haus Nr. 9 ist zudem ein Doppelhaus, wodurch sich die hohe Besteuerung erklärt.
- ⁶⁷ Wie S. 16. Nach KINDLER v. KNOBLOCH (wie Anm. 1) S. 267 zeigt das Wappen der Turner in Rot einen silbernen Turm. HEFELE, FUB II, S. 171 f. Anm. 2 zu Nr. 153 neigt dazu, den Namen dieses Hauses vom Hauszeichen, d. h. dem Wappen der Turner, abzuleiten, während K. SCHMIDT (wie Anm. 51) die Namen der sechs Turmhäuser in Freiburg in Beziehung zu deren Bauart setzt. Die jüngsten Ausgrabungen in Freiburg erbrachten den Nachweis eines Turmhauses in der Salzstr. Nr. 20, vgl. Katalog, Zähringer (wie Anm. 66) Nr. 189. Ob außer den einzelnen stehenden Steinhäusern des *burgus* an der Weggabel Salzstraße Oberlinden Herrenstraße auch eine zweite Siedlungszelle um St. Martin anzunehmen ist, bedarf noch der baugeschichtlichen Untersuchung: P. Schmidt Thomé, Quellenforschung in letzter Minute, ebda. S. 416 f.
- ⁶⁸ Flamm (wie Anm. 65) S. 71, „Zur Datierung: Die Originaleinträge des Herrschaftsrechtsbuches sind früher als bei Flamm auf den Anfang des 14., bzw. auf das Ende des 13. Jahrhunderts anzusetzen: Hefe, FUB II, S. 119, Anm. 4 zu Nr. 104.
- ⁶⁹ FUB II, Nr. 130 (1292 Nov. 5) Freiburg Zum Erbrecht vgl. MAYER EDENHAUSER (wie Anm. 26) S. 16: Nach den Freiburger Quellen „tritt der Elternteil, in vielen Fällen der Elternteil und die Kinder, als Veräußerer auf.“ In dieser Urkunde ist Burkarts Sohn Rudolf bereits als *her* und als nächster Verwandter seiner Geschwister aufgeführt. Demnach waren Johannes und Margarete (s. Anm. 2) noch minderjährig. Nach dem Freiburger Stadtrecht von 1275 durfte niemand unter 12 Jahren Zeuge sein; in der späteren Fassung von 1293 wurde das Zeugenalter auf 16 Jahre heraufgesetzt: SCHREIBER (wie Anm. 47) S. 79 und H. SCHREIBER, UBStFreib I, 1, S.130.
- ⁷⁰ FUB II, Nr. 230 (1297 Aug. 17) Freiburg.
- ⁷¹ UBhI GeistSp. I, Nr. 536 (1371).
- ⁷² Vgl. Anm. 20. Dietrich von Tuslingen zahlte für das Dorf Königshaffhausen nur 150 Mark Silber (wie Anm. 27). Die Burg blieb nicht lange im Besitz der Turner. Nach der Chronik des Peter Adam kam die Burg 1318 durch Erbfall an die Snewlin: NEHLESEN, Snewlin (wie Anm. 11) S. 85 f. vermutet eine

- Heiratsverbindung Snewlin v. Wiesneck Turner. Der Eintrag im Nekrolog von Günterstal (wie Anm. 27) S. 303, Nr. 21 könnte dies bestätigen; *Elisabeth Snewlin dicta Turnerin*, für sie findet sich im Gegensatz zu Katharina (vgl. Anm. 62) kein weiterer Eintrag für das Totengedenken. Vielleicht bekam Elisabeth Turner, die wohl nicht in strenger klösterlicher Gemeinschaft lebte, die Burg Wiesneck als Heiratsgut für die Ehe mit dem Ritter Snewlin von Wiesneck. Über die Erbteile der Nachkommen Burkart Turners vgl. die Anmerkungen 4, 68, 71, 92 und 94. So läßt sich wohl auch erklären, daß 1329 Johann der Turner, Ritter von Freiburg, an der Ordnung der Erbangelegenheiten über die Burg Wiesneck für den Sohn des verstorbenen Snewlin von Wiesneck Johannes beteiligt war (StadtA Freib XIV (1329 Dez. 19) Freiburg. Über das Fortleben des Namens Burkart in der Snewlin Familie siehe oben Nehlsen, S. 86.
- ⁷³ FUB II, Nr. 12 (1284 Mai 2). NEHLSSEN, Snewlin (wie Anm. II) S. 96, Anm. 41; hier auch weitere Literatur.
- ⁷⁴ FUB II, Nr. 84 (1289 Dez. 20). Zu dem außergewöhnlichen Preis und den Verwendungszweck des Holzes, siehe: H. BRANDL, Der Stadtwald von Freiburg (= VeröffArchStadtFreib 12 (1970) S. 43 f. und 63 f. „Für denselben Betrag waren in Freiburg mindestens zehn herrschaftliche Patrizierhäuser zu haben.“ ebda. S. 64 und Anhang Nr. 15.
- ⁷⁵ Tennenbacher Güterbuch (wie Anm. 27) Sp. 993: *Hec sunt bona et census qui spectant ad anniversarium Burcardi Turnarii militis de Friburgo. Primo residencia una sita apud curiam dominarum de Adelnhusen, . . . et sunt due haree, super una edificium est, super alia non.* Im Rückblick des 1341 geschriebenen Urbars wird er als *miles* bezeichnet. Zum Begriff *residencia* vgl. Schillinger wie Anm. 41) S. 83.
- ⁷⁶ Tennenbacher Güterbuch (wie Anm. 27) Sp. 105. Hier wird auch der Sohn Rudolf als Stifter einer Jahrzeit an Tennenbach genannt. In Wasenweiler hatten die Turner ebenfalls Güter, die aber hier Sp. 1245 nicht genauer aufgeführt sind. Zum Nekrolog Tennenbach vgl. Anm. 30.
- ⁷⁷ Tennenbacher Güterbuch, Sp. 78.
- ⁷⁸ Urbar Günterstal (wie Anm. 27) Biengen (fol. 38); Wendlingen (fol. 59); Heuweiler (f. 222). Dazu Freiburg, Amtliche Kreisbeschreibung I, 1 S. 309 f: Das Hofgut Litzelstahl (*Lüzistal*) bei Heuweiler, dazu Matten und Äcker in Gundelfingen, ein älterer Turnerscher Besitz, ging gegen 1450 an den Schwiegersohn Rudolf Turners Ludwig Lermündlin über (GLA 21/296).
- ⁷⁹ Urbar Günterstal (wie Anm. 27) f. 152 v.: *des turners hof und das hofgesesse miteinander lit an der Straße lit an den wegscheiden ist 1/2 uchert.*
- ⁸⁰ StadtAFreib. B 1 (H) Nr. 194, Seelbuch des Heiliggeistspitals, 14. Jhd., Hs. Ende 15. Jhd.: *Her Burkart Turner der alte gab XXX Schilling Pfg. geltes und sol man damit iärlich die Jahrzeit begehen.* (f. 18 r.)
- ⁸¹ FUB III, Nr. 164 (1309 Okt. 15). UnivAFreib, Dominikaner, Konv. 8 a. Der Betrag dient für ein ewiges Licht in der Kreuzkapelle der Dominikanerkirche.
- ⁸² UBhlGeistSp II, Anhang II, GI0 (1315 Sept. 29). Dieses Wasser hatte er von den Rittern von Falkenstein gegen 35 Schill. Erbzins von einer Matte im vordern Attental und von zwei anstoßenden Halden nebst vier Hühnern als Erschatz erworben, ebda: G 6 (1310 Aug. 14). Zur Lage und Gründung des Gutleuthauses in Haslach: H. SCHERER, Haslach, Chronik eines Markgräfler Dorfes (1980) S. 66.
- ⁸³ StadtAFreib (wie Anm. 80) fol. 51 r.
- ⁸⁴ UnivAFreib, Liber Annivers. Ord. Praed. I und II. Nach der Urkunde vom 17. Aug. 1316 (FUB III, Nr. 418) ist seine zweite Ehefrau verwitwet.
- ⁸⁵ E. BUTZ, Das Jahrzeitbuch des Münsters zu Freiburg im Breisgau (um 1455 – 1723 (= Forsch OberrhLdG, Bd. XXXI A und B 1983), Teil B, Text, S. 287, Nr. 681. Zu Plebani als vom Pfarrer angestellte Gehilfen, Teil A, S. 65. Die Kapläne waren Altarpfründeninhaber sine cura, ohne Seelsorge. „Sie haben dem Willen des Pfründstifters gemäß die Messe auf dem Altar zu feiern, auf den die Pfründe gestiftet ist, außerdem am öffentlichen Gottesdienst, an Prozessionen und am gemeinsamen Chorgebet teilzunehmen“, Teil A, S. 12. W. MÜLLER, Mittelalterliche Formen kirchlichen Lebens am Freiburger Münster, in: Freiburg im Mittelalter, hrg. von W. MÜLLER, (= VeröffAlemInst Nr. 29, 1970) S. 141 – S. 179, hier: S. 149.
- ⁸⁶ Butz (wie Anm. 85) A: Zum Jahrzeitbuch des Münsters: „um 1460 angelegt, enthält es Eintragungen, die bis an die Wende des 13./14. Jahrhunderts zurückreichen, S. 1 und S. 37. Von Hand A stammen 600 Einträge, die zum größten Teil aus einem älteren (bis jetzt nicht aufgefundenen) Jahrzeitbuch übernommen wurden. Ein Stiftungsbrief des Ritters Rudolf für seine Jahrzeit ist nicht erhalten;

- diese Stiftungen beginnen erst nach 1330. Etwa ein Viertel der Stifterfamilien gehörte adligen Kreisen an, drei Fünftel bürgerlichen Kreisen, und die Restlichen waren Geistliche; MÜLLER (wie Anm. 85) S. 152 ff.
- ⁸⁷ Vgl. BUTZ (wie Anm. 85) Teil B Nr. 252 (II sol.); Nr. 261 (8 sol.); Nr. 269 (I lib.); Nr. 365 (6 sol.).
- ⁸⁸ BUTZ (wie Anm. 85) Teil A S. 218. Die am meisten begehrten Grabplätze waren die bei einem Altar aus der größeren Hoffnung auf den Beistand der Heiligen am Tage der Auferstehung und des Jüngsten Gerichts: H. BOOCKMAN, *Die Stadt im späten Mittelalter* (1986) S. 179.
- ⁸⁹ BUTZ (wie Anm. 85) Teil A S. 180: „der elfmal erwähnte Altar stand wohl an der Wand des südlichen Seitenschiffes zwischen Rittertür und Taufstein“ und Anm. 56: „n der heutige spätgotische Dreikönigsaltar am nordöstlichen Vierungspfeiler“. Vgl. MÜLLER (wie Anm. 85) S. 161: Lageplan der Altäre. — Der mittelalterliche Dreikönigsaltar wurde 1373 von Rudolf Schwarz gestiftet.
- ⁹⁰ BUTZ (wie Anm. 85) Teil A S. 197, Anm. 148: „Die Rittertür war benannt nach dem gegenüberliegenden Gesellschaftshaus zum Ritter, heute Erzb. Palais“.
- ⁹¹ BUTZ (wie Anm. 85) Teil A S. 107: „Einen einheitlichen offiziell verbindlichen Ritus für die Jahrzeiten gab es nie. Angaben, wie die Jahrzeiten im Freiburger Münster gehalten wurden, sind für diese Zeit (ca. 1300 bis 1460) lediglich in Stiftungsbriefen enthalten“.
- ⁹² Urbar Günterstal (wie Anm. 27) f. 169 r: *hört zu hern Rudolfs des Turners seligen iargezit*.
- ⁹³ „Seelgerät bedeutet was man zum Heil der Seele einer geistlichen Anstalt für Seelenmessen und dergl. vermacht“: BUTZ (wie Anm. 85) Teil A S. 74.
- ⁹⁴ FUB III, Nr. 418 (1316 Aug. 17) Freiburg. Die Adelhauser Urbare von 1327 und 1423 erwähnen je weils einen Hof in Denzlingen: StadtAFreib B 4 16 und 17, dazu: N. OHLER, *Die Urbare des Klosters Adelhausen von 1327 und 1423*, in: *AlemJb 1976/78*, S. III 182; hier: S. 160. D. GEUENICH, *Denzlingen. Eine alemannische Siedlung im Breisgau*, hg. von der Gemeinde Denzlingen 1983/84. Das Jahrzeit und Zinsbuch des Klosters Adelhausen aus der I. Hälfte des 14. Jahrhunderts (StadtAFreib. B 1 112 f. 1) erwähnt *5 Mutt Roggen von dem Kornhuse her R. dem Turner*; dazu f. 8: *ein hus lit ze stoffen bei der mezze . . . , davon git man hern Rudolf dem turner dem riter 1 Pfd.* Dafür erhält das Kloster eine Vergünstigung.
- ⁹⁵ FUB III, Nr. 420 (1316 Sept. 11) Freiburg. Die Aufsicht sollen führen der Prior der Prediger und die Schwester ihres verstorbenen Ehegatten Margarete. GEUENICH (wie Anm. 94) S. 92. Von den jährlichen Einkünften verschiedener Liegenschaften kommen dieser Einrichtung jährlich 35 Schil. Pfg. zu. Das Haus hatte sie einige Monate zuvor in der Schiffstraße um 20 Mark Silber erworben: FUB III, Nr. 389 (1316 Jan. 28).
- ⁹⁶ FUB III, Nr. 421 (1316 Sept. 15) Freiburg. Es handelt sich um den Hof, *der des edeln herren Margrafen Heinrich von Hochberg was*.
- ⁹⁷ Die Stiftung betrug 4 Pfd. Pfg. (wie Anm. 80). Der Ertrag aus dem Hof von St. Clara betrug 20 Mutt rogggen, bezw. 10 Mutt Roggen, 1 Malter Gerste.
- ⁹⁸ *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. III (1930) Sp. 979 f. Zur Darstellung von Totenmesse und Fegfeuer, vgl. Martin Luther und die Reformation in Deutschland. Ausstellungskatalog Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg (1983) Nr. 41 und 443.
- ⁹⁹ Vgl. Anm. 34.
- ¹⁰⁰ SCHREIBER (wie Anm. 47) S. 67 ff. weist auf die verschiedenen Fehden Freiburger Bürger mit Adligen, wie den Üsenbergern, Geroldseckern, v. Staufen und anderen hin. H. SCHREIBER, *UBStadtFreib I*, I S. 129 (1293).
- ¹⁰¹ BUTZ (wie Anm. 85) A, S. 77. Dazu H. LIERMANN, *Handbuch des Stiftungsrechts*, Bd. I (1963).
- ¹⁰² StadtAFreib B I (H) Nr. 194, Seelbuch (wie Anm. 80): f. 18 r; f. 40 r; f. 51 r (Turner); f. 57 (Cozze); f. 54 r (Schnewlin); f. 61 r und 59 r (Hevenler); f. 24 r (Eigel). Zur Währungseinheit siehe BUTZ (wie Anm. 85) A, S. LVII: 1 Pfd. = 20 Schilling (sol.); 1 Schilling = 12 Pfennige. 1 Mark Silber = 234 g Feinsilber; 1 Pfd. Feinsilber = 468 g.
- ¹⁰³ BUTZ (wie Anm. 85) B Nr. 681.
- ¹⁰⁴ BUTZ (wie Anm. 85) B Nr. 254, 261, 365, 542, 583.
- ¹⁰⁵ Seelbuch (wie Anm. 80).
- ¹⁰⁶ Seelbuch (wie Anm. 80) f. 46 r: *Herrn Johann Dielins Jahrzeit XIX lib. V sol. V Pfg. und XXVII Gulden in Gold. Totenmesse: mit vigili am morgen mit 6 Priestern und ein gesungen selampt, die andern 5 Mess lesen*.
- ¹⁰⁷ Wie Anm. 74. Entsprechend auch sein Sohn Rudolf: *ich herr Rudolf der Turner, ein Ritter von Freiburg* (wie Anm. 81).

- ¹⁰⁸ FUB III, Nr. 125 (1308) Elsbeth und Kathrin des *hern* Burkart des Turners seligen Töchter; ebenso Nr. 181. Nach KINDLER v. KNOBLOCH (wie Anm. 1) I, S. 266 erscheint Burkart erst spät als Ritter (1303), „in welchem Jahre zwischen ihm und seinen beiden ältesten Söhnen ein Streit mit den von Keppenbach beigelegt wurde. Er starb zwischen 1305 und 1308. Die Urkunde wurde nicht gefunden.“
- ¹⁰⁹ FUB II, Nr. 10 (1284) und Nr. 12 (1284). Kein Siegel ist erhalten.
- ¹¹⁰ Vgl. Anm. 84 und Urkunde UBhI GeistSp. II, Anhang II, S. 477 f. G 10 (1315 Sept. 29). Das Siegel ist hier beschrieben: Ein Turm, zu jeder Seite ein nach außen gewandter Brackenkopf. Die Urkunde ist von HEFELE nicht ins FUB aufgenommen; das gleiche Siegel, heute zur Hälfte abgebrochen, beschreibt er zu FUB III, Nr. 164 (1309 Okt. 15). Eine weitere von Rudolf besiegelte Urkunde ebda, Nr. 228 (1311). Vgl. Abb. S. 17.
- ¹¹¹ FUB III Tafeln (1957), Siegeltafel 12, Nr. 175. Entsprechend zeigt das Siegel des Klerikers Heinrich von Merdingen den Heiligen (?Stephanus), zu beiden Seiten Schild mit Schrägbalken, der oben mit einer Rose belegt ist = Wappen des Geschlechts der von Munzingen, dem der oben genannte Geistliche entstammte. FUB II, Anm. zu Nr. 203, S. 230, Anm. 1 und 2, auch S. LXXIV und FUB I, Siegeltafel 14, Nr. 116. Burkarts Tochter Margarete führt kein eigenes Siegel, sie bedient sich des ihrer Schwägerin. Zur Besiegelung durch die Bürger, vgl. MAYER EDENHAUSER (wie Anm. 26) S. 59.
- ¹¹² FUB III Tafeln (1957), Siegeltafel 12, Nr. 176, 177 und 178, zu FUB III, Nr. 418 (1316 Aug. 17) auch zu Nr. 420 und 421.
- ¹¹³ Vgl. S. 13
- ¹¹⁴ FUB II, Siegeltafel 19, Nr. 107 zu Urk. Nr. 280 (1300) (Regest). Vgl. FUB II passim. Sein Sohn Johannes führt ebenfalls ein sechspeichiges Rad im Siegel, Beschreibung in: FUB III, 245, Nr. 335 (1314); vgl. hier das Siegel des Johannes Kuchli, Sohn des Johannes mit einem achtspeichigen Rad. her Eginolf Kuchli, erstmals Zeuge in FUB I, Nr. 315 (1278); als Ritter ebda.: Nr. 364 (1283) und FUB II passim. Zu Eginolf Kuchlin: H. RAMBACH, Die Kuchlingsburg bei Waldkirch, in: Schausinsland 93 (1975) S. 5 46; hier: S. II ff. KINDLER v. KNOBLOCH (wie Anm. 1) II Stammtafel S. 394.
- ¹¹⁵ FUB III, Nr. 164 (1309).
- ¹¹⁶ KINDLER v. KNOBLOCH (wie Anm. 1) I, S. 266 ohne Angabe der Quelle. Die Urkunde wurde im Stadtarchiv nicht gefunden.
- ¹¹⁷ FUB II, Nr. 175 (1295): *das gesesse garten un huser uns was dazu horet das lit ze Friburg in der Nuwenburg*. Es wird für 90 Mark Silber verkauft, demnach zu einem Preis für ein Haus in der Altstadt von Freiburg; vgl. das Haus des Joh. Degenhart für 80 Mark Silber (S. 12 u. Anm. 51). Weitere Beispiele für *gesesse*: FUB III, Nr. 46, Nr. 49. GRIMM, DWb 4, 1, 2, Sp. 3806 f.: allg. Bedeutung Sitz, Wohnsitz, Wohnung, Gebäude. Tennenbacher Güterbuch (wie Anm. 27) Sp. 993: *Primo residencia una sita apud curiam dominarum de Adelnhusen, dicta des Hullewilers gesesse. cuius est 1/2 iuger et sunt due haree, super una edificium est, super alia non*. Zu diesen beiden Begriffen, vgl. SCHILLINGER (wie Anm. 41) S. 83.
- ¹¹⁸ W. RÖSENER, Ministerialität, Vasallität und niederadlige Ritterschaft im Herrschaftsbereich der Markgrafen von Baden vom 11. bis 14. Jahrhundert in: Herrschaft und Stand, in: VeröffMax Planck-InstG 51 1979, S. 43 ff., hier: S. 71. Hier auch weitere Literatur.
- ¹¹⁹ Urbar Günterstal (wie Anm. 27) f. 198 r; im Tennenbacher Güterbuch (wie Anm. 27) Sp. 925 spricht man in demselben Ort von der Burg: *gen des von Tüselingen hof und siner bürge über*. Ein Hof in Neuershäusen liegt *im Dorf vor der Burg über*: StadtAFrbg. A 1 XVI A Klöster, Nr. 475 (1454 Jan. 8).
- ¹²⁰ FLAMM, Ortsbeschreibung (wie Anm. 65) S. 71, Nr. II. Zur Datierung der Einträge, vgl. HEFELE (wie Anm. 68).
- ¹²¹ Zum Turner-Eck: 1460 Konrad von Riehen 6 Pfg. FLAMM (wie oben) S. 176: Ursprünglich 2 Teile II. Zum Turner Eck, Merianstr. Nr. 1, Neubau der öffentlichen Sparkasse. K. SCHMIDT (wie Anm. 51) S. 139: herberge z. Turner (1504 Münsterarchiv).
- ¹²² Paulus von Riehen, Stammsitz Riehen b. Basel. Das Geschlecht ist seit 1357 als Bürger von Freiburg, als Pfleger von geistlichen Anstalten und im Gericht nachgewiesen: KINDLER v. KNOBLOCH III (wie Anm. 1) S. 532. — Paulus von Riehen, Schultheiß von 1393 1419 UBhI GeistSp III, S. 817.
- ¹²³ StadtAFreib A 1 XVI A Klöster (1440 Sept. 5) Freiburg, ohne Nr. Käufer war Konrad Nöly von Adelhäusen, Bürger von Freiburg.
- ¹²⁴ Vgl. S. 9

- 125 StadtAFreib A I XVI A Klöster, Nr. 186 (1374 Juli 7): *nidenan in Turnergassen nebet der von Riehein hus*.
- 126 Wie Anm. 123.
- 127 StadtAFreib A I XVI A Klöster, um 1445 (Konzept) ohne Nr.
- 128 UBhlGeistSp I, Nr. 77 (1311): *Johann der elter Turner*, ebenso Nr. 80 und 93.
- 129 Wie Anm. 39. Vermutlich ist er identisch mit Johannes, Schwiegersohn des von Falkenstein, vgl. Anm. 60.
- 130 Wie Anm. 72.
- 131 GLA Kopialbuch Nr. 3891, 319, 34 b (Regest); dazu GEUENICH, Denzlingen (wie Anm. 94) S. 90 und 179.
- 132 T. MAYER EDENHAUSER, Zur Territorialbildung der Bischöfe von Basel, in: ZGORh 91 (1939) S. 225 bis 322; hier : S. 266, Beispiel Anm. 4.
- 133 Vgl. Anm. 3 f. und UBhlGeistSp I, Nr. 55 (1306) passim.
- 134 FUB III, 84,7 (1306) passim; seit 1324: UBhlGeistSp I, Nr. 179 (1324).
- 135 Vgl. SCHILLINGER, Dominus (wie Anm. 11) S. 45.
- 136 StadtAFreib. B 1/112 Jahrzeit und Zinsbuch des Klosters Adelhausen (1. Hälfte d. 14. Jhdts) f. 1: Außer 5 Malter Roggen von dem Kornhaus wird von einem Haus in Staufen 1 Pfd. Pfg. Zins, das der Ritter Rudolf Turner erhält, für den Konvent verwendet (ebda., f. 8).
- 137 Jahrzeitstiftungen an das Heiliggeistspital sorgten auch für das Totengedenken der Tochter Burkarts Margarete und seines Sohnes Johannes mit *10 Schilling Pfg. git der Rat und 2 Pfd. Pfg.*: (Seelbuch wie Anm. 80) f. 9 r und 40 r.
- 138 Vgl. J. FLECKENSTEIN, Bürgertum und Rittertum in der Geschichte des mittelalterlichen Freiburgs, in: Freiburg im Mittelalter (wie Anm. 86) S. 77–95; hier: S. 87. Hier die Annahme von Belehnung und Lehnshuldigung als Voraussetzung für den Rittertitel.
- 139 MGHSS V, S. 457: *Gebhardus Constantiensis episcopus et apostolicae sedis legatus, Welfonem du cem Baioariae per manus in militem accepit, sicut et proprium fratrem Bertaldum ducem Alemanniae iam dudum fecit . . .*
- 140 Vgl. S. 13
- 141 K. KROESCHELL, Haus und Herrschaft im frühen Mittelalter (1968) S. 27, wo für das Frühmittelalter in der Rechtssprache bei den drei Bereichen für den Herrn der erste (*Frô, Dominus*) als Herr von Grundbesitz, Sklaven, Vieh ermittelt wurde. Nach NEHLSSEN, Snewlin (wie Anm. 11) S. 23 bringt *her* eine Herrenstellung zum Ausdruck.
- 142 F. GEIGES, Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters, in: Schauinsland 56/60 (1931/33) S. 85, A. 19: Wernher der Zimmermann erhält nach Erwerb eines Lehens den Titel *her*, ohne daß er je den Rittertitel besaß, FUB II, Nr. 283 und 300 (1300); darauf fußend HEFELE, FUB I, 180, A. 208.
- 143 GEIGES, Bürgermeister (wie Anm. 65) S. 93.
- 144 Zur Herkunft und Namen, GEIGES (wie Anm. 65), S. 65 f.
- 145 FUB I, Nr. 287 (1276), Nr. 311, 314, 324; FUB II, Nr. 31 und 141; FUB III, Nr. 32, 136, 160, 241, 453 (zw. 1303 und 1317) führt Lutfried Ätscher den Titel *her* nicht; vielleicht handelt es sich um den 1308 genannten Sohn der Anne Lutfried Ätscher.
- 146 FUB III, Nr. 136 (1308): Hochdorf (Güter und Geld) = ZGORh II, 452 f. FUB III, Nr. 400 (1316): Hof in Denzlingen. GEUENICH (wie Anm. 94) S. 90 und 178. StadtAFreib A I XVI A Klöster Nr. 116 (1343 Febr. 20): Opfingen bei Lutfried Ätschers Hof. UBhl GeistSp II, Nr. 1129 (1452 Okt. 23): *Hof ze Mengen, der Lütfried Ätschers sel. gewesen ist*. Das Tennenbacher Güterbuch (wie Anm. 27) nennt ebenfalls Besitz der Ätscher in Biengen (Sp. 59); Bahlingen (Sp. 41); Schaffhausen bei Bötzingen (Sp. 1036); Forchheim (Sp. 1362) und Mengen (Sp. 813 bis 816). Die Stiftungen für die Jahrzeiten dieser Familie sind beträchtlich, Seelbuch (wie Anm. 80): *Lutfried Ätschers iarzit sol man began mit II Pfd. Pfg.* (f. 53 r); *Frau Annen, der Ätscherinen* I Pfd. Pfg. (f. 9 r).
- 147 Urbar Günterstal (wie Anm. 27) f. 232 r: *In hern Atschiers gassvn* und ähnl. f. 118 v.
- 148 GEIGES, Bürgermeister (wie Anm. 65) S. 65 (10. 5. 1320); nicht im FUB.
- 149 KRIEGER, Top. WB. I, Sp. 426 f., wobei nicht sicher ist, ob sich alle Urkunden auf Dottighofen oder auf das nahegelegene Dottingen beziehen. KINDLER v. KNOBLOCH (wie Anm. 1) I S. 237.

- ¹⁵⁰ *Heinricus et Cūnradus dicti de Tottikofen*: FUB I (1259 74); zu früher genannten Angehörigen dieser Familie: NEHLSSEN, Cives (wie Anm. 27) S. III f. und SCHILLINGER, Dominus (wie Anm. II) S. 44 f. auch über den bedingten Gebrauch des Titels DOMINUS in den ersten Jahrzehnten des 13. Jhdts. Daraus erklärt sich auch, weshalb Bürger zwar nicht als *dominus*, in den Urkunden in deutscher Sprache aber als *her* bezeichnet werden. Dagegen NEHLSSEN, Snewlin (wie Anm. II) S. 23: für ihn bedeutet *her* zwar eine Herrenstellung, aber in zahlreichen Fällen weniger als *dominus*.
- ¹⁵¹ FUB II, Nr. 28 (1286); Nr. 36 (1286?) mit *her Andreas*; Nr. 55 (1288 mit *her Nikolaus*, dieser auch in FUB I Nr. 208 (1266) und Nr. 304 (1277) *her* genannt.
- ¹⁵² FUB I Nr. 367 (1283).
- ¹⁵³ FUB II, Nr. 127 (1292 Regest nach Annales prepositurae Seldensis (GLA Kopialbuch 1278)
- ¹⁵⁴ FUB I, Nr. 304 (1277) *Her Niclaus v. Tottighofen* verleiht eine Mühle an Johann von Tottighofen; Zeuge: sein Bruder Abrecht v. T. FUB II, Nr. 28 (1286): *her Heinrich v. T.* ist für die Kinder des Friedrich v. T. tätig. Claus v. Tottikofen machte eine Stiftung von 1 Pfd. Pfg.: FUB III, Nr. 94 (1306) und Seelbuch (wie Anm. 80) f. 13 v.
- ¹⁵⁵ *hern Andres v. Tottighofen sessehove*: UBhlGeistSp I, Nr. 152 (1320).
- ¹⁵⁶ FUB III, Nr. 93 (1306).
- ¹⁵⁷ FUB III, Nr. 107 (1306 Dez. 15) Freiburg.
- ¹⁵⁸ Kindler v. Knobloch (wie Anm. I) I, S. 237.
- ¹⁵⁹ Wie Anm. 158.
- ¹⁶⁰ Tennenbacher Güterbuch (wie Anm. 27): Biengen (Sp. 96 97 und 99); Mengen (Sp. 807, 812 815.). Auch in Denzlingen besaßen sie Gut: StadtAFreib B 4 (B) 16 (1327), Berain des Klosters Adelhhausen.
- ¹⁶¹ FUB II, Nr. 3 (1284).
- ¹⁶² FUB III, Nr. 293 (1313).
- ¹⁶³ FUB III, Nr. 351 und 477 (1318); UBhlGeistSp I, Nr. 88 (1313) passim bis Nr. 201 (1328); vgl. Register, S. 316 unter *her* Burkart v. T. und Burkart v. T.; auch hierunter Urkunden mit *her*: Nr. 104 (1316) passim bis Nr. 152 (1320). Ausnahmen: FUB III, Nr. 502 und 539, ohne Titel nach Lanze von Falkenstein.
- ¹⁶⁴ FUB II, Nr. 3 (1284) passim bis Nr. 213 (1297); FUB III, Nr. 27 (1303) bis Nr. 277 (1313). Entsprechend UBhlGeistSp I, Nr. 29 (1297) bis Nr. 79 (1313).
- ¹⁶⁵ UBhlGeistSp I, Nr. 165 (1322).
- ¹⁶⁶ UBhlGeistSp I, Nr. 119 (1316).
- ¹⁶⁷ FUB III, Nr. 176 (1310) und Nr. 351 (1315).
- ¹⁶⁸ FUB II, Nr. 137 (1293) und Nr. 213 (1297) = UBhlGeistSp I, Nr. 29.
- ¹⁶⁹ FUB III, Nr. 58 (1304).
- ¹⁷⁰ Gegen NEHLSSEN (vgl. Anm. 150) setzt H. PLANITZ *her* und *dominus* in ihrer Bedeutung gleich und sieht in diesem Personenkreis „den Landherren . . . , der richterliche und verwaltungsrechtliche Rechtsame in seiner Herrschaft ausübt“. M. E. eine etwas zu weitgehende Deutung, da es sich um den Hofherrn, also um Hofrechte handelt. H. PLANITZ, Die Deutsche Stadt im Mittelalter (1954), S. 266. Literatur zu dieser Frage bei R. HIESEL, Die staatsrechtliche und soziologische Stellung des Stadtadels im deutschen Mittelalter, hauptsächlich in den oberdeutschen Städten. Diss. iur. Mainz 1952.
- ¹⁷¹ SCHREIBER, Geschichte (wie Anm. 47) I, 2 (1857) S. 67 ff und S. 99 f.
- ¹⁷² Wie Anm. 171, S. 70. FUB I, Nr. 311 (1278 — 80).
- ¹⁷³ H. SCHREIBER, UB I, 2 S. 441; dazu NEHLSSEN, Cives (wie Anm. 27) S. 121, Anm. 503
- ¹⁷⁴ SCHREIBER (wie Anm. 47) I, 2 S. 266: „Das Wappen der Turner im Manessischen Codex stimmt mit dem der Turner überein.“ Sein Lied: Von der Hagen II 336; IV 646.
- ¹⁷⁵ NEHLSSEN Snewlin (Wie Anm. II) S. 88 f.
- ¹⁷⁶ Wie Anm. 175. S. 50.
- ¹⁷⁷ Wie Anm. 175, S. 137.
- ¹⁷⁸ Wie Anm. 175, S. 96. Anm. 41. Hier auch weitere Literatur.
- ¹⁷⁹ FUB II, Nr. 181 (1295 Sept. 26) und Nr. 303 (1300 Aug. 19).

Kirche, Kloster und Kapellen in Günterstal

Von
ERNST DREHER

I.

Im Jahre 1787, also vor genau 200 Jahren, ist die selbständige Pfarrei Günterstal gegründet worden und gleichzeitig wurde die damalige Klosterkirche auch Pfarrkirche.

Es soll zuerst den Ursachen, die zur Gründung der Pfarrei führten und dann dem Gründungsvorgang selbst nachgegangen werden. Die damaligen örtlichen Verhältnisse verdienen aber ebenfalls unser Interesse.

Anschließend folgt in skizzenhafter Form die Geschichte der Kirche und des Klosters von ihren Anfängen im 13. Jhd. bis in unsere Zeit. Es ist nicht Sinn dieser Ausführungen, auf die letzten Einzelheiten einzugehen, sondern die großen Linien einer vielhundertjährigen Geschichte zu zeigen. Die Einordnung der Matthiaskapelle und der kleinen Kirche von St. Valentin in das kirchliche Leben von Günterstal wird das Thema abrunden.

Nach der historischen Darstellung wird auf die Bau- und Kunstgeschichte der Kirchen und Kapellen sowie des Klosters an Hand einiger Bilder eingegangen.

Zuerst befassen wir uns mit dem Jubiläumsanlaß selbst. Im Pfarrbuch von Günterstal¹ ist unter „Annales“ folgendes eingetragen:

1787, 22. April wurde HH P. Salesius Briffon, damaliger Beichtiger, von H. Decan Pfarrer zu Bollschweil und H. Secretario Thomas Müller in der Sacristei nach dem Hochamt als erster Pfarrer begrüßet.

Die kleineren Stühle für die Schulkinder von der Gemeinde um 1 fl 30 von der aufgehobenen Mathias Kapelle ausgelöst worden.

Das Kloster hat auf seine Kosten den Taufstein . . . angeschafft.

Was verbirgt sich nun hinter diesen nüchternen Angaben?

Um sie zu verstehen, bedarf es eines kurzen Rückblicks auf die damaligen geschichtlichen Verhältnisse. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist für die Österreichischen Länder und damit auch für Vorderösterreich, zu dem der Breisgau gehörte, mit den Reformen Maria Theresias und insbesondere ihres Sohnes, Kaiser Joseph II., verbunden. Seinem Verständnis entsprechend war es Aufgabe des Staates, sich um das Wohl seiner Untertanen zu bemühen.² Als eines der geeignetsten Mittel wurde die Pflege der Religion angesehen. Der Unterricht in den Pflichten der Religion sei auf dem Lande einer größeren Aufmerksamkeit würdig, weil bei dem Landvolke die Religion die Stelle der Erziehung und der Sitten vertrete. Es wurde daher als notwen-

dig angesehen, die Pfarrbezirke so einzuteilen, daß ausreichend Pfarrer vorhanden sein sollten und auch die Entfernungen zu den Kirchen nicht zu groß wären, um den Landleuten zu ermöglichen, an Gottesdiensten und Unterricht teilzunehmen. Es gehörten z. B. zur damaligen Pfarrei Kirchzarten 19 Ortschaften, die z. T. über 3 Stunden Fußweg von der Kirche entfernt lagen.³ Eine regelmäßige Erfüllung der Sonntagspflichten war unter diesen Umständen, insbesondere im Winter, nicht zu erwarten. Eine bessere Einteilung der Pfarrbezirke war im Breisgau — nach anfänglichem Zögern — erwünscht. Erst nach langjährigen Verhandlungen genehmigte die Hofresolution vom 30. 9. 1786 im wesentlichen den von der vorderösterreichischen Regierung mit der Hofkanzlei ausgearbeiteten Plan.⁴ Hiervon ausgehend erging am 2. 11. 1786 von der *Hochlöblichen Regierung* an den Pfarrer von Merzhausen *in Rücksicht der neu zu errichtenden Pfarrey in Güntersthal* folgendes Decret:⁵

Bey der sehr zerstreuten, und über 1 bis 1 1/2 Stund sich verbreitenden Pfarre Merzhausen ist auf allerhöchste Begnügung über das Pfarreinrichtungsgeschäft vom 30. September und emfang 15. October eine doppelte Untertheilung zu treffen. Zu Güntersthal soll die angetragene Pfarre, und zu Horben eine Lokalkaplaney errichtet werden.

Güntersthal erhaltet seine Pfarrgemeinde zum Theil aus der Pfarre Merzhausen, zum Theil aus der Pfarre Wühre.

<i>Aus Merzhausen kommt dahin der Ort Güntersthal mit</i>	<i>291 Seelen</i>
<i>dann aus der Pfarre Wühre das Stadtfreyburgische</i>	
<i>Jägerhaus zu St. Valentin mit</i>	<i>9 dito</i>

<i>zusammen</i>	<i>300 Seelen</i>
-----------------	-------------------

Der Beichtvater des Frauenstifts zu Güntersthal, ein Zisterzienser aus dem Stift Thennenbach, wird Pfarrer daselbst und dem dortigen Frauen Stift, welches ohnehin seinen Beichtvater unterhält, wird auf Hofverordnung aufgetragen, demselben als künftigen Pfarrer zugleich den angemessenen Unterhalt aus den Stiftsmitteln abzureichen. Die Stiftskirche daselbst ist zur Pfarrkirche zu erheben: die dortige St. Mathias Kapelle hingegen ist, weil schon eine Kirche im Ort ist, den bestehenden Grundsätzen nach zu schließen, und auf gleiche Art auch die St. Valentins Kapelle, weil sie abseitig im Walde stehet, zu behandeln.

Weil aber in Güntersthal schon die Kirche, und der künftige Pfarrer vorhanden ist; so ist diese Pfarrtrennung von Merzhausen und Wühre ohne Verzug vorzunehmen, und die nöthige Einleitung zu treffen unter einem an den H. Ordinarium das behörige erlassen werden.

Freyburg, den 2. November 1786

Bosch (Siegel)

Freyh. v. Brandenstein“

Die kirchenrechtliche Umsetzung dieses Decrets erfolgte durch eine formelle Anordnung des Bischofs von Konstanz vom 31. 1. 1787.⁶ Der Breisgau gehörte damals zum Bistum Konstanz. Erst 1827 wurde das Erzbistum Freiburg durch die Bulle des Papstes Pius VII. *Ad dominici gregio custodiam* gegründet, nachdem das alte Konstanzer Bistum 1821 aufgelöst worden war.⁷

Die Weisung des Bischofs hat folgenden Wortlaut:

„Wir Maximilian Christoph von Gottes Gnaden Bischof zu Konstanz des Heil. röm. Reichs-Fürst, Herr der Reichenau und Öningen, des Hohen Johanniter-Ordens zu Malta Gross-Kreutz, und Protector etc. etc. . . . kund und zu wissen sey hiermit Allen und Jeden, denen es daran gelegen, oder zu wissen nötig:

Nachdem in der Allerhöchsten Hofresolution vom 30. Sept. vorigen Jahres über das Vorderösterreichische Pfarreinrichtungsgeschäft, die gemeinschaftlich angetragene Errichtung einer neuen Pfarrey zu Güntersthal begnämiget worden, so ernenen und Erheben Wir aus Bischöflicher Gewalt hierdurch

Erstens. die bisherige Klosterkirche des Frauenklosters Zisterzienser Ordens zu Güntersthal förmlich zu einer Pfarrkirche, und befehlen, daß sogleich ein Taufstein, und andere Pfärrliche Nothwendigkeiten in Selber angeschafft werden sollen.

Zweitens. eignen, und scheiden Wir dieser neuen Pfarrkirche folgende Gemeinde zu, Theils aus der Pfarre Adelhausen, oder Wühre

a) den Ort Günters Thal selbst mit	291 Seelen
b) das Stadt Freyburgische Jägerhaus zu St. Valentin mit	9 Seelen
zusammen mit	300 Seelen

Drittens. zählen, und laßen Wir all obengemeldte Pfarrkinder von der Schuldigkeit ihre bisherige Pfarrkirche zu Merzhausen und Adelhausen zu besuchen gänzlich frey, und

Viertens. übergeben dem neuen Pfarrer zu Güntersthal alle, und jede Pfärrliche Jurisdiction überselbe, unabhängig von den alten Pfarrern.“

In fünf weiteren Abschnitten folgen Weisungen, auf deren Aufzählung verzichtet wird. Aus den beiden erwähnten Anordnungen von Staat und Kirche ergibt sich folgendes:

Es wird 1787 eine neue Pfarrei Günterstal aus den in Günterstal und St. Valentin ansäßigen Bewohnern gebildet.

Die Klosterkirche wird auch Pfarrkirche.

Die beiden bestehenden Kapellen St. Matthias und St. Valentin werden geschlossen.

Pfarrer der neuen Pfarrei ist der Beichtvater des Klosters.

Das Stift hat für dessen Unterhalt und für die pfärrlichen Nothwendigkeiten aufzukommen einschließlich der Unterhaltung der Gebäude.

Die Pfarrkinder werden vom Bischof aus ihren Verpflichtungen gegenüber den alten Pfarreien Merzhausen und Adelhausen entlassen und der Jurisdiktion des neuen Pfarrers unterstellt.

Das Kloster Tennenbach, das den Beichtvater für die Nonnen in Günterstal stellt, hat bei einem Wechsel diesen als neuen Pfarrer rechtzeitig dem Bischof zu präsentieren.

Der neue Pfarrer gehört zum Landkapitel Breisach.

Für die Günterstäler bedeutete diese kirchenrechtliche Änderung, daß ihre bisherige Zugehörigkeit zur Pfarrei Merzhausen, die wohl bis in früheste Zeiten zurückreicht, zu Ende war. Mit der Bildung einer eigenen Pfarrei konnten sie ihre Toten nunmehr am Ort selbst beerdigen und nicht mehr in Merzhausen. Der Friedhof beim Kloster diente bisher lediglich zur Bestattung der Klosterinsassen und der zum Kloster zählenden Dienstleute.

Wir erfahren bei dieser Gelegenheit auch, daß in Günterstal und St. Valentin 300 Seelen ansäßig waren. Rechnet man noch ca. 20 Klosterfrauen und die gleiche Anzahl Dienstboten dazu, so belief sich die Einwohnerzahl auf insgesamt ca. 340 Personen. Alle Einwohner waren katholischer Konfession, denn erst nach dem Toleranzedikt von 1781 konnten sich Protestanten in den österreichischen Ländern niederlassen.

II.

Wie verhält es sich nun mit der erwähnten Matthiaskapelle?

Zwischen 1111 und 1130 erwarb das Kloster St. Peter das Gebiet unterhalb des jetzigen Ortes Günterstal in Richtung Freiburg. Es faßte diesen Besitz in einem sog. Dinghof zusammen und errichtete — wie es damaligen Vorstellungen entsprach — eine kleine Kirche. Der Hof wurde 1244 vom Kloster Günterstal käuflich erworben.⁸

Urkundlich in Erscheinung tritt uns dieses Gotteshaus erstmals in den Jahren 1360/70 im *Liber marcarum*, einem Verzeichnis der steuerpflichtigen Kirchen, Kapellen und Klöster.⁹ Unter dem *Decanatus Gundlingen* (später Breisach) ist das *Monasterium sanctimonialium in Gunterstal ordinis Cisterciensis* und davon getrennt *Mershausen cum capella prope Gunterstal* aufgeführt. Ein Kirchenpatron ist nicht erwähnt. Dieser erscheint erstmals 1489, wo in den Investiturprotokollen der Diözese Konstanz unterm 14. 5. eine *petitio ad capellam extra monasterium Gunterstal sub parochia Merzhausen in honorem Sancti Mathie consecratum* aufgeführt wird.¹⁰ Hiermit ist eindeutig ausgesprochen, daß die Matthiaskapelle nicht zum Kloster, sondern zur Pfarrei Merzhausen gehörte. Aus einem Bericht des damaligen Pfarrers von Merzhausen vom 5. 3. 1782¹¹ erfahren wir etwas über die Nutzung dieser Kapelle: *In dem Pfarrdistrict sind neben der Mutterkirche 3 Fialkapellen vorhanden, darunter die zu Au eine Viertelstunde, die zu Güntersthal eine halbe Stunde, und jene zu Horben eine gemeine Stunde entlegen ist, welche aber zuvor erweitert oder neu gebaut seyn müssen, wenn man einen beständigen Gottesdienst darin abhalten wollte.* Regelmäßige Gottesdienste fanden danach in der Matthiaskapelle nicht statt. Es wurden aber z. B. die in einer Kapellenrechnung als jährliche Ausgaben eingesetzten 17 gestifteten Jahrzeiten abgehalten,¹² wie auch Gottesdienste am Patrozinium und ähnlichen Anlässen. So wird 1787 von *einem volkreichen Bittgang der vor kurzen Jahren stattfand*, gesprochen.¹³

Insofern ist es nicht richtig, die Matthiaskirche als *Seelsorgskirche für das Dorf Günterstal* zu bezeichnen,¹⁴ denn dazu würden regelmäßige Gottesdienste gehören. Diese fanden aber für die Günterstäler in Merzhausen statt, wie sich auch aus der oben zitierten Errichtungsurkunde der Pfarrei vom 31. 1. 1787 ergibt. Unter Ziffer drei wurden die Pfarrkinder von Günterstal durch den Bischof *von der Schuldigkeit ihre bisherige Pfarrkirche zu Merzhausen zu besuchen* entbunden. Die Abtrennung von Au, Günterstal und Horben von der Mutterpfarrei Merzhausen ist gerade deshalb erfolgt, um den Gottesdienstbesuchern aus diesen Gemeinden den mehr oder weniger langen Weg zu ihrer Pfarrkirche in Merzhausen zu ersparen und um damit einen besseren Gottesdienstbesuch zu erreichen. Auf die *sehr zerstreute . . . Pfarre Merzhausen* nimmt das eingangs erwähnte Decret ausdrücklich Bezug. Hätte in der Günters-

täler Matthiaskapelle ein regelmäßiger Gottesdienst stattgefunden, so wäre diese Begründung abwegig und keine Veränderung angezeigt gewesen.

Durch Anordnung der Regierung wurde die Äbtissin am 10. 5. 1787 angewiesen,¹⁵ *die gesperrte diesortige Kapelle ad S. Mathiam, samt dem dazugehörigen umliegenden Platze an den Meistbiethenden sub spe rati zu verkaufen*. Die Kapelle war am 21. 4. 1787 *durch den Pfarrherrn zu Merzhausen profaniert, und der Eingang zur neuen Pfarrey in der hiesigen Kloster- und nunmehrigen Pfarrkirch heut, (22. 4. 1787) von der Kanzel verkündet worden*.¹⁶ Aus dem Protokoll über die vorhandenen Gerätschaften vom 22. 4. 1787¹⁷ ist ersichtlich, daß die Ausstattung der Kapelle sehr bescheiden war. So wird z. B. lediglich *ein dem Anschein nach silberner, vergoldeter Kelch . . . und zwey Meßkäntle von Zinn, mit einem solchen Deller oder ein noch brauchbares Meßbuch de ao 1754 . . . und ein altes unbrauchbares do* erwähnt. Der Altar der Kapelle wurde als *sehr klein und schadhafft* bezeichnet und zu 4 fl 40 versteigert.¹⁸ Der Ersteigerer der Kapelle war Georg Albrecht, der sie bei einem Vorschlag von 110 fl für 150 fl 50 erwarb und *zu einem Wohnhaus einrichtete*.¹⁹ Er übernahm auch einen Teil der Betstühle, der andere größere Teil ging an die Gemeinde. Sie waren ursprünglich für die Kirche in Horben vorgesehen, wurden aber von dort als *allzu gering* abgelehnt. Aus einer Anforderung von Pfarrer Briffon vom 22. 4. 1788²⁰ ist zu entnehmen, daß er *die auf dem der allhiesigen eingegangenen Kapelle Vermögen haftende 15 Stiftungs Meßen gegen Gebühr von 20 fl für dieses Jahr gelesen habe*.

Die Matthiaskapelle ist nach ihrer Profanierung also nicht abgerissen worden, sondern diente als Wohnhaus. Sowohl die Höhe des Kaufpreises als auch die einfache Zweckänderung deuten darauf hin, daß es sich um einen unbedeutenden Bau gehandelt haben muß. In dem erwähnten Bericht der Äbtissin sind auch zwei Hinweise zu dem Standort der Kapelle enthalten:²¹ *Es lieget nämlich bey der Kapelle zwischen den Klostergütern und der Dorfstraße etwas Graßfeld . . . und dass die erstere bey der Kapelle gestandene Behausung, welche durch Wasserfluthen hinweggerißen worden ist, . . .*

Wenn das bei der Matthiaskapelle gestandene Haus durch Hochwasser weggerissen wurde, kann auch die Kapelle nicht weit vom Dorfbach und der parallel laufenden Straße nach Freiburg entfernt gelegen haben. Auf alten Bildern sind talwärts nicht allzuweit vom Kloster einige Häuser dargestellt. Es erscheint daher wahrscheinlich, den Standort der Kapelle in dem heute bebauten Bereich zwischen der Straße nach Freiburg, dem Wiesenweg und dem untern Teil der Riedbergstraße zu suchen.

Aus den bisherigen Ausführungen hat sich ergeben: Neben der Kirche des Klosters gab es *im Günterstal* jahrhundertlang noch ein weiteres Gotteshaus, eben die Matthiaskapelle und oben im Walde die dem Hl. Valentin geweihte Kapelle, auf die wir später zurückkommen. Die nunmehrige gemeinsame Nutzung der Klosterkirche durch die Nonnen und die Dorfbewohner bedeutete aber nicht den Zusammenschluß aller im Tal Wohnenden zu einer Pfarrei, denn das Kloster blieb in kirchenrechtlicher Hinsicht weiter selbständig. Erst als der Nonnenkonvent 1806 aufgelöst wurde, gab es nur noch die Pfarrei Günterstal mit der ehemaligen Klosterkirche als Pfarrkirche.

III.

Wir wollen uns nun mit der Geschichte der Kirche des Klosters befassen.

Um das Jahr 1221 entstand in Günterstal eine Sammlung frommer Frauen unter der Leitung von Adelheid, einer Tochter eines Adligen — nach der Überlieferung eines *Günther von Kibenfels* — der hier Grundbesitz hatte.²² Dieser Adlige stellte seiner Tochter einen Platz auf der Winterseite des Tales für den Bau einer klösterlichen Anlage zur Verfügung. Der Konstanzer Bischof, Conrad von Tegerfeld, weihte am 15. 9. 1224²³, auf einer Reise im Breisgau befindlich, einen Altar in der unvollendeten Kapelle des Frauenklosters Günterstal, das Atrium des Kirchhofs und das Kloster und eximierte den umhegten Bezirk von der Jurisdiktion der Mutterkirche mit Zustimmung des Plebans (Priesters) *Hanricus* (Heinrich) von *Mershusen* (Merzhausen).



Abb. 1 Adelheid, die erste Äbtissin des Klosters Günterstal (Grabmal, 1685).
Aus einer Handschrift des 18. Jhdts. Universitätsbibliothek Freiburg Hs 80.

Dies ist die erste urkundliche Nennung des Klosters in Günterstal. Das obige *eximieren* bedeutet das Herauslösen des Klosterbezirks aus dem Rechtsbereich der Pfarrei Merzhausen.

Bereits am 8. 4. 1278, also rund 50 Jahre später, weihte der Bischof *Tholomeus eps. Sardanensis*, in der Amtszeit des Konstanzer Bischofs Rudolf II. von Habsburg, Kirche, Kapelle, Kirchhof nebst drei Altären und erteilte der damals noch lebenden Adelheid, die längst zur 1. Äbtissin des Klosters gewählt worden war, und dem Convent des Zisterzienserinnenklosters einen Ablaß.²⁴ Die ursprünglich freie klösterliche Gründung hatte bereits 1224 die Regel des Zisterzienserordens angenommen. Eine günstige Entwicklung des Konvents machte diese Neuanlage des Klosters nötig.

In den kommenden Jahrhunderten werden keine größeren Veränderungen am baulichen Bestand der Kirche erwähnt. Kriegerische Ereignisse und Natureinflüsse machten zahlreiche Renovationen notwendig. Aus einer Stiftung vom 24. 6. 1416 ist zu entnehmen, daß die Kirche eine Empore hatte.²⁵

In den Jahrgeschichten vom 1445 — 1519²⁶ wird von einem Weihevorgang im Jahre 1486 ausführlicher berichtet *waz uff ein mentag, do kam ein wichbyschoff, hies meister ald doctor Daniel, barfüsser ordens, und gieng mit unserer frowen der äpp-tissin, waz eini von Tüslingen, und besach, was er wichen solt. und leit sich do gelich an und wicht zu dem ersten den altar zu der linken hand in s. Bernhartz, s. Benedicten er, s. Sebastian, s. Anthonien und ander heiligen er. und do er den altar gewicht, do gieng er glich in den kilchoff und wicht den och, als er halb verflossen und ungewicht waz von den Wasser güß, die m (14)80 jor waz gesin . . . Item und do er den kilchoff gewicht, do gieng er in die siechkappell und wicht sy och, und dor noch for dem siechus über die greber und durch die bed teil des crützgangß und in daz capittel, und dor noch den fronalter und all älter im obren und nidren kor, und dor noch die kilchen wicht er yeglich sunderlich.*

Die Klosterkirche hatte also einen obern und niedern Chor und besaß neben dem Fronaltar weitere Altäre. Für die Kranken war eine Siechenkapelle vorhanden.

Die 1278 konsekrierte Kirche und Kapelle sind durch das Hochwasser ebenfalls beschädigt und dann wiederhergestellt worden, so daß sie neu geweiht werden mußten. Die Eintragung schließt: *do gab man ihm (dem Bischof) z'zoben z'essen milch, galrein und strübli und schied also enweck.* Der Gast war also mit Milch, Gallerte und wohl den heute noch bekannten „Strübli“ verabschiedet worden.

Die Wassergüsse, von denen hier die Rede ist, sind urkundlich belegt.²⁷ Sie sind Teil einer großen Überschwemmungskatastrophe im Jahre 1480, die in Freiburg und Umgebung über dreißig Menschen das Leben kostete.

Nicht unbedeutende Beschädigungen an Kirche und Kloster entstanden auch während des Dreißigjährigen Krieges²⁸ und den Kämpfen in der Regierungszeit des französischen Königs Ludwig XIV. Während der Belagerung von 1677 durch die Franzosen unter Marschall Créqui wurde das Kloster vollständig ausgeplündert.²⁹ Die Soldaten suchten im Grab der Äbtissin Adelheid nach Schätzen und wollten mit Pferden den Grabstein wegziehen. Er wurde dabei zerstört und später in der Amtszeit der Äbtissin Maria Agnes von Greuth, deren Wappen das Kreuz am Bach ziert, durch einen neuen ersetzt. Eine lebendige Schilderung dieser Ereignisse gibt H. Kopf in seinem Aufsatz „Freiburg im Breisgau unter der Krone Frankreichs 1677 — 1697“.³⁰ Er berichtet, wie die Brigade la Valette Quartier in Günterstal, das die Franzosen „Kinderstal“ nennen, bezieht. „Während die österreichische Besatzung Freiburg nach der Übergabe verläßt, wird die Truppe la Valette in Günterstal von österreichischen Trup-

pen, . . . und von Schnapphähnen, Bauern aus dem Gebirge, die sich der Truppe angeschlossen hatten, angegriffen. Das Kloster Günterstal von den Franzosen besetzt, wird eingeschlossen, ein Hauptmann . . . verteidigt eine Bresche mit 20 Mann zu Fuß. Villars (der spätere Marschall) . . . eilt nach Günterstal und die Angriffe werden zurückgeschlagen.“

Erst in der Barockzeit, als im Breisgau andere Klöster wie St. Trudpert, St. Peter, Tennenbach u. a. prächtige Klosteranlagen errichteten und es die finanziellen Verhältnisse des Klosters zuließen, entschloß sich der Günterstaler Konvent zu einem Neubau von Kirche und Kloster. Die vor hundert Jahren noch vorhandenen Bauakten sind leider abhanden gekommen, so daß wir von der Planung und Bauausführung wenig wissen, insbesondere auch nichts über die Ausstattung der Kirche und die daran beteiligten Künstler.

In den Akten des Erzbischöfl. Ordinariats befindet sich eine Handschrift,³¹ aus der hervorgeht, daß am 26. 10. 1727 der Abt Leopold von Tennenbach *allhero gekommen ist und den herrn Baumeister mit sich gebracht, so sich genannt Petrus Thum von Costantz*“. Der Abt las dann eine Messe am Kreuzaltar und die Klosterfrauen beteten einen Rosenkranz für die armen Seelen und für einen glücklichen Anfang. *Noch disen alß 27 Ocober ist alsdann der accord in beysein deß gnaedigen Herren und der glücklichen Regierung unserer allerliebsten gnaedigen Frauen Maria Rosa Barone de Neve geschlossen worden* . . . Leider fehlt dieser Accord mutmaßlich über den Bau von Kirche und Kloster. Aus der Handschrift *Origo Nobilium ac Religiosarum virginum in Gintersthal* ist bezüglich des Baus von Kirche und Kloster in der darin enthaltenen *Series Abbatissarum* zu entnehmen:

27. Maria Rosa de Neveu, electa ante inhumationem defuncta Abbatissa. Die 13. April cuis electioni; . . . Haec incaepit aedificium novae Ecclesia, sed morte praeventa perficere non potuit. rexit 12 annis. obiit Ao 1728.

26. Nov. 1728. 28. Maria Francisca Cajetana de Zur Thannen. electa 26. Nov. 1728. Haec aedificium a praedecessore inchoatum feliciter consumavit. Ecclesia noviter aedificata habet in altitudine 39. in latitudine 42. in Longitudine vero 142 pedes. in aedificio Ecclesiae, et totius Monasteriy, unacum Abbatia 10 anni consumati sund, finis impositus est Ao 1738 . . .

Ao 1728. Tres Ecclesiae in unam redacti sunt sub regimine Dnae Abbatissae M. Franciscae Cajetanae, et totum Monasterium aedificatum. Aedilis huius aedificiy erat expertissimus Architectus Petrus Thumm, qui aliquot Monasteria in Brisgov et Hercinia sylvia aedificavit.“

Die Äbtissin M. Rosa von Neveu hat 1728 mit dem Bau der Kirche begonnen. Sie starb im gleichen Jahre. Ihre Nachfolgerin M. Franziska Cajetana von Zurthannen führte den Bau der Kirche zu Ende und errichtete auch eine neue Klosteranlage. Nach zehnjähriger Bautätigkeit waren 1738 Kirche und Kloster fertiggestellt. Baumeister war der *sehr erfahrene Architekt Peter Thumb*, der wie die Handschrift besonders erwähnt, im Breisgau und Schwarzwald eine Reihe von Klosteranlagen errichtet hatte. In der neuen Kirche sind drei kirchliche Gebäude des alten Klosters vereint worden. Einmal die alte Kirche, dann die erwähnte Siechenkapelle und vielleicht noch eine Friedhofskapelle. Nach der Handschrift ist 1730 auch das wundertätige Kreuz in die neue Kirche auf deren Kreuzaltar übertragen worden. Vor diesem Altar wurde der

Sarkophag der ersten Äbtissin Adelheid eingelassen. Pfarrer Usländer, in Günterstal tätig von 1862 bis 1890, konnte hierzu noch folgende Auskunft³² geben: *Das Grabmal, welches in der 1730 vollendeten hiesigen Klosterkirche über den Gebeinen der Stifterin Adelheid vor dem Hl. Kreuzaltar angebracht wurde, war nicht in den Boden eingefügt, sondern stund auf sechs steinernen Füßen . . . einem Tische ähnlich. Oben auf der Steinplatte zeigte sich das ausgemeisselte Bild der Äbtissin im Klosterhabit, auf der Umrahmung war die Inschrift angebracht. Dieser Stein ist leider nicht mehr vorhanden, da er bei dem großen Kloster- und Kirchenbrände von 1829 durch das einstürzende Gebälk zerschlagen wurde und die Trümmerstücke im Schutte verloren gingen.* Das Grabdenkmal hatte folgende Inschrift:³³

A. MCCLXXXI obiit religiosissima ac nobilissima Domina Adelheidis prima Abatissa huius nobilissimi monasterii a Günterstal qui regnavit LVII annos et in hoc tumulto requiescit miraculis clara. — Anno MDCLXXXV renovatum. (Im Jahre 1281 starb die sehr fromme Mutter und vornehme Mutter Frau Adelheid, erste Äbtissin dieses vornehmen Klosters in Günterstal, welche 57 Jahre regierte und durch Wunder berühmt in diesem Grab ruht. — Im Jahre 1685 renoviert).

Die Weihe der von Thumb erbauten Barockkirche erfolgte am 13. 4. 1731 durch den damaligen Konstanzer Weihbischof Franz Johann von Sirgenstein, und zwar *in honorem beatae Mariae Virginis ac sanctae crucis*.³⁴

Anlässlich der Feierlichkeiten nach Teilung der Hl. Blutreliquie im Jahre 1738 wurde die Ausstattung der Kirche mit Altären abgeschlossen.³⁵ P. Schiess, der damalige Beichtvater des Konvents berichtete hierüber, daß es an Altären gefehlt habe, weshalb man drei neue bestellte. *Der Hochaltar zeigte im Bilde, wie die Kinder Israels durch Anschauung der ehernen Schlange wieder gesund wurden; der zweite, wie Moses mit seinem Stabe Wasser aus dem Felsen schlug, der dritte, wie Moses das auserwählte Volk aus der Dienstbarkeit des Königs Pharaos durch das Rote Meer führte.* Die Altäre waren, wie dieser Chronist schrieb, *so künstlich und anmuetig in das Perspectiv gemalt*, daß alle Ankommenden, hoch wie nieder, dabei erfreut und das Werk loben mußten. Leider hat er den Künstler, der diese *lobenswerten Altäre* geschaffen hat, nicht erwähnt.

An dieser Kirche ist bis 1787, als sie auch Pfarrkirche wurde, von kleinen Verbesserungen in der Ausstattung abgesehen, nichts verändert worden.

Gleiches gilt auch von der barocken Klosteranlage, entgegen der Darstellung von Joseph Bader, der von einem „neuen Klosterbau“ von 1781 — 1783 spricht:³⁶ „Was den damaligen Vermögens-Stand des Gotteshauses betrifft, so hat er sich während der Friedenszeit so gebessert, daß man einen neuen Klosterbau unternehmen konnte. Dieser Neubau währte von 1781 bis 1783 und kostete an Materialien 1946, an Löhnen 4678 und an Holz 200, zusammen 6837 Gulden. (Nach der Bau-Rechnung von 1783, in den Güntersthaler Acten). Es ist das heute noch stehende Gebäude, nur ohne das dritte Stockwerk, welches mit einem Theil der Kirche im Jahre 1829 abgebrannt.“ In der „Amtlichen Kreisbeschreibung“³⁷ ist diese These dahingehend modifiziert, daß nach einer längeren Unterbrechung der Neubau der Klosteranlage 1781 — 1783 vollendet wurde. Ähnliche Auffassungen werden auch in andern Veröffentlichungen vertreten.³⁸

Man muß sich in diesem Fall aber zunächst einmal fragen, warum der relativ kleine

Günterstaler Nonnenkonvent, der im dritten Jahrzehnt des 18. Jhdts. ein neues Kloster errichtet hatte (Bader³⁹: „zu Günterstal wurden die alte Kirche und die beiden daneben bestandenen Kapellen in einen Tempel vereinigt und die neuen Klostergebäude würdig ausgestattet“), nach knapp 50 Jahren eine neue Anlage erbauen sollte. Überlegungen dieser Art können wir aber abschließen, denn die Handschrift *Origo Nobilium ac Religiosarum virginum* enthält eine *Continuatio Abbatissarum*, die uns in der Sache weiterführt: 29. *Mariam Franciscam Cajetanam secuta est Maria Francisca Comitissa de Thurn et Valsassina die 13. Nov. Ao. 1770 . . . Haec abbatissa jugentem sibi famam acquisivit et prudentia et fagaci in rem domesticam diligentia, praeter duas domos in Güntersthal, unam in Krezhausen, peramplam pro re rustica aedem prope Monasterium exstruxit nullo usa architecto . . .*

Die Äbtissin M. F. von Thurn und Valsassina, die von 1770 bis zur Auflösung des Klosters im Jahre 1806 regierte, hat danach bis 1800 — soweit reicht die Handschrift in zeitlicher Hinsicht — zwei Häuser in Günterstal, und zwar eines davon *pro re rustica* und *prope Monasterium*, also für landwirtschaftliche Zwecke, und nahe dem Kloster gelegen und ein weiteres Haus, in dem zu jener Zeit dem Kloster gehörenden Krezhausen errichtet. Die Bauten wurden von ihr *nullo usa architecto* also ohne einen Architekten erstellt. Von einem Neubau oder Umbau der Klosteranlage ist nicht die Rede, was der Schreiber der Handschrift doch sicher an erster Stelle erwähnt haben würde. Ein Neubau einer so großen Klosteranlage wäre auch ohne einen Architekten oder fachkundigen Bauleiter nicht möglich gewesen. Die Klärung dieser strittigen Frage ergibt sich bei Durchsicht der im Generallandesarchiv befindlichen Akte „Bausachen von 1781 — 1784“⁴⁰ (Das sind wohl die von Bader genannten „Güntersthärer Bauakten“). Es handelt sich allerdings nicht um eigentliche „Bauakten“ mit Plänen, Kostenvoranschlägen usw., sondern um eine Rüge der Aufsichtsbehörde, d. i. die *Hochlöbl. Regierung und Kammer* in Freiburg, weil das Kloster angeblich ohne deren Genehmigung gebaut hat. *Man weiß, daß die Frau Äbtissin nächst ihrem Kloster ziemlich lange Gebäude aufzuführen fortfahre*, schreibt die Aufsichtsbehörde an die Äbtissin am 7. 10. 1783 und fordert einen Bericht über Notwendigkeit und Finanzierung dieses Baues. Man achte darauf, daß nicht vom Kloster, sondern einem Gebäude nächst demselben gesprochen wird. Die Äbtissin berichtet umgehend am 22. 10. 1783, daß sie dieses Bauvorhaben angezeigt habe, daß sich aber hinsichtlich Standort und Art des Bauens Änderungen ergeben hätten. *Dahier stunden jeweils drey verschiedene und zerstreut aufgeführte Wirthschaftsgebäude, welche zu Einstelllung der haltenden Pferde und Hornviehes . . . gewiedmet und unentbehrlich waren.* Eines davon hätte ihre Vorgängerin durch einen Neubau ersetzt. Die anderen beiden auffälligen Gebäude seien dann von ihr abgerissen und durch einen Neubau an anderer Stelle ersetzt worden, wodurch sich eine wesentlich bessere Nutzung ergab als dies früher der Fall war. Die Äbtissin erklärt ihr Verhalten wie folgt: *Ich entschloße mich daher, beede auffälligen Scheunen niederzureißen, statt solcher neue herzustellen, und diese an jene im 1763sten Jahr errichtete anzustoßen wodurch für einen Wirthschafter nicht geringen Vortheil gewinne, daß alles Vieh und Futter unter ein Dach gebracht . . .*

Die aus dem Erwirtschafteten verwendeten Auslagen belaufen sich circa 6810 fl 50 kr, ohne das aus eigenen Waldungen hergenommene Holz in Anschlag zu bringen.

Nach Auffassung der *Buchhaltery* der Regierung waren für die neuen Wirtschaftsgebäude höhere Aufwendungen erforderlich oder zur endgültigen Herstellung noch notwendig, als sie vom Kloster beziffert wurden. Die Äbtissin wurde daher zu einer genauen Rechnungslegung über die letzten Jahre veranlaßt. In einer vierzehnteiligen Stellungnahme zerplückt die *Buchhaltery* die Rechnung des Klosters. Aus den vorgelegten Unterlagen ließe sich nicht entnehmen, *wieviel der neue Bau eigentliche Kosten erfordert habe*. Dann tauchen in diesem Vermerk vom 23. 3. 1784 die Zahlen auf, die Bader als Baukosten für den Neubau des Klosters zitiert (vom Verfasser unterstrichen):

*In der Abtei — als Hauptökonomie-Rechnung sind . . .
für erkaufte Baumaterialien pro 1781, 1782 et 1783 in Aufrechnung 1946 fl 18³/₄ kr . . .
auf Maurer, Zimmermann und Verdienst der
Handlanger 4678 fl 43¹/₄ kr,
unter der Rubrik insgesamt 91 fl 26¹/₂ kr . . .
auf Holzfällerlöhne 115 fl 35 kr
und für Kalchsteinzufuhren 5 fl 24 kr . . .*

(Bader zieht diese drei kleineren Posten zu einem Gesamtbetrag von 200 fl für Holz zusammen)

in Summa 6837 fl 27¹/₂ kr in Aufrechnung.

() Wenn daher die sämtlichen Kosten, die auf den neuen Bau verwendet worden, in diesen Jahresrechnungen enthalten sind, so dürften solche . . . kaum auf die angebliehen 6810 fl 50 zu stehen gekommen seyn.

Diesen längeren Zitat ist zu entnehmen, daß die Äbtissin zwischen 1778 und 1783 ein großes Wirtschaftsgebäude (Scheune) errichten ließ, dessen Kosten sie mit 6810 fl 50 bezifferte. Die Analyse der vorgelegten Rechnungen durch die Aufsichtsbehörde kam wegen des *neuen Baues* aber zu einem andern Ergebnis, was hier aber nicht interessiert. Wichtig ist lediglich, daß Bader die von ihm genannten Baukosten von 6837 fl offenkundig aus der Stellungnahme der *Buchhaltery der Regierung* entnommen hat,⁴¹ daß ihm aber hierbei der entscheidende Fehler unterlaufen ist, diese Baukosten für Aufwendungen für den Neubau einer Klosteranlage anzusehen, obwohl es sich bei dem *neuen Bau* um eine große Klosterscheune, also ein Ökonomiegebäude des Klosters handelte. Schon die Einleitung des Verfahrens durch das bereits zitierte Schreiben vom 7. 10. 1783: *Man weiß, daß die Frau Äbtissin nächst ihrem Kloster ziemlich lange Gebäude aufzuführen fortfahre*, der ganze weitere Schriftwechsel und das Zahlenmaterial sind so eindeutig, daß von einem Neubau der Klosteranlage oder dessen Vollendung nicht gesprochen werden kann.

Dieses Ergebnis deckt sich auch mit den oben erwähnten Angaben von P. Mezler in der Handschrift *Origo Nobilium ac Religiosarum virginum*. Danach hat die letzte Äbtissin des Klosters Günterstal M. F. von Thurn und Valsassina in ihrer Amtszeit nicht das Kloster neu errichtet — das geschah unter ihrer Vorgängerin M. F. C. von Zurthannen bis 1738 — sondern sie hat u. a. ein Haus *pro re rustica* und *prope Monasterium*, also die große Scheune errichtet. Dieser Bau ist sicher das heutige Gemein-dehaus mit der jetzigen Mesnerwohnung, früher Pfarrhaus. Der Türsturz der Eingangstüre ist mit der Jahreszahl 1782 geschmückt. Das andere Haus, das die Äbtissin in Günterstal gebaut hat, ist wohl die Toranlage, die baulich gesehen das Pendant zu



Abb. 2 Äbtissin Maria Franziska Cajetana von Zurthannen (1728 – 1770).
Waisenhaus Günterstal (Kopie).

dem Querbau der großen Scheune darstellt. Im Torbogen an der Außenseite gegen Freiburg erinnert die Jahreszahl 1781 an die Bauzeit.

Auch Bilder bestätigen die Richtigkeit dieser Darstellung. Im Waisenhaus in Günterstal hängt ein Portrait (Kopie) der Äbtissin von Zurthannen.⁴² Es stammt aus dem Jahre 1769. Im Hintergrund ist das Kloster abgebildet, wie es bis zum Brande bestanden hat, allerdings ohne die beiden vorerwähnten Bauten. Es fehlt der Torbau von 1781 (das Bild zeigt ein älteres Gebäude) und die große Klosterscheune, die den Wirtschaftstrakt mit seinem Querbau abschließt. Die Klostergebäude sind exakt dreistöckig wiedergegeben. Man erkennt die Eckpavillons und einen größeren Mittelrisalit. Auf eine weitere Darstellung wird später eingegangen.

IV.

Das Kloster Günterstal ist 1806 aufgehoben worden, nachdem es fast 600 Jahre bestanden hatte. Ursächlich war hierfür der Frieden von Luneville von 1801, in dem das Reich einwilligte, an Frankreich das linke Rheinufer abzutreten. Diejenigen deutschen Fürsten, die linksrheinische Gebiete dadurch verloren, wurden in Deutschland entschädigt. Im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurden fast alle geistlichen Gebiete und Reichsstädte zu Entschädigungen verwendet. Baden erhielt den rechtsrheinischen Teil der Pfalz mit Heidelberg und Mannheim und der Bistümer Speyer, Straßburg, Basel und Konstanz. Durch den Frieden von Preßburg vom 26. 12. 1805 hatte Österreich an Baden u. a. den Breisgau abzutreten.

Am 30. 1. 1806 wurden die österreichischen Beamten auf den Kurfürsten von Baden vereidigt. Hierbei machte der Regierungsbevollmächtigte die Mitteilung, daß sämtliche Klöster, Abteien und Stifte aufgelöst werden würden. Bereits am 3. 2. 1806 ließ der Beauftragte des Großherzogs das Stift Günterstal wie auch die andern Klöster provisorisch in Besitz nehmen. Am 3. 9. 1806 wurde die Aufhebung formell ausgesprochen.⁴³

Nach der Aufhebung des Klosters im Jahre 1806 ist von der Ausstattung der Kirche einiges verkauft worden. Das Chorgestühl befindet sich noch heute in der Kirche von Kirchzarten.⁴⁴ An die damals neuerrichtete Kirche von Buchenbach gingen zwei Seitenaltäre und wahrscheinlich auch ein Beichtstuhl, ein Paramentenkasten und Chorstühle, wie aus einem Schriftwechsel von 1811/12 bzw. 1829 ersichtlich.⁴⁵ Nach einer Auskunft der Pfarrei Buchenbach ist davon nichts mehr vorhanden.

Aus einem weiteren Schriftwechsel aus dem Jahre 1812 ergibt sich,⁴⁶ daß beim Verkauf der Klostergebäude zur gewerblichen Nutzung vereinbart wurde, daß alle Öffnungen von der Kirche in das Kloster zugemauert werden mußten und daß die Empore zu verkürzen sei. Diese Arbeiten bedingten auch ein Weißeln der Kirche und eine Überholung der versetzten Orgel. Zur Erläuterung sei angefügt, daß die Nonnen dem Gottesdienst nicht unten in der Kirche, sondern auf der darüberliegenden Nonnenempore beiwohnten, zu der nur sie aus dem Kloster Zutritt hatten. Nach Aufhebung des Klosters war die Verkürzung der Empore angebracht, da sie in dieser Größe nicht mehr erforderlich war und den Raum darunter, in dem die Gemeinde dem Gottesdienst beiwohnte, dunkel machte.

Die von Peter Thumb errichtete Kirche ging mit der noch vorhandenen Einrichtung und zusammen mit dem ganzen Klosterbau in dem Brand von 1829 unter. An dieser

Stelle sind einige Anmerkungen über den Klosterbau nach Aufhebung des Klosters angebracht. Die Einrichtung des Klosters wurde bereits 1806 versteigert und brachte lediglich 1581 fl.⁴⁷ Der Versuch, das Klostergebäude 1809 ebenfalls zu versteigern, war erfolglos.⁴⁸ Das Gebäude wurde dann 1812 an die Fa. Mez & Comp. für 8000,— fl verkauft, die darin eine Baumwollspinnerei einrichtete. Bereits nach wenigen Jahren verkaufte die Fa. Mez die ganze Fabrik mit Maschinen einschließlich der Gebäude an die Gebr. Hermann aus Waldshut, die ebenfalls eine Baumwollspinnerei unterhielten. Der Brand ist in deren Betrieb entstanden — man sprach von Brandstiftung — und griff von der Fabrik, also den ehemaligen Klostergebäuden, auch auf die Kirche über, wobei beide vollständig ausbrannten.

Der damalige Pfarrer hat dem Erzbischöflichen Generalvikariat am 4. 4. 1829 hierüber wie folgt berichtet:⁴⁹ *Durch heute Nacht ausgebrochenes Feuer wurde die hiesige Pfarrkirche in Asche gelegt, und alle Kirchenparamente zugleich ein Rauab der Flammen, sodass es dem Pfarrer unmöglich ist, seiner Pfarrgemeinde den gehörigen Gottesdienst zu halten. Das Hochwürdigste General Vikariat wird deshalb gehorsamst ersucht, Hochdasselbe wolle in kirchlicher Beziehung solche Massregel treffen, dass die hiesigen Pfarrangehörigen einen benachbarten katholischen Gottesdienst, wie etwa in der Wiehre oder zu Merzhausen zu besuchen die Erlaubnis erhalten.* Bereits am gleichen Tag entsprach der damalige Bischof von Vicari⁵⁰ dem Wunsch des Pfarrers und erlaubte ihm darüberhinaus, in einem *anständig einzurichtenden Zimmer Gottesdienst* für seine Hausgenossen und alte gebrechliche Leute zu halten.

Über die beim Brand geretteten Gegenstände gibt ein Protokoll Auskunft, das vom Pfarrer, dem Vogt Lickert, dem Kirchenpfleger Flamm und dem Lehrer Beckert unterschrieben ist.⁵¹

Dieser Lehrer Be(c)ker(t) hatte sich bereits 1807 mit folgendem Brief an die Großherzogliche Hochpreißliche Regierung und Kammer gewandt:⁵² *Nach der Auflösung des Stiftes Güntersthal hat der Unterzogene, um der anständigen Kirchenmusik vorstehen zu können, das Orgelspiel zu lernen angefangen. Beygelegte Zeugnisse und das Unvermögen, die Last der hiermit verbundenen Unkosten allein zu tragen, veranlassen ihn, Eine Hochpreißliche Regierung und Kammer gehorsamst zu bitten, die Hochgnädige Verfügung zu treffen, ihm hierin einige Unterstützung zu bestimmen und anzuweisen geruhen zu wollen.* Güntersthal, den 11. July 1807

Nach einigem Hin und Her bekam Lehrer Beckert eine Unterstützung. Er war der erste Organist der Günterstaler Kirche, denn das Orgelspiel war vorher Sache der Klosterfrauen.

V.

Der Wiederaufbau der Kirche zog sich trotz Drängens von Pfarrer und Gemeinde einige Jahre hin. Eine Reihe trauriger Bittbriefe sind erhalten. So klagte Pfarrer Häufe in einer Eingabe an das Erzb. Generalvikariat vom 14. 10. 1829:⁵³ *Seit dem unglücklichen Brande hält die Gemeinde Güntersthal in einem nicht ganz zerfallenen Zimmer des abgebrannten Klostergebäudes, den Herren Gebrüder von Hermann gehörig, dürftig und äußerst beschränkt, Mangel leidend am Nothdürftigem . . . den nöthigen Gottesdienst.*

Pfarrer und Gemeinde nahmen in ihrem Brief vom 19. 7. 1831 an das Großherzog-

liche Hochpreißliche Ministerium des Innern — Kath. Kirchen-Sektion —⁵⁴ Bezug auf frühere Vorstellungen, *die Nothwendigkeit des Baues und die Erbärmlichkeit der Nothkirche zur Genüge darstellend. Der in ihren Erwartungen schon seit dritthalb Jahren getäuschten Gemeinde werde weiter nichts berichtet als leere Versprechungen.*

Das *Direktorium des Dreysam-Kreises in Freiburg* trug unter Bezugnahme auf frühere Stellungnahmen — sehr deutlich werdend — am 18. 4. 1832 dem Ministerium des Innern vor:⁵⁵ *An was eigentlich diese sehr nöthige Bauführung hafte, ist uns ganz unbekannt, und wir können daher blos die neuerliche Betreibung des Dekanats und des Ortsvorstandes mit der Bestätigung vorlegen, daß allerdings die endliche Erbauung einer neuen Pfarrkirche in Güntersthal höchst dringend sey und die weitere Verschiebung dieser Bauführung einen gehäßigen Eindruck in der Pfarrgemeinde und in der ganzen Umgebung hervorbringe.*

Die Großherzogliche Hof-Domaenen-Kammer hat dann endlich am 28. 8. 1832 die Bauinspektion Freiburg beauftragt,⁵⁶ *auf den Grund des so veränderten Überschlags nunmehr die Herstellung der Kirche einer öffentlichen Versteigerung auszusetzen.* Der Voranschlag belief sich auf 12605.86 Gulden (ca. 21610.— Goldmark Wert 1886).

Die Bauplanung sah vor, den alten Bau wiederherzustellen, allerdings mit einigen kleineren Veränderungen, die sich teilweise daraus ergaben, daß die Kirche nunmehr nicht mehr voll im Verband der Klosteranlage stand, was den Bau einer Sakristei erforderlich machte. Äußerlich veränderte sich die Kirche an der Eingangsseite, insofern sie einen Giebelabschluß anstelle des früheren Mansarddaches erhielt. Die Mauerhöhe der jetzigen Kirche ist ebenfalls etwas niedriger, da die Mauern durch den Brand und die Witterung oben abgebröckelt waren und nicht mehr ganz auf die alte Höhe aufgemauert wurden. Im Innern ist eine andere, einfache Decke eingezogen worden. Außerdem erhielt der rechte Querarm ein Fenster, dem gegenüberliegenden entsprechend. Ansonsten erfolgte der Wiederaufbau 1833/34 nach den Plänen des Bez.-Baumeisters Lumpp (mit Änderungen durch die Bez.-Direktion) in dem nüchternen Stil dieser Zeit.^{56a} An der Innen-ausstattung war auch der bekannte Freiburger Kunstschreiner und Bildhauer Joseph Dominik Glänz, der mit seinem Sohn Franz Sales zusammenarbeitete, beteiligt.^{56b} Lediglich die aus dem Kloster Tennenbach stammenden barocken Altäre und zwar der Hauptaltar und zwei Seitenaltäre,⁵⁷ müssen zusammen mit der barocken Kanzel dem Innenraum der wiederaufgebauten Kirche etwas von dem Geist des Vorgängerbaus vermittelt haben.

Als die Bauarbeiten beendet waren, sprach der Pfarrer beim Weihbischof von Vicari wegen der Weihe vor, der ihm am 3. II. 1834 präzise und nüchtern mitteilte:⁵⁸ *Dem Hochw. Herrn Pfarrer Dörle in Güntersthal wird hiermit bekannt gemacht, daß die angesuchte Consecration der dortigen Pfarrkirche auf den 18.ten d. M. morgens 8 Uhr bestimmt worden ist. Damit der H. Pfarrer weiß, was hierzu angeschafft und vorbereitet werden soll, schließen wir deshalb ein gedrucktes Exemplar der vorzunehmenden Consecration wie Selbe gehalten wird zur Einsicht und Gebrauch bey. Der Herr Pfarrer hat die Pfarrgemeinde vorerst am vorhergehenden Sonntag darauf vorzubereiten und durch Erklärung der dabey vorkommenden Ceremonien diese Einweihung ihr fruchtbringend zu machen. Übrigens wird nach vollendeter Consecration keine Verpflegung der Funktionalen verlangt, der Herr Consecrator und die mitwirkenden Herren Geistlichen werden sogleich wieder nach Hause zurückkehren.*

VI.

Im Laufe der nächsten Jahrzehnte wurde die Kirche weiter ausgeschmückt. 1868 sind 14 Kreuzwegbilder, die von Crescentia Stadler und Marie Jacqot aus Freiburg gemalt waren, erworben worden. Kurz vor dem Krieg von 1870/71 stellte der Orgelbauer Schäfer von Heilbronn eine neue Orgel mit 15 Registern zum Preise von 2350 Gulden auf. Im Jahre 1872 stiftete Theresia Steiert aus Günterstal, die von den Gebr. Koch in Freiburg gegossene dritte Glocke.⁵⁹

Eine fällige Renovation fand 1988 statt. Die Innenausstattung der Kirche wurde dem damaligen Zeitgefühl entsprechend verändert. In der Ausmalung der Kirche traten farbige geometrische Muster stark hervor. Auch die Altäre wurden neu gestaltet. In den Jahren 1901 bis 1903 sind die Fenster der Kirche durch Spenden von Pfarrer und Einwohnern erneuert worden, wobei sich die beiden mittleren Chorfenster durch figuralen Schmuck abheben. Alle Fenster haben sich bis heute erhalten. Für die 1856 gegründete Erzbruderschaft vom kostbaren Blut hatte man einen Bruderschaftsaltar errichtet. Er stand in der linken Seitennische, die 1903 durch ein schönes von Th. Stiansen geschaffenes schmiedeeisernes Abschlußgitter^{59a} zu einer Art Kapelle umgewandelt wurde. Die gesamte Renovation mit den späteren Ergänzungen ergab eine Kirche mit der erforderlichen Einrichtung, die aber qualitativ nicht besonders hochstehend war.

Die Renovation von 1971 näherte die Kirche wieder mehr dem Stil des Wiederaufbaus von 1834 an, insofern man den größten Teil der Ausstattung von 1888 entfernte und die Kirche wieder einheitlich weiß ausmalte. Die barocke Kanzel und die beiden Seitenaltäre einschließlich des Gitters verschwanden. Die zwei Seitennischen bildeten leere Räume, die man nachträglich mit Taufbecken, Beichtstuhl und Plastiken zu beleben versuchte. Ein Anziehungspunkt stellt die von einer Günterstälerin gestiftete kleine Madonna dar. Sie hat auf einer Wandkonsole in der rechten Seitennische einen schönen Platz gefunden. In den Mittelpunkt des Kirchenraumes wurde ein wenig einfallsreicher, viel zu wuchtiger Betonaltar und daneben ein sehr bescheidener Ambo aufgestellt. Auch das neue Eisenkreuz, in dem die Hl. Blutreliquie aufbewahrt wird, hat keine Ausstrahlung. Moderne Bänke, eine Rasterdecke aus Holz, die hell verputzt wurde, dazu die Betonkästen links und rechts des Eingangs ergeben ein karges Bild, das wenig an die alte barocke Klosterkirche erinnert.

Ein echter Gewinn für Kirche und Gemeinde ist die neue Orgel, deren Klang allgemein Anerkennung gefunden hat. Zur Zeit ist eine gewisse „Rebarockisierung“ im Gange, deren erster Zeuge die schön restaurierte Kanzel ist, die am alten Platz wieder aufgestellt wurde.

VII.

Nachdem wir uns bisher fast ausschließlich mit der Kirche und dem Kloster beschäftigt haben, sollen nun die Menschen — Pfarrer und Gemeinde — nicht übergangen werden.

Das Pfarrbuch von Günterstal enthält auch einen *Catalogus . . . Parochorum . . .*, ein Verzeichnis aller Pfarrer von 1787 bis heute. Der Tennenbacher Mönch Salesius Briffon, der aus Freiburg stammte, war der erste Günterstäler Pfarrer. Er hatte sein

Amt am 22. 4. 1787, wie eingangs erwähnt, angetreten und war daneben noch Beichtvater des Klosters. Dieses Amt hatte er bereits in den Jahren 1774, 1778 und 1781 inne. Ihm folgte 1791 der ebenfalls aus Freiburg stammende P. Marquardus Kreutter, der bald darauf in Günterstal starb und am 21. 3. 1792 *in coemeterio parochiali prope Sepulturam Monialium*, also auf dem Gemeindefriedhof neben den Grabstätten der Nonnen, beerdigt wurde. Von dieser Beerdigung berichtet P. Ildephons von Arx, der Stiftsbibliothekar und Geschichtsschreiber von St. Gallen, *Den 22. März starb zu Güntersthal, der Beichtiger, der zugleich . . . Pfarrer daselbst war. Dessen Prälat (gemeint ist der Abt von Tennenbach) war eben im Begriffe den Leichnam zu begraben, da der Decan und der Secretarius des Capitels mit dem Boten desselben daher kamen und der Decan diese Verrichtung ansprach. Doch da der Prälat sagte: er begrabe den Verstorbenen als seinen Untergebenen und den Beichtiger, nicht aber als den Pfarrer, waren sie zufrieden . . .*

Die Tagebücher des P. v. Arx, der damals Pfarrer in Ebringen war, wurden 1910 als Historische Mitteilungen in der Monatsbeilage zum „Oltener Tagblatt“ veröffentlicht (hier Oktober 1910). Der Herausgeber stellte als Anmerkung die ironische Frage: Wer hat denn den Pfarrer begraben? Man sieht die Doppelfunktion dieses verstorbenen Paters von Tennenbach, der gleichzeitig Beichtvater des Klosters und daneben Pfarrer der Pfarrgemeinde Günterstal war, hatte interessante rechtliche Aspekte.

Als Pfarrer folgten dem Verstorbenen weitere Konventualen aus Tennenbach, ebenfalls meist aus Freiburg stammend.

Nach dem Errichtungsdecret von 1787 war das Kloster verpflichtet, den Pfarrer von Günterstal zu bezahlen. Mit der Auflösung des Klosters im Jahre 1806 mußte der badische Staat, der den Besitz des Klosters übernommen hatte, für die Pfarrei aufkommen. Der Großherzog verfügte am 29. 4. 1809⁶⁰ rückwirkend auf 1806 die Stiftung der *Lokalkaplaney Güntersthal*. Zur *Bewidmung* wurden derselben 500 fl Rheinische Währung ausgesetzt. Die Bezahlung erfolgte in Naturalien, barem Geld und freier Wohnung. An Naturalien waren vorgesehen:

Wein besserer Gattung	a 8 fl 10 Saum	}	(14 Saum = 21 hl)
Wein geringerer Gattung	a 6 fl 4 Saum		

Es folgen dann die Angaben für Weizen, Roggen, Gerste, 150 Bund Stroh und 10 Klafter (40 Ster) Holz.

Alles zusammen im Gegenwert von 344 Gulden. An barem Geld erhielt der Pfarrer lediglich 156 Gulden pro Jahr. Die Urkunde schließt: *Dagegen befehlen und hoffen Wir zuversichtlich, daß der jeweilige von uns als Landesfürsten allein zu ernennende Lokalkaplan die theuren Pflichten eines Seelsorgers im ganzen Umfange zur Beförderung des wahren Guten und zum Besten der seiner Sorge anvertrauten Gemeinde mit rühmlichem Eifer erfüllen werde.* (Von der Verpflichtung eines Pfarrers, die christliche Lehre zu verkünden, ist nicht die Rede.)

In die Amtszeit von Pfarrer Haeufele fiel der Brand seiner Pfarrkirche im Jahre 1829. Er starb 1832, ohne den Wiederaufbau noch erlebt zu haben. Sein Grabmal ist auf dem Günterstaler Friedhof am Chor der Kirche erhalten.

Die Geistlichen, die ihm nachfolgten, waren dann Weltpriester.⁶¹ Aus drei vorgeschlagenen Priestern wurde der aus Herbolzheim stammende Anton Dörle (1832 bis 1853), sicher nicht zuletzt wegen seiner hervorragenden Examina am 7. 9. 1832 zum

Pfarrer ernannt: *Leopold von Gottes Gnaden Großherzog von Baden Herzog von Zähringen geben andurch zu vernehmen: Nachdem die Pfarrei Güntersthal durch Ableben des Pfarrers Alois Häufeles ihres vorigen Besitzers erledigt worden ist, und Uns die Praesentation eines tauglichen Subjekts zu deren Versehung zusteht, so verleihen Wir durch gegenwärtige Urkunde dem würdigen Priester Anton Dörle von Herbolzheim . . . die Pfründe mit ihren anklebenden Rechten und Pflichten . . .*⁶²

Bei einem Antiquar fand der Verfasser ein schriftstellerisches Werk dieses Pfarrers aus dem Jahre 1834 mit dem Titel: *Die Zelle der Leiden oder Die Kyburg, Eine Geschichte aus dem Mittelalter der reiferen Jugend und deren Freunden gewidmet*. Das Buch hat großen Anklang gefunden, denn es erschien bis 1862 in fünf Auflagen.⁶³ Es ist ein Ritterroman mit der Kyburg als Hintergrund, spannend, edle Menschen und Bösewichter stehen einander in bunter Folge gegenüber. Der Roman beginnt mit einer malerischen Beschreibung von Günterstal: „Im freundlichen Breisgau, unweit von Freiburg, in einem kleinen, aber anmuthigen Thälchen liegt das Dorf Güntersthal. Wer nur kurze Zeit in Freiburg weilte, dem ist Güntersthal gar wohl bekannt. Denn Jahr ein Jahr aus vorzüglich zur Sommerszeit, wandeln Freiburgs lebensfrohe Bewohner zahlreich dahin. Ein lieblicher Hain nimmt die Lustwandelnden auf . . .“ Pfarrer Dörle war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller, von dem 23 Veröffentlichungen — Erzählungen und erzieherische Schriften — bekannt sind.⁶⁴ Von den Nachfolgern hat sich Pfarrer Sylvester Bürgernmaier aus Au (1900 — 1913) zwar nicht literarisch, sondern kirchenmusikalisch betätigt. Er hatte 1897 100 alte und neue Gesänge im Volkston für vierstimmigen gemischten Chor und eine Sammlung von Chören für Cäcilienvereine und höhere Lehranstalten herausgebracht. Außerdem war er Mitherausgeber der kirchenmusikalischen Blätter der Erzdiözese Freiburg.^{64a}

VIII.

Nachdem kurz von den Pfarrern der Gemeinde seit deren Gründung berichtet wurde, soll nun auf die Verhältnisse in der Gemeinde Günterstal eingegangen werden. Nach dem Ende der Klosterherrschaft gab es eine Auseinandersetzung, denn von der Gemeinde wurde verlangt, bestimmte Fuhren als Frondienst zu leisten. In einem elfseitigen Brief an das Kreisdirektorium vom 21. 6. 1810⁶⁵ wehrt diese sich dagegen, wobei als entscheidender Grund vorgetragen wird: *Die Gemeinde Güntersthal besteht beynahe durchgängig aus ganz armen Familien. Ihre Ansiedlung in diesem Thalwinkel war einzig auf das Kloster berechnet, welches ihre Hütten umgeben. Arbeiten für das Kloster, und noch mehr, die Gutthaten desselben, waren allein im Stande, die Einwohner vor drückendem Mangel zu schützen. Nach Aufhebung des Klosters wurde, in jener Betrachtung, der Milde der Höchsten Herrschaft eine jährliche Summe von 200 fl zur Unterstützung der armen Güntersthåler bewilliget. Man kann sich aber leicht denken, dass diese landesväterliche Unterstützung, den täglichen Erwerb, der mit dem Kloster verschwand und seine täglichen Wohltaten nicht zu ersetzen vermag.*

Es lässt sich auch für keine Zukunft eine Verbesserung der Lage Güntersthals hoffen denn — ausser den schon angeführten Verhältnissen, kommt noch der Umstand in Betracht, dass der grösste Teil des Feldes — welches ohnedies für das Bedürfnis der Gemeinde lange nicht hinreicht — dem Kloster gehörte und nunmehr dem Landesherrn zugefallen ist. Wenige unbedeutende Fleckchen sind Eigenthum der Einwohner. Daher

sind die meisten genöthigt, durch unausgesetztes Arbeiten im Taglohn ihr karges Brod zu verdienen. Nur vier Bauern haben Zugvieh und selbst dieses schlecht genug . . . Diese Ausführungen zeigen die sehr bescheidenen Verhältnisse, in denen die Bevölkerung von Günterstal damals gelebt hat.

Aus einer Gemeinderechnung von 1829⁶⁶ ist ersichtlich, wie armselig es auch um die Gemeindefinanzen bestellt war. Das Gemeindevermögen betrug 1829 insgesamt 1757 fl (ca. 3012 Goldmark Wert 1886), bestehend aus Matten und Ackerland, sowie Außenständen. Dem standen Schulden von 1067 fl gegenüber, so daß das Nettovermögen 690 fl (1183 GM) betrug. Die Gemeindeeinnahmen bezifferten sich auf 90 fl (154 GM), denen Ausgaben von 180 fl gegenüberstanden. Das Defizit mußte durch Umlagen gedeckt werden.

In den erwähnten *Annales* des Pfarrbuchs sind noch manche überlieferenswerte Ereignisse aus dem letzten Jahrzehnt des 18. Jhdts. aufgezeichnet. An die damaligen Kriegszeiten erinnert ein Eintrag von 1796: *Am 21. Oktober da die Franzosen siegreich von den Kayserlichen zurückgetrieben worden, wurde ein ungarischer Husar auf dem Rebberge todtgeschossen und von einem Kameraden in hiesigem Bann an dem Eingang des oberen Thores gegen dem Bildstöckle mit einem Kreutze auf dem Grabe zur Erden bestattet.* Wenn hier von einem oberen Tor gesprochen wird, so muß es auch ein unteres (oder wie in Villingen ein niederes) Tor gegeben haben, wie auf einem Bild der Barockzeit zu sehen ist.

Sehr einschneidend war 1797 auch die Belegung des Klosters mit 156 kranken Soldaten als *Feld Filial Spital*.

Im Einvernehmen von Kloster und Gemeinde sind im gleichen Jahr einige Festtage wieder eingeführt worden.⁶⁸

Im Jahre 1837 fand die erste Pfarrvisitation in Günterstal statt. Wir erfahren aus dem Visitationsbericht eine Menge über die kirchlichen, aber insbesondere auch über die menschlichen Verhältnisse im Günterstal des letzten Jahrhunderts. Der Pfarrer hatte zahlreiche Fragen gegenüber dem Dekanat zu beantworten. Die Fragen sind in den Akten nicht enthalten. Sie ergeben sich aber aus den Antworten von Pfarrer Dörle vom 1. 6. 1837,⁶⁹ also vor genau 150 Jahren, wie die wenigen ausgewählten Beispiele zeigen: *Die Schulkinder, mit Ausnahme der Elementarschüler, besuchen jeden Tag die Kirche und begleiten wöchentlich zweimal die Hl. Messe zur Orgel mit Gesang.*

Zu einer Frage nach dem Ergebnis des Klingelbeutel bei Totenmessen wird ausgeführt *das jährliche Ergebnis des Opfers ist sehr unbedeutend, weil oft mehr Heller und abgeschliffene Knöpfe, als halbe Kreuzer geopfert werden.*

Es wird in der Regel jeden Sonntag durchs ganze Jahr nachmittags von 1 — 2 Uhr mit den Erwachsenen und Schulkindern die christliche Lehre gehalten . . . Jede Christenlehre — Versäumnis wird dem Bürgermeisteramte schriftlich kund gemacht, und von ihm mit 6 kr bestraft. Übrigens aber sind Versäumnisse sehr selten. Zur österlichen Zeit beichten und gehen die Pfarrangehörigen ohne Ausnahme zum Abendmahl

. . .
Es laufen alle Sonn- und Feiertage viele Pfarrkinder aus — ob in andere Kirchen weiss ich nicht recht, aber dass es nach Freiburg geht, das weiss ich; und zwar durchgehend nur im irdischen Interesse.

Sehr lobenswert ist hier der Gewerbefleiß; aber hingegen sehr zu tadeln der allgemeine Hang zum Wohlleben, der neben dem kärglichen Verdienst die Quelle der Dürftigkeit und noch anderen traurigen Folgen ist. Eine traurige Wahrnehmung ist auch der allgemeine Widerspruchsgeist — durch die frühere Klosterpraxis bis zur Halsstarrigkeit gesteigert — bei jeder noch so heilsamen und zwar kirchlich vorgeschriebenen Abänderung in der öffentlichen Gottesdienstordnung. Unter dem hiesigen Volke grassieren noch allerlei Arten von Aberglauben, insbesondere bei Krankheiten des Viehes.

In den Händen etlicher älterer Personen — insbesondere den älteren Männern, weil etliche des Lesens unkundig sind, werden keine Gebetbücher erblickt, wohl aber in den Händen der jüngeren Frauen.

Im verflossenen Jahre waren hier unter 17 neugeborenen Kindern 7 uneheliche. - Als Hauptquelle dieses Übelstandes muss der häufige und zahlreiche Besuch der hiesigen Gasthäuser von den verschiedenartigen jungen Leuten aus der Stadt Freiburg vermerkt werden.

Aus dem Bericht des Dekans über seine Visitation ist noch erwähnenswert: *Der Gottesacker ist mit einer sehr hohen Mauer und einer Seite der Kirche eingefasst. Auf demselben befindet sich eine baufällige Kapelle mit einem verstümmelten Marienbild einen Christus auf dem Schosse. Die Kapelle, die von niemand unterhalten wird, eignet sich zum Abbruch und das Bild zur Deponierung auf der Kirchenbühne. Das Erzb. Ordinariat hat daraufhin den Pfarrer angewiesen, entsprechend zu verfahren, so daß auch die Kapelle, deren genauer Standort unbekannt ist, verschwand.⁷⁰*

Wir wollen damit die Geschichte von den Anfängen der Pfarrei Günterstal abschließen, denn wir haben noch auf ein weiteres Gotteshaus, nämlich die St. Valentinskapelle einzugehen.

IX.

In einer größeren Waldlichtung zwischen Günterstal und dem Kybfelsen liegt heute ein der Stadt gehörendes Waldgasthaus, früher einmal ein Bruderhaus mit einer Kapelle, die dem Hl. Valentin geweiht war.⁷¹

Warum dieser Heilige als Schutzpatron für die abgelegene Kapelle gewählt wurde, ist nicht bekannt, genau so wenig wie der Zeitpunkt der Gründung. Urkundlich erstmals erwähnt wird der *Waldbruder* in einer Almosenordnung des Klosters Günterstal,⁷² die um 1470 zu datieren ist. Darin lesen wir: *Item dem bruder im wald zu der wochen 1 moss winss, 6 brot und so iren 2 sint, so gytt man inen doch nit me.* Kurze Zeit danach, und zwar 1496 und 1518 stellen Bürgermeister und Rat der Stadt Freiburg für die Wiederherstellung und Ausschmückung der Kapelle und des Bruderhäusleins zu St. Valentin Bettelbriefe aus. Der Bruder lebte von Almosen. Daneben wird er, wie erwähnt, vom Kloster unterstützt. In der Kapelle wurden an bestimmten Tagen Messen gelesen, insbesondere natürlich am 14. Februar, dem Patrozinium, und zwar meist von den *Barfuossern*, also den Franziskanermönchen. Später treten auch verheiratete Brüder auf. Auch von einem Wirtschaftsbetrieb wird berichtet, denn St. Valentin tritt als Wallfahrtsort in Erscheinung. Kapelle und Bruderhaus gehörten zum Gebiet der Stadt Freiburg, nicht zu dem des Klosters. Sie werden von einem Bruder, also keinem Geistlichen betreut. Es würde zu weit führen, auf die verschiedenen

Aspekte des Eremitendaseins einzugehen. Es wäre aber wohl falsch, anzunehmen, diese Menschen seien immer Außenseiter der Gesellschaft gewesen. So erfahren wir aus dem Totenbuch des Klosters: *2. Januar obiit Richardus Cesar, war ein Eremit zu St. Valentin vund zu vohr ein Kaufmann zu Freyburg, starb anno 1692 ligt bey dem H. creütz begraben. Requiscat in pace!*

Diese Brüder hatten vor Amtsantritt einen Eid abzulegen: *Der Bruoder zu . . . Sanct Veltin sollen schweren der Statt Freyburg und den Irem treue und hold zu sein . . . sie hatten auch Waldfrevel zu melden vund achtung geben, daß die so in der Statt Walden oberkeit schüeßen oder dem Wildbret nachstellen, Inen wo müglich die Büxen nemmen.* Das waren eindeutige forstpolizeiliche Aufgaben.

Vor einen Wolf so Ehr geschossen verlangte der Bruder am 18. 1. 1693 ein Schußgeld. Da Freiburg damals zu Frankreich gehörte, erfolgte die Anweisung in französischer Sprache: *Il est ordonné au Sr. Fattet Receveur de la ville de payer au frère de St. Valentin trois livres six sols huit deniers pour frais de chasser.*

Die St. Valentinskapelle wurde 1602 vergrößert. Die Weihe fand am 16. 11. 1605 durch den Konstanzer Weihbischof Jacobus J. Mirgel statt. Pfarrmäßig gehörte die Kapelle zur alten Pfarrei Adelhausen.

Der Günterstäler Schreiner Anthony Wentzinger fertigte 1727 10 Kirchenstühle und *für Bildstöckle gegen St. Valentin gemacht stehet vunderhalb Sumsser Hanssen Hauß in Gündersthal* erhält der Zimmermann Hans Bea daselbst eine Zahlung. Der Sumserhof stand am Anfang der jetzigen Valentinstraße.

Kurz vor der Aufhebung der Kapelle war das kirchliche Leben recht rege. Jeweils am Pfingstmontag fand eine Prozession von der Pfarrei Wiehre nach St. Valentin statt. Hierzu gab es schriftliche Einladungen an die umliegenden Pfarreien.

Nach Aufhebung von St. Valentin im Jahre 1787 ersteigerte die Stadt Freiburg im Januar 1790 die Kapelle mit dem Bruderhaus zum Anschlag von 150 fl. Die Paramente und Gerätschaften waren bereits vorher mit Genehmigung des Magistrats von der Pfarrei Wiehre *proccionaliter* abgeholt und in deren Kirche aufgestellt worden. Im Jahre 1793 erfolgte der Umbau der Kapelle zum Försterhaus, wobei der Chor und große Teile der Mauern abgerissen werden mußten.

Aus einem Grundriß des Bauamtes und den Rechnungen des 18. Jhdts. läßt sich die Kirche mit Ausstattung wie folgt rekonstruieren: Die Kapelle war im Innern 14 m lang und 5.85 m breit. Sie hatte drei Eingänge und sieben Fenster, davon ein Doppelfenster über dem Haupteingang. Der Maler Frantz Friedrich Pfunner renovierte 1748 den Hochaltar und Johann Brachert malte 1754 in den Chor 4 Historien (Gruppenbilder), während F. Pfunner 1750 *ein Stück Malerei an die Decke* fertigte. In der Kapelle befanden sich noch zwei kleine Seitenaltäre, eine Kanzel mit Deckel und Stiege sowie ein Beichtstuhl. An der Brustwehr der von zwei Säulen getragenen Empore waren drei Heilige aufgestellt. Außer den Patronen Valentin und Fridolin gab es Statuen der Gottesmutter mit Kind, des Hl. Benedikt und des Hl. Rochus, sowie vier Engel, von denen Anton Xaver Hauser im Jahre 1748 zwei angefertigt hatte.

Bei der jetzt an der Außenseite des Gasthauses angebrachten Nische aus Stein mit einem Kreuz, auf dessen Fuß zwei Vögel sitzen, ist die Jahreszahl 1602 zu erkennen. Die Nische hatte vermutlich einen Gitterabschluß und diente zur Aufbewahrung der Kelche. Sie stammt aus der Zeit der erwähnten Vergrößerung der Kapelle.

An die Stelle der Ende des 18. Jhdts. aufgehobenen Kapellen St. Matthias und St. Valentin sind in unserm Jahrhundert Nachfolger getreten.

Im Jahre 1927 haben die Benediktinerinnen von der Hl. Lioba die ehemalige Wohlgenutsche Villa als Mutterhaus bezogen und darin eine große Kapelle eingerichtet.

Nach dem letzten Krieg haben die evangelischen Christen in der Kybfelsenstraße die moderne Matthias Claudius Kapelle gebaut, die mit ihrem Namen ein wenig an die alte Matthiaskapelle erinnert.

X.

Wie aus den geschichtlichen Darlegungen ersichtlich, läßt sich die bauliche Entwicklung der Pfarrkirche Günterstal und ihrer Vorgänger einschließlich der Klosterbauten in drei Abschnitte einteilen, und zwar in die mittelalterlichen Bauten, die Barockanlage und die nach dem Brand wiedererrichteten Gebäude. Die Kapelle mit bescheidener Unterkunft für die Klosterinsassen, die 1224 geweiht wurde, ist bald darauf durch die 1278 geweihten Bauten ersetzt worden. An deren Stelle trat die 1728 — 1738 errichtete Barockanlage, bestehend aus Kirche und Klosterbau. Sie wurde hundert Jahre nach ihrer Errichtung durch den Brand von 1829 zerstört. Es



Abb. 3' Gemarkungsplan der Stadt Freiburg von Job Korntawer, Ausschnitt Günterstal, Sparkasse Freiburg (Kopie).

folgte die Pfarrkirche in der Form des Wiederaufbaus von 1833/34 mit den Renovationen von 1888 und 1971. Die Klosteranlage wurde nach dem Brand nur teilweise wieder aufgebaut.

Von den mittelalterlichen Kirchenbauten einschließlich der Klosteranlagen ist kein Bild überliefert. Es gibt lediglich Darstellungen von Freiburg und Umgebung, auf denen auch Günterstal zu sehen ist, wie auf dem ältesten Gemarkungsplan der Stadt Freiburg aus dem Jahre 1608 von Job Korntawer.⁷³ In einfachen Formen ist darauf auch Günterstal — Kloster und Dorf — skizziert. Der Klosterbau mit Kirche bildet auf der Darstellung Korntawers ein Rechteck, aus dessen oberer rechter Ecke ein Kirchturm hervorragt. Es handelt sich also um eine vierflügelige Anlage, wobei ein Flügel von der Kirche gebildet wird. Niedrigere Bauten, die Wirtschaftsgebäude, umschließen die Anlage, die in der Mitte vom Dorfbach durchflossen wird. Nach diesem Bild hätte die Kirche auf der rechten Bachseite gelegen. Einige Häuser an einem Weg aneinandergereiht — im Bereich der heutigen Kybfelsenstraße — und einige verstreut liegende Anwesen talabwärts bzw. an dem Weg nach St. Valentin deuten den Ort Günterstal an. Die Matthiaskapelle ist nicht dargestellt, dagegen oben im Wald St. Valentin mit Turm und Anbau. Da Zisterzienserkirchen grundsätzlich keine Türme, sondern lediglich Dachreiter hatten und auch die mittelalterliche Kirche des Klosters Günterstal sicher schon immer auf dem linken Ufer des Baches gestanden hat, zeigt, daß der Planfertiger Einzelheiten nicht immer ganz genau wiedergab.

Mit der Feststellung, daß es kein Bild der mittelalterlichen Kirche gibt, wollen wir es aber nicht bewenden lassen. Es soll vielmehr versucht werden an Hand von Bauten anderer Zisterzienserinnenklöster festzustellen, wie die mittelalterliche Kirche und das Kloster von Günterstal ausgesehen haben könnten. Zwar zeigen die Kirchen der Zisterziensermännerklöster einen ausgeprägten eigenen Stil, der in die europäische Kunstgeschichte eingegangen ist. Gleiches gilt aber nicht von den Kirchen der Nonnenklöster dieses Ordens. Es gibt vielmehr zahlreiche Formen mit manchen regionalen Eigenheiten.⁷⁴

XI.

Wie haben nun die Nachbarklöster von Günterstal ausgesehen?

Von dem nächstgelegenen Zisterzienserinnenstift Wonnental *Vallis Iucunda* bei Kenzingen hat sich die Klosteranlage im wesentlichen erhalten, dagegen ist die Kirche bald nach der Auflösung des Klosters weitgehend abgerissen worden. E. Krebs hat in dieser Zeitschrift in seinem Beitrag „Stift Wonnentals letzte Jahre und Ende“⁷⁵ auch einige für die Baugeschichte des Klosters wichtige Hinweise gegeben und insbesondere ein Ölgemälde mit der Ostansicht der Klosteranlage vor dem Abbruch der Kirche veröffentlicht. Unter Verwendung dieser Darstellung und erheblicher eigener Forschungen hat W. Schneebeli die architektonische Gestalt der Klosterkirche von Wonnental herausgearbeitet.⁷⁶ Nach der Aufnahme von Wonnental in den Zisterzienserorden wurde mit dem Bau der Kirche kurz nach 1254 begonnen. Vom Grundriß her war es eine langgestreckte einfache Saalkirche mit einem wenig eingezogenem Chor-Rechteck, wobei die Fertigstellung des Chors evtl. erst gegen Ende des 1. Viertels des 14. Jhdts. erfolgte. Der Chorraum hatte ein Kreuzrippengewölbe. Die Ostwand wies ein großes Mittelfenster mit Maßwerk auf. Der Kirchenraum besaß

eine Flachdecke und im Westen eine Nonnenempore.⁷⁷ Das erwähnte Ölbild zeigt, wie die Kirche mit dem anschließenden Gebäude den Nordflügel der Klosteranlage bildete. Man erkennt den eingezogenen Chor mit Mittelfenster, der über die Front des östlichen Flügels merklich hinausragte.

Das Nonnenkloster Friedenweiler bei Neustadt war erst seit 1571 von Zisterzienserinnen bewohnt. Es scheidet daher für unsere Überlegungen aus.

Nützlich ist dagegen eine Betrachtung des heute noch bestehenden Baden-Lichtentaler Zisterzienserinnenstifts *Lucida Vallis*, urkundlich erstmals 1243 genannt.⁷⁸ Vom ursprünglichen Kirchenbau, der 1256 abgeschlossen wurde, ist wenig erhalten. Der heutige Bau stammt aus verschiedenen Epochen. Immerhin geht das Rechteck der Kirche auf den ersten Bau, also eine Saalkirche, zurück.⁷⁹ Um 1300 wurde ein Chor mit 5/8 Schluß errichtet, der den des Gründungsbaus ersetzte. Die anschließenden Joche haben ein Kreuzrippengewölbe. Das Langhaus enthält einen Frauenchor von 1470, der später verändert wird. Die „Kunstdenkmäler“ führen hierzu aus: „Auf jeden Fall war auch der Lichtentaler Gründungsbau nur einschiffig, wie es im Gegensatz zu den Kirchen der Zisterziensermönche bei den Kirchen der weiblichen Ordensangehörigen vorkommt, und mit Nonnenempore im Westen.“ Welche Form der ursprüngliche Chorabschluß und der Westbau hatte, bleibt Vermutung.⁸⁰

Auch die Kirche des Zisterzienserinnenklosters *Hortus Dei* in Olsberg⁸¹ (südl. v. Kaiseraugst b. Basel) kann wichtige Hinweise geben. Die Landschaft von Olsberg gehörte bis 1803 zu Vorderösterreich und seither zu dem neugeschaffenen Kanton Aargau. Nach der Klostergründung von 1236 wurde bis zur Mitte des Jahrhunderts eine Rechteckkirche errichtet, die im hinteren Teil eine vermutlich hölzerne Nonnenempore aufwies. Im 14. Jhd. erhielt der Bau im Osten einen dreiseitigen Abschluß. 1427 brannte die Kirche völlig aus. Der Wiederaufbau endete erst anfangs des 17. Jhdts. Um 1710 — 1715 ließ die damalige Äbtissin den hinteren Teil der Kirche mit Dachreiter abreißen und vor dem verkürzten Schiff, entgegen zisterziensischer Tradition, einen Turm errichten. Im Innern wurde eine neue Sängertribüne erstellt.

Was ergibt sich nun für Günterstal aus den Beispielen von Wonnental, Lichtental und Olsberg? Alle drei Gotteshäuser sind einschiffige Saalkirchen. Die Grundform dieser Bauten ist auch ungefähr zur gleichen Zeit mit der 1278 geweihten Kirche von Günterstal festgelegt worden. Die Schmalheit bei mehr oder weniger großer Länge ist allen diesen Saalkirchen gemeinsam. Sie ist bedingt durch die begrenzte Länge der Dachbalken. So hatte die mittelalterliche Kirche von Olsberg bei einer Breite von 13.20 m eine Länge von 56 m.⁸² Nach der Planaufnahme von Lichtental⁸³ ist dieser Bau bei einer Länge von ca. 53 m und einer Breite von ca. 9.50 m noch gestreckter gewesen. Die Gesamtlänge der Kirche von Wonnental betrug (geschätzt) ca. 30 bis 33 m, Schiffsbreite ca. 10 m, Breite des Chors 8 m mit einer Länge von ca. 10 bis 12 m.⁸⁴ Nach diesem Zahlenvergleich hatte das Kloster Wonnental eindeutig die kleinste Kirche. Von den Proportionen des Grundrisses her gesehen, dürfte es aber die harmonischste der drei erwähnten Kirchen gewesen sein.

Unsere Beispiele Wonnental, Lichtental und Olsberg unterscheiden sich aber hinsichtlich der Gestaltung der Chorpartie. Lichtental erhielt einen polygonalen Chor, Olsberg ein dreiseitig gebrochenes Ostende. Beide Chorabschlüsse sind aber, wie aus der kurzen Baubeschreibung ersichtlich, spätere Veränderungen. In Lichtental wurde



Abb. 4 Kirche und Konventsgebäude des Klosters Olsberg, Kt. Aargau, von Nordosten gesehen.

der Ostchor um 1300 neu gestaltet⁸⁵ und in Olsberg „zu einem nicht näher bestimmbareren Zeitpunkt im 14. Jhd.“⁸⁶ Welche Form die Chorabschlüsse in beiden Kirchen ursprünglich hatten, ist nicht bekannt. Man wird aber sicher nicht fehlgehen, wenn man bei beiden Kirchen ursprünglich einen geraden Abschluß vermutet, wie er in Wonnental vorhanden war.

Das gleiche Problem ergibt sich auch hinsichtlich der Gestaltung der Kirchendecken. Wonnental hatte eine Flachdecke wie auch Olsberg, die dort allerdings aus der Zeit nach dem Brande von 1427 stammt. (Es ist aber anzunehmen, daß auch die frühere Decke eine Flachdecke war.) In Lichtental wurde das Langhaus um 1470 umgebaut. Wie es um 1300 aussah, wissen wir nicht. Immerhin läßt sich zusammenfassend folgendes sagen: Die Zisterzienserinnenkirchen von Wonnental, Lichtental und Olsberg sind im 13. Jahrhundert als langgestreckte Saalkirchen errichtet worden. Alle drei Kirchen hatten vermutlich im westlichen Teil Nonnenemporen. Wie die Chorabschlüsse und die Deckenkonstruktionen aussahen, ist für Lichtental und Olsberg nicht festzustellen, dagegen wies Wonnental einen eingezogenen rechteckigen Chor und eine Flachdecke auf.

Von der mittelalterlichen Klosterkirche in Günterstal ist nur bekannt, daß sie im 15. Jhd. eine Nonnenempore und einen niederen und oberen Chor (wie in der heuti-

gen Kirche in Olsberg) hatte. Hierdurch erhalten wir aber keinen Hinweis auf die Gestaltung des Kirchenraumes. Da die Saalkirche die am weitesten verbreitete Form der Zisterzienserinnenkirchen war,⁸⁷ und die erwähnten Kirchenbauten aus der Umgebung von Günterstal diesem Schema folgen, ist es sehr wahrscheinlich, daß die mittelalterliche Kirche unseres Klosters, die um 1728 abgerissen wurde, ebenfalls eine Saalkirche war. Offen muß aber bleiben, wie Chor und Decke gestaltet waren. Auch über die Größe ist keine Aussage möglich. Man wird aber sicher nicht fehlgehen, Ausmaße anzunehmen, die zwischen Lichtental und Olsberg einerseits und Wonnental andererseits liegen.

Ohne auf Einzelheiten einzugehen, die den Rahmen dieser Darstellung sprengen würden, sei auf eine Reihe von Saalkirchen in unserer weiteren Umgebung hingewiesen: z. B. Frauental Kt. Zug, Seligental b. Buchen, Lichtenstern b. Heilbronn.⁸⁸ Auch die 1256 geweihte Zisterzienserinnenkirche von Heiligkreuztal⁸⁹ war ursprünglich ein rechteckiger, einschiffiger Bau bevor er im 14. Jhd. zu einer Basilika umgebaut wurde. Die mittelalterliche Kirche des ehemaligen Zisterzienserinnen-Reichsstifts Rottenmünster bei Rottweil war sicher ebenfalls eine Saalkirche, denn der Wiederaufbau nach dem Dreißigjährigen Krieg durch den Vorarlberger Mich. Beer erfolgte „als schlichter Saalbau mit flacher Decke“.⁹⁰

Die Saalkirche wird nach dem Chorabschluß in verschiedene Varianten gegliedert.⁹¹ Man unterscheidet die rechteckige Saalkirche, bei der äußerlich kein Chorraum zu erkennen ist. Dann gibt es Saalkirchen mit gewölbter Apsis, mit eingezogenem Chor wie in Wonnental und Saalkirchen mit halbrundem oder drei- bis fünfseitig gebrochenem Ostende. Zu dieser letztgenannten Variante gehören die beiden Kirchen von Lichtental (fünfseitig) und Olsberg (dreiseitig) nach den Umbauten des 14. Jhd., wie sie heute noch erhalten sind.

Die einfache Saalkirche entsprach dem Ordensideal der Zisterzienserinnen und genügte auch hinsichtlich der Größe den zahlenmäßig nicht so umfangreichen Frauenkonventen. So ist es verständlich, daß diese Bauform für Zisterzienserinnenkirchen am meisten Verwendung fand. Aber auch andere Ordensgemeinschaften haben auf sie zurückgegriffen. Zisterzienserinnen bauten ihre Kirche aber auch als Basilika oder als Kreuzkirche (einschiffige Kirche mit quadratischen Kreuzarmen und gleichem Chor). In der Schweiz und in Oberschwaben sind eine Reihe von basilikalen Kirchen dieses Ordens erhalten, wie z. B. Magerau b. Fribourg, Baintdt, Gutenzell und Heiligkreuztal durch Umbau der Saalkirche.⁹²

Von den mittelalterlichen Klosterbauten in Günterstal wissen wir lediglich, was jeweils in den Urkunden über die Weihen enthalten ist. In dem bereits erwähnten Bericht über die Weihehandlung von 1486 wird neben der Kirche und dem Friedhof auf einen Kreuzgang, ein Siechenhaus, und ein Kapitelsaal hingewiesen. Von den sonstigen erforderlichen Räumen wie Dormitorium, Refektorium u. a. ist nicht die Rede.

Die mittelalterliche Klosteranlage muß sich, wie die Kirche, im wesentlichen bis zur Errichtung des barocken Klosters erhalten haben. Ähnliches wird auch von Lichtental berichtet, wo die frühen Klosterbauten stehen blieben, bis sie 1728/31 durch das heute noch bestehende Konventsgebäude ersetzt wurden *und zwar nach Entwürfen des bekannten Baumeisters Peter Thumb . . . der in jenen Jahren für drei weitere Zisterzienserinnenklöster baute: . . . Friedenweiler (Tochterkloster von Lichtental)*

*Günterstal . . . und Königsbrück im Elsaß.*⁹³ In Olsberg wurden die frühen Konventsbauten durch einen Brand von 1427 vernichtet. Der Wiederaufbau zog sich lange hin. Immerhin erinnert die heutige Anlage — reduziert und vielfach umgebaut — doch an ein mittelalterliches Kloster.⁹⁴

In Wonnental hat sich die Klosteranlage, wie sie auf dem mehrmals erwähnten Ölbild dargestellt ist, zwar durch Umbauten entstellt, im wesentlichen erhalten. Aus welcher Zeit stammen aber diese Bauten? Es wird berichtet, daß das Stift 1444 *ein fast ganz verfallener Bau* war und daß es *1525 von den Bauern einem Schutthaufen gleichgemacht wurde.*⁹⁵

Von den Klosterbauten Lichtentals gibt es eine Federzeichnung von 1775, die eine Rekonstruktion des Zustandes vor 1728 — also vor dem Neubau durch Thumb — darstellt.⁹⁶ Vergleicht man diese mit der Zeichnung von M. Graber von 1602 für Olsberg,⁹⁷ so zeigen beide Anlagen eine beachtliche Ähnlichkeit. In beiden Fällen bilden die Kirchen einen Flügel der jeweils rechteckigen, vierflügeligen Anlage. Auch in der Zahl der Fensterachsen sind sie sich ähnlich. Von Wonnental unterscheiden sie sich dadurch, daß dort die kleinere Kirche mit dem Äbtissinnenbau einen Flügel der ebenfalls rechteckigen, vierflügeligen Anlage bildet. Während auf den genannten Darstellungen die Klostergebäude von Lichtental und Olsberg jeweils zwei Stockwerke aufweisen, hat Wonnental zwei Flügel mit je drei Stockwerken, lediglich der sog. alte Bau zeigt zwei Stockwerke. (Wahrscheinlich sind diese 3. Stockwerke in neuerer Zeit anlässlich von Renovierungsarbeiten aufgesetzt worden.)

Vergleicht man nun die Korntawersche Darstellung der Klosteranlage in Günterstal mit Lichtental und Olsberg, so kommt man zu dem Ergebnis, daß die Grundrisse gleich sind: rechteckige Vierflügelanlage mit der Kirche als einem Flügel. Wenn man die Größenverhältnisse außer acht läßt, muß die mittelalterliche Klosteranlage von Günterstal nicht wesentlich anders ausgesehen haben als die ihrer Nachbarklöster Lichtental und Olsberg.

XII.

Wenn auch kein Bild von der Klosterkirche vorhanden ist, so erinnern an sie aber einige wertvolle Ausstattungsstücke. Es soll hier auf zwei Bilder, die zu einem Altar der Kirche gehört haben, kurz eingegangen werden. Das mutmaßliche Mittelbild zeigt eine prächtige, figurenreiche Anbetung der Könige,⁹⁸ die sich heute in Basler Privatbesitz befindet. Unter der Dreikönigsgruppe sind zwei kleine Figuren mit Wappen und Spruchbändern erkennbar, bei denen es sich um die Günterstaler Zisterzienserinnen Beatrice Brenner und Juliane von Kippenheim handelt, die beide aus Freiburg stammten. Der rechte Seitenflügel gehört dem Augustinermuseum. Er zeigt fünf weibliche Heilige: v. l. n. r. Verena, Genofeva, Margarete, Barbara und Dorothea, die als vornehme Frauen in der Tracht des späten 15. Jhdts. gekleidet sind.⁹⁹ Der linke Flügel des Altars ist verschollen. Beide Bilder sind vor 1500 gemalt, wahrscheinlich von einem oberrheinischen, vielleicht Basler Meister.

Das Augustinermuseum besitzt aus Günterstal ferner noch eine Votivtafel von 1506,¹⁰⁰ die eine Legende aus dem Leben des Hl. Bernhard von Clairvaux zum Inhalt hat. Dieses Bild ist eine Stiftung der Äbtissin Agnes von Tusslingen, die einer vermögenden Adelsfamilie aus Freiburg angehörte und bereits 1448 als Kind in das



Abb. 5 Dreikönigsbild aus dem Kloster Günterstal, Ende 15. Jhdt. Basler Privatbesitz.

Kloster eingetreten war. Eine sitzende Anna Selbdritt-Figur, eine Plastik vom Anfang des 16. Jhdt., die ebenfalls im Besitz des Augustinermuseums ist, soll ebenfalls aus dem Kloster Günterstal stammen.¹⁰¹

Auf vorhandene Handschriften u. ä. aus dem Günterstaler Kloster kann hier nicht eingegangen werden. Als ein Beispiel soll lediglich ein schönes *Processuale Sacri Cisterciensis Ordinis* von 1611 (*MDCXI*) erwähnt werden, das heute im Besitz der Universität Freiburg ist.¹⁰² Es ist *Zue ehren und wolgefallen der Ehrwürdigen Edlen und Geistlichen Frauen Annae von Hagenbach, Äbtissin des loblichen Gotteshauses Güntersthal etc. im Breysgaw — geschriben in Thennenbach durch einen Conventualen daselbsten*. In zierlicher Umrahmung sind auf dem Titelblatt unter dem Krummstab die Wappen des Zisterzienserordens, des Klosters Günterstal und der Äbtissin vereinigt. Das zweite Blatt mit der Widmung schließt mit dem Spruch *Haec super Astra ferat*.

XIII.

Die Klosteranlage der Barockzeit ist in etwas groben Formen auf einer im Generalandesarchiv befindlichen, undatierten Zeichnung¹⁰³ dargestellt. Da die große heute noch stehende Toranlage von 1781 fehlt, ist eine frühere Datierung geboten. Man erkennt das Kloster mit Innenhof und der Kirche als Teil des vierten Flügels, leicht erhöht gegenüber den auf der anderen Bachseite gelegenen Ökonomiegebäuden. Die Kirchenfassade hatte Thumb dem gegenüberliegenden Eckpavillon angeglichen, in dem er die Front der Kirche recht karg, lediglich mit drei Rundbogenfenstern, gliederte und mit einem Mansarddach versah. Äußerlich hervorgehoben ist sie durch den



Abb. 6 Tafel mit weiblichen Heiligen aus dem Kloster Günterstal, Ende 15. Jhd.
Augustinermuseum.

mächtigen Dachreiter und das Portal mit Segmentgiebel, Wappenstein und Säulen. (Eine etwas genauere Darstellung des Klosters bietet das Bild von Schermer, das in dieser Zeitschrift im Heft 77/1959 S. 77 abgedruckt ist.)

Eine Bauaufnahme des Klosters, die von der badischen Verwaltung 1808 für den Verkauf der Gebäude vorgenommen wurde,¹⁰⁴ erlaubt eine eingeschränkte Beschreibung des Innern von Kirche und Kloster. Die Kirche trat gegen die Friedhofseite aus dem Klostertrakt heraus, während sie nach der Innenseite vom Kreuzgang abgedeckt war. Hierdurch entfielen auf der rechten Kirchenseite die Fenster. Das Kircheninnere bestand aus einem verhältnismäßig schmalen Langhaus mit einer niedrigen Nonnenempore, sowie einem beidseitig flachrund ausladendem Querhaus und einem relativ kurzen Chor. Die letzteren bildeten eine gewisse Einheit gegenüber dem Langhaus. Die fünf Altäre, davon drei im Chor und einer jeweils am Anfang eines Querhauses, schlossen sich zu einer Schauwand zusammen, die perspektivisch gegliedert war. Ob die Decke der Kirche Wölbungen hatte, ist nicht bekannt. Es wird eine Flachkuppel an der Kreuzungsstelle zwischen Langhaus, Querhaus und Chor vermutet.¹⁰⁵ Fast zur gleichen Zeit als Thumb in Günterstal tätig war, hat er das kurz zuvor abgebrannte Kloster in Friedenweiler wiederaufgebaut, wobei er allerdings den Chor der



Abb. 7 Das barocke Kloster Günterstal (vor 1781) Zeichnung Generallandesarchiv.

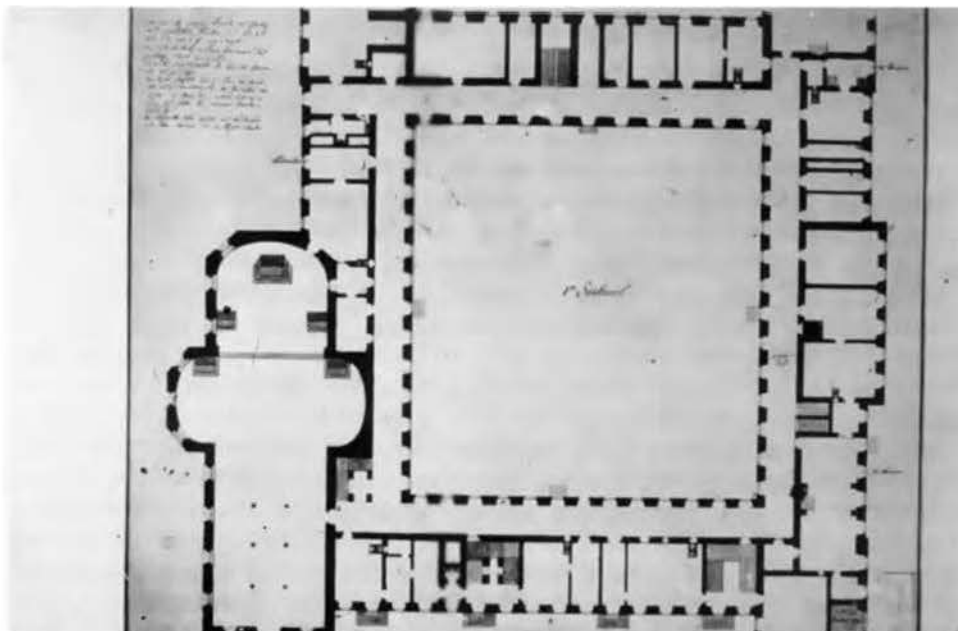


Abb. 8 Plan der Klosteranlage, Erdgeschoß Generallandesarchiv.



Abb. 9 Inneres der Kirche von Friedenweiler.

alten Kirche mitverwenden mußte. Diese Anlage, die sich — von Umbauten abgesehen — bis heute erhalten hat, ist dem Neubau in Günterstal im Grundriß — auch der Kirche — sehr ähnlich.¹⁰⁶ Eine Besichtigung der Kirche in Friedenweiler gibt eine Vorstellung, wie die Günterstaler Klosterkirche im Innern einmal ausgesehen haben dürfte. Hiervon ausgenommen sind natürlich die Detailformen von Altären usw. Unser Bild zeigt — wie auf dem Plan von Günterstal — insgesamt fünf Altäre, und zwar drei im Chor und zwei in den Seitennischen, wobei die beiden Seitenaltäre im Chor etwas nach schräg innen gestellt sind, was in Günterstal nicht der Fall war. Durch die Verwendung des alten Chores waren die Raumverhältnisse in diesem Bereich in Friedenweiler beengter. In dieser Kirche hat sich auch noch die Nonnenempore erhalten, die allerdings etwas kürzer ist als die, die in Günterstal vorhanden war.

XIV.

Die Klosteranlage von Günterstal war quadratisch. Die äußeren Ecken sind durch Pavillons mit drei Achsen hervorgehoben worden. Ein Mittelrisalit mit sechs Achsen gliederte die der Hirschstraße zugewandte Seite, während der parallel zum Bach gelegene Flügel fünf Eingänge hatte, davon einen im Eckpavillon, der dem Kirchenportal entsprach. Der Innenhof war von einem Kreuzgang — nach der Bauaufnahme mit

Kreuzgratgewölben — umschlossen. Eingänge zur Kirche vom Kloster aus, befanden sich im Erdgeschoß und im 2. Stock zur Nonnenempore. Die Bauaufnahme enthält leider keine Angaben über die frühere Verwendung der größeren Räume.

Die Klosteranlage umfaßte bei 150 Kreuzstöcken 88 Zimmer, 3 Küchen und vier tief gewölbte Keller.¹⁰⁷ Zum Kloster gehörten die große Scheune, der ehemalige Pfarrhof, das Tor, *worauf wirklich Schul gehalten wird* (wie in der Beschreibung erwähnt), Schmiede, Mühle, Holzschopf, Schreinerhaus, Wasch- und Schweineküche und Schweineställe und neben dem Friedhof am Chor der Kirche ein Bienenhaus.¹⁰⁸

Von der Ausstattung der barocken Kirche und des Klosters hat sich wenig erhalten. Das Chorgestühl, das nach Kirchzarten gelangte, wurde bereits genannt. *Seine hohen Rücklehnen werden durch Pilaster geteilt; ein kräftiger Sims bildet seinen oberen Abschluß. Die vordere Wand der Kniebank zeigt bei dem Gestühl auf der linken Seite ein Löwenzahnmuster in guter gotischer Flachschnitzerei.*¹⁰⁹ Es erscheint nicht ausgeschlossen, daß dieses Gestühl aus dem Vorgängerbau übernommen wurde.

Das Augustinermuseum besitzt ein weiteres Bild der Äbtissin M. F. C. von Zurthannen, das sie in jüngeren Jahren zeigt.¹¹⁰

Zwei wertvoller Monstranzen — Augsburger Arbeiten des 18. Jhdts., ein in Freiburg hergestelltes Ciborium und einige schöne Barockkelche gehören zum Besitz der Pfarrei.¹¹¹

Ein Schrank mit Evangelistensymbolen und ein mächtiger Barockschrank sind letzte Erinnerungen an die Klostereinrichtung. Infolge des desolaten Zustandes erkannte man erst bei der Restaurierung die Evangelistensymbole. Zudem war ein Viertel des Schrankes einfach abgesägt worden, um ihn irgendwo einpassen zu können. Man sieht hier, wie unverständig man nach der Säkularisation mit Einrichtungsgegenständen, Paramenten usw. aus Klosterbesitz umgegangen ist.

XV.

Der dritte Abschnitt der Baugeschichte von Kirche und Kloster beginnt mit dem Wiederaufbau nach dem Brand von 1829. Das Äußere der Kirche hat sich seither nicht verändert. Von der ausgebrannten Klosteranlage wurde nur ein Teil, und zwar die beiden Flügel, die zum Bach bzw. zur Hirschstraße zeigen, wiederhergestellt, allerdings nur noch zweistöckig. Außer einigen wenig harmonischen Umbauten an der Südwestecke ist seither nichts geändert worden.

Vom Innern der wiederaufgebauten Kirche von 1833/34 gibt es kein Bild. Dagegen sind von dem Zustand des Kircheninnern nach der Renovation von 1888 verschiedene — inzwischen photographische — Aufnahmen vorhanden. Das nebenstehende Bild zeigt den Chor der Kirche mit dem Hauptaltar aus dem Kloster Tennenbach, an den oben eine Kreuzigungsgruppe angefügt war. Dahinter hängt ein großes Muttergottesbild. Hinter dem Altar ist ein gerader Abschluß mit Balustrade zu sehen. Die älteren Günterstäler erinnern sich noch an das schöne Kommunionbankgitter, den Kreuzaltar und die eigenartige Bemalung der Kirche.

Vom Innern der Kirche nach der letzten Renovation von 1971 kann man sich selbst verlässigen. Der ursprüngliche Zustand hat sich allerdings schon wieder verändert, worauf bereits hingewiesen wurde.

*Der Prospectus illustris coenobij in valle Güntheri, ejus banni etc.*¹¹² zeigt, wie



Abb. 10 Inneres der Kirche von Günterstal nach der Renovation von 1888.

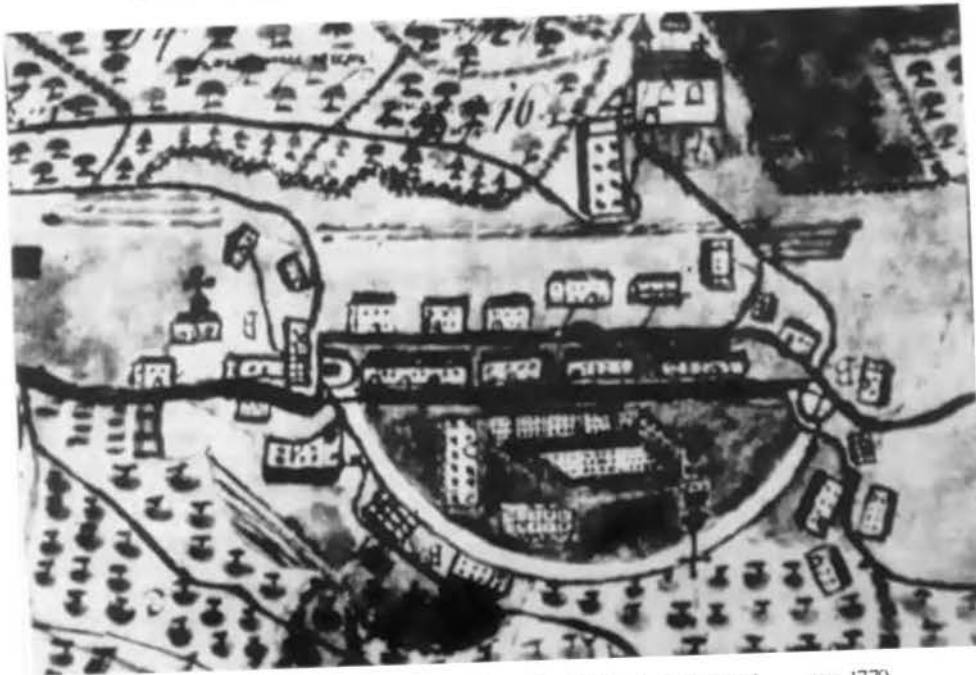


Abb. 11 Prospectus illustris Coenobij in valle Güntheri, ejus Banni vor 1770.
Zeichnung: Generallandesarchiv.

von Kinderhand gezeichnet, die Klosteranlage und in Richtung Freiburg ein Haus, das mit einem Kreuz über dem Dach versehen ist. Offenkundig ist dies die Matthiaskapelle. Oben im Wald ist die größer gezeichnete und mit Dachreiter und Kreuz versehene St. Valentinskapelle zu sehen. Die Zeichnung stammt aus den letzten Amtsjahren der Äbtissin M. F. C. von Zurthannen, die 1770 verstorben ist. Das ergibt sich aus deren Wappen und den Erläuterungen zu den Grenzen des Klosters. Wir haben es hier mit der einzigen bisher bekannten Darstellung der Matthiaskapelle zu tun. Eine bessere bildliche Gestaltung bietet die *Zeichnung Geometrischer Abriss der löblichen Stadt Freyburg in Breysgau sambt darzugehörigen und mit einverleibten Räumen*,¹³ die im Stadtarchiv hängt und in das erste Drittel des 18. Jhdts. datiert wird. Sie zeigt das Kloster und talabwärts einige Häuser, aber keine Matthiaskapelle. Sehr schön herausgestellt ist das vom Wald umschlossene St. Valentin.

XVI.

Die Gründungsgeschichte der Pfarrei Günterstal und die Beschreibung der damaligen Verhältnisse in der kleinen Ortschaft Günterstal, die jahrhundertlang mit dem Kloster schicksalhaft verbunden war, stellt einen bescheidenen Beitrag zur Kulturgeschichte von Freiburg und Umgebung in den unruhigen Zeiten der josephinischen Reformen, der französischen Revolution und den napoleonischen Kriegen dar.

Mangelnde genauere bildliche Darstellungen und wenige schriftliche Quellen machen es schwierig, etwas Licht in das Dunkel, das über den verschwundenen mittelalterlichen Klosterbauten liegt, zu bringen. Aus einem Vergleich der Nachbarklöster und mit dem Korntawerschen Plan als Anhaltspunkt für Günterstal kann man annehmen, daß das Günterstaler Kloster denen der Nachbarkonvente ähnlich war.

Die barocke Klosteranlage von Günterstal ist nur als Rudiment auf uns gekommen. Sie teilte ihr Schicksal mit fast allen Breisgauklöstern, die nach der Säkularisation von 1806 entweder ganz untergegangen sind wie Ettenheimmünster und Tennenbach oder mehr oder weniger dezimiert wurden wie St. Trudpert, St. Blasien, Schuttern oder Wonnental, um nur die wichtigsten zu nennen. Die zusammengetragenen Materialien dienen der Erweiterung unserer Kenntnisse der barocken Bauten Günterstals. Es möge damit auch weiteres Forschen angeregt werden.

ANMERKUNGEN

- ¹ Dieses Pfarrbuch ist im Besitz der Liebfrauenpfarrei Günterstal. Es wurde in der Klosterzeit angelegt und enthält verschiedene, sachlich getrennte Eintragungen. Es ist nicht paginiert, so daß die Zitierung nach den Überschriften der einzelnen Abschnitte erfolgt.
- ² ausführlich: F. GEIER, Die Durchführung der Kirchlichen Reformen Josephs II. im vorderösterreichischen Breisgau, 1905 S. 173 ff.
H. FRANZ, Studien zur kirchlichen Reform Josephs II. mit besonderer Berücksichtigung des vorderösterreichischen Breisgaus, 1908 S. 175 ff.
- ³ GEIER, wie Anm. 2 S. 174.
- ⁴ GEIER, wie Anm. 2 S. 174.
- ⁵ *Copia des von Hochlöbl. Regierung an H. Pfarrer zu Merzhausen in Rücksicht zu der neu zu errichten den Pfarrey in Günterstal erlassenen Decrets.*
Pfarrarchiv Günterstal (= PfarrAGünt).
- ⁶ Original im PfarrAGünt.
- ⁷ L. A. RICKER, Freiburg, Aus der Geschichte einer Stadt, 1964, S. 118.
- ⁸ B. SCHELB, Die Matthiaskirche in Günterstal, in: ZBreisGV 72, 1954 S. 38 ff.
- ⁹ FreibDiözArch 5, 1870 S. 89.
- ¹⁰ FreibDiözArch 66 74, 1939 1954 S. 341.
- ¹¹ (ErzbfOrdArch): Pfarrbeschreibung Merzhausen.
Pfarreinrichtung im Kap. Breisach 17777 1782.
- ¹² EbfOrdArch Pfarreinrichtung im Kap. Breisach Beneficia etc. 1782 1783.
- ¹³ Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 229/36759.
- ¹⁴ (wie Anm. 8) S. 39.
- ¹⁵ GLA 229/36759.
- ¹⁶ Ebd.
- ¹⁷ Ebd.
- ¹⁸ Ebd.
- ¹⁹ Ebd.
- ²⁰ Ebd.
- ²¹ Ebd.
- ²² J. BADER, Die Schicksale des ehemaligen Frauenstifts Günterstal bei Freiburg i. Brsg., in: FreibDiözArch 5, 1870, S. 135 ff.
Bader verwendet in dieser in manchen Teilen überholten, aber bis heute auf Grund des verarbeiteten Quellenmaterials, grundlegenden Geschichte des Klosters verschiedene „Quellen und Hilfsmittel“, ohne allerdings deren Fundorte anzugeben. So ist an zahlreichen Stellen auf eine Handschrift *Origo nobilium virginum in Guntersthal, extracta ex protocollo a domina Cajetana zur Tannen abbatissa communicato 1749*; verwiesen, ohne zu erwähnen, wo diese Handschrift aufbewahrt wird. Das GLA teilte mir mit, daß diese Handschrift in den Repertorien nicht ermittelt werden konnte. Vom Archiv des Klosters Einsiedeln habe ich aber aus den *Monumenta historico chronologica monastica collecta a P. Gallo Mezler monacho S. Galli* den das Kloster Günterstal betreffenden, bisher nicht veröffentlichten Teil erhalten. (s. hierzu FreibDiözArch 13, 1880, S. 283). Diese Handschrift trägt die Überschrift: *Origo Nobilium, ac Religiosarum virginum in Guntersthal*. Ein Vergleich des ebenfalls lateinischen Textes aus den *Monumenta* mit den von Bader zitierten Stellen aus *Origo nobilium virginum* .. zeigt eine fast wörtliche Übereinstimmung. P. Mezler hat anscheinend den Text von *Origo nobilium virginum* .. für seine Handschrift *Origo Nobilium ac Religiosarum* übernommen und zeitlich weitergeführt, insofern er auch über die letzte Äbtissin von Günterstal bis ca. 1800 berichtet.
Inzwischen habe ich noch deutsche Texte, die mit den beiden genannten lateinischen Fassungen in Zusammenhang stehen u. a. im Stadtarchiv Freiburg gefunden. An dieser Stelle kann hierauf aber nicht eingegangen werden.
- ²³ Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz, Bd. 1, 1985, Nr. 1363; Abschrift der Originalurkunde im PfarrAGünt.
- ²⁴ Regesten (wie Anm. 23) Nr. 2454; Abschrift der Originalurkunde im PfarrAGünt.

- ²⁵ Repertorium des ErzbflOrdAnh, Urkundensammlung Haid WH 001 753, Nr. 499, 1416 Juni 24: Revers der Äbtissin und des Konvents des Klosters Günterstal über die von der Klosterfrau Gertrud Schnewlin gemachte Stiftung von 9 fl zur Unterhaltung des Lichtes vor dem heiligen Kreuz auf der Emporkirche und dem Marienbild auf dem Chor.
- ²⁶ J. MONE, Quellenkunde der badischen Geschichte, Bd. II, Karlsruhe 1854, S. 137.
- ²⁷ Ausführliche Darstellung bei BADER (wie Anm. 22) S. 164.
- ²⁸ BADER, S. 188.
- ²⁹ Ebd., S. 191.
- ³⁰ ZBreisGV 88, 1970, S. 86.
- ³¹ ErzbOrdArch 3c Nachlaß Dr. Otto.
- ³² BADER (wie Anm. 22), S. 192.
- ³³ H. SCHREIBER, Sammlung von Grabinschriften in und zunächst um Freiburg, Stadtarchiv Freiburg B I (H) Nr. 72.
- ³⁴ J. A. KRAUS, Aus den Tagebüchern dreier (Weih) Bischöfe von Konstanz, in: FreibDiözArch 82/83, 1962/63, S. 364.
- ³⁵ F. HEFELE, Das Heilig Blutfest zu Günterstal im Jahre 1738, Ein kulturgeschichtliches Bild, Masch. Schrift o. D., PfarrAGünt.
- ³⁶ BADER (wie Anm. 22), S. 198.
- ³⁷ Das Land Baden Württemberg, Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden, Kreis Freiburg 1982, Bd. I/2, S. 1051.
- ³⁸ z. B. H. M. GUBLER, Der Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb, 1972, S. 62: „1781 1783 veränderte man den Bau Thumbs weitgehend“.
- W. VETTER, Freiburg ein Führer, Kunst und Geschichte, 1986, S. 162, spricht von einer dreiflügligen Anlage, entstanden 1781 1783 unter der Äbtissin M. F. C. von Zurthannen, wohl nach Thumbschen Plänen.
Die genannte Äbtissin ist aber bereits 1770 verstorben.
- ³⁹ BADER (wie Anm. 22), S. 192.
- ⁴⁰ GLA 229/36778 II: Alle folgenden Zitate zu diesem Thema stammen aus dieser Akte, so daß auf Einzelhinweise verzichtet wird.
- ⁴¹ BADER (wie Anm. 22), S. 199f. hat die von ihm aufgeführten einzelnen Positionen für den „Neubau“, und zwar, um es noch einmal zu wiederholen: 1946 fl für Materialien, 4678 fl für Löhne und 200 fl für Holz anscheinend überhaupt nicht zusammengezählt, denn deren Addition ergibt nicht 6837 fl, wie von ihm aufgeführt, sondern lediglich 6824 fl. In der Sache ist diese Differenz bedeutungslos. Es bestätigt aber die von mir vertretene Auffassung, daß Bader sein Zahlenmaterial einfach aus dem zitierten Vorgang übernommen hat.
- ⁴² Augustinermuseum Freiburg (Hg.), Kunstepochen der Stadt Freiburg, Ausstellung zur 850 Jahrfeier 1970, Kat. Nr. 398, S. 314, Anm.: Die Äbtissin ist 1770 verstorben, lebte also nicht mehr, als der Konventsbau 1781 1783 erneuert worden sein soll. (Ein weiteres Beispiel zu der Anmerkung 38.) Sie hieß auch nicht Cajetana, sondern Franziska (Hauptvorname) Cajetana, wie dies auf der Schriftrolle des Bildes zu lesen ist. Zudem wurde sie erst 1728, nicht 1718, Äbtissin des Klosters Günterstal.
- ⁴³ H. SCHMID, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802 1811, 1980, S. 138.
- ⁴⁴ M. WEBER, Nachtragsband Geschichte der Pfarrei Kirchzarten zu: Kirchzarten Festbuch zur Zwölfhundertjahrfeier, 1967, S. 146.
- ⁴⁵ ErzbflOrdArch 304 Freiburg Günterstal 6500, Gutachten vom 22. 10. 1811: *... daselbst die in dortiger Klosterkirche befindlichen zwey Seitenaltäre genau untersucht und dabey gefunden, daß selbe nicht gefaßt, in ihren Bestandtheilen äußerst mangelhaft und schon ziemlich alt seyen ... Daher können solche gleichmäßig zusammengenommen nicht wohl höher als auf Achtzig Gulden geschätzt werden.*
Pfarrer und Vogtamtlicher Bericht an das Stadtamt zu Freyburg vom 30. 7. 1829: *Als die Kirche in Buchenbach erbaut wurde, kam von Seiten der Herrschaft die Verordnung, die Kirche Günterstal soll an die Kirche Buchenbach zwey Altäre, ein Beichtstuhl, einen Paramentenkasten und Chorstühle abfolgen lassen; diese Verordnung ist ebenfalls vollzogen worden.*
- ⁴⁶ ErzbflOrdArch 304 6494 Kirchenbaulichkeiten Vol. I. Der Oberverwaltung Freyburg Gehorsamster Bericht vom 26. 8. 1812.
- ⁴⁷ Aus einer Abschrift einer Abrechnung von Amtm. Walser vom 22. 4. 1808, PfarrAGünt.

- 48 Ausführliche Darstellung bei F. J. GEMMERT, Die Schicksale der Textilfabriken in den säkularisierten Breisgauer Klöstern, in: ZBreisg. GV 77, 1959, S. 62 ff., hier S. 76 ff.
- 49 ErzbflOrdArch 215 Liebfrauenpfarrei: 3135 Kirche und Pfarrhaus.
- 50 Ebd.
- 51 Ebd.
- 52 Ebd. 304, 6498 Pfarrdotierung.
- 53 Ebd. 304, 6494 Kirchbaulichkeiten Vol. 1.
- 54 Ebd.
- 55 Ebd. 6495 Kirchbaulichkeiten Vol. 2.
- 56 Ebd.
- 57 R. STEGMEIER, Zeugen einer untergegangenen Abtei; Die Altäre aus dem Kloster Tennenbach, Bei lage Bad. Zeitung vom 13./14. 12. 1969.
- 58 Wie Anm. 49.
- 59 Aus der Ortschronik von Günterstal, zusammengestellt von F. ZÄHRINGER, Masch.Schrift 1968, im Besitz des Ortsvereins Günterstal.
- 60 Abschrift in ErzbflOrdArch 304, 6498 Pfarrerdotierung.
- 61 Pfarrbuch Günterstal (wie Anm. 1).
- 62 ErzbflOrdArch 304, 6496 Pfarrei Besetzung Vol. 1.
- 63 5. Aufl., 1862.
- 64 Gesamtverzeichnis des deutsch sprachigen Schrifttums 1700 1910, Bd. 30, München 1981, S. 78.
- 64a Ebd., Bd. 153, S. 418.
- 65 Wie Anm. 53.
- 66 Wie Anm. 53. Übersicht über das Gemeinde Vermögen und die Revenuen der Gemeinde Günterstal, aufgestellt vom Stadtamtsrevisorat Freiburg am 29. 7. 1830.
- 67 Wie Anm. 53.
- 68 E. DREHER, Feiertage in Günterstal, in: Günterstäl Tor, Hg. Ortsverein Günterstal, IV. 1986.
- 69 ErzbflOrdArchFrbg 215 Liebfrauenpfarrei 3134 Kirchen Visitationen.
- 70 Ebd.
- 71 Die nachfolgende knappe Übersicht über die Geschichte von St. Valentin ist der ausführlichen Darstellung von K. BANNWARTH, St. Ottilien, St. Wendelin, St. Valentin Drei bei der Stadt Freiburg i. Brsg. gelegene Waldheiligtümer, 1905, entnommen, so daß auf weitere Zitierung verzichtet werden kann.
- 72 ZGORh Bd. 1, 1850, S. 147, Ziffer 3.
- 73 H. FLAMM, Der älteste Gemarkungsplan der Stadt Freiburg i. Br. aus dem Jahre 1608, in: ZBreisgGV 40, 1913, S. 21.
- 74 E. COESTER, Die Cisterzienserinnenkirchen des 12. bis 14. Jahrhunderts, in: Die Cistercienser Geschichte, Geist, Kunst; Hrsg. A. Schneider u. a., 1977, S. 63.
- 75 ZBreisgGV 39, 1912, S. 40 45, 75 96.
- 76 W. SCHNEEBELI, Die architektonische Gestalt der ehemaligen Kloster Kirche der Zisterzienserinnen von Wonnental bei Kenzingen, in: Die Pforte, 2. Jg., Nr. 3, 1982, S. 28.
- 77 SCHNEEBELI (wie Anm. 76), S. 34 f.
- 78 DEHIO, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler Baden Württemberg, bearb. von F. PIEL, 1964, S.30.
- 79 COESTER (wie Anm. 74), S. 375.
- 80 Die Kunstdenkmäler der Stadt Baden Baden, 1942, S. 421 f.
- 81 P. HOEGGER, Ehemaliges Kloster Olsberg (Schweizerische Kunstführer), Bern 1984.
- 82 Ebd., S. 5.
- 83 Kunstdenk. (wie Anm. 80), S. 420.
- 84 SCHEEBELI (wie Anm. 76), S. 34.
- 85 Kunstdenk. (wie Anm. 80), S. 423.
- 86 HOEGGER (wie Anm. 81), S. 5.
- 87 COESTER (wie Anm. 74), S. 376.
- 88 Ebd., S. 376.
- 89 DEHIO (wie Anm. 78), S. 207.
- 90 Ebd., S. 405.

- 91 COESTER (wie Anm. 74), S. 375.
 92 Ebd., S. 368.
 93 Kunstdenk. (wie Anm. 80), S. 430.
 94 HOEGGER (wie Anm. 81), S. 10.
 95 ZBreisGV (wie Anm. 75), S. 41.
 96 Kunstdenk. (wie Anm. 80), S. 424.
 97 HOEGGER (wie Anm. 81), S. 3.
 98 Kunstepochen (wie Anm. 42), Nr. 184, S. 167.
 99 Ebd., Nr. 185, S. 168.
 100 Ebd., Nr. 186, S. 170.
 101 Ebd., Nr. 192, S. 174.
 102 Universitätsbibliothek Freiburg, Handschr. 37.
 103 GLA G/Günterstal Nr. 6.
 104 GLA G/Günterstal Nr. 2.
 105 GUBLER (wie Anm. 38), S. 63, mit Beschreibung von Kirche und Kloster.
 106 J. L. WOHLER, Zur Bau- und Kunstgeschichte des Klosters Friedenweiler, in: ZBreisGV 74, 1956, S. 131.
 107 GEMMERT (wie Anm. 48), S. 76.
 108 GLA G/Günterstal Nr. 1.
 109 WEBER (wie Anm. 44), S. 146.
 110 Augustinermuseum Freiburg: Inv. Nr. 4011 von Conrad Manlich 1731.
 111 Kunstepochen (wie Anm. 42). Ein Teil dieser Goldschmiedearbeiten wurde 1970 ausgestellt und in dem Katalog beschrieben: Siehe Nr. 365, S. 298; Nr. 368, S. 299, und Nr. 473, S. 362.
 112 GLA G/Günterstal Nr. 5.
 113 Augustinermuseum Inv. Nr. D 25 / 359.



Abb. 12 Ansicht von Günterstal mit zwei Burgen?
 (Ausschnitt von Abb. 1)

„Der Walzenmüller-Aufstand“ 1492

Bürgeropposition und städtische Finanzen im spätmittelalterlichen Freiburg im Breisgau

Von
TOM SCOTT

Zu den Konstanten städtischen Verfassungslebens im späten Mittelalter gehören Bürgeropposition und Zunftkämpfe. Trotz wiederholter Beteuerung von Frieden, Einigkeit und gemeinem Nutzen durch die Obrigkeit — dem Tripus horizontaler Integrationsmomente und ideologischer Normen, worauf das Gemeinwesen vermeintlich basierte¹ —, legen die kontinuierlichen Auseinandersetzungen zwischen Rat und Bürgerschaft bloß, daß die Gliederung der innerstädtischen politischen Machtverhältnisse eine eindeutig hierarchische geblieben ist. Auch das Vordringen der Handwerker, welche die mit dem breisgauischen Adel immer stärker verschmelzenden Patriziergeschlechter von Kaufleuten und Rentiers allmählich verdrängten, führte nur begrenzt zu einer wahren Umverteilung jener Machtverhältnisse. Die beträchtlichen wirtschaftlichen und sozialen Unterschiede zwischen einzelnen Gewerbezeigen ließen die politische Gleichstellung aller Handwerkszünfte zu einer leeren Verfassungsformel degenerieren. Zudem rekrutierten sich die Ratsmitglieder vorwiegend aus den wohlhabenden Schichten der zünftigen Bevölkerung. Doch haben jüngere Forschungen zur Stadtgeschichte das tradierte Erklärungsmuster von Bürgerkämpfen und Handwerkerrevolten im 14. und 15. Jahrhundert auf weiten Strecken revidiert. An die Stelle einer Polarität zwischen Ratsherrschaft (mit zunehmend oligarchischen Tendenzen) und Gemeindevertretung (als Verkörperung kommunaler Werte) tritt jetzt ein differenzierteres Bild, das die Spannungen innerhalb der Führungsschicht, das Ringen um Partikularinteressen und den Kampf zwischen 'ins' und 'outs' um politische Vertretung herausstreicht.² Im 16. Jahrhundert hat sodann der Wandel in öffentlichen Verwaltungspraktiken und verfassungsrechtlicher Theorie — mit den Begriffen Bürokratisierung und Obrigkeitsdenken stichwortartig umschrieben — ein geändertes politisches Umfeld geschaffen, worin die Konturen der gemeindlichen Interessengegensätze — wenigstens in den höher entwickelten Handelsstädten und größeren Reichsstädten — nunmehr zwischen Behörden und Bürgerschaft anstatt zwischen Patriziern und Zünften verliefen.³

Trotz unterschiedlicher Dauer, Intensität und Organisation weisen die städtischen Konflikte des 15. Jahrhunderts in ihrem Ursprung und Ablauf immerhin typische Merkmale auf. Gegenstand der Mißhelligkeiten bilden überwiegend die angeschlagenen städtischen Finanzen. Hohe städtische Verschuldung und eine schröpfende Steuerpolitik stürzten viele Rats Herrschaften in eine schwere Vertrauenskrise, die durch undurchsichtige Amtsführung — oder offenbare Inkompetenz — und mangelnde Verantwortlichkeit noch verschärft wird. Die Gemeinde verlangt Offenlegung der Buchführung, Strafverfolgung von Amtsdelikten, Mitspracherecht bei der Finanzverwaltung bzw. Kontrolle über den städtischen Haushalt, gelegentlich sogar volle Machtübernahme und Absetzung des alten Rats.⁴ Zur Durchsetzung ihrer Forderungen schließt sich die Gemeinde — in bewußter Anlehnung an die Rechtsformeln mancher städtischer Gründungsurkunden — zu einer Schwurvereinigung zusammen, die zu Verhandlungen mit dem Rat einen Ausschuß ohne Vollmachten delegiert. Scheitern diese Versuche, so kommt es zu einer dritten Phase von bewaffneten Aufmärschen und Umzügen, die oft rituellen Charakter besitzen. Deren Erfolg wird durch die Gefangennahme oder Vertreibung der amtierenden Bürgermeister gekennzeichnet.⁵ Dagegen vereitelt zwar eine Niederwerfung des Aufstandes die Machtergreifung durch die Gemeinde, hat aber die Aufhebung des Bürgerausschusses, der als Kontrollorgan und politisches Ventil in einigen Fällen fortwirkt, nicht zwangsläufig zur Folge.

Die Ereignisse des Jahres 1492 in Freiburg, die etwas irreführend als 'Walzenmüller-Aufstand' bekannt geworden sind, haben über die ortsgeschichtliche Literatur hinaus bislang keine eingehende Beachtung gefunden.⁶ Doch verdienen die Vorgänge, die sich um den Metzgerzunftmeister Konrad Walzenmüller⁷ abspielten, größere Aufmerksamkeit, da sie die Widersprüche und Spannungen einer Ratspolitik vor Augen führen, die den seit mehr als hundert Jahren auszehrenden Niedergang von Wirtschaft und Bevölkerung nach Kräften zu sanieren bemüht war. Somit läßt sich die weitgehend anhand oberdeutscher Reichs- bzw. norddeutscher Städte ausgearbeitete Typologie innerstädtischer Konflikte im Spätmittelalter an einer südwestdeutschen zunftregierten Territorialstadt überprüfen.

I

Der Freiburger Herrschaftswechsel 1368, der die Stadt unter die Territorialhoheit der Habsburger stellte, war mit empfindlichen Kriegskosten und enormen Abfindungen an die Grafen von Freiburg verbunden, die die österreichischen Darlehen und Schuldverschreibungen nur zum Teil und dann erst mit Verzögerung wettmachten. Die Stadt sah sich gezwungen, weitere Darlehen von auswärtigen Gläubigern — vornehmlich vom benachbarten Basel — aufzunehmen. Daraus erwuchs bald ein Schuldenberg von etwa 120 000 fl, dessen Tilgung und Verzinsung in den folgenden Jahrzehnten bis zu 90 % des städtischen Haushalts beanspruchten.⁸ Eine Reduzierung der Verschuldung war ohne eine wirtschaftliche Konjunktur kaum in Aussicht zu stellen; indes erlebte Freiburg durch Rückgang des Silberbergbaus, Auswanderung der Kaufleute und das Aufkommen von ländlicher Konkurrenz im 15. Jahrhundert eine Baisse, die die Stadt an den Rand des Bankrotts führte. Damit sank Freiburg allmäh-

lich auf das Niveau einer gewerblichen Mittelstadt zurück, deren politische Führung seit der Zunftrestaurierung 1459/64 fest in den Händen der Handwerksmeister lag.⁹ Der Sieg der Handwerkerzünfte brachte aber keineswegs eine reibungslose Interessenkongruenz zwischen Rat und Gemeinde mit sich. Den branchenbedingten Erwartungen der einzelnen Zünfte stand die vordringliche Aufgabe des Rats gegenüber, das Gemeinwohl zu fördern. Konkret konnte dies nur heißen, daß der Rat der Sanierung der städtischen Finanzen vor den protektionistischen Forderungen der Handwerker Vorrang geben mußte.¹⁰ Andernfalls war das wirtschaftliche Gleichgewicht, das von Investitionsankurbelung und Anregung von Einwanderung wesentlich abhing, kaum wiederherzustellen.

Vor diesem Hintergrund ist wohl der Entschluß des Rats im Jahre 1476 zu sehen, den Stadtschreiber auf eine längere Untersuchungsreise durch sechzehn oberdeutsche Städte zu entsenden. Dabei sollte er Auskünfte zu Verwaltung, Finanzen und Bürgerrecht einholen; von gewerblichen Produktionsweisen und Handwerksordnungen wurde nur am Rande berichtet. Die Ergebnisse dieser Untersuchungsreise wurden daraufhin in Rat und Gemeinde ausführlich erörtert und mündeten schließlich in eine Neuordnung des Steuer- und Ämterwesens ein.¹¹ Zwar setzte im folgenden Jahr auch eine Überprüfung der Zunftordnungen ein, die anscheinend auf Betreiben der Handwerker selber eingeleitet wurde,¹² doch ist sie über einige Ansätze nicht hinausgekommen. Inwiefern die 1476er Reformen nun eine spürbare Wendung zum Besseren in den städtischen Finanzen bewirkt haben, läßt sich anhand der dürftigen Quellenlage nur unzureichend erfassen. In seinem damaligen Rechtfertigungsschreiben an Erzherzog Sigismund, das die städtische Misere plastisch schilderte, hat der Rat die Kapitalschuld mit 150 000 fl angegeben, die bei einem Zinsfuß von 5 % einer jährlichen Zinsschuld von 7 500 fl entspräche.¹³ In der Tat ist 1479 ein Zinsausgabebuch überliefert,¹⁴ das die Zinssumme mit 4 617 ₰ (bei einem Umrechnungskurs von 11 1/2 Schilling zu einem Gulden gleich 8 300 fl) etwas höher ansetzt. Leider steht das Register von 1479 zwischen den Zinsbüchern von 1445/46¹⁵ und 1520¹⁶ einmalig da. Eine stichhaltige Aussage aus drei weit auseinanderliegenden Verzeichnissen ableiten zu wollen, wäre verfehlt. Immerhin beträgt die jährliche Zinssumme während der gesamten Erhebungsperiode bis 1550 stets mehr als 4 000 ₰ (bei zunehmender Verschlechterung des Wechselkurses zuungunsten des Pfundes Rappenpfennige), wobei das Jahr 1479 die Spitzenstellung einnimmt.¹⁷ Diese Zahlen müssen allerdings zu den jährlichen Einnahmen in Relation gesetzt werden; erst 1503 liegt aber eine vollständige Jahresrechnung vor.¹⁸ Doch gerade diese Rechnung gibt wesentlichen Aufschluß über die Entwicklung der städtischen Finanzen seit 1476.

Schon 1484 hatte sich der Rat mit dem Problem der Schuldendeckung erneut auseinandersetzen müssen.¹⁹ Vier Jahre später hat die Stadt ihren Zahlungsverpflichtungen offenbar nicht vollständig nachkommen können, denn es rühren in der 1503er Jahresrechnung Außenstände vom Jahre 1488 her, die im folgenden Jahrzehnt weiter answollen und bis 1503 6 837 fl ausmachten.²⁰ Mit weiteren Verschuldungen in jenem Jahr wuchsen die Außenstände sogar auf 8 800 fl an, die sodann als Passiva gegen Aktiva von 5 943 fl verrechnet wurden.²¹ Im laufenden Haushalt wurden sie nicht etwa durch Kapitalaufnahme konsolidiert, sondern von Jahr zu Jahr als Sonderposten vorgetragen.²² Dagegen muß betont werden, daß Freiburg und die breisgau-

ischen Stände ab 1492 erhebliche Schulden bei König Maximilian guthatten, dessen notorische Zahlungssäumnis ebenfalls zu größeren Zinsausständen an seine Gläubiger führte,²³ die insgesamt auch zu den Aktiva gerechnet werden müssen. Dieser Sachverhalt ist für eine Beurteilung der Ereignisse von 1492 in mehrfacher Hinsicht aufschlußreich. Er zeigt einmal, daß die städtische Neuverschuldung nicht unbedingt aus finanzieller Mißwirtschaft entstanden ist. Die erzwungenen Darlehen an Maximilian haben bei Freiburg und den Ständen ferner einen nicht voraussehbaren Kapitalbedarf verursacht, den sie wohl zum Teil über Kreditaufnahmen haben finanzieren müssen. Ob nun die 1488 auftretenden Außenstände daher mit der Abwehr der von Erzherzog Sigismund im Jahr zuvor beabsichtigten Verpfändung der Vorlande an Bayern zusammenhängen, wie man zunächst vermuten möchte, läßt sich nicht näher belegen.²⁴ Aus der Rechnung von 1503 ist ferner zu entnehmen, daß Freiburg eine Schulderhöhung bewußt in Kauf genommen hat, um den Erwerb von Ländereien zu finanzieren. Denn 1502 hat die Stadt den Zoll zu Zarten und die Gerichtsbarkeit über die drei Erlenhöfe zu Birken von Graf Wolf von Fürstenberg um 450 Goldgulden (489 fl laufender Währung) erstanden.²⁵ Diese Summe wurde dann im 1503er Haushalt verrechnet, deren Auszahlung jedoch als Tilgung von aufgenommenem Hauptgut bezeichnet.²⁶ Anfang der 1490er Jahre hat die Stadt ihre Gebietserwerbungen im Dreisamtal durch den Kauf von Kirchzarten zu einem geschlossenen Territorium, der später so genannten Talvogtei, abzurunden getrachtet. Dabei war sie offenbar in Zahlungsschwierigkeiten geraten, denn 1492 mußte sie den Teilinhaber von Kirchzarten Konrad von Halfingen um eine Stundung der vom Kaufpreis noch ausstehenden 1650 fl bitten.²⁷ Überhaupt war Freiburg — unter anderen spätmittelalterlichen Städten übrigens kein Einzelfall — bereit, größere Summen für Gebietserwerbungen aufzubringen, die seine längerfristige wirtschaftliche und verkehrsstrategische Stellung gegenüber dem Hinterland festigen sollten.²⁸

Dadurch wird nunmehr die Frage aufgeworfen, ob die diesbezüglichen Zins- und Tilgungsausgaben in den städtischen Verwaltungs- oder Vermögenshaushalt gehören. Wie Norbert Ohler kürzlich dargelegt hat, waren im 16. Jahrhundert Kapitalschulden und deren Tilgung im Verwaltungsetat unterzubringen, da die Verschuldung im Rahmen einer wachsenden öffentlichen Anleihepolitik als normales Finanzierungsmittel anzusehen ist. Diese Betrachtungsweise ist aber erst dann gerechtfertigt, wenn die Schuldverzinsung auf ein erträgliches Maß zurückgefallen ist.²⁹ Für das 15. Jahrhundert scheint dies im Falle Freiburgs eher fraglich, da bei einem Anteil am jährlichen Budget von etwa 75 % die Verschuldung nicht als Mittel sondern gleichsam als 'Zweck' der Haushaltspolitik betrachtet werden muß. Die aus dem Erwerb von Ländereien entstandenen Schulden wären somit als negatives Vermögen zu verstehen, deren Tilgung zum langfristigen Wachstum des städtischen Gesamtvermögens beiträgt.³⁰ Aus dieser Perspektive gewinnen sowohl die hohe Verschuldung als auch die vorgetragenen Außenstände für die Stadt eine ganz andere Qualität. Freiburgs wirtschaftlicher und demographischer Niedergang hatte seinen Höhepunkt schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts erreicht; nach langer Gesundschumpfung setzte eine Epoche der allmählichen Genesung ein.³¹ Die Möglichkeit zur behutsamen Sanierung von Wirtschaft und Finanzen war dadurch gegeben, wenn auch die eingeleiteten Abhilfemaßnahmen von Rückschlägen und Widersprüchen begleitet wurden. Daher

mag die am Ende des Jahrhunderts recht hoch gebliebene Verzinsung eine reale Senkung der Rentenverschuldung verschleiern, die durch den Kapitalbedarf für Vermögensanlagen in Form von Gebietserwerbungen rein rechnerisch aufgewogen wurde. In diesem Zusammenhang soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Stadt um die Jahrhundertwende wiederum eine rege Bautätigkeit entfaltete, die in der Vollendung des Münsterchors (etwa 1470 bis 1513)³² sowie der Errichtung des Kornhauses (1504)³³ und des neuen Kaufhauses (1524—32)³⁴ am Münsterplatz ihren Niederschlag fand. Die schwierige Finanzlage ließ den Rat vor solchen kapitalintensiven öffentlichen Bauten offenbar nicht zurückschrecken.

II

Bedarf nun das gängige Urteil über Freiburgs Finanzlage im ausgehenden 15. Jahrhundert einer sorgfältigen Überprüfung, so treten doch die Anzeichen von Mißständen bei der Stadtverwaltung selbst deutlicher hervor. Die Einsparungen, die die Reformen von 1476 durch Kürzungen bei der Ämterbesetzung und -besoldung hatten erzielen können,³⁵ erwiesen sich an der empfindlichsten Stelle der Verwaltung recht bald als untragbar. Schon 1477 mußte nämlich die Zahl der Kaufhausherren, der obersten Finanzbehörde, wegen anfallender Geschäfte nach der ursprünglichen Herabsetzung von sechs auf drei wieder auf fünf aufgestockt werden.³⁶ Überhaupt liefen die Sparmaßnahmen einer gesicherten Ratsbesetzung zuwider, wie eine Notiz in den Amtsbüchern für das Jahr 1479 verdeutlicht. Die Ratsmitgliedschaft zog erhebliche Unkosten — vor allem bei aufwendigen Dienstreisen — nach sich, deren Rückerstattung offenbar nicht voll gewährt wurde.³⁷ Der daraus resultierende Unwille machte sich bei der Besetzung des Bürgermeisteramtes, das laut Verfassung stets ein Adliger zu bekleiden hatte, besonders bemerkbar. Schon vor den Reformen mußte 1474 die Wahl Wilhelms von Lichtenfels zum Bürgermeister kassiert werden, da dieser sich wegen angeblich unzureichender Entlohnung weigerte, das Amt anzunehmen.³⁸ Eine etwas kuriose Bemerkung des Stadtschreibers bei der Bürgermeisterwahl im Jahre 1482 läßt nunmehr vermuten, daß seine Demission unvergessen geblieben war, denn der zuerst erkorene Anonymus wurde zugunsten Kaspars von Falkenstein wohl mit Zustimmung des Landvogts abgewählt; gleich nach dessen Namen folgt aber in der Liste der adligen Ratsmitglieder wiederum Wilhelm von Lichtenfels.³⁹ Auch wenn dies als Zufall anzusehen ist, so war seine Demission jedenfalls kein Einzelfall, wie die Bitte um Beurlaubung vom Amt durch Konrad von Kippenheim im Jahre 1477 belegt.⁴⁰ In jenen Jahren trat ohnehin eine Verschlechterung der Beziehungen zwischen Stadt und Adel ein, deren Ursache nicht nur in der 1476 beabsichtigten Beschneidung seines Satzbürgerechts,⁴¹ sondern ebenso sehr in dem sich verschärfenden Streit um die Gerichtsbarkeit über Freiburgs bäuerliche Ausbürger zu suchen war.⁴²

Mit der zu beobachtenden Amtsmüdigkeit einzelner Adliger gingen oligarchische Tendenzen unter den langjährigen zünftigen Ratsmitgliedern einher, die sich über Jahre hinweg einen ständigen Ratssitz durch turnusmäßigen Wechsel zwischen

Zunftmeister und Zusatzrat sicherten.⁴³ Am deutlichsten kamen solche Tendenzen in einem Ratserlaß vom Jahre 1481 zum Ausdruck, der die bisherige Jahreswahl der Ächtwer — des seit dem frühen 15. Jahrhundert in jeder Zunft als Kontrollorgan vorgesehenen Acht-Mann-Kollegiums der Handwerksmeister — aufhob und durch Ernennung durch ihre Amtsvorgänger ersetzte.⁴⁴ Hierin mag sich der Rat dadurch gestärkt gesehen haben, daß ihm am Schluß der Reformen von 1476 der damalige vorderösterreichische Landvogt Wilhelm von Rappoltstein für die Zukunft die Hinzuziehung der Gemeinde zur Erörterung wichtiger öffentlicher Angelegenheiten ausdrücklich abgeraten hatte.⁴⁵ In den spärlichen Quellen findet sich zwar keine unmittelbare Unmutsäußerung über den verengten Wahlmodus,⁴⁶ doch wurde im Laufe des Jahrzehnts die politische Beteiligung der Zünfte nunmehr von herrschaftlicher Seite unterminiert. 1488 konnten die Zünfte bei den mittsommerlichen Ratswahlen in Anwesenheit des vorderösterreichischen Statthalters Lazarus von Andlau noch durchsetzen, daß der Oberstzunftmeister, dessen Amt die Führung über die städtische Miliz mit sich brachte und daher eine Schlüsselstelle in der öffentlichen Verwaltung bedeutete, von den zwölf Zunftmeistern anstatt vom alten Rat erkoren werden sollte. Damit wollten sie ihr 'altes Herkommen' behaupten. Doch machte Erzherzog Sigismund die Bestimmung im folgenden Jahr rückgängig, indem er den Landvogt, Kaspar von Mörsberg, selbst nach Freiburg bestellte, um 1489 über die anstehenden Ratswahlen Aufsicht zu führen.⁴⁷ Mörsberg, dessen gebieterisches Auftreten und offenkundige Verachtung für die städtischen Freiheiten wiederholt Spannungen zwischen dem Rat und dem Ensisheimer Regiment auslösten,⁴⁸ hat sofort gefordert, daß alle vorderösterreichischen Hofräte anstatt der herkömmlichen zwei Personen dem Wahlgang beizuwohnen hätten. Daraufhin bestand er auf der Wahl des Oberstzunftmeisters durch die ausscheidenden Ratsmitglieder.⁴⁹ Der Rat nahm diese Verfügung zwar widerwillig hin, die Zünfte behielten sich aber das Recht vor, die Sache vor den Erzherzog zu bringen.⁵⁰ Es mag zunächst befremden, daß der Rat in diesem politisch brisanten Fall dem Druck des Landvogts nachgeben mußte. Seine Einmischung in Freiburgs innere Angelegenheiten war aber nur deswegen möglich, weil sich der Rat auf kein verbrieftes Recht berufen konnte, da das Amt des Oberstzunftmeisters in der städtischen Verfassung nicht vorgesehen war.

Die Ereignisse des Jahres 1489 machen nun deutlich, daß die späteren städtischen Unruhen auf keine schlichte Polarität zwischen Rat und Gemeinde zurückgeführt werden dürfen; vielmehr spiegeln sie die Spannungen innerhalb eines Dreiecksverhältnisses wider, das auch die Ensisheimer Regierung miteinbezieht. Erst recht werden die konkurrierenden Interessen durch die 1490 von König Maximilian gebilligten finanziellen Sanierungsmaßnahmen veranschaulicht. Vorgeschlagen wurden der Nachlaß des halben Kornzolls, einer Verbrauchsabgabe, die beim Mahlen von zu verbackendem Korn erhoben wurde; die Einführung größerer Maße und Gewichte; und die Gewährung des Salzkaufs als städtisches Monopol. Am 23. Juli 1490 sind Regierung und Rat allerdings darin in einer Urkunde übereingekommen, die darüber hinaus eine radikale Umstrukturierung der Finanzverwaltung vorschrieb.⁵¹ Zwecks strafferer und geregelterer Buchführung sollte die Aufsicht über den Fiskus dem seit 1477 aus fünf Ratsmitgliedern bestehenden Gremium der Kaufhausherren entzogen und stattdessen einem neuen Kollegium anvertraut werden, dem wiederum zwei Rats-

mitglieder, fortan aber dafür drei Gemeindevertreter angehören sollten. Von noch größerer Tragweite war jedoch die Bestimmung, daß die fünf neu zusammengesetzten Kaufhausherren ihre Rechnungslegung halbjährlich einem Ausschuß von 24 Zünftigen, die nicht im Rat saßen, zur Überprüfung vorlegen mußten.⁵² Es fällt schwer, diese Maßnahmen nicht als ein niederschmetterndes Urteil über die bisherige Handhabung der Finanzen zu werten. Aus der Vereinbarung ist ohnehin zu entnehmen, daß es vorher zu Mißhelligkeiten, Schmähworten und Tätlichkeiten innerhalb der Stadt gekommen war. Am augenfälligsten tritt jedoch damit hervor, daß ein Zunftausschuß von 36 Personen schon vor diesen Reformen vorhanden war, der nun dem kleineren 24er-Ausschuß weichen sollte.⁵³

Auf königlichen Befehl haben also die Ensisheimer Hofräte, darunter auch Kaspar von Mörsberg, zugunsten der Gemeinde die Kompetenzen des Stadtrats beschnitten und damit seine politische Glaubwürdigkeit geschmälert. Damit schwenkt die österreichische Politik von einer Bevormundung der Zünfte bei der Oberstzunftmeisterwahl auf die Zubilligung einer entscheidenden finanziellen Kontrolle um. Sicherlich ist diese Wende im Zusammenhang mit Maximilians Übernahme der Regierungsgewalt über die Vorlande von seinem Vetter Sigismund zu sehen, da jener durch seine Heirat mit Maria von Burgund wichtige strategisch-dynastische Interessen an den Breisgau und dessen Hauptstadt Freiburg knüpfte.⁵⁴ Überhaupt war Maximilian stets bestrebt, der Stadt wieder auf die Beine zu helfen. Die Annahme, seine Bereitschaft, der Gemeinde dabei ein Mitspracherecht zu konzedieren, habe eine gewisse Demokratisierung bewußt in Kauf genommen, setzt aber letztlich voraus, daß es sich bei dem Zunftausschuß um eine regelrechte Volksbewegung mit egalitärer Gesinnung handelte. Dagegen sind erhebliche Zweifel anzumelden.

Die Ursprünge des 36er-Ausschusses liegen fast völlig im dunkeln. Belegt ist lediglich, daß Ende März 1490 eine aus drei Meistern von jeder der zwölf Zünfte bestehende Schiedskommission im langwährenden Rechtsstreit zwischen dem Rat und dem Abt von St. Märgen um den Rückkauf der 1462 an die Stadt veräußerten klösterlichen Grundherrschaft dahingehend geschlichtet hat, daß die Ländereien in städtischer Hand blieben.⁵⁵ Ob der Zunftausschuß vor dem Streitfall existierte oder erst durch ihn zustandekam, läßt sich quellenmäßig nicht entscheiden. Der Duktus der Vereinbarung vom Juli 1490 macht aber wahrscheinlich, daß der Ausschuß anderweitig tätig war, denn die Bildung des 24er-Ausschusses als finanzielle Aufsichtsbehörde wird ausdrücklich als Ersatz für den vorausgegangenen größeren Ausschuß bezeichnet.⁵⁶ Es liegt immerhin nahe, die beiden Ausschüsse als Antwort auf die Schwächung der Ächtwer zu sehen, denen die Aufsicht über das Budget und die Neuverschuldung seit der Jahrhundertmitte obgelegen hatte.⁵⁷ Die Entstehung des 36er-Ausschusses mit der Haushaltskrise von 1488, die zu außerordentlichen Außenständen führte, in Verbindung bringen zu wollen, ist zwar verlockend, darf aber nur als Vermutung gelten. Auf jeden Fall waren die Zuständigkeiten des neuen Zunftausschusses klar umrissen; er sollte die Grundlage für die Machtergreifung der Bürgeropposition bei den 1491er Ratswahlen bilden.

III

Die Reformen des Jahres 1490 hätten keine längerfristige Besserung der städtischen Finanzen zur Folge gehabt, wenn sie nicht energische Versuche, das Grundübel der hohen Verschuldung anzugehen, begleitet hätten. Dies hatte auch Maximilian erkannt, der im folgenden Jahr die Ablösung von ewigen Gülden durch einen Erlaß begünstigt hat.⁵⁸ Die Maßnahmen richteten sich in erster Linie gegen die geistlichen Körperschaften, deren zu erwartender Widerstand zu bitteren Auseinandersetzungen mit dem Rat führte, bei welchen der König für die Stadt öffentlich Partei ergriff.⁵⁹ Mag der Angriff auf klerikale Vorrechte und Immunitäten auch Rat und Gemeinde zu einer gemeinsamen Front vereinigt haben, so sind doch vereinzelte Anzeichen dafür nicht zu verkennen, daß die Finanzreformen von 1490 keine ungeteilte Zustimmung bei den Zünften fanden. In den Verhörprotokollen nach Walzenmüllers Aufstand hat zwar ein Zeuge beiläufig erwähnt, daß die großen Maße und Gewichte den Handwerkern zugute gekommen wären,⁶⁰ die Bäcker aber beschwerten sich über die Reduzierung des Kornzolls, die ihrem Gewerbe vermeintlich geschadet habe.⁶¹ Einerseits waren solche Gegensätze zwischen allgemeinen und besonderen Interessen kaum zu vermeiden, andererseits stellte sich erst nachträglich heraus, daß der Rat als Hüter des gemeinen Nutzens die vereinbarten Vorschriften zur Beaufsichtigung der Rechnungslegung selber gar nicht eingehalten zu haben scheint. Wenigstens ist der Wortlaut von Maximilians Anweisung an den Landvogt im September 1492 wohl in diesem Sinne zu verstehen.⁶²

Fest steht indes, daß mehrere Anführer der Bürgeropposition bei den Ratswahlen von 1491 als Zunftmeister zum ersten Mal in den Rat gelangten. Damit verdrängten sie einige altgediente Ratsherren, deren Wiederwahl im folgenden Jahr zu den öffentlichen Gewalttaten führte, bei welchen Ende Juni Konrad Walzenmüller ums Leben kam. Bei den neugewählten Ratsmitgliedern handelte es sich um Burkart Müller (Schneiderzunft), Conrat Graf (Tucherzunft), Heinrich Zilling (Gerberzunft), den Müller Dietrich Stehelin (Zimmerleutezunft), Martin Günter (Rebleutezunft) und den Scherer Hans Strobach (Malerzunft), deren Namen im Ratsbesatzungsbuch mit einem Strich versehen sind.⁶³ Aus einem Vergleich mit dem Bürgerbuch geht hervor, daß alle diese Personen erst 1491 das Bürgerrecht erwarben.⁶⁴ Die Bekleidung des Zunftmeisteramts und somit die Ratsmitgliedschaft hat seit dem frühen 15. Jahrhundert den Erwerb des in Freiburg auf die politische Führungsschicht beschränkten Bürgerrechts vorausgesetzt.⁶⁵ Obgleich keineswegs alle genannten Ratsneulinge sich nachweisbar an den Unruhen von 1492 beteiligten, markiert wohl der Erkennungsstrich beim Namen, daß politische Außenseiter an die Macht gekommen waren.⁶⁶ Jedoch ist ihr Erfolg bloß als letzter Schub einer seit längerem gärenden Unmutsbewegung anzusehen, da einige Anstifter der Bürgeropposition schon vorher im Rat gesessen hatten. An erster Stelle ist Caspar Rotenkopf zu nennen, der 1487 und 1490 Zunftmeister sowie 1488 als Zusatzrat der Schuhmacherzunft sowie 1491 als einer der drei von der Gemeinde ernannten Kaufhausherren weiterhin am Hebel der Macht amtierte;⁶⁷ dann Balthasar Seefelder, der 1490 als Zunftmeister der Schmiede im Rat gesessen hat.⁶⁸

Der namentliche Führer der Opposition, Konrad Walzenmüller, ehemaliger Vogt

von Waltershofen,⁶⁹ wurde zwar erst 1491 als Zunftmeister der Metzger gewählt, im vorigen Jahr hat er aber schon als einer der Ächtwer gedient und dabei das Bürgerrecht erworben.⁷⁰

Walzenmüller



s·[cuonrat]·walzenmüller

Quelle: StadtAF C 1 Fremde Orte, Kirchhofen, 1492 V 13 (Gerichtssachen)

Fragt man nach dem Stellenwert dieser „Machtergreifung“, so ist gleich festzustellen, daß die Ratsneulinge — ohnehin noch eine Minderheit — keinen politischen Kurswechsel betrieben zu haben scheinen. Im Gegenteil, nach der Beilegung des Rechtsstreites mit St. Märgen, die ja der Zunftausschuß zustandegebracht hatte, hat außenpolitisch der neue Rat im August 1491 die seit der Jahrhundertmitte eingeschlagene Gebietserweiterung im Dreisamtal durch den Kauf von Dorf und Schloß Kirchzarten reaktiviert.⁷¹ Trotz Wiedereinsetzung der alten Ratsherren von 1492 sollte diese gezielte Erwerbspolitik im folgenden Jahrzehnt nicht mehr abreißen. Bei der Bekämpfung der klösterlichen Immunitäten, die für die finanzielle Sanierung der Stadt lebenswichtig waren, ist mit der mittsommerlichen Ratswahl 1491 innenpolitisch ebenfalls kein Bruch zu erkennen. Die im Frühjahr einsetzenden Streitigkeiten mit den Dominikanern, die das Muster für spätere Angriffe auf die Kartäuser, Franziskaner und Augustinerchorherren lieferten, hat der Rat mit königlicher Beipflichtung⁷² im nächsten Jahr fortgeführt, ohne vom eingeschlagenen Konfrontationskurs abzuweichen.⁷³ Ausschlaggebend für die Beurteilung des neuen Rats dürfte schließlich seine Einstellung zur Finanzverwaltung sein. Gerade hier vermißt man aber die wohl zu erwartende Abrechnung mit vorausgegangenen Delikten. Vermutlich aus diesem Grunde fehlen für diesen Zeitraum sowohl die Ratsprotokolle als auch jegliche Finanzakten. Für ein Argument *ex silentio* spricht allerdings, daß die Überprüfung der Rechnungslegung und Kaufhausbesetzung schon im Jahre 1490 durch königlichen Befehl stattgefunden hat. Aus dieser Sicht sind die „Machtergreifer“ von 1491 wohl weniger als dem Gemeinwohl verpflichtete Reiniger eines Augiasstalls anzusehen, sondern eher als schlaue berechnende Nutznießer vorher erfolgter Reformen, die ihnen durch Bestätigung des Zunftausschusses und gemeindliche Beteiligung an der Finanzverwaltung eine Tür zur Machterlangung geöffnet hatten.

Den Charakter dieser Bewegung mag nun ein Vergleich mit der sogenannten Zunftrevolution von 1388 erhellen. Damals hatten sich die Handwerkerzünfte in einem

echten, wenn auch blutlosen Staatsstreich gegen die Patrizier durchsetzen können. Die gemeinsame Aktion der achtzehn Zünfte hatte eine radikale Änderung der Stadtverfassung zur Folge gehabt, die den bisherigen zweiteiligen Rat zugunsten eines einheitlichen Organs beseitigte, das aber eine paritätische Vertretung von Adligen, Kaufleuten und Handwerkern vorsah.⁷⁴ Die 1392 von Herzog Leopold sanktionierte neue Stadtverfassung, die der gewaltsamen Machtverschiebung eine nachträgliche Legitimierung erteilte,⁷⁵ bildete nicht nur die Grundlage für Freiburgs öffentliches Leben für über hundert Jahre, sondern schuf ebenfalls die Voraussetzungen für den endgültigen politischen Sieg der Handwerkerzünfte im 15. Jahrhundert. Gegenüber diesem Wendepunkt tritt die Bedeutung der partiellen Machtergreifung im Jahre 1491 vollends zurück. Sie hat eine Verfassungsänderung weder erzielt noch bewirkt; sie führte zu keiner entscheidenden Umverteilung der politischen Macht; sie hat nicht einmal die Handhabung der Finanzverwaltung zufriedenstellend geregelt, die 1495 wiederum Anlaß zu Streitigkeiten geben sollte. Erst die Unruhen im Sommer 1492 sollten zeigen, in welchem Maße sich hinter der Gemeindebewegung ein nacktes Ringen um parteipolitische Interessen verbarg.

IV

Bei der Vorwahl des neuen Rats am 18. Juni 1492 — die förmliche Einsetzung erfolgte am 24. Juni im Beisein des Landvogts und der vorderösterreichischen Hofräte — erlitten die Oppositionellen einen schweren Rückschlag. Gemäß dem Wahlverfahren durften sie nicht wieder als Zunftmeister aufgestellt werden, dafür konnten sie in der Regel erwarten, als Zusatzräte für das kommende Jahr turnusmäßig kooptiert zu werden. Keiner der Gemeindevertreter wurde aber in dieser Weise beibehalten. Von den neuen Zunftmeistern zählte überdies nur einer, der reiche und schon betagte Metzger Ytelhug, zu den Anhängern der Bürgeropposition.⁷⁶ Allein der 1490 eingeführten Umbesetzung der Finanzbehörde war es zu verdanken, daß zwei der hinausgeworfenen Zunftmeister, Konrad Walzenmüller und Heinrich Zilling, als Gemeindevertreter bei den Kaufhausherren weiterhin im Amt bleiben konnten. Kurz nach dem förmlichen Wahlakt am Mittsommertag ist Walzenmüller jedoch unter verdächtigen Umständen umgebracht worden. Im Ratsbesetzungsbuch ist danach sein Name als Kaufhausherr mit dem Vermerk 'tot' durchgestrichen worden.⁷⁷

Der Tod Walzenmüllers löste erhebliche Spannungen unter der Bevölkerung aus, doch sträubte sich der Rat, über den Vorfall Ermittlungen anzustellen, bis sein Bruder Jakob — offenbar sonst ein völlig Unbeteiligter — Anfang Juli König Maximilian um die Vorantreibung des Falls ersuchte.⁷⁸ Seine Verschleppung hat ohnehin Anlaß zu Mutmaßungen gegeben, daß Walzenmüller auf Betreiben des Rats ermordet worden sei. Bei den endlich aufgenommenen Ermittlungen, die sich bis in das Frühjahr 1493 erstreckten, haben die drei sogenannten heimlichen Räte — die vom Rat beauftragten städtischen Untersuchungsrichter — mehrere Anhänger der Opposition verhaftet und verhört. Die einen wurden aus der Stadt verwiesen, die anderen mußten Urfehde

schwören. Weitere Zeugen hatten wiederholt vor den Räten auszusagen. Aus den verschiedenen Prozeßakten und Zeugnissen lassen sich die Vorgänge im Sommer 1492 annähernd rekonstruieren. Dabei entpuppt sich Walzenmüller als eine schillernde Figur, die in Freiburg auf eine zwiespältige Resonanz gestoßen war.

Die Wiederwahl der alten Garde wurde sofort Zielscheibe von unflätigen Schimpfreden. Die altgedienten Ratsherren wurden auf offener Straße und bei heimlichen Zusammenkünften verschiedentlich als Bösewichte verflucht,⁷⁹ der Rat selber als 'Muhme' Rat denunziert,⁸⁰ d. h. als Schwätz-Konventikel verspottet. In den Zünften hat Walzenmüller mittlerweile versucht, unter den Gesellen durch Versprechung erleichterter Arbeitsverhältnisse Stimmung gegen den Rat zu machen.⁸¹ Überdies ist Walzenmüller anscheinend gleich nach der Ratswahl zu König Maximilian geritten, um ihn zum Eingreifen in die liederliche Amtsführung nach Freiburg zu bewegen.⁸² Für einige Personen, so meinte der Oppositionelle Jacob Megerich, käme der König allerdings zu früh, denn er würde einen Vogt — d. h. einen Schultheißen — einsetzen, der die Strafgerichtsbarkeit ohne unstatthafte Bevorzugung der Reichen handhabe.⁸³ Eine derartige Schmähung seiner Autorität konnte der Rat auf keinen Fall dulden. Daher mußte sich Walzenmüller allerlei Spottreden gefallen lassen, die Zweifel an seiner unversehrten Wiederkehr äußerten: Er käme nicht wieder, die Krähen würden ihn denn in ihren Kröpfen tragen.⁸⁴ Der Gemeindeführer meinte dazu lediglich, er könne seine Sache guten Gewissens verantworten.⁸⁵ Daß ihm möglicherweise ein Gewaltstreich vor Augen schwebte, ist anhand der überlieferten Aussagen nicht von der Hand zu weisen.⁸⁶

Doch machte Walzenmüllers Tod kurz nach der Ratswahl derartige Pläne hinfällig. Angesichts allerlei höhnischen Geredes hingen seine Anhänger, die ohnehin davon überzeugt waren, daß er einem Attentat zum Opfer gefallen sei,⁸⁷ solche Gedanken indes vorerst weiter nach. Konrad Walzenmüller wurde nämlich als 'Judenkönig' gebrandmarkt; seine zweiundsiebzig Jünger müsse man wohl erst suchen.⁸⁸ Mit wilden Worten wurde auf diese für eine notorisch antisemitische Stadt brisanten Beschimpfungen reagiert. Obgleich sich mehrere Oppositionelle von ihrem Anführer nachher verständlicherweise zu distanzieren bemühten, fehlt es nicht an glaubwürdigen Stimmen — auch aus minderbemittelten Schichten —, die Walzenmüller und seine Anhängerschaft als Bösewichte denunzierten.⁸⁹ Zu diesen gehörte auch Heinrich Hengst, der der Stadt verwiesen wurde, weil er behauptet hatte, Walzenmüller sei von einem Frauenzimmer geblendet.⁹⁰ Daß Hengst aber zumindest seine heimlichen Beschützer hatte, geht aus den Verhörprotokollen hervor, denn die Oppositionellen wollten jemanden — etwa Konrad Walzenmüllers Bruder Jakob — zu ihm ins Gefängnis schicken, um einer verstohlenen Befreiungsaktion zuvorzukommen.⁹¹ Daraus darf man natürlich nicht schließen, Hengst sei in Wahrheit Attentäter auf Konrad gewesen. Auffallend sind die Umtriebe dennoch, die schwerlich eines Schimpfwortes wegen geschahen.

Die Untersuchung von Walzenmüllers Tod hat der Rat nur schleppend in Angriff genommen, er machte sich eher daran, die Identität der Oppositionellen aufzuspüren. Nach mehreren Sitzungen der heimlichen Räte mußten dann die ersten Schuldigen am 17. Juli Urfehde schwören. Caspar Has⁹² und Conrad Rösch,⁹³ deren agitatorisches Treiben nicht zu leugnen war, wurden sogar auf ewig aus der Stadt verbannt. Sie

waren allerdings nicht die einzigen. In den kommenden Wochen wurden außerdem Conrad Helbling⁹⁴ und Jacob Zeller,⁹⁵ deren Beteiligung weniger gravierend war, nacheinander verbannt. Trotz späterer wiederholter königlicher Fürbitten wurden sie nur zum Teil wieder in die Stadt eingelassen.⁹⁶ Deren hartem Schicksal ist allerdings die weitaus mildere Behandlung von sieben weiteren Oppositionellen gegenüberzustellen, die sich an Maximilian wandten. Anfang September wurde ihnen ein Schirmbrief erteilt⁹⁷ und der Landvogt mit der Untersuchung ihres Falles beauftragt.⁹⁸ Gegen diese offenbar mächtigeren Gemeindevertreter mußte der Rat, dem die Enthüllung solcher innerstädtischer Zwistigkeiten sicherlich höchst peinlich war, daraufhin den Prozeß einstellen.⁹⁹ Die unterschiedliche Stellungnahme des Rats verdeutlicht, daß es sich bei der Gemeindebewegung keineswegs um eine geschlossene Front von Plebejern handelte; vielmehr setzte sich die Opposition anscheinend aus zwei heterogenen Richtungen zusammen — den aufstrebenden politischen Außenseitern einerseits und den kleingewerblichen Handwerkern und Gesellen andererseits —, deren Zusammenwirken nur bedingt gemeinsame Interessen und Ziele widerspiegelte.

Dennoch zeigten sich zuletzt bei einem Zwischenfall am Fischmarkt, der sich auf Ende September 1492 datieren läßt,¹⁰⁰ Anklänge eines Klassenhasses zwischen Reichen und Armen innerhalb der Freiburger Bevölkerung. Der reiche Sattler, Niclaus Krämer,¹⁰¹ der im Sommer schon einmal wegen Beleidigung des 24er-Ausschusses vom Landvogt in Schutz genommen worden war,¹⁰² stieß auf einen Haufen Oppositioneller,¹⁰³ den er abermals übel ansprach. An der Metzger, so spottete er, sei Hug von den Stockwärttern schändlich gefangengenommen worden; jetzt müsse solchem Unfug ein Ende gesetzt werden, indem man stracks ein Dutzend armer Gesellen köpfe! Diese begehrten ohnehin nur das Blut der Reichen und deren Eigentum. Sogar alle armen Handwerker mochte er hingerichtet sehen!¹⁰⁴ Krämers Drohungen geben jedoch einige Rätsel auf. Wer ist mit dem inhaftierten Hug gemeint? Verständlich wäre, daß der reiche Sattler für das ebenfalls betuchte Ratsmitglied Ytelhug eingegriffen hätte — bis auf den Umstand, daß letzterer als Parteigänger der Bürgeropposition, deren Haß Niclaus Krämer unlängst auf sich gezogen hatte, ausgewiesen ist. Für die Identifizierung Hugs mit dem gleichnamigen Unruhestifter, der zur Zeit der Ratswahlen in Caspar Hasens Stube den neuen Rat verwünscht hatte,¹⁰⁵ spräche indes die Tatsache, daß die Gerichtsbüttel ihn wohl auf Befehl des restaurativen Rats verhaftet hatten. Dann wäre es allerdings schwerlich einzusehen, warum Niclaus Krämer sie dafür als „Arschlecker“ beschimpft hat. Zur Erhellung des Sachverhalts sind weitere Quellen heranzuziehen. Hierfür bieten sich in erster Linie die protokollarischen Aufzeichnungen des Rats an, der rechtliche Maßnahmen gegen die Beteiligten einleitete. Vor den Rat wurden sowohl Niclaus Krämer als auch 'Hans Hug Metzger' zitiert.¹⁰⁶ Dieser hat sich dann gegen weitere Anklagepunkte öffentlich verteidigen müssen, die über die mit seinen Widersachern bereits beigelegten Streitpunkte hinausgingen.¹⁰⁷ Worum es bei den nichtgenannten Beschuldigungen ging, ist nicht bekannt. Die Möglichkeit, daß es sich dabei um Ytelhug handelte, scheidet jedoch effektiv aus. Zwar wird er 1474 in den Ratsbesatzungslisten der Deutlichkeit halber einmal als 'Hug Metzger' bezeichnet,¹⁰⁸ doch ist diese Bezeichnung sonst einem 'Hans Hug Metzger' vorbehalten, der sich bei näherem Zusehen als Hans Menly — ein nachgewiesener Oppositioneller — entpuppt.¹⁰⁹ Diese Identifizierung reimt sich mit unseren bis-

herigen Kenntnissen viel plausibler zusammen und erklärt auch, warum der Rat ihm nachstellte. Sie vermag allerdings nicht zu erklären, warum sich der reiche nicht-oppositionelle Sattler über dessen Verhaftung echauffierte, es sei denn, man lese die unflätige Redensart als eine an die armen Gesellen gerichtete bewußte Provozierung, was der Duktus der Aussage durchaus zuließe.

Aus der offenkundigen Kluft zwischen Niclaus Krämer und den armen Gesellen voreilige Schlüsse ziehen zu wollen, wäre indes verfehlt. Bereits im Sommer hat zwar der Landvogt in einem Schirmbrief für Krämer darauf hingewiesen, daß etwaige Versuche, die Reichen zum gehörigen Mittragen der finanziellen Lasten zu bewegen, Gefahr liefen, diese aus der Stadt zu vertreiben.¹¹⁰ Und doch hat König Maximilian Mitte August desselben Jahres die Bemühungen des Rats, eine von ihm bewilligte Schatzung zur Rettung der angeschlagenen städtischen Finanzen einzutreiben, ausdrücklich bekräftigt.¹¹¹ Wir haben es also mit einer Gesamtlage zu tun, in der der Rat beiderseitigem Druck ausgesetzt war: von der Gemeindebewegung, die eine überschaubare und verantwortliche Finanzverwaltung unter ihrer Mitwirkung bereits durchgesetzt hatte; und von den Reichen, die sich einer erhöhten Besteuerung erwehrt. Von einem unüberbrückbaren prinzipiellen Gegensatz zwischen Gemeindebewegung und restaurativem Rat kann daher nur begrenzt die Rede sein, zumal das entsprechende Vorgehen gegen die klösterlichen fiskalischen Immunitäten allseitigen Beifalls unter den Laien sicher sein konnte.¹¹² Vielmehr gilt es, sich vor Augen zu halten, daß auch nach den 1492er Ratswahlen die Ratsmitgliedschaft keine „Gleichschaltung“ erfuhr. Auch wenn die alte Garde das politische Übergewicht zurückerlangt hatte, setzten sich die einzelnen Ratsmitglieder fernerhin aus unterschiedlichen Richtungen und Kräften zusammen, so daß die Ratspolitik stets einen Mittelkurs zu steuern hatte. Vor diesem Hintergrund war immer erheblicher Spielraum für Intrigen, Cliques und Druckmittel gegeben.

V

Blickt man auf die Ereignisse des Sommers 1492 zurück, so ist offenkundig, daß sie die Bezeichnung 'Aufstand' schwerlich verdienen. Einige Anhänger der Bürgeropposition werden auf legitime Weise abgewählt; deren selbsternannter Anführer Konrad Walzenmüller wird daraufhin unter verdächtigen Umständen ermordet; es kommt zu Protestaktionen und verbalen Drohungen; die ärmeren Anhänger werden verfolgt, die mächtigeren jedoch appellieren erfolgreich an den König. Der neue Rat muß sich einer schwebenden politischen Situation anpassen. Der 24er-Ausschuß wird nicht aufgelöst, seine Aufgaben nimmt er für weitere drei Jahre uneingeschränkt wahr, bis 1495 der Rat wegen mangelnder Vertraulichkeit der Beratungen und Beschlüsse die Einsetzung von allen fünf Kaufhausherrn durch sich selbst und den Gemeindeausschuß zugleich fordert.¹¹³ Auch dies ist gegenüber seinem Vorhaben, die Zahl der Kaufhausherrn auf drei herabzusetzen und sie allein durch den Rat ernennen zu lassen, ein eindeutiger Kompromiß. Der 24er-Ausschuß bleibt bis ins 16. Jahrhundert als Verfassungsorgan *de facto* weiterhin bestehen.¹¹⁴

Fragt man nach der Zusammensetzung der Oppositionellen, so sind über die Gewerftlisten allein die Handwerksmeister zu ermitteln; die Rolle der Gesellen und

Knechte bleibt weitgehend im Dunkeln. Wie folgende Tabelle jedoch verdeutlicht, handelt es sich keineswegs um einen Klügel von Walzenmüllers (oder Rotenkopfs) Parteigängern, wie sie der Rat gerne dargestellt hätte. Die identifizierbaren Meister verteilen sich mit ziemlicher Gleichmäßigkeit über fast alle zwölf Zünfte.¹⁵ Damit wird der Verdacht erhärtet, daß sich die Oppositionellen mit den Gemeindevertretern des 24er-Ausschusses weitgehend decken. Mangels einschlägiger Quellen läßt sich diese Vermutung leider nicht weiter verfolgen. Sollte sie stimmen, so käme der Beteiligung der Gesellen und Knechte eine eher untergeordnete Bedeutung zu, da sie ohne politisches Stimmrecht waren.

Handwerksmeister als Anhänger der Bürgeropposition,
nach Zünften mit Steuer- und Vermögensangaben 1492 aufgeschlüsselt

1. Schmiede		
Balthasar Seefelder	14 B /	200 fl
2. Krämer		
Hans Götz	15 B /	225 fl
Clewi (Claus) Hesler	10 B /	120 fl
3. Metzger		
Konrad Walzenmüller	14 B /	200 fl
Hans Menly (Hans Hug Metzger)	8 B /	75 fl
Ytelhug (Hugelman)	81 B /	3100 fl
4. Schneider		
Burkart Müller (Schneider)	20 B /	366 fl
Jacob Zeller	6 B /	25 fl
Conrad Rösch (Rost)	5 B /	arm
Ulrich Keller	9 B /	100 fl
Brunhans	21 B /	400 fl
5. Bäcker		

6. Küfer		
Claus Nagel	10 B /	120 fl
Conrad Helbling	7 B /	50 fl
7. Schuhmacher		
Caspar Rotenkopf	15 B /	225 fl
Auberly Louffer (Löffler)	5 B /	arm

8. Tucher		
Hans Enderly	7 β /	50 fl
Jacob Megerich	5 β /	arm
9. Gerber		
Heinrich Zilling	13 β /	180 fl
Auberly Meyer (Gerber)	10 β /	120 fl
10. Zimmerleute		
Caspar Has	5 β /	arm
11. Maler		
Hans Strobach (Scherer)	9 β /	100 fl
Theodosius Bildhower	7 β /	50 fl
12. Rebleute		
Martin Günter (Rebman)	11 β /	140 fl

Quelle: StadtAFreib, E 1 A II a 1, 1492.

Ferner fällt auf, daß nur wenige Meister zu den Besitzlosen zu rechnen sind. Die Anführer rekrutierten sich vornehmlich aus dem Kleinbürgertum, deren Vermögen auf 100 fl bis 200 fl veranschlagt wurde. Nur der reiche Ytelhug fällt aus dem Rahmen. Gegen einige mittellose Meister ging der Rat zwar energisch vor, doch zeigt eben diese Behandlung, daß es nicht um die eigentlichen Gemeindeführer ging, vor deren Bestrafung der Rat wegen königlichen Eingreifens zurückweichen mußte. Gerade Maximilians Schirmbrief für die sieben namentlich Beschuldigten liefert den Beweis dafür, daß es sich nicht um gefährliche Umstürzler plebejischer Herkunft handelte, sondern um Gemeindevertreter, die ihr schon zugestandenes Mitspracherecht bei der Finanzverwaltung in einen vollständigen Machtanspruch umzusetzen hofften. Daher sind die Unruhen von 1492 in Umkehrung des gewöhnlichen Ablaufs von Gemeindebewegungen eher als Folge eines Teilprogramms von innerstädtischen Reformen anzusehen, als daß sie eine entscheidende Wende in der Ratspolitik verursacht hätten.

Dieser Umstand erklärt wiederum, warum die Gemeindevertreter kaum irgendwelche konkreten Forderungen gestellt zu haben scheinen. Hier waren nämlich 1490 (oder sogar früher) die Würfel längst gefallen. Daraus waren lediglich die letzten politischen Konsequenzen noch nicht gezogen worden, die die partielle Macht ergreifung von 1491 nicht hat bewerkstelligen können. Laut den überlieferten Bekenntnissen bleiben die Ziele der Oppositionellen merkwürdig verschwommen - diffuse Ressentiments gegen die Reichen und gegen die neuen Räte ersetzen die Formulierung von Beschwerdeartikeln. Solches Verhalten entspricht sehr wohl den Ambitionen von politischen Außenseitern, die nach Macht hungern, ohne vorrangig schicht- oder klassenspezifische Interessen zu verkörpern. In der Tat hörten nach 1492 die städtischen Auseinandersetzungen nicht auf. 1496 sollten sowohl die Schuh-

macher wegen der Wiederwahl Caspar Rotenkopfs zum Zunftmeister, der mit Walzenmüller an der Spitze der Agitation von 1492 gestanden hatte, als auch die Metzger wegen Beschneidung ihres Zollvorteils erbitterte Streitigkeiten mit dem Rat vom Zaun brechen.¹¹⁶ Den Schlüssel zum längerfristigen Ausgleich zwischen Rat und Gemeinde bildete indes die 1495 beschlossene sogenannte 'Zunftreformierung', in der der Rat mit der Einführung einer geschlossenen Stadtwirtschaft auf der Basis von kleingewerblichen Produktionsformen den protektionistischen Bestrebungen der Handwerker nach langem Zögern endlich nachgab.¹¹⁷ Damit waren allerdings die Haushaltskrisen noch lange nicht bewältigt. Mit der 'Zunftreformierung' waren nunmehr die Voraussetzungen für ein innerstädtisches Gleichgewicht geschaffen, das in den darauffolgenden Jahrzehnten den Bedrängnissen von Reformation und Bauernkrieg standhielt.

Mißt man zum Schluß diese Ergebnisse an der Typologie spätmittelalterlicher Gemeindebewegungen im Reich, die für andere Städte ausgearbeitet worden ist, so sind in vierfacher Hinsicht weitgehende Kongruenzen festzustellen.

1. Die Ursachen der Gemeindebewegung liegen zweifelsohne in der andauernden städtischen Finanzkrise, bzw. in der Unfähigkeit einer oligarchischen Rats-herrschaft, ihrer Herr zu werden. In Freiburg hat die Opposition aber selber keine Vorschläge zur Sanierung vorgebracht, wohl weil sie zum Teil durch äußere Zwänge — besonders Maximilians Geldbedarf — vereitelt wurde. Die Gemeindevertreter unter den Kaufhausherren betrachteten sich lediglich als Kontrollorgan; an der undankbaren Mitgestaltung der Finanzpolitik waren sie nicht interessiert.
2. Äußerlich geht der Ablauf der Ereignisse in Freiburg mit dem in anderen Städten zu beobachtenden konform: Auf Unmutsäußerungen folgt die Bildung eines Bürgerausschusses, dessen Vollmachten offenbar beschränkt sind. Beim Scheitern einer friedlichen Machtübernahme kommt es zur öffentlichen Agitation; die Gemeindeopposition setzt sich zwar nicht durch, deren Verfassungsorgan amtiert dafür weiter. In Freiburg ist dieser Ablauf indes nur vor dem Hintergrund der Reformen von 1490 denkbar, die wohl auf Betreiben der Gemeinde, doch ebenfalls auf Geheiß des Königs und der Ensisheimer Regierung durchgeführt wurden. Der Rat reagiert somit auf Druck von innen oder unten als auch von außen oder oben. Gegenüber den freien und Reichsstädten ist diese Zwickmühle als Charakteristikum einer Territorialstadt zu werten.
3. Dem Anschein nach entspricht die Zusammensetzung der Opposition dem 24er-Ausschuß, wenigstens darf sie als dessen Front angesehen werden. Schon die verfassungsrechtliche Besetzung des Ausschusses aus allen zwölf Zünften vereitelt die Annahme, daß es dabei vorsätzlich um eine Tendenzbewegung ging bzw. werden schichtenspezifische Interessen durch die förmliche Gleichstellung der nicht gleichwertigen Zünfte verschleiert. Hinter dieser Fassade verbergen sich zwar Vorwehen eines Klassenhasses, für die Bewegung insgesamt geben sie aber schwerlich den Ausschlag. Nur recht begrenzt sind frühkapitalistische Ansätze in Freiburg zu beobachten. Vielmehr haben wir uns eine genuine Gemeindebewegung vorzustellen, derer sich geschickte Karrieristen — Walzenmüller, Rotenkopf — bemächtigen und sie für ihre eigenen Zwecke auszunützen versuchen. Auch dies ist in anderen Städten kein seltenes Phänomen.¹¹⁸

4. Auf den ersten Blick sind die Ziele der Freiburger Opposition zwar verschwommen, deren Orientierung leitet aber grundsätzlich von einer Beteiligung an der Finanzverwaltung zu einem Angriff auf die ganze oligarchische Rats Herrschaft über. Gleichwohl bleibt die Aufstellung von Beschwerdeartikeln aus, die anderswo zur Regel wird. Obgleich nicht auszuschließen ist, daß ein solches Schriftstück inzwischen verschollen sei, sollte man eher davon ausgehen, daß die Reformen von 1490 das Hauptanliegen der Gemeindebewegung schon erfüllt haben. Daß der Territorialherr jene Reformen gutgeheißen hat, wirft immerhin ein Fragezeichen auf die Politik der Rats Herrschaft. Mögen den Zielen der Gemeindebewegung deutliche Konturen fehlen, so ist nicht zu verleugnen, daß sie beim königlichen Hof keinesfalls auf prinzipielle Ablehnung stießen. Für Freiburg ist eben dieses Dreiecksverhältnis bezeichnend. Denn es war keinesfalls vorgezeichnet, wer auf wessen Seite stehen würde.

ANMERKUNGEN

- ¹ Zusammenfassend H. C. RUBLACK, Political and Social Norms in Urban Communities in the Holy Roman Empire, in: K. VON GREYERZ (Hg.), Religion, Politics and Social Protest. Three Studies on Early Modern Germany, London 1984, S. 24–60. Die lebhaft und bibliographisch kaum noch zu überblickende Diskussion über die Beziehung zwischen spätmittelalterlicher Gemeindebewegung und städtischer Reform wird im folgenden bewußt ausgeklammert. Vgl. H. C. RUBLACK, Forschungsbericht Stadt und Reformation, in: B. MOELLER (Hg.), Stadt und Kirche im 16. Jahrhundert (= SchrReform Bd. 190) 1978, S. 9–26; K. VON GREYERZ, Stadt und Reformation. Stand und Aufgaben der Forschung, in: ArchReformG, Bd. 76, 1985, S. 6–63. Der gemeindlich genossenschaftliche Charakter der Frühreformation in Deutschland wurde zuletzt hervorgehoben von P. BLICKLE, Gemeindereformation. Die Menschen des 16. Jahrhunderts auf dem Weg zum Heil, 1985, insbes. S. 96 f; ders., Die soziale Dialektik der reformatorischen Bewegung, in: ders., A. LINDT, A. SCHINDLER (Hgg.), Zwingli und Europa, Zürich 1985, S. 71–89.
- ² Siehe für Norddeutschland vor allem die Arbeiten von W. EHBRECHT, Verlaufsformen innerstädtischer Konflikte in nord- und westdeutschen Städten im Reformationszeitalter, in: MOELLER, Stadt und Kirche (wie Anm. 1), S. 27–47; ders., Form und Bedeutung innerstädtischer Kämpfe am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit: Minden 1405–1535, in: ders. (Hg.), Städtische Führungsgruppen und Gemeinde in der werdenden Neuzeit (= Städteforschung. VeröffInstVerglStädteG Münster, Reihe A Bd. 9), 1980, S. 115–52; ders., Bürgertum und Obrigkeit in den hansischen Städten des Spätmittelalters, in: W. RAUSCH (Hg.), Die Stadt am Ausgang des Mittelalters (= BeitrGStädteMitteleurop, Bd. 3), Linz 1974, S. 275–94. Dort wird die ältere Literatur aufgeführt. Vgl. ferner O. MÖRKE, Der „Konflikt“ als Kategorie städtischer Sozialgeschichte des 16. Jahrhunderts, in: B. DIESTELKAMP (Hg.), Beiträge zum spätmittelalterlichen Städtewesen (= Städteforsch, Reihe A Bd. 12), 1982, S. 144–61. Für Süddeutschland siehe zuletzt M. A. PANZER, Sozialer Protest in süddeutschen Reichsstädten 1485 bis 1525 anhand der Fallstudien: Regensburg, Augsburg und Frankfurt am Main (= Miscellanea Bavarica Monacensia, Bd. 104), 1982.
- ³ E. NAUJOKS, Obrigkeitsgedanke, Zunftverfassung und Reformation. Studien zur Verfassungsgeschichte von Ulm, Eßlingen und Schwäb. Gmünd (= VeröffKomGeschLdkdeBad-Württ, Reihe B Bd. 3), 1958, insbes. S. 14 f.
- ⁴ Vgl. EHBRECHT, Form und Bedeutung innerstädtischer Kämpfe (wie Anm. 2), S. 116.
- ⁵ ders., Verlaufsformen innerstädtischer Konflikte (wie Anm. 2), S. 27–28; ders., Bürgertum und Obrigkeit (wie Anm. 2), S. 279–80, 283.
- ⁶ Völlig abwegig ist die Darstellung bei A. BIRKENMAIER, Das Freiburger Kaufhaus im Mittelalter bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Handels- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, in: ZFreibGV, Bd. 27, 1911, S. 159–60.

- 7 Über Konrad Walzenmüller als möglichen Vater des Kosmographen Martin Waldseemüller H. FLAMM, Die Herkunft des Kosmographen Martin Waldseemüller (Walzenmüller), in: ZGORh, N. F. Bd. 27, 1912, S. 42–51.
- 8 W. LEISER, „Sie dienen auch jetzt noch aber fremden Göttern.“ Der Freiburger Herrschaftswchsel 1368 (= VeröffAlemInst, Bd. 25), 1968; T. SCOTT, Freiburg and the Breisgau: Town Country Relations in the Age of Reformation and Peasants' War, Oxford 1986, S. 115, 125. Dort die näheren Belege.
- 9 H. FLAMM, Der wirtschaftliche Niedergang Freiburgs i. Br. und die Lage des städtischen Grundeigentums im 14. und 15. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der geschlossenen Stadtwirtschaft (= VolkswAbhbadHochsch, Bd. 8, Ergbd. 3), 1905.
- 10 SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 129f, entgegen der älteren Auffassung FLAMMS.
- 11 T. SCOTT (Hg.), Die Freiburger Enquete von 1476. Quellen zur Wirtschafts und Verwaltungsgeschichte der Stadt Freiburg im Breisgau im fünfzehnten Jahrhundert (= VeröffArch Stadt Freiburg Bd. 20), 1986.
- 12 G. HINDERSCHIEDT, Die Freiburger Zunftordnungen des 15. und 16. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur spätmittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte Freiburgs i. Br. Diss. phil. Freiburg 1953, S. 22, 72.
- 13 StadtAFreib, B 5 XI, Bd. 4, 11, Bl. 8v. Gedruckt bei SCOTT, Enquete (wie Anm. 11), S. 76.
- 14 StadtAFreib., E 1 A IV i (4), 1479.
- 15 Ebenda, (3), 1445–46.
- 16 StadtAFreib, E 1 A I b 2 (1), 1520 [früher: E 1 A I b 1 (1)]. Das Zinsausgabebuch 1480–1544 [E 1 A IV i (5)] führt unter den zufälligen Terminen die einzelnen Pfründen und Renten bzw. deren Ablosung auf. Aus den fortlaufenden Zahlungsangaben läßt sich aber für ein bestimmtes Stichjahr keine Gesamtsumme ermitteln.
- 17 Siehe T. SCOTT, Relations between Freiburg im Breisgau and the surrounding countryside in the age of South West German agrarian unrest before the Peasants' War, circa 1450–1520. Diss. phil. Cambridge 1973, S. 110, Tabelle F. Die dort angegebenen Zahlen sind jedoch z. T. revisionsbedürftig.
- 18 StadtAFreib, E 1 A I a 1 (2), 1503.
- 19 StadtAFreib, B 5 XIIIa, Bd. 4, Bl. 63a r. *Uff frytag nach sannt Margrethen tag im lxxxiiii habent nuw und alt rät geredt, durch waß mittel und anschick der stett schulden zû bezalen sigent, die uffge wachsen sind von kriegem, wasser, not, sterbet und grosser thuri, und beslossen, an die zunfft und anddere zû bringen und willen ze machen, ein wucher δ zu geben.*
- 20 StadtAFreib, E 1 A I a 1 (2), 1503, Bl. 6r. *Und als vom lxxxviii jar vi^m viii^c xxxvii guldin iii β vii δ noch unbezalt usstand nach ferndriger rechnung, so uff geschwaltet sint von uffgenomen houptgût uß korn gelost, vom reisgelt gen Salin, etc., so alles an losung solt gangen sin, so ist zû solichem in disem jar uber das, so an losung geben ist, an houptgut uffgenomen vii^c li guldin i βδ.*
- 21 Ebenda, Bl. 7v, 8r. Es ergab sich ein Defizit von 2857 fl.
- 22 Ebenda, Bl. 8r. *Dis nachgemelt schulden werden in obbestimpter rechnung nit vergriffen; was daran in kunfftigem jar bezalt wurd, sol ze jar in rechnung geleyt werden.*
- 23 Die aus Darlehen und Verzinsung resultierenden Schulden betragen 1503 2275 fl. Ebenda, Bl. 8v. *Item die k. mt. sol v^c guldin an gold der iii^m guldin halb, so die stett und ritterschaft uffgenomen haben. Solten bezalt sin worden uff sant Jorgen tag im xxxii jar, dar zû sol die r. k. mt. xi jar zins, tünd ii^c lxxv guldin.* [Vgl. StadtAFreib, A 1 IV c (18), 26. Oktober 1491.] *Aber sol die r. k. mt. tusent guldin, wurden zû Colmar uff genomen, und x jar zins, tünd v^c guldin.* 1514 hat die Stadt eine Rückzahlung wieder anzuregen versucht [HSSA Wien, Maximiliana 32, 23. Juli 1514], doch stand ein Teil der Schuldsomme sogar 1523 noch aus. StadtAFreib, ungeordnete Bestände (zu: C 1 Gemeindevermögen 12, 10. 16. August 1523).
- 24 1487 hat Sigismund allerdings den bösen Pfennig den vorderösterreichischen Ständen erneut aufzuerlegen getrachtet. Um diesem Plan zuvorzukommen, erwog Freiburg die Einberufung eines allgemeinen Landtags auf eigene Faust. SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 24, 29.
- 25 StadtAFreib, A 1 VI d (94), 28. Juni 1502.
- 26 StadtAFreib, E 1 A I a 1 (2), 1503, Bl. 6r. *Als wir in disem jar an houptgût umb zins haben uffgenomen iii^m lxxxvii guldin x β und dagegen an losung geben ii^m viii^c lvii guldin vii β und iii^c lxxxviii guldin i β graff Wolffen von Fürsten[berg] umb den zoll zû zarten und die gerechikeit der dryer hofen zû der Birken, dem nach blipt man an losung schuldig uff dis jar vii^c li guldin i β, und an fern driger rechnung vi^m viii^c xxxvii guldin iii β vii δ: tüt in gantzer summa vi^m v^c lxxxviii guldin v β vii δ, die man an losung schuldig und sider dem lxxxviii jar uffgeschwaltet sind.*

- ²⁷ StadtA Freib, A I VIII a ζ (93), o. D. (September 1492); (96), 23. April 1493. Vgl. SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 45, Anm. 123.
- ²⁸ Siehe ders., Die Territorialpolitik der Stadt Freiburg im Breisgau im ausgehenden Mittelalter, in: ZBreisGV („Schau-ins-Land“), Bd. 102, 1983, S. 7–24, hier S. 21.
- ²⁹ N. OHLER, Strukturen des Finanzhaushalts der Stadt Freiburg i. Br. in der frühen Neuzeit, in: ZGORh, Bd. 125 (= N. F. Bd. 86), 1977, S. 97–140, hier S. 117. Ab 1535 geht der Aufwand für den Zinsdienst kontinuierlich zurück, von etwa 50 % auf 25 % der Einnahmen im Verwaltungshaushalt. Ebenda, S. 122.
- ³⁰ Vgl. ebenda, S. 117.
- ³¹ SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 114–41, insbes. S. 126–28.
- ³² Obgleich die Münsterbaurechnungen seit 1471 überliefert sind, läßt sich nicht ermitteln, inwiefern die Bauarbeiten aus städtischen Mitteln oder Leibgedingen bestritten wurden. Die Fabrikprokuratoren klagten ständig über Geldmangel. F. KEMPF, Das Freiburger Münster und seine Baupflege in alter und neuer Zeit, in: ZFreibGV, Bd. 38, 1925, S. 36–37. 1478 hat Papst Sixtus IV einen Ablassbrief zur Förderung des Münsterbaus ausgestellt. P. P. ALBERT, Papst Sixtus' des vierten Ablassbriefe für das Freiburger Münster, in: FreibMünsterbl, Bd. 11, 1915, S. 31–48.
- ³³ F. LAUBENBERGER, Zur Geschichte des Freiburger Kornhauses, in: BadHeim, Bd. 53, 1973, S. 6–16.
- ³⁴ P. P. ALBERT, Achthundert Jahre Freiburg im Breisgau 1120–1520. Bilder aus der Geschichte der Stadt, 1920, S. 44–45. Die Baukosten, die die Stadt mit Sicherheit getragen hat, sind leider nicht überliefert, müssen aber beträchtlich gewesen sein.
- ³⁵ SCOTT, Enquete (wie Anm. 11), S. 61–64.
- ³⁶ Ebenda, S. 81.
- ³⁷ StadtA Freib, B 5 I a, Bd. 2, Bl. 43r. *Item ein rat hat erkennt: wer ein rat an sinen ämptern, und beson der dies rautz sind, trüwlich in raten, ryten, im kouffhuß oder an andern orten dienen, das ein rat inen, ob es zů schulden kompt, danck sagen und ire kind des geniessen lassen söllen, angesehen die cleinen zitlichen belönung und dz ein yeder, der dem rat mit flyß und ernst dient, unwillen und ungunst uff sich ladet. Diß erkennen ist entsprungen uff den sweren ritten, die diß jar von ein burgermeister gen Boczen und den amptherrn im kouffhuß mit ernuwerung der autentitt und der statt zinß und gülden, des sy nit pflichtig gewesen werent.*
- ³⁸ Ebenda, Bl. 35v–36r. *Uff den vorbestimpten frytag in bywesen herr Diettrichs von Rumlang, houpt mans, doctor Matheus Humels und meister Hansen Knappen wurden uffgestossen Hanns Jacob von Valkenstein, Wilhelm von Liechtenfelß und Melchior von Valkenstein, und Wilhelm von Liechtenfelß zu burgermeister erwelt, und früntlich von mins gnedigen herrn räten, deßglich von ein gemeinen raut by dryen malen ernstlich und flyssig gebetten mit Erinnerung eins rats armüt und anligen, das ampt an sich zunemen. Er wolts aber nit thün. Und kam so wydt, dz er ee der stattrecht begert zůvolzie hen. Das ward im nach vil pitt vorgelesen, dem nachzekomen. Do fragt er, ob diß eins rats meynung wer. Ward im antwort: ja, soverr er das ampt ye nit uff sich nemen wolt, so liessents min herrn by der sttrecht bliben. Also redt er, by dem selben rechten stünd, man sölt ein burgermeister xv march silber geben. Nu hett er sich erbotten, diß ampt umb suss vergebens diß jar an sich zenemen, also dz all annder an iren ämptern ouch also teten, oder das im der stattrecht siner arbeit volzogen, oder die xx ƒ δ wider zubelassen und geben wurden. Und dywil ein raut der stett recht an ein ort halten wolt und am andern ort der xv march geendert, ouch darnach uff die xx ƒ und fürer herab uff xii ƒ gemindert, und an andern empter nit abbrochen wer, so hofft er, nit schuldig sin zůleisten, und er bot sich, des zů rechtlicher lutrung für minen gnedigen herrn von Osterrich oder siner gnaden land vogt und rät in vertruwen, dz er nach gestalt der sach nit schuldig sin sölt zů leisten, sonnder ein raut ließ in by recht bliben. Dem nach haben min herrn anderwerb gewelt und Melchioren von Valkenstein ze burgermeister genomen . . .*
- ³⁹ Ebenda, Bl. 48v. *Uff zinstag vor sannt Johans tag sunwenden im lxxii jar hat graff Oswalt als ein landvogt gesworen und min herren dagegen, ouch ir eyd erstattet, und ist zur wal eins burgermeisters griffen und geredt von einer person N. Gedenck, künffftlich an unsern gnedigen herren zů bringen, und die wal geändert und zů burgermeister erwelt:*
Caspar von Valkenstein, burgermeister
Wilhelm von Liechtenfelß
Connrat von Bossenstein, schultheiß
Hanns Rot

Jörg von Blümnegk
Jacob von Ampringen
Wilhelm Lup
Connrat Lermund
Peter Rickenbach.

- ⁴⁰ Ebenda, Bl. 39v.
- ⁴¹ SCOTT, Enquete (wie Anm. 11), S. XXVII–XXIX, 47–48, 69–81.
- ⁴² Siehe ders., Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 78 ff.
- ⁴³ Siehe S. W. ROWAN, The guilds of Freiburg im Breisgau in the later Middle Ages as social and political entities. Diss. phil. Harvard University 1970, S. 255.
- ⁴⁴ StadtAFreib, B 5 XIIIa, Bd. 4, Bl. 48r; SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 56, 141.
- ⁴⁵ ders., Enquete (wie Anm. 11), S. 81.
- ⁴⁶ In seinem „Geschichtbuch“, das er um 1496 anlegte, berichtet der Stadtschreiber Ulrich Zasius über einen einige Jahre zurückliegenden Versuch des Rats, die bisherige freie Wahl der einzelnen Zunftmeister seitens der Handwerksmeister durch eine beschränkte Auswahl unter drei vom Rat aufgestellten Kandidaten zu ersetzen. Der Versuch scheiterte am Widerstand der Zünftigen. StadtAFreib, B 1, Bd. 2, Bl. 97r. Dieser Vorgang läßt sich leider nicht näher datieren.
- ⁴⁷ StadtAFreib, B 5 I a, Bd. 2, Bl. 59r. *Wir emphelhen dir, dz du dich in aigner person gen Fryburg fügst und den rat helffest besetzen. Und alß Lazarus von Andela und etlich ander unser rät des vergangens jars uncz an uns vergunt haben, dz die zwölff zunfftmeister ainen obern zunfftmeister under in selbs kiesen mögen, ist uns hinfür zu gestatten ganz nit gemaint, sonder dz hinfür solther oberster zunfftmeister von ainem alten raut in bywesen unnserr rät, wie lang zidt gebraucht ist, fürgenommen und erwelt sol werden, besonder einer, mit dem wir alß landsfurst und die benant unser statt, alle ir inwoner unser underthonen versorgt sigent.*
- ⁴⁸ StadtAFreib, B 5 III c 10, Bl. 5r–7v. *Caspar von Mörspergs unfruntschafft.*
- ⁴⁹ StadtAFreib, B 5 I a, Bd. 2, Bl. 58r–v. *Uff mentag vor sannt Johannß tag im lxxxix ist herr Caspar von Mörsperg, landvogt, allein inn rat genomen und im die saczung fürgehalten, zwen rät by im zehaben by der wal. Darzú sagt er, er hett nit gewist die ordnung; so weren die rät ungevarlich zú im in der kilchen komen mit beger, das mal daby siczen lassen. Dafür baten min herren, wolt nit verfahren, sonder er wolt hinweg ryten und die ding an unsern gnedigsten herren bringen. Daruff nach vil under red und bericht, so sinen gnaden us büchern und sust in gegenwirtikeit der rät . . . geben ist, hat ein raut sinen gnaden zú eren und gevallen das mal zúgelassen, die . . . rät daby ze siczen, doch an der fryheit und verschribung unvergriffen, und das sin gnad ze jar wist, sich nach der saczung gerichteten ungezwivelt, unser gnediger herr werd sy ouch gnediglich daby handthaben und blyben lon . . . Item morgens, alß der burgermeister erwelt ward und der raut wydter solt gesezt werden, fragt min herr landvogt nach wal eins obersten zunfftmeisters. Dem ist zu erkennen geben, wie vorn im lxxxviii jar herr Lazarus und landschriber biß uff unsern gnedigen herrn zugelassen hetten, dz die zwölff zunfftmeister ein oberstern under in welen solten, wie von alter harkomen ist. Uff das legt er ein missiff von unserm gnedigen herrn dar, an in ußgangen, hielt sölh meynung: nachdem vormals sölich wal uff den zunfftmeistern gestanden wer, biß uff sin gnad das widerrüfft . . . , und wer sin meynung, das hinfür der alt rat in gegenwirtikeit siner gnaden landvogt und räten erwelen solten ein obersten meister . . . Daby meint min herr landvogt zú blyben . . .*
- ⁵⁰ Ebenda, Bl. 58v. *Erbot sich ein raut, dwil besonder die zwölff zunfft, dwil sölher brieff hinder in uß brächt und den zunfftten nit darzú verkündt wer, so wolten sy irem alten harkomen nachgon und die ding an unsern gnedigen herrn bringen in hoffnung, sin gnad ließ sy daby gnediglich blyben . . .*
- ⁵¹ H. SCHREIBER (Hg.), Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau, 2 Bde., Freiburg 1828–9 (= UBStFr), Bd. 2, S. 582–85. Die Urkunde liegt in zweifacher Ausfertigung vor: StadtAFreib, A 1 I e (31), (32), 23. Juli 1490.
- ⁵² UBStFr, Bd. 2, S. 583.
- ⁵³ Ebenda, S. 584.
- ⁵⁴ SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 30.
- ⁵⁵ StadtAFreib, A 1 VIII a ζ (89), 31. März 1490. Abschrift des 16. Jhs. . . . *haben wir die sachen unnd handel erwogen, wie die unß allenthalben zú schaden, unlüst unnd widerwerdickeit dienennt, unnd von jeder zunfft drö man erwelt . . .*
- ⁵⁶ Vgl. UBStFr, Bd. 2, S. 583, 32–584, 10.

- 57 SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 56, 128.
- 58 UBStFr, Bd. 2, S. 585–86 (die Urkunde ist derzeit im Stadtarchiv nicht aufzufinden). Maximilians diesbezügliche Anweisung an den Landvogt ist ebenda, S. 586–88; vgl. StadtAFreib, A 1 I e (33), 8. März 1491.
- 59 SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 133–34. Dort die einzelnen Belege.
- 60 Vgl. StadtAFreib, B 5 XI, Bd. 5, 4, Bl. 29r, o. D. (Frühjahr 1493). *Bartman: Sy haben der grossen maß geredt, und wer in allen lieb, mochten nu beston . . .*
- 61 Ebenda, Bl. 14v, o. D. (21. Januar 1493?). Für den Detailverkauf wurden den Bäckern die alten Zollsätze wieder gewährt. Die Bäcker machten geltend, in dieser Angelegenheit *sigen [sy] unbillich von den xi zunfften gesundert*. Ebenda, Bl. 16r, 4. Februar 1493.
- 62 StadtAFreib, A 1 I e (34), 5. September 1492. König Maximilian an den Landvogt, gleichzeitige Abschrift. *Uns gelangt an, wie unser burgermeister und rat unser stat Fr[ryburg] im Br[rysgow] etlichen burgern und inwonern daselbß in unfrüntschaft ichtz züziehen, auch der raytung halben, dem be trag, durch dich und ander unser rät beslossen, nicht loben, dadurch die ganz gemeind, wo daß für-gang gewinnen, gegen inen in widerwillen bewegt werden, darauß mercklich auffrüren und schäden entston möchten . . .*
- 63 StadtAFreib, B 5 I a, Bd. 2, Bl. 61v. Mit einem Strich wurde außerdem der Zusatzrat Gilg Has, der in künftigen Jahrzehnten zu einer Stütze der Rats Herrschaft wurde, ausgezeichnet.
- 64 StadtAFreib, B 5 I f, Bd. 1, Bl. 3r, 5v, 20v, 10r, 26v, 16r. Diese Angaben hat freundlicherweise Frau Rosemarie Merkel mitgeteilt. Für Hilfe bei schwierigen prosopographischen Fragen siehe vor allem die Anmerkungen 76, 100 und 109 sei Frau Merkel mein ganz besonderer Dank ausgesprochen.
- 65 StadtAFreib, B 5 XIIIa, Bd. 2, Bl. 37v.
- 66 Von Gilg Has einmal abgesehen (vgl. oben Anm. 63), läßt sich für Conrat Graf, Dietrich Stehelin und Martin Günter keine unmittelbare Teilnahme an den nachherigen Auseinandersetzungen nachweisen. Allerdings wurde im Frühjahr 1493 Martin Günter wegen Tätlichkeiten in der Zunftstube der Rebleute in einer Urfehde seines Bürgerrechts verlustig erklärt; er verfiel dabei der Amtssperre. Ob diese Begebenheiten mit den Unruhen Ende Juni 1492 zusammenhängen, läßt sich nicht entscheiden. StadtAFreib, A 1 VI e λ (3), 16. März 1493.
- 67 StadtAFreib, B 5 I a, Bd. 2, Bl. 62r. Der spätere, von den 1492er Ereignissen getrennte Konflikt zwischen Rotenkopf (und der Schuhmacherzunft) und dem Rat wird skizziert bei SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 148–49.
- 68 Laut einer späteren Nachricht übte Seefelder sein Handwerk als Weinschenk aus. Tiroler Landesarchiv Innsbruck, Maximiliana XIV/43, Bl. 45r, 46r v, 8. Mai 1496. Bei der Reduzierung der achtzehn Zünfte auf zwölf um 1459 waren die Weinschenken und Wirte allerdings der Küferzunft zugeteilt worden. Seefelder hatte also in der Schmiedezunft anscheinend nichts zu suchen.
- 69 Generallandesarchiv Karlsruhe, 229/80590. Früher hat Walzenmüller aber in Freiburg gewohnt. StadtAFreib, A 1 XIX Wolfenweiler (1), 24. November 1481; (2), 11. Dezember 1481.
- 70 StadtAFreib, A 1 VI e ε (19), 1462–1517, Bl. 16r (Metzgerzunft Libell). Daher wird sein Name 1491 in den Ratslisten ohne einen Strich eingetragen.
- 71 SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 44f; ders., Territorialpolitik (wie Anm. 28), S. 19f.
- 72 StadtAFreib, A 1 XVI A p (28), 8. Mai 1492.
- 73 SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 133–34. An den entsprechenden Verhandlungen hat Konrad Walzenmüller offenbar schriftführend teilgenommen. Vgl. StadtAFreib, C 1 Gemeindevermögen 14 a, 17. Januar 1491; 7. September 1491; B 5 XI, Bd. 49, 24. September 1491.
- 74 SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 48–49.
- 75 UBStFr, Bd. 2, S. 88–93.
- 76 StadtAFreib, A 1 V a (18), 1492, Bl. 1r. *Ein person hat geseyt, wie si uff mentag vor Johans under der metzg gstanden sig und hab gehört von Hanß Menly, dz er redt, dz sy botz [= Gottes] licham schend, die zers [= Schwanz] kinden bößwicht, sy habent ein mümen raut gesetzt und die, so der gemeind güt werent, haruß gesetzt, das sigent Heinrich Zilling, Conrat Wälzenmüller, Strowbach, Burckart Schnider und Hugelman, doch habent sy den widerum hin zü tragen.*
Ytelhug, auch (Meister) Hugelman genannt, hat schon seit 1462 verschiedentlich im Rat gedient (vgl. StadtAFreib, B 5 I a, Bd. 2). Anfang der 1490er versteuerte er jährlich um 4 fl, was einem Vermögen von 3500 fl entsprach (vgl. StadtAFreib, E 1 A II a 1, Nr. 3ff.). Die Angabe bei SCOTT, Freiburg and

- the Breisgau (wie Anm. 8), S. 146, daß er zur alten Garde statt zur Opposition zählte, ist irrig.
- 77 StadtAFreib, B 5 I a, Bd. 2, Bl. 63r.
- 78 StadtAFreib, A 1 XI e, 6. Juli 1492. Laut Jacob Megerichs Aussage muß Walzenmüller spätestens am 3. Juli tot gewesen sein. StadtAFreib, A 1 V a (18), 1492, Bl. 1r. *Ein person seyt, wie si selbdryt uff zinstag ze nacht vor sant Ulrichs tag uff sant Martins brucken gestanden sig, do hab Jacob Megrich gereth, man sprech, der Juden kung sig tod . . .*
- 79 Vgl. oben das Zitat bei Anm. 76. StadtAFreib, A 1 V a (18), 1492, Bl. 2r. *Sy sigend vor Golinß hus gestanden und haben geredt vom mümen raut, und welh der gemeind hold, sigent heruß komen, und die der gemeind widerwertig, sigent hinin gethon, und flüchten in den ritten. Item in Caspar Hasen stuben haben sy aber vom mümen rat geredt, und Hug die yetzigen rüt boß wicht gescholten* (vgl. ebenda, Bl. 3r v). Vgl. StadtAFreib, A 1 XI f (334), 17. Juli 1492. Urfehde des Caspar Has; ebenda, (336), 4. August 1492. Urfehde des Conrad Rost (Rösch).
- 80 Vgl. oben die Zitate bei Anm. 76 und 79. Ich lese *mümen* = Muhme anstatt *mümen* = verummmt, heimlich. Die Lesart Muhme hat Dr. Gerhard Baur vom Badischen Wörterbuch im Sinne von einem Schwatzbasen-Rat freundlicherweise bestätigt.
- 81 Vgl. die Aussagen vom Jahr 1493, StadtAFreib, B 5 XI, Bd. 5, 4, Bl. 29r. *Hanß Schönbrot: Anndreß [Kunig] hab geredt, Conrat sig ein bößwicht ob und uderm grund gewesen, und damit gemeldet, wie er uff zunfft gangen sig und vil zugesagt hab, daran nüt sig . . .*
Bartman: Sy haben von der grossen maß geredt und wer in allen lieb, mochten nu beston; und Walzenmüller zu den zünfften gangen und in gesagt, all tagen x guldin ze gewinnen . . .
 Diese Angaben geben erst dann einen Sinn, wenn man sie mit den Aussagen nach Walzenmüllers Tod in Verbindung bringt. StadtAFreib, A 1 V a (18), 1492, Bl. 1v, Posten 3: *Item aber seit ein person, wie sy am vischmarckt clagte, Conrat Waltzenmuller das er tod wer. Da sprach Caspar Haß, es kompt darzü, dz du x guldin gebst, daß du nit knecht werest. Da sprach dise person, ich möcht villicht xx darumb geben, dann es schadt mir me dann xxvi.* Die Reinschrift (ebenda, Bl. 3v) hat „knecht“ für „person“ im letzten Satz, so daß es sich wohl um eine Verbesserung des Gesellenstatus handelt, anstatt auf eine allgemeine Pflichtabgabe zur Durchführung der Gemeindeopposition anzuspitzen.
- 82 StadtAFreib, A 1 XI f (336), 4. August 1492. Urfehde des Conrad Rost (Rösch). *Als einer Connraten Waltzenmüller, da er zületst von der küniglichen mayestat kâm, grütz hett, sprach derselb, ich meint nit, das ir wider kâmen, ir brechten dann den kopff in einem sack am sattelbogen. Nach solher red hab er [Rost] inn sündereit und für sich selbs gesprochen zü Connraten sâligen, er meint nit, das er wider komen wâr, die krâgen hetten in dann in kröpffen har tragen.*
- 83 Ebenda, (337), 4. August 1492. Urfehde des Jacob Megerich. *Er hab me dann ein mal, wenn die gesellen byeinander stün und von unnerm aller gnädigsten herrn künig und siner zükunfft redten, gesprochen, der künig möcht wol manichem zü frü komen, uns ein vogt geben, der frâvel von rychen und armen und nieman nüt nachließ, und es sig ein spyl vorhanden, des werd man in sechs oder zehen wochen gewer . . .*
- 84 Vgl. oben das Zitat bei Anm. 82; StadtAFreib, A 1 V a (18), 1492, Bl. 2r. *So redt Stüchtentuffel, er heit gegen Waltzenmuller gesprochen: Etlich redten, Waltzenmuller kâm nime har, die rappen brochten in dann in den kröpffen.*
Aber seit ein person, Stüchtentuffel redte zü Waltzenmuller, meister Conrat sint got wilkomen! Etlich sprechent, ir kement nit wider, die krëen brechten uch dann in kropffen har . . . (vgl. ebenda, Bl. 3r).
 Aus der Gegenüberstellung dieser Aussagen ist ersichtlich, daß *Stüchdentuffel* der Spitzname von Conrad Rösch war.
- 85 Ebenda, Bl. 2r. *Do sprêch meister Conrat, ich hab mim sach wol verantwort; si lügent, wie sis ver antworten wellendt* (vgl. ebenda, Bl. 3r).
- 86 Vgl. StadtAFreib, A 1 XI f (337), 4. August 1492. Urfehde des Jacob Megerich. . . . *und es sig ein spyl vorhanden, des werd man in sechs oder zehen wochen gewar; redten etlich, wer dann das spyl güt; antwort Jacob, es sig dann böß oder güt, den trâff, den trâff.* Laut dem Verhörprotokoll hat Megerich diese Drohung erst nach Walzenmüllers Tod geäußert. StadtAFreib, A 1 V a (18), 1492, Bl. 1r.
- 87 Vgl. StadtAFreib, A 1 XI f (335), 17. Juli 1492. Urfehde des Conrad Helbling. . . . *dorumb das er uff dem weg gon Wendlingen zü einer person geredt hat, das unner frommer Connrat so schantlich ermordt ist . . .*

- ⁸⁸ Vgl. oben das Zitat bei Anm. 78; ferner StadtAFreib, A 1 V a (18), 1492, Bl. lv. *Aber seyt die obgenant person, wie Caspar, Jacob Megrich by einander gestanden sigent, do fluchet Caspar Haß und sprach, man redte, der Juden kung wer tod, und eß blib nimer da by, eß müsten ruffen [= Schorf, Aussatz] nach bulen [= Beulen] gon, und sy wölten wissen, ob sy Juden werent oder nit . . .* (vgl. ebenda, Bl. 3r); ebenda, Bl. lr. *Aber ein person seyt die obgenant meinung und sovil widter, wa sine lxxii junger werent.*
- ⁸⁹ Vgl. StadtAFreib, B 5 XI, Bd. 5, 4, Bl. 29r (o. D., Frühjahr 1493). Aussage des Andres Kunig, laut Oculi: *Oculi sagt, Anderß hab geredt, Conrat sig ein beßwicht geweiß, und flücht im den ritten ob und uderm grund, und die, die im und Rotenkopf angehangt haben, sigen ouch beßwicht.* Ähnliche Aussagen ebenda von Jacob Treyer, Peter Meyland (Murer) und Bartman. Keiner der identifizierbaren Aussagenden versteuerte über 8 β (= 75 fl Vermögen).
- ⁹⁰ StadtAFreib, B 5 I b, Bd. 1, Bl. 47v. *Heinrich Hengst ist die statt verboten x myl schiben wyß umb Fryburg und an der schupfen gestanden, darumb dz er geredt hat, Conrat Wälzenmüller sig von einer frowen begriffen [= entrückt]; und darnach bekennt, er wiß nüt und tü der frowen unrecht, etc.*
- ⁹¹ StadtAFreib, A 1 V a (18), 1492, Bl. lv. *Aber seyt ein person, Caspar Haß hab gesprochen, als der Hengst gefangen lag, man solt yemands von der gemeind zü im lassen, dann, wa es an etlichen [gestrichen: herren] gelegen wer, so wurd im, ee mitnacht kâm, darvon gehotffen uber all berg uß. Da by ist gesin Auberly Gerber, Hannß Metzger, Sevelder und Lutschy. Am Rande: Aber seit ein person, dz Caspar Haß redt, ich wölt Jacob Wälzenmuller rauten, dz er selbs zem Hengst in thurn gieng und yemands von der gemeind mit im nēm (vgl. ebenda, Bl. 3r).*
- ⁹² StadtAFreib, A 1 XI f (334), 17. Juli 1492. Urfehde des Caspar Has. StadtAFreib, B 5 I b, Bd. 1, Bl. 47v (o. D., 29. August 1492; vgl. StadtAFreib, B 5 XI, Bd. 5, 4, Bl. 5r). *Caspar Hasen ist die statt v myl verboten und sol kein recht zü Fryburg niemer haben noch gewinnen; hat verschriben urfehcht geben, darinn sin verhandlung stat.*
- ⁹³ StadtAFreib, A 1 XI f (336), 4. August 1492. Urfehde des Conrad Rost (Rösch). Seine Verbannung ergibt sich aus Maximilians Anweisung an Freiburg. StadtAFreib, A 1 VI a (23), 29. November 1492.
- ⁹⁴ StadtAFreib, A 1 XI f (335), 17. Juli 1492. Urfehde des Conrad Helbling. Am 29. August wurde er auf einen Monat verbannt. StadtAFreib, B 5 XI, Bd. 5, 4, Bl. 5r; vgl. StadtAFreib, B 5 I b, Bd. 1, Bl. 47v.
- ⁹⁵ Seine Verbannung ergibt sich ebenfalls aus Maximilians Anweisung an Freiburg. StadtAFreib, A 1 XI e, 31. Juli 1492.
- ⁹⁶ Es bedurfte mehrerer Aufforderungen von Maximilian und Markgraf Christoph von Baden, um den Rat zu Hasens Wiederzulassung zu bewegen. Ebenda, 23. September 1492; StadtAFreib, A 1 VI a (24), 25. Februar 1493; ebenda (25), 4. März 1493. Diese Bemühungen haben endlich einen Erfolg gezeitigt. Vgl. StadtAFreib, B 5 XI, Bd. 5, 4, Bl. 23v, 25r. Ob die weiteren Fürbitten für Rösch und Zeller reüssierten, ist nicht überliefert.
- ⁹⁷ UBStFr, Bd. 2, S. 588–89. Geleitbrief für Caspar Rotenkopf, Ulrich Keller, Burkart Müller, Heinrich Zilling, Balthasar Seefelder, Claus Hesler und Hans Götz. Rotenkopf, Müller, Zilling und Seefelder waren einstige Ratsmitglieder.
- ⁹⁸ StadtAFreib, A 1 I e (34), 5. September 1492.
- ⁹⁹ Die mißliche Lage des Rats wurde in einem Denkkzettel in den Missiven in plastischen Zügen festgehalten. StadtAFreib, B 5 XI, Bd. 5, 4, Bl. 6v (o. D., September 1492). *Keiner gern inn raut komen; mögen sich lassen rechtvertigen; nü sig geredt, die ding hörent nit uff on straff; item und daruff gefangen, etc., meld dieselben; item der sibner halb, dz sy nit sicher sigen, geschech unbillich. In züversicht, k. m^l hör ein raut und werd finden, dz ein raut gehandelt hab im unverwisslich. Nota, rechnung und nachzug, dz not sig, daruber zesitzen, wie erkennt ist, und nit geredt von den stucen ze gon.*
Am Rande: *Mitwoch sind vil geschäfti furgevallen. Item nieman anzenemen, bedunckt ein raut nit güt, aber gegen den sibnen still zeston. Wurd aber yeman anderer misshandlen, haben wir nit dafür, dz ir meynung sig. Item k. m^l wöll inen [?] berichten, auch landvogt und der gemeind. Pitten, ob sy verclagt wurden, dann nit globen ze geben.*
- ¹⁰⁰ Vgl. ebenda, Bl. 7v, die gerichtlichen Maßnahmen gegen Niclaus Sattler und Hans Hug Metzger, 26. September 1492. Siehe unten Anm. 106.
- ¹⁰¹ 1492 versteuerte er 47 β, was einem Vermögen von 1400 fl entspricht. StadtAFreib, E 1 A II a 1, 1492.

- ¹⁰² StadtAFreib, B 5 XI, Bd. 49, 29. Juli 1492. Der spätere Dorsualvermerk von Ulrich Zasius stellt den Konnex zum 24er Ausschuß her, der im Brief selber nicht erwähnt wird. *Landvogt Niclauß Sattlerß halb, der het etliche wort, die dem usschutz nit gefielen, geredt, in in schutz und gleit dar um ze nemen.*
- ¹⁰³ Die Identifizierung der Anwesenden als Oppositionelle ist nicht gesichert: Sie treten zunächst nur als Zeugen auf. Für Niclaus Krämer waren sie aber allein ihrer Armut wegen verdächtig. 1494 mußte immerhin einer der damals Anwesenden, der Balierer Hans Enderly, der schon früher im Gefängnis gelegen hat, erneut Urfehde schwören. StadtAFreib, A 1 XI f (344), 23. August 1494.
- ¹⁰⁴ StadtAFreib, A 1 V a (18), 1492, Bl. 4r. *Theodosius Maler und etlich* [überschrieben: *Enderly*] *sigen am vischmarck gestanden, und Niclauß Krēmer zū in komen und fragt, waß sagt ir nüwerner? Hört ir nit, wies den gefangen gang? Dz bencklin ist zerstört, die fogel sind ußgestogen! Do gieng Enderlin hinweg, und kām Benedict Seiler und fragt ouch, wz sy tēten. Redt Niclauß Sattler, die būben, die lecker* [überschrieben: *stockwerter*] *hetten wol Hugen under der meczgg angriffen, so leg er yecz ouch by denen im diepthurn, und es tēt niemer gūt, man huw dann der armen gesellen x oder xii köpff ab; und tut also mit der hand uff sy zwen und redt daby (denotando die armen oder būben, etc.): Ir törsten uns rychen an die ax geben und by unserem eigen gūt ermörden! Und er wölt, welher fünfß β δ gēb, dz derselb vorm thor am galgen wer. Benedict hat vom köpf abhowen und den v β δ gehört und Melwer von den v β δ.*
- ¹⁰⁵ Vgl. oben das Zitat bei Anm. 79.
- ¹⁰⁶ StadtAFreib, B 5 XI, Bd. 5, 4, Bl. 7v. *Nota: Beschick Niclauß Sattler, mit im zu reden, er sig am vischmarck gestanden, hab etlich reden ußgeslagen, ob er darumb rechten wöll oder mit eim raut abtragen. Hat gnad begert und ist gestrafft umb x* ☉ δ, *und sol im weder an glimpf noch eren schaden und von der zunfft wydter nit ersücht werden. Item zū beschicken Hanß Hugen und im ein recht tag zeseetzen, uff in zeclagen, etc. Verkünd im uff frytag vor sant Gallen tag. Wir burgermeister und raut zū Fryburg im Br[isigow] verkünden und seczen Hanß Hugen meczger ein rechttag für raut [am Rande: uff frytag vor sant Gallen tag nächstkomend zū frūger ratszidt], unser klag in recht zehören und dagegen din antwort in recht zūgeben. Darnach wiß dich zū nicht ten. Datum under unser stett secret uff mitwoch vor sant Michelfß tag im lxxxii.*
- ¹⁰⁷ Ebenda, Bl. 8r. *Hanß Hugen anntwort: Er sig wydter inn rat tragen, dann er geredt hab und von sinen mißgönnern vertragen, und wöll zu siner zidt geburlich antworten; und sig yecz nit bedacht, slecht nit ab, sagt ouch nit zū, und wil sich bedencken mit sinen gūten frunden und zu andern tagen erschinen und sin antwort gebn. Die frund habn darnach geredt, ob der handel möcht gutlich hin gelegt werden.*
- ¹⁰⁸ StadtAFreib, B 5 I a, Bd. 2. 1474 so als Zunftmeister der Metzger eingetragen, dagegen als *Ytelhug* unter den XXIVern (Blutgericht) desselben Jahres. Daß dieser und Hans Hug nicht identisch waren, ergibt sich aus der Ächtwerliste der Metzgerzunft vom Jahre 1489, wo beide Namen in derselben Liste aufgeführt werden. StadtAFreib, A 1 VI e ε (19), 1462–1517. Metzgerzunft Libell, Bd. 14r. Für die mühsame Aufspürung dieses verwirrenden Sachverhalts sei an dieser Stelle Frau Merkel abermals namentlich gedankt.
- ¹⁰⁹ Vgl. StadtAFreib, A 1 XI f (271), 6. September 1469. Urfehde des *Hanns Menlin genant Hug metzger*, der wegen Drohungen gegen den Rat verhaftet worden war. Demnach sind in den Verhörprotokollen sowohl *Hans Metzger* (vgl. oben das Zitat bei Anm. 91) und *Hug* (vgl. oben das Zitat bei Anm. 79) mit *Hans Menly* (vgl. oben das Zitat bei Anm. 76) identisch. Diese Namensvielfalt braucht nicht weiter zu verwundern, da die einzelnen Benennungen von verschiedenen Zeugen stammen.
- ¹¹⁰ StadtAFreib, B 5 XI, Bd. 49, 29. Juli 1492. *Nun ist war, alß ich [der Landvogt] die ding verston, so mag es die lenge kein bestand haben, unnd stot ein sorg doruf, welliche under uch und der erberkeyt ettwas habend, das sich die selben von tag zū tag von der stat thun möchten, ob den die, so schat zung ufzülegen anzügend, und wen die geleit werd, nit gebend, alß unntzhar beschehen ist, mögend ir selbs wol gedencken . . .* Zur Zeit der 1476er Enquete hat Herzog Sigismund ein ähnliches Argument zugunsten der adligen Satzbürger vorgebracht. SCOTT, Enquete (wie Anm. 11), S. 75.
- ¹¹¹ StadtAFreib, A 1 VII b (22), 19. August 1492. Vgl. den späteren Dorsualvermerk von Ulrich Zasius: *k. mt. geput, dz man die angesechen schatzungen bezal, darin sin gnad bewilligt hab.*
- ¹¹² SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 133–34. Denkbar ist, daß Maximilians Aufforderung zur Bezahlung der auferlegten Schatzung vorwiegend den geistlichen Stiften galt.

- ¹¹³ StadtA Freib, B 5 XIIIa, Bd. 4a, Bl. 20r v; Bd. 5, Bl. 134r.
- ¹¹⁴ Vgl. SCOTT, Freiburg and the Breisgau (wie Anm. 8), S. 148.
- ¹¹⁵ Das Fehlen von Bäckern ist wohl der lückenhaften Quellenüberlieferung zuzuschreiben.
- ¹¹⁶ Ebenda, S. 148–50.
- ¹¹⁷ Ebenda, S. 141, 148.
- ¹¹⁸ Siehe z. B. den Aufstieg des Bürgermeisters Ulrich Schwarz in Augsburg, der an der Spitze der sogenannten „Zunftdiktatur“ Mitte der 1470er stand. SCOTT, Enquete (wie Anm. II), S. XXII–XXIII, 21–22. In der Reformationszeit kommen unter religiösem Vorzeichen solche „Trittbrettfahrer“ gehäuft vor. Siehe exemplarisch H. SCHILLING, Aufstandsbewegungen in der Stadtbürgerlichen Gesellschaft des Alten Reiches. Die Vorgeschichte des Münsteraner Täuferreichs, 1525 bis 1534, in: H. U. WEHLER (Hg.), Der Deutsche Bauernkrieg 1524–1526 (= Gesch. u. Ges., Sonderheft 1), 1975, S. 193–238.

Die Auswanderung aus Südbaden im 18. Jahrhundert ¹

Von
AARON FOGLEMAN

I.

Baden gehörte im 18. und 19. Jahrhundert zu den wichtigsten Ursprungsgebieten der deutschen Auswanderung. Es ist deshalb erstaunlich, daß es immer noch keine befriedigende Gesamtdarstellung dieses Prozesses gibt. Die wenigen übergreifenden Studien sind veraltet; sie beschreiben oft die allgemeine Situation in Baden und schlagen dann Gründe der Auswanderung vor, die sie oft aus einzelnen, isolierten Beispielen, sehr beschränkten Zeitperioden oder aus sekundären Quellen erkennen.² Die in den beiden letzten Jahrzehnten von Werner Hacker mühsam erarbeiteten Namenslisten der südwestdeutschen Auswanderung des 18. Jahrhunderts bedeuten zwar einen erheblichen Schritt nach vorn, bedürfen aber noch der systematischen Auswertung, ehe sie wirklich aussagekräftig werden. Eine Dissertation von Lowell C. Bennion über ganz Südwestdeutschland (*Flight from the Reich. A Geographic Exposition of the Southwest German Emigration, 1683 — 1815*, Syracuse Univ., New York, 1971.) vermeidet die oben genannten Probleme. Aber da seine Arbeit 1971 erschien, konnte er nur einen geringen Teil von Werner Hackers Listen benutzen. Bennion zog deshalb mehrere falsche Schlüsse bezüglich der badischen Auswanderung. Er unterschätzte weitgehend die Zahl der badischen Auswanderer 1790 — 1800 (S. 150 — 51) und betonte viel zu sehr die Werbung als Ursache der Auswanderung, während wirtschaftliche Faktoren für ihn praktisch keine Rolle spielten. Nirgendwo untersuchte Bennion die langfristigen Ursachen der Auswanderung, besonders die demographischen.

Die Probleme von Bennions Arbeit weisen auf die Bedeutung von Werner Hackers Arbeiten hin. In den letzten Jahren sind einige Arbeiten erschienen, die Hackers Listen zumindest teilweise auswerten. Wolfgang von Hippel stellte chronologische Grafiken aus fünf von Hackers Bänden zusammen, aber er behandelte nur Württemberg.³ Arnold Scheuerbrandt machte sich als Erster an die Aufgabe, Hackers Listen kartographisch darzustellen („Die Auswanderung aus dem heutigen Gebiet Baden-Württemberg nach Preußen, in den habsburgischen Südosten, nach Rußland und Nordamerika zwischen 1683 und 1811“, in: *Historischer Atlas von Baden-Württemberg*, Teil XII. 5, Stuttgart, 1985). Seine Karten erschienen Oktober 1985, drei Monate nachdem ich meine fertiggestellt hatte.

Scheuerbrandt verzichtete darauf, seine Ergebnisse zu analysieren. Sein Text ist eine Zusammenfassung der bekannten Literatur über das Thema und enthält nichts neues. Seine Karten sind sehr hilfreich, aber sie erlauben keine Analyse der unterschiedlichen Arten der Auswanderung, weil sie zu viele Auswanderungsstufen bezeichnen. Er trennt z. B. alle Gemeinden mit weniger als 10 Auswanderungsfällen in drei Stufen. Dies ist eigentlich unnötig, weil die Unterschiede über mehr als 100 Jahre betrachtet unbedeutend sind und die Karten etwas verwirrend machen. Dennoch sind Scheuerbrandts Karten sehr wichtig, weil sie zeigen, welche Möglichkeiten es gibt, die Informationen der verschiedenen Auswanderungslisten zusammenzustellen und wie man sie quantitativ analysieren könnte, um mehrere dunkle Aspekte der Auswanderung zu erhellen.

Hacker benutzte mehrere Quellen, z. B. Kirchenbücher in Ungarn und die Heiratsbücher in Ulm, aber meistens waren seine Listen die Ergebnisse seiner Forschung in den einzelnen Gemeindeprotokollen des 18. Jahrhunderts. Bevor sie auswandern durften, mußten die Einwohner ihre Absicht bei der Gemeinde anmelden, um Erlaubnis hierfür zu erhalten und verschiedene Gebühren zu bezahlen. Die Beamten trugen dann diese Anmeldungen in ihre Amtsbücher ein. Für Baden liegen diese Bücher jetzt im Generallandesarchiv in Karlsruhe vor. Hackers Listen sind alphabetisch nach Familiennamen eingeordnet. Deshalb ist es nötig, sie umzuarbeiten, damit man eine quantitative Analyse anfangen kann, etwas worauf Hacker selbst verzichtete. Sein Band über Baden und den Breisgau,⁴ die Hauptquelle dieser Arbeit, enthält einen wichtigen Text über die Auswanderung, aber er basiert nur auf einigen einzelnen Beispielen seiner Listen und anderer Quellen.

Oggleich Hacker wahrscheinlich fast alle Auswanderungsfälle fand, die in den Archiven zu finden waren, gibt es immer noch das Problem der Schwarzauswanderungen. Wieviele das waren, ist umstritten und wird sich nie feststellen lassen, aber man soll ihre Zahl nicht überschätzen: Es war nicht leicht, schwarz auszuwandern, da die Behörden wachsam waren. Wenn man Eigentum besaß, wäre es schwierig gewesen, es zu veräußern, ohne daß die Behörden dies merkten. Hackers Listen bieten genügend Fallmaterial, um manche Rückschlüsse daraus zu ziehen und viel exakter als früher die Struktur der Auswanderung illustrieren und analysieren zu können. Da die Zahlen nicht vollständig sind, betone ich in dieser Arbeit nicht die gesamte Zahl der Auswanderer aus Südbaden, sondern die Verhältnisse (z. B. zwischen Anerbernrecht- und Realteilungsgebieten), die durch eine Analyse der vorliegenden Fälle festzustellen sind. Die Problematik der Schwarzauswanderung und andere Faktoren — in manchen Fällen beispielsweise wanderten die Untertanen nach ihrer Anmeldung doch nicht aus, oder sie änderten ihre Zielrichtungen — führen zwangsläufig dazu, daß das Ergebnis ungenau sein wird. In dieser Arbeit wurden Hackers Listen ziemlich genau bearbeitet und illustriert. Wegen der schon erwähnten Probleme wird nicht behauptet, daß die Ergebnisse vollständig seien. Sie reflektieren lediglich die verfügbaren Quellen, welche in ausreichendem Umfang Auswanderungsfälle darstellen, um für den Untersuchungsraum eine entsprechende Relevanz für verallgemeinernde Rückschlüsse zu erhalten.

Außer den Auswanderungslisten gibt es viele andere Quellen, die für diese Arbeit in Frage kommen. Die Volkszählung des Großherzogtums Baden von 1809 ist die frü-

hese, die den ganzen Untersuchungsraum erfaßt; sie ist als genauer anerkannt, als die verschiedenen Volkszählungen des 18. Jahrhunderts.⁵ Da sie nur sechs Jahre nach dem Ende des Untersuchungsraums durchgeführt wurde (1688—1803), ist aus ihr gut eine Auswanderungsziffer (Fälle 1683—1803 pro Einwohnerzahl 1809) zu errechnen. Auch kann man sich auf Marktpreise stützen, die im Stadtarchiv Freiburg liegen. In dieser Arbeit wurden diese und andere Quellen in den einzelnen Orten benutzt. Chronologisch bilden hier die Jahre 1683—1803 den Untersuchungsraum. Sie passen zu den von Hacker untersuchten Jahren. Der geographische Arbeitsraum ist das Gebiet der heutigen Kreise Lörrach, Breisgau-Hochschwarzwald und Emmendingen. Sie schließen den größeren Teil der älteren Gebiete Vorderösterreichs ein, sowohl den südlichen und fast den gesamten mittleren Teil Baden-Durlachs, die fünf Gemeinden des Hochstifts Basel, die heute im Kreis Lörrach liegen, und den westlichen Teil der Landgrafschaft Baar. Aus diesem Gebiet stehen in Hackers Listen 3.737 Fälle (nicht Personen), die während dieser Zeit auswanderten. Vier Gemeinden innerhalb dieses Gebietes werden intensiver untersucht und dienen als Beispiele für die Situation des größeren Raumes. Diese sind Hinterzarten, Emmendingen, Lörrach und St. Peter.

Aufgrund der Quellen und der Sekundärliteratur sollen im folgenden die sozialen und ökonomischen Verhältnisse Südbadens untersucht und dargestellt werden. Das Auswanderungsphänomen war nämlich u. E. Ergebnis von Änderungen der Gesellschaft Südbadens während der Frühneuzeit. Ein stets wachsender Druck der Bevölkerung, nur unterbrochen von den entvölkernden Kriegsergebnissen des 17. Jahrhunderts, war die wichtigste langfristige Ursache der Auswanderung. Klimatische und ökonomische Entwicklungen werden oft in der Literatur als Gründe der Auswanderung vermutet. Aber die allgemeinen Klimaverhältnisse verbesserten sich eigentlich im 18. Jahrhundert. Dies erlaubte eine Hebung der Lage der meisten in der Landwirtschaft tätigen Einwohner. Steigerung der Bevölkerungszahl war die Folge. Auswanderungswellen kommen gewiß in Kriesen Jahren (z. B. 1770/71) vor, aber sie betreffen nicht die Mehrheit, sondern eine Minderheit der Auswanderungsfälle. Darüber hinaus handelte es sich weitgehend um diejenigen Schichten der Bevölkerung, die wenig fähig waren, Katastrophen heil zu überleben.

Es gab Gebiete in Europa, die ähnliche Zustände erlebten (z. B. Flandern), wo aber weniger Auswanderungen stattfanden. Ein entscheidender Faktor in solchen Fällen scheint die Werbung der Zielländer gewesen zu sein. Diese spielte sicher eine wichtige Rolle auch bei der Auswanderung aus Südbaden. Aber da sie mehr über die Zielländer als über das Herkunftsgebiet aussagt, steht sie etwas im Hintergrund dieser Arbeit. Schließlich war die Auswanderungspolitik des Herkunftslandes wichtig. Die badischen Regierungen betätigten sich aber meistens als eine Bremse der Auswanderung. Die Religion spielte als Auswanderungsursache nie eine wichtige Rolle in Südbaden. Die Schrecken der Kriege verloren schließlich ab 1714 an Bedeutung für die Auswanderung.

II.

Um die Auswanderung aus Südbaden im 18. Jahrhundert besser zu verstehen, ist sie im Kontext der damaligen Bevölkerungssituation zu betrachten. Die Geschichte der Entvölkerung im 17. Jahrhundert in Deutschland ist bekannt: Wegen des Dreißigjährigen Krieges sank die Bevölkerungszahl Deutschlands von rund 20 bis auf 12,5 Millionen.⁶ Die am schlimmsten betroffenen Gebiete lagen in Südwestdeutschland, wo die Pfalz 80 bis 85 % der Bevölkerung verlor und Württemberg 60 bis 70 %.⁷ In Baden war die Situation ähnlich: Nordbaden verlor 10 bis 30 % der Bevölkerung und Südbaden 30 bis 50 %.⁸ Im Oberamt Hochberg (im nördlichen Breisgau) gab es 1627 3.245 „Mannschaften“, während 1653 nur 1.128 zu zählen waren.⁹ Ein hoher Geburtenüberschuß und eine große staatlich geförderte Einwanderung, besonders aus der Schweiz, ermöglichten die Wiederbevölkerung Südwestdeutschlands in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Bevölkerungszahl von 1620 wurde aber erst etwa über 100 Jahre später wiedererreicht.¹⁰

Im 18. Jahrhundert kam es zu einer Bevölkerungsexplosion oder „demographischen Revolution“, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern auch in ganz Europa, wo die Bevölkerungszahl von ungefähr 100 — 120 Millionen im Jahre 1720 auf 120 — 140 Millionen im Jahre 1750 anstieg und dann auf 180 — 190 Millionen im Jahre 1800.¹¹ Die Gründe dieser Bevölkerungsexplosion sind immer noch nicht klar. Mit Sicherheit kann man jetzt nur sagen, daß die Sterberate ständig sank, dies bei gleichzeitigem Anstieg der Geburtsrate. Daß die Art der Kriegsfolgen im 18. Jahrhundert nicht so schrecklich war, wie im 17. Jahrhundert, und daß die Pest ab 1720 praktisch verschwand, spielte auch eine Rolle.¹² Fernand Braudel spricht von einer weltweiten Bevölkerungsexplosion in der Frühneuzeit. Von 1650 bis 1800 nahm die Weltbevölkerungszahl um 68 bis 80 % zu.¹³ Seinen Grund für diesen relativ raschen Anstieg findet er in „einer Verbesserung des Klimas“, ohne zu sagen, was das heißen soll.¹⁴

Die südbadische Auswanderung ist auch im Kontext der Auswanderung aus Baden zu verstehen. Es gibt wenig Literatur über das ganze Gebiet „Baden“ im 18. Jahrhundert, hauptsächlich weil es bis 1806 nicht politisch vereint war. Jedoch gibt es auch wenig über die verschiedenen größeren Staaten dieses Gebietes, z. B. Baden-Durlach, Baden-Baden oder Vorderösterreich. Die Arbeit von Renate Vowinkel, Ursachen der Auswanderung, gezeigt an badischen Beispielen des 18. und 19. Jahrhunderts (1939),¹⁵ ist eine der wichtigeren der früheren Arbeiten. Sie behandelt aber nur die Auswanderungswellen von 1749 und 1799 bis 1803: bei der ersten nur die südlichen und mittleren Teile Baden-Durlachs, zusammen mit der Bevölkerungspolitik von Karlsruhe, und bei der zweiten dasselbe, dazu ein bißchen das alte Baden-Baden, den nördlichen Teil Baden-Durlachs und die offizielle Tabelle der ganzen Markgrafschaft. Die besten Abhandlungen über die Auswanderung aus ganz Baden im 18. Jahrhundert sind die Arbeiten von Werner Hacker.¹⁶ Hier wird das Gebiet „obere und mittlere rechtsseitige Oberrheinlande“ behandelt.

Die Bevölkerungssituation dieses Gebietes war ähnlich der in ganz Deutschland: Nach der Entvölkerung des 17. Jahrhunderts folgte eine stets wachsende Einwohnerzahl im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert und praktisch eine Bevölkerungsexplo-

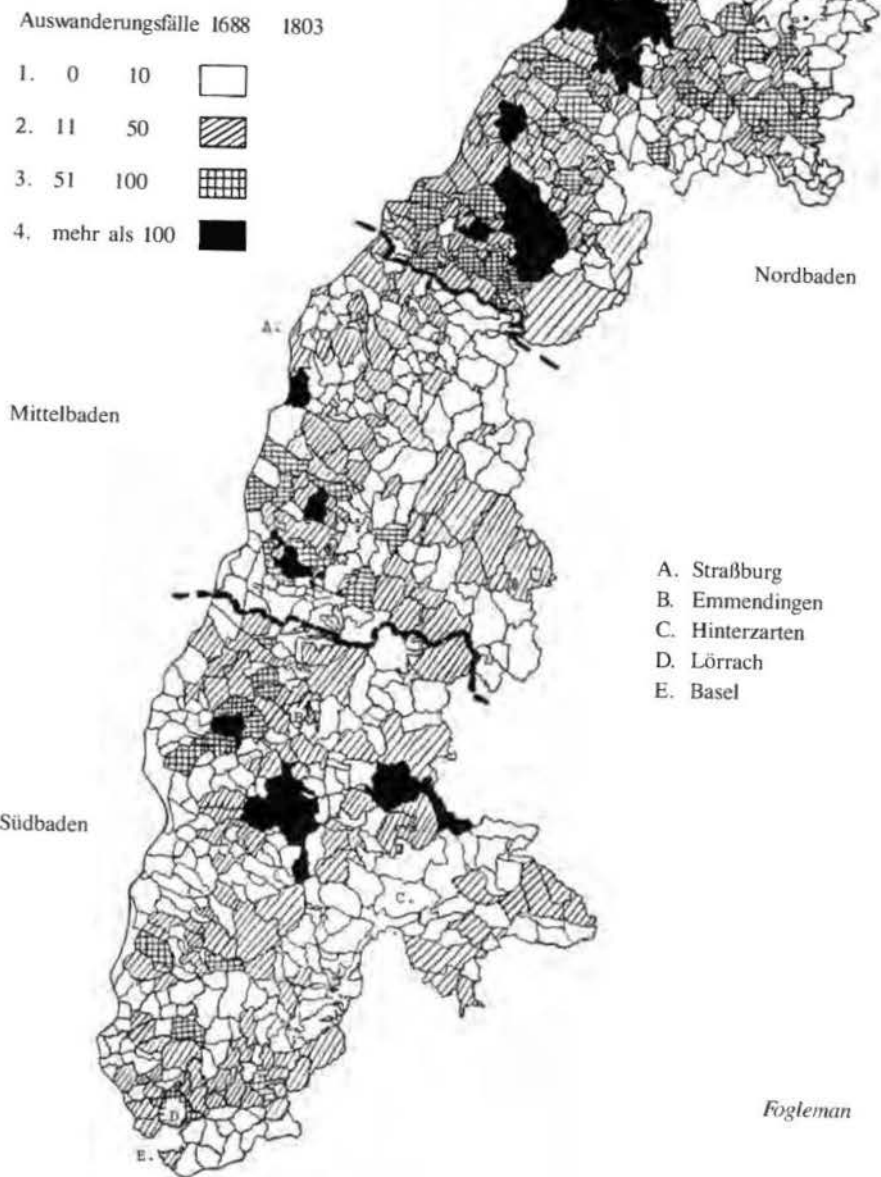
sion in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Genaue Zahlen fehlen, da die Einführung einer Statistik genau während dieser Zeit stattfand und die Behörden ihre Methoden noch nicht präzisiert hatten.¹⁷ Die folgenden Beispiele, obgleich ungenau, schildern das annähernde Bevölkerungswachstum:¹⁸

	<i>Baden-Baden</i>	<i>Baden-Durlach</i>	<i>Zusammen</i>	<i>davon linksrheinisch</i>
1746		82.000		
1763		86.267		
1764		91.336		
1767		92.638		
1771	75.450	99.150	174.600	26.026
1775	77.750	102.160	179.910	26.718
1781	81.340	106.830	188.170	28.042
1786	84.450	110.900	195.350	29.112
1790	87.033	114.260	201.293	30.000
1795	91.470	120.080	211.550	31.530
1800	96.130	126.210	222.210	33.136
1803	99.040	130.000	229.040	34.140
1803		(mit Erwerbungen)	450.000	
1804			455.000	
1805			460.000	
1806		(Großherzogtum Baden)	902.498	
1807			912.425	
1808			924.307	
1809			954.307	
1816			1.005.899	

Die Einwohnerzahl des oberen und mittleren rechtseitigen Oberrheinlands 1809 war 496.638.¹⁹

Die Verfügbarkeit von Werner Hackers Listen erlaubt eine kartographische Darstellung der Auswanderung aus Baden. Die Schwarzauswanderung, die Tatsache, daß manche Akten verloren gegangen sind, die unterschiedlichen Fähigkeiten der verschiedenen Regierungen, nutzbare Akten durch das Jahrhundert überhaupt zu erhalten und andere Faktoren, die gegen eine genaue Statistik aus dem 18. Jahrhundert sprechen, sind nicht zu vergessen. Trotzdem kann man das vorhandene Material vorsichtig kartographisch darstellen und damit die darauf gezeigten Verhältnisse betonen. Die Verhältnisse z. B. zwischen der Auswanderung aus dem Norden, aus der Mitte und aus dem Süden, zwischen dicht oder wenig bevölkerten Gebieten, zwischen Stadt und Land und zwischen politischen Herrschaften lassen sich kartographisch anschaulich machen. Das obere und mittlere rechtseitige Oberrheinland ist hier nach seinen zahlreichen Gemeinden (ungefähr 1.000) so dargestellt (Siehe Abbildung 1 auf der folgenden Seite).²⁰

Abb. 1 Auswanderungen aus Baden und dem Breisgau im 18. Jahrhundert



Zuerst sind ein paar Bemerkungen über die Struktur der Karte zu machen. Es werden hier Auswanderungsfälle und nicht Personen aufgezeigt. Die Angaben enthalten oft die Zahlen der auswandernden Personen, aber nicht oft genug. Dieses Problem wird später mit Südbaden behandelt. Wichtig ist es, daß die Karte die Zahl derjenigen Fälle repräsentiert, die so sehr von wirtschaftlichen oder anderen Schwierigkeiten getroffen waren, daß sie auswandern wollten. Die vier Stufen von Auswanderungsfällen, 10 bzw. 50 und mehr Fälle umfassend, reflektieren vier Arten von Ortsauswanderungen: Stufe 1 (0 bis 10 Fälle) bedeutet praktisch keine Auswanderung, wenn man von 115 Jahren spricht. Stufe 4 (mehr als 100 Fälle) reflektiert die außerordentliche, fast Massenauswanderung aus einem Ort, wobei wirklich wesentliche Anteile der Bevölkerung ausgewandert sein könnten. In den Zwischen-Stufen 2 (11 bis 50 Fälle) und 3 (51 bis 100) liegt die große Mehrheit aller Fälle. Vielleicht kann man hier den Schlüssel der ständigen Auswanderungsursachen des 18. Jahrhunderts finden. Da der Unterschied zwischen z. B. 17 Fällen und 87 ziemlich groß ist, muß irgendwo eine Trennung kommen (also um 50). Stufe 3 reflektiert eine sehr hohe Zahl von Auswanderern, auch für das ganze Jahrhundert. Stufe 2 vielleicht nicht — je nach der Zahl der Köpfe. Man könnte vielleicht mehr Stufen und Farben benutzen, aber wenn z. B. vier und acht Fälle in verschiedenen Stufen liegen, dann könnte eine Karte ziemlich überhäuft oder verwirrend werden und der Unterschied, über 115 Jahre betrachtet, ist eigentlich nicht so wichtig.

Man merkt sofort, daß sich eine höhere Konzentrierung von Fällen im Norden (um Baden-Baden, Karlsruhe und Pforzheim) als in der Mitte (Ortenau) oder im Süden ergibt. Das hat wahrscheinlich mit der Tatsache zu tun, daß vom Norden mehr nach Amerika auswanderten. Die Bevölkerungszahl vom Norden war niedriger als im Süden (182.713 gegenüber 192.690), aber viel höher als im mittleren Teil (d. h. der heutige Ortenaukreis — 121.235). Die Grundfläche des Nordens war am kleinsten und im Süden am größten, obgleich die Unterschiede zwischen den drei Gebieten nicht sehr groß sind.²¹ Die größeren „Städte“ lagen meistens innerhalb von Gebieten der Stufe 4: Freiburg (1809 Pop. 7.573 — 118 Fälle im Amt), Karlsruhe/Durlach (6.998/4.228 — 383/88), Rastatt (3.742 — 104) und Baden-Baden (3.019/117+). Die Ausnahmen waren Pforzheim (5.335 — 69, Stufe 3) und Lahr (4.070 — 22, Stufe 2). Es gab aber auch hohe Konzentrationen in den kleineren Orten, z. B. St. Peter (105 Fälle), Eichstetten (112), Goldscheuer (117), Friesenheim (133), Kippenheim (140), Steinbach (171) und Ettlingen (268).

Manchmal gibt es einen eindeutigen Zusammenhang zwischen politischen Grenzen und Auswanderungsfällen — manchmal auch nicht. Die Auswanderung aus allen drei Teilen (Nord, Mitte und Süd) von Baden-Durlach war stark, in der Mitte und im Norden jedoch am stärksten. In Baden-Baden war sie überall stark — auch in den südlichen, getrennten Teilen. Vorderösterreich war gemischt. Der Norden ist in Stufe 2 einzuordnen mit Ausnahme von Goldscheuer (Stufe 4), während in der Mitte relativ wenige Fälle außerhalb von Freiburg und St. Peter und im Süden praktisch keine waren. Hier soll man aber daran denken, daß es 242 Fälle aus dem „Breisgau“ und auch andere gab, die nicht darzustellen waren. Hanau-Lichtenberg war gemischt (Stufe 1 und 2), und das Hochstift Straßburg hatte wenige Auswanderungsfälle in Stufe 2, die übrigen waren Stufe 1. Biberach lag in Stufe 3, sonst waren alle Reichsstädte entweder

in Stufe 1 oder 2. In der Ortenau war Hofweier/Niederschopfheim in Stufe 2 und die anderen in Stufe 1. Die fürstenbergische Herrschaft Hausen im Kinzigtal war gemischt (Stufe 1 und 2) und alle fünf Gemeinden des Hochstifts Basel waren Stufe 1. Die stärksten Zusammenhänge zwischen politischen Herrschaften und Auswanderungen bestanden in Baden-Durlach und Baden-Baden, wo es überall viele Auswanderungen gab, und in den südlichen Teil von Vorderösterreich, im Amt Hornberg und im Hochstift Basel, wo fast keine Auswanderung stattfand. Damit ist gemeint, daß es auf der Auswanderungsfällekarte eindeutige Unterschiede zwischen Gebieten mit stärkeren oder weniger Auswanderungen gibt, die zu den damaligen politischen Grenzen passen.

Ogleich man von dieser Karte Schlüsse über die Verhältnisse zwischen der Auswanderung und der Bevölkerungszahl in größeren Gebieten ziehen kann (wie schon gemacht), ist es wichtig, die Verhältnisse zwischen Auswanderungsfällen und der Bevölkerungszahl der einzelnen Orte festzustellen. Es ist schwierig, die Auswanderung aus Rastatt (104 Fälle) mit der aus Muggensturm (69 Fälle) zu vergleichen, wenn man nicht weiß, daß Rastatt 1809 eine Einwohnerzahl von 3.742 hatte, während Muggensturm nur 1.071 hatte. Es ist also nötig, eine Auswanderungsziffer zu konstruieren. Diese Ziffer stellt Auswanderungsfälle 1683 bis 1803 pro 100 der Bevölkerungszahl von 1809 dar. Sie ist keine Prozentzahl bezüglich der Einwohner, die auswanderten, weil Generationen von Menschen während des Untersuchungsraumes lebten und starben. Sie ist einfach ein mathematisches Verhältnis, womit man eine kartographische Darstellung der Auswanderung aus den einzelnen Gemeinden machen kann und den Faktor der unterschiedlichen Einwohnerzahl der Gemeinden einschließt. Durch die Auswanderungsziffer läßt sich manchmal ein anderer Tatbestand ermitteln: Ogleich Rastatt viel mehr Auswanderungsfälle als Muggensturm hatte, war seine Auswanderungsziffer nur 2,8 ($104 \text{ zu } 3.742 = 2,8/100$), während die von Muggensturm 6,4 war ($69 \text{ zu } 1.071 = 6,4/180$). Abbildung 2 zeigt die Auswanderungsziffer des oberen und mittleren rechtseitigen Oberrheinlands.²²

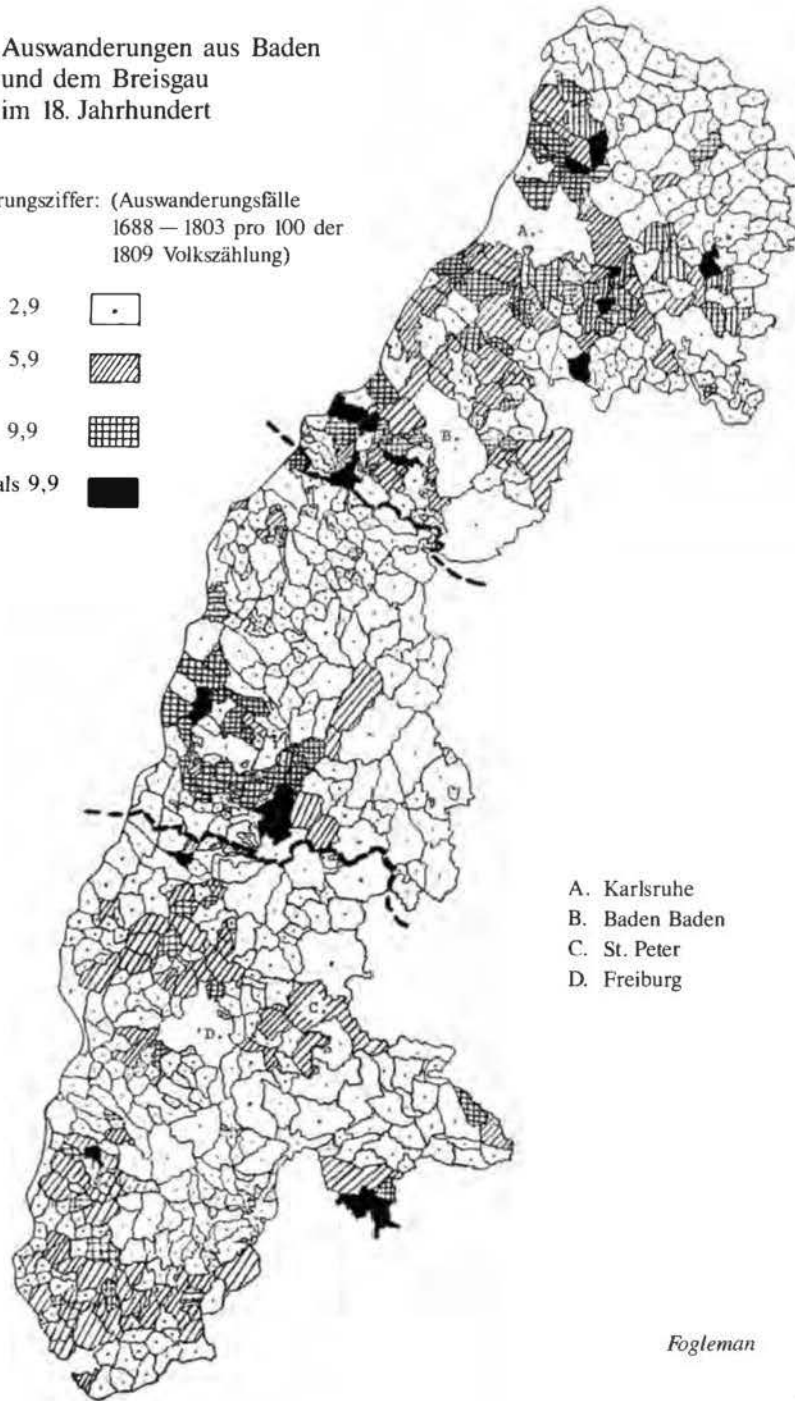
Zwei Unterschiede zwischen der Fällekarte und der Zifferkarte merkt man sofort: Alle „Städte“ (mehr als 3.000 Einwohner) fallen von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe ab und die Zahl von Stufe-1-Gemeinden wird viel größer, besonders in der Ortenau und im Süden. Es ist dann klar, daß die Auswanderung aus Baden im 18. Jahrhundert überwiegend eine ländliche Bewegung war und die Ursachen der Auswanderung sind in den ländlichen Verhältnissen zu finden. Der Grund der hohen Konzentrierungen von Auswanderungsfällen um z. B. Freiburg, Baden-Baden und Karlsruhe liegt mindestens teilweise in der Tatsache, daß es in den Städten einfach mehr Einwohner gab. Die hohe Zahl von Gemeinden in Stufe 1 und andere Unterschiede zwischen politischen Grenzen und hohen oder niedrigen Auswanderungsziffern ist nicht wesentlich anders als auf der Fällekarte.

Durch die Auswanderungsziffer kann man die Auswanderung aus Baden in einer größeren Perspektive sehen und mit der allgemeinen deutschen Auswanderung etwas vergleichen. Die Ziffer Badens im 18. Jahrhundert war 2,43 (12.078 Fälle zu 496.683 Einwohner 1809), während die von Südbaden mit 1,94 etwas niedriger war (3.737 zu 192.690). Die Ziffer ganz Deutschlands von 1683 bis 1812 war 2,53, aber in der Zahl der ausgewanderten *Personen* und nicht Auswanderungsfällen gerechnet.²³ Die Zif-

Abb. 2 Auswanderungen aus Baden und dem Breisgau im 18. Jahrhundert

Auswanderungsziffer: (Auswanderungsfälle 1688 – 1803 pro 100 der 1809 Volkszählung)

- 1. 0,0 – 2,9
- 2. 3,0 – 5,9
- 3. 6,0 – 9,9
- 4. mehr als 9,9



- A. Karlsruhe
- B. Baden Baden
- C. St. Peter
- D. Freiburg

Fogleman

fer Deutschlands im 19. Jahrhundert war 8,47 — auch in der Zahl der ausgewanderten Personen gerechnet.²⁴ Die badische Ziffer des 18. Jahrhunderts war (wenn in eine Personenziffer verwandelt) viel höher als die Ziffer ganz Deutschlands im 18. Jahrhundert und vergleichbar mit der von Deutschland im 19. Jahrhundert. Baden war also eines der Hauptauswanderungsländer des 18. Jahrhunderts. Pro Bevölkerungszahl war die Auswanderung dort eben so hoch wie die der Massenauswanderung des 19. Jahrhunderts, wo Millionen von Menschen von überall in Deutschland ihre Heimat verließen.

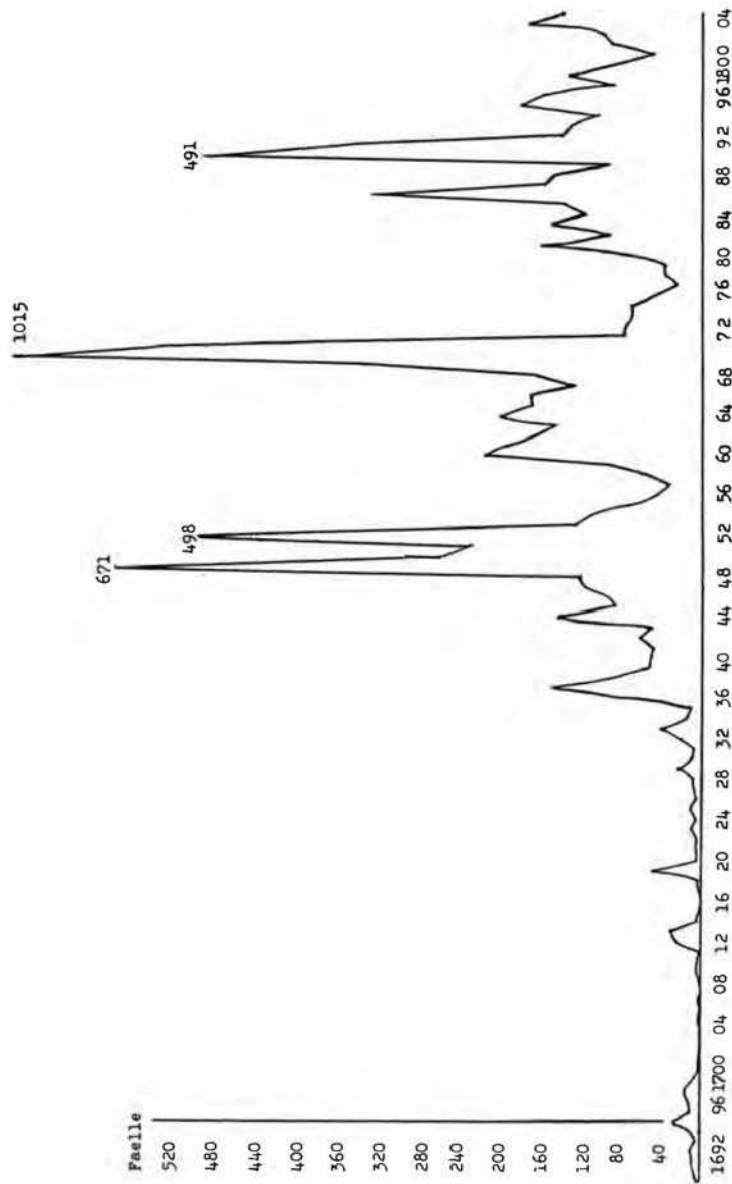
Eine chronologische Darstellung der Auswanderung beleuchtet ebenfalls sehr viel (Siehe Abbildung 3).²⁵ Erstens sieht man, daß es bis 1736/37 praktisch keine wesentliche Auswanderung aus Baden und dem Breisgau gab. Die große südwestdeutsche Auswanderung von 1709 hat dies Gebiet kaum berührt. Ab 1736 bleibt die Kurve relativ hoch und wird von den folgenden größeren Wellen unterbrochen: 1749 bis 1752 — 1.658 Fälle, 1760 — 217 Fälle, 1769 bis 1771 — 1.887 Fälle, 1786 — 323 Fälle und 1790 bis 1791 — 840 Fälle. Aus den Listen Hackers geht hervor, daß die hohe Auswanderung aus Baden und dem Breisgau genau in der Zeit anfang, in der die Bevölkerungszahl dieses Gebietes und überall in Südwestdeutschland die Höhe vor der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs wieder erreichte. Dies und andere Ergebnisse werden zunächst intensiver untersucht werden.

III.

Nach der Entvölkerung des 17. Jahrhunderts und der Wiederbevölkerung bzw. Bevölkerungsexplosion im 18. Jahrhundert, erreichte Südbaden 1809 die Einwohnerzahl von 192.690. Die Schweizer Einwanderung nach dem Dreißigjährigen Krieg in Südbaden war besonders stark.²⁶ Die Baden-Durlachische Regierung in Karlsruhe förderte sie durch Befreiung von Abgaben und Fronen und andere Maßnahmen. Daneben gab es trotz einer hohen Kindersterblichkeitsrate einen hohen Geburtenüberschuß im 18. Jahrhundert. Die Einwohnerzahl des Oberamts Hochberg (der mittlere Teil Baden-Durlachs) von 1620 wurde trotzdem erst um 1760 wieder erreicht,²⁷ die vom badischen Oberland (der südliche Teil Baden-Durlachs) vielleicht früher.²⁸ Am Ende des 18. Jahrhunderts hatte Freiburg immer noch nicht die Einwohnerzahl von 1620 wieder erreicht.²⁹

Ein wesentlicher Aspekt der Agrarverfassung Südbadens waren die verschiedenen Formen des Erbrechts. In der Regel herrschte entweder die Realteilung oder das Minorat. Die Realteilung war eine Sonderform des Erbrechts, daß sich nur in West- und Südwestdeutschland entwickelt hatte.³⁰ In Südbaden war sie meistens entweder in der Rheinebene oder im Rheinhügelland zu finden, aber auch in manchen Berggemeinden. Im badischen Oberland übten alle Gemeinden seit Jahrhunderten ein Realteilungserbrecht, das auf Tradition basierte. Wo keine testamentarische Bestimmung oder Familientradition in Frage kam, galten die folgenden Regeln, die in einer Landesordnung von 1622 gesetzlich festgelegt wurden, aber schon seit langem praktiziert worden waren: Beim Tod des Mannes erbten die Frau ein Drittel des Gesamtgutes und die Kinder zwei Drittel. Beim Tod der Frau erbten der Mann zwei Drittel und die Kinder ein Drittel. Halbteilung war auch möglich. Istein und Huttingen (im

Abb. 3 Die Auswanderung aus Baden und dem Breisgau
Auswanderungsfälle 1688 – 1804



Fogleman

Hochstift Basel) praktizierten ebenfalls diese Regeln. Mit dem Güteranteil erbte man auch denselben Schuldenanteil. Wenn ein Grundstück sehr mit Zinsen, Gülten und anderen Abgaben belastet war, verweigerten oft die Nachfolger das Erbe, und es blieb unbebaut und herrenlos — „zum Ärger der Gläubiger“. Unteilbare Sachen wie Häuser wurden von einem Erben mit Geld übernommen. Die Landesordnung bestimmte als Erben nach Verwandten der absteigenden Linie zunächst Verwandte der aufsteigenden Linie und schließlich die der Seitenlinie. Das Erbrecht der geschlossenen Hofgüter kam im badischen Oberland nicht in Frage — auch für die Gemeinden im Schwarzwald nicht.³¹ Die von Eberhard Gothein und anderen vertretene Auffassung, daß das Minoraterbrecht überall im Schwarzwald herrschte,³² muß modifiziert werden. Neben den Schwarzwaldgemeinden im Oberland praktiziert man z. B. auch in den St. Blasianischen Besitzungen Realteilung. Dieses Gebiet war schon am Ende des 16. Jahrhunderts mit extremer Güterzersplitterung belastet.³³ Im vorderösterreichischen Schwarzwald war aber doch Minorat das übliche Erbrecht. Wegen des rauen Klimas und der bergigen Landschaft konnten die Einwohner ihre Höfe nicht so intensiv bebauen wie im Hügelland oder in der Rheinebene. In den Bergen brauchte eine Familie viel mehr Platz für Viehzucht oder Holzarbeit, um sich ernähren zu können. Ihr Wohlstand hing weitgehend von der Stabilität der Einwohnerzahl ab. Das Minoraterbrecht war ein vorteilhafter Schutzdamm gegen eine rasche Zunahme der Bevölkerung, bzw. gegen Überbevölkerung.³⁴

Im badischen Oberamt Hochberg war es üblich, geschlossene Vererbung in den Bergen und Realteilung in der Rheinebene und Vorbergzone zu praktizieren.³⁵ In der Berggemeinde Freiamt, wo die Zahl der Höfe von 1500 bis 1780 bei 29 konstant blieb, war das Übernahme- und Heiratsalter der Anerben von 1690 bis 1780 im Schnitt 24,8 Jahre. Der Hofbesitzer war 45 bis 50 Jahre alt, wenn er den Hof an seinen Anerben übergab. Der Anerbe bekam mit dem Hof die auf dem Feld stehenden Früchte, das Fuhr- und Ackergeschirr, die Futter und Mistbestände und das Holz- und Baumaterial des Hofes. Der Viehbesatz und die eingebrachte Ernte waren an alle Kinder zu verteilen. Der Anerbe mußte aber auch die Hofschulden übernehmen und einen Altenteil errichten. Weil diese Praxis so hart für die anderen Kinder war, tendierten die Familien dazu, weniger Kinder zu haben, obgleich die Kinderzahl der Hofbauernfamilien in Freiamt 5,2 war, während die der Tagelöhnerfamilien 4,6 war. Darüber hinaus war das Heiratsalter der Tagelöhnerfamilien mit 28,8 Jahre 4,0 höher als das der Hofbauernfamilien. Nach 1780 gab es einige Teilungen von Höfen in Freiamt und Ottoschwanden — bei den Berggemeinden.

Im 18. Jahrhundert waren der hohe Geburtenüberschuß und der Rückgang der Sterblichkeit, die eine wachsende Bevölkerungszahl verursachten, hauptsächlich in den Realteilungsgebieten zu finden. Sie war mit der Zunahme der Klein- und Zwergbetriebe verbunden. Die relativ günstigen Boden- und Klimaverhältnisse des westlichen Teils der Vorbergzone um Emmendingen und in der Rheinebene erlaubten den Anbau von intensiven Kulturen, auch auf ziemlich kleinen Betriebsflächen. Im 16. Jahrhundert verschwanden die letzten Wüstungsflächen und fortgeschrittene Bodenzersplitterung fand statt. Wie im Oberland bestimmten Gesetz und Tradition die Erbrechtsform. Landesordnungen und Vorschriften dafür von 1512, 1581 und 1622 (dieselbe wie im Hochland) erhoben Realteilung zum gesetzlichen Erbrecht. Danach

dominierten die Klein- und Zwergbetriebe in zunehmendem Maße. Im 17. Jahrhundert milderten die hohen Bevölkerungsverluste des Dreißigjährigen Krieges zeitweise den Bevölkerungsdruck. Um 1699 war der Vorkriegsstand der landwirtschaftlichen Nutzfläche noch nicht erreicht, teilweise wegen der immer wieder vorkommenden Kriege mit den Franzosen. Aber im 18. Jahrhundert tauchte das Problem der Bodenzersplitterung wieder auf. Um 1724 wurde Aufteilung von Gütern in „allzu kleine partes“ verboten, aber dieses Gesetz blieb wirkungslos, weil es keine Mindestgröße bestimmte. Das Problem war bis dahin noch nicht so dringend geworden. Von 1753 bis 1756 wurde in Karlsruhe über ein Teilungsverbot gesprochen. Endlich bestimmte ein Generalreskript vom 17. März 1760 klare, fixierte und bei Strafe nicht unterschreitbare Mindestgrößen bei der Güterteilung. (Das Problem war offensichtlich bis dahin doch so dringend geworden). Ackerboden, Wiesen und Weingarten durften nicht unter 1/4 Jauchert bzw. 1/8 Jauchert (0,09 bzw. 0,045 Hektar!) geteilt werden.³⁶ Aber viele Güter waren schon kleiner und viele wurden kleiner, trotz der Reskripte von 1760 und von 1766, die mit Konfiskation drohten. Die etwas kurzsichtigen und traditionellen Bauern klagten immer wieder gegen diese neuen Gesetze. Die Antwort der Rentkammer und des Hofratkollegiums darauf war, daß die Schuld an dieser Entwicklung die „Multiplikation der Familien“ sei. In Malterdingen, Bischoffingen, Denzlingen und Niederremmendingen betrug von 1707 bis 1804 die Grundstücke im Schnitt ein bis zwei Jauchert und in günstigen Fällen drei bis vier Jauchert. Die Betriebsgrößenstrukturen um 1770 in Weisweil und Eichstetten waren folgende:³⁷

	0—4,8 ha	4,8—9,6 ha	9,6—19 ha	19—24 ha
Weisweil	71	41	23	1
Eichstetten	300	20	6	—

Heute ist ein Stück von weniger als fünf Hektar als Zwerg- oder Kleinbetrieb klassifiziert, während fünf bis zwanzig Hektar als mittelbäuerlicher Betrieb gelten.

Das Generalreskript von 1760 erschien im gleichen Jahr, in dem die Bevölkerungszahl von Hochberg endlich die von 1620 wieder erreichte. Der Zusammenhang ist unübersehbar: In den Realteilungsgebieten herrschte ein wachsender Bevölkerungsdruck auf die Landschaft, der schon vor dem Dreißigjährigen Krieg zu fortschrittlicher Bodenzersplitterung geführt hatte. Mit dem Verlust von zwei Dritteln der Bevölkerung verschwand dieser Druck zeitweilig. Durch die Schweizer Einwanderung und einen hohen Geburtenüberschuß erholte sich die Bevölkerung im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert. In der Mitte des Jahrhunderts war sie wieder mit Übervölkerung und Güterzersplitterung belastet. Dieser Bevölkerungsdruck war in der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht viel anders als im frühen 17. Jahrhundert. Das Land, mit den üblichen Agrartechniken bearbeitet, konnte nur eine begrenzte Zahl von Leuten gut ernähren. Im frühen 17. Jahrhundert und in der Mitte des 18. Jahrhunderts näherte sich die Bevölkerungszahl diesem Punkt — oder zumindest glaubten Leute das.

IV.

Wie schon erwähnt, war das Klima in Südbaden etwas günstiger als im übrigen Deutschland — im 18. Jahrhundert wie heute. Der badische Frühling kam früher und der Winter später als im Norden und in Nordostdeutschland. Im späten 18. Jahrhundert betrug die Temperatur im Sommer selten über 28 Grad oder im Winter unter minus 15 Grad. Die höchsten Temperaturen waren in den Jahren 1781 und 1783, als die Temperatur über 29 Grad stieg und die niedrigste war 1783 (minus 18,9 Grad).³⁸ Die mittlere Durchschnittstemperatur von 1779 bis 1803 war im Sommer 13,04 Grad, während sie im Winter 3,14 betrug. Der Sommer war etwas wärmer und der Winter etwas kälter als zwischen 1804 und 1830, als die mittlere Durchschnittstemperaturen 12,85 bzw. 3,74 Grad waren. Die Zahl der Tage mit mittleren Temperaturen unter dem Gefrierpunkt war im Durchschnitt 1779 — 1803 45,4. Die kältesten Jahre waren 1784 (1,22 Grad, 76 Tage unter dem Gefrierpunkt) und 1785 (1,37 Grad, 72 Tage unter dem Gefrierpunkt) und die wärmsten 1779 und 1781 (14,08 bzw. 14,25 Grad). Von 1804 bis 1830 waren im Durchschnitt 34,9 Tage unter dem Gefrierpunkt — also wesentlich weniger. Es scheint also, als ob ab 1779 der Winter immer milder wurde und der Sommer immer kühler:

<i>Jahre</i>	<i>Mittlere Temperatur</i>		<i>Durchschnittszahl der Tage im Jahr mit mittlerem Temperaturstand unter dem Gefrierpunkt</i>
	<i>Sommer</i>	<i>Winter</i>	
1770—1785	13,08	2,93	50,6
1786—1803	12,98	3,38	38,2
1804—1830	12,85	3,74	34,9

Trotz der langsamen Verbesserung des Klimas im allgemeinen plagten schlimme Unwetter und meteorologische Katastrophen Südbaden vom Anfang bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.³⁹ Die schlimmsten Jahre für Südbaden, sowohl wie ganz Südwestdeutschland, waren 1708/09 und 1770/71. Im Winter 1708/09 gab es langanhaltende Niederschläge, Schnee und Wasser, die die Winterfrucht zerstörten. Durch Frost und Kälte am Anfang 1709 erfroren die Bäume und Rebstöcke im Oberland.⁴⁰ Es gab 1770/71 katastrophale Wasser- und Hochwasserschäden, die drei Ernten vernichteten.⁴¹ Südbaden ertrug 1816 (kurz nach dem Untersuchungsraum) wieder katastrophale Witterung. Nach einem kalten April kam Frost im Mai, schwerer Dauerregen und Hagel von Juni bis September und dichter Schnee im Oktober.⁴² Diese und andere klimatische Ereignisse hatten natürlich eine große Wirkung auf die Landwirtschaft, besonders auf die Ernte.

V.

Im späten 17. Jahrhundert (und früher) wurde im Oberland am häufigsten Dinkel angebaut. Hafer, ein wichtiges Nahrungsmittel für das Volk, lag nicht weit hinter Dinkel. Roggen wurde weniger angebaut und Gerste sehr selten. Erbsen, Linsen, Bohnen und Wicken dienten nur für den Eigenbedarf. Im westlichen Markgräflerland übertraf der Weinbau den Körneranbau, welcher seit 1630 wegen Kriegsverwüstung ab-

sank. Der Mangel an Arbeitskräften und Kapital war auch problematisch, und dann kamen die Kriege des späten 17. Jahrhunderts, die die Felder wieder zerstörten. Die Viehwirtschaft in diesem Gebiet war auch nicht hinreichend entwickelt.⁴³ Im 18. Jahrhundert dominierten die Viehzucht und der Holzhandel in den Waldorten. Getreide war wegen der Kälte schwierig anzubauen. Der Weinbau, das spekulativste aller Agrarprodukte, beschäftigte die wohlhabenden Bauern und die Tagelöhner im Hügelland und im südlichen Wiesental. Die Dreifelderwirtschaft dominierte den Fruchtbau im Wiesental mit Winterfrucht, Sommerfrucht und Brachfeldern. Dinkel wurde immer noch am häufigsten angebaut, aber Gerste (gemischt mit Dinkel — genannt „Mischelfrucht“) verdrängte Hafer von der zweiten Stelle, welcher immer mehr als Pferdefutter benutzt wurde. Der Anbau von Weizen nahm im 18. Jahrhundert ständig zu. Um Müllheim war Roggen wichtig. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es kaum Getreibeüberschüsse für den Handel. Die Viehzucht, außer den Waldorten und der Gemeinde Mengen, war immer noch schwach entwickelt. Die Wälder hatten sich noch nicht von den früheren Kriegsverwüstungen erholt. Wein war praktisch das einzige Handelsprodukt. Diese Situation hatte sich mit der Jahrhundertmitte langsam geändert, als die Regierung die Errichtung von Kornhäusern in Lörrach (1753) und Müllheim (1757) veranlaßte. Die Kartoffel wurde 1713 im Hochland eingeführt; sie kam aus Burgund. Ihr Verbrauch nahm während des Jahrhunderts langsam zu, besonders in den Waldorten.⁴⁴

Die Viehzucht und der Holzhandel dominierten die Wirtschaft des vorderösterreichischen Schwarzwalds. Die Geschichte des Verlustes und Wiederaufbaues der Viehzucht im 17. und 18. Jahrhundert war hier ähnlich wie die im Oberland.⁴⁵ Freiburg war in der Frühneuzeit das Zentrum des Holzhandels im südbadischen Teil Vorderösterreichs. Neben Holz aus dem Wald um Freiburg selbst kam auch das aus dem Schwarzwald durch Flößereien dorthin. Der Flößereibetrieb war aber von 1633 bis 1719 geschlossen, weil das Holzbedürfnis wie die Einwohnerzahl im Breisgau drastisch abgesunken waren. Während dieser Zeit dominierten die Selbstwerber. Nach 1660 verkaufte die Stadt Freiburg ihre Waldanteile bei St. Märgen und St. Wilhelm an die dort ansässigen Bauern. Erst ab 1750 nahm die Nachfrage nach Holz wesentlich zu, während der Selbstwerberhandel abnahm.⁴⁶

Außer dem Schwarzwald gab es auch in Vorderösterreich Weinbau, z. B. um Ebringen (bei Freiburg), und Getreideanbau. Um Freiburg war Hafer 1675 weitgehend das häufigst angebaute Getreide (63,6 %), dann Roggen (24,5 %), Gerste (5,6 %), Weizen (3,9 %) und Mischelfrucht (2,1 %).⁴⁷ Die Akten des Freiburger Kornhauses zeigen einen starken Wandel des Getreideverbrauchs im 18. Jahrhundert in Vorderösterreich. Freiburg war der dominierende Markt im südbadischen Raum Vorderösterreichs, und der Verkauf von Früchten in dem Kornhaus dort war ein guter Indikator der Verhältnisse des Fruchthandels dieser Region. Für die Einwohner im Schwarzwald zeigt der Fruchthandel nur ihre Situation als Konsumenten, während er die Lage der Einwohner in der Rheinebene als Konsumenten und Produzenten darstellt. Bis in die 1730er Jahre blieb Hafer das wichtigste Getreide, aber in den folgenden 15 Jahren verlor er an Bedeutung. Roggen verdrängte den Hafer von der ersten Stelle, und Weizen und Molzer lagen dicht dahinter.⁴⁸

*Verkauftes Getreide im Freiburger Kornhaus im 18. Jahrhundert
Maße in Sester (= 18,8 Liter) und Prozent des Gesamtumsatzes*

	1732–36 %	1750/51 %	1751/51 %	1758–65 %	1765/66 %	1784 %
Hafer	11.080 59	218 12	54 3	— —	— —	— —
Roggen	856 5	524 28	842 43	6.220 37	564 29	515 33
Weizen	3.204 17	507 27	391 20	4.428 26	745 38	481 30
Molzer	— —	449 24	249 13	3.346 20	208 11	498 32
Halbweizen	— —	173 9	131 7	2.922 17	423 22	59 4
Gerste	2.168 12	14 1	285 15	— —	— —	19 1
Mischelfrucht	1.408 8	— —	— —	— —	— —	— —

In der Frühneuzeit war der zunehmende Gebrauch von Roggen und vor allem Weizen gegenüber Hafer und Gerste der Indikator eines verbesserten Lebensstandards. So war es im südbadischen Vorderösterreich. Weizen wurde sogar 1765/66 am häufigsten angebaut und in den 1790er Jahren und nach der Jahrhundertwende blieb sein Anbau konstant.

Im Oberamt Hochberg sah die Situation anders aus. Im 16. und 17. Jahrhundert trat Roggen an erste Stelle und dann Weizen als Wintergetreide auf dem Lößboden. Im Hof siedlungsgebiet war das Hauptgetreide Hafer, dann Roggen und Gerste. Bis zum Jahr 1774 hatte aber Gerste die erste Stelle auf der Rheinebene übernommen.⁴⁹

Anbauverhältnisse in Hochberg 1774: (Flächen in Jauchert)

	Gerste	Roggen	Weizen	Hafer
Eichstetten/ Rheinebene	378	300	161	13
Bahlingen/ Rheinebene	280	231	77	—
Teningen/ Rheinebene	153	156	176	—
Keppenbach/ Schwarzwald	7	22	6	56
Ottoschwanden/ Schwarzwald	8	29	6	70
	826 (39%)	738 (35%)	426 (20%)	139 (6%)

Seit dem 15. und 16. Jahrhundert hatte der Gemüseanbau zugenommen. In der Vorbergzone und am Kaiserstuhl gab es Weinanbau, aber am Anfang des 18. Jahrhunderts war es nur noch 25 bis 50 % des Umfangs von 1620. Die Viehbestände übertrafen die von 1620 erst 1720 im Kaiserstuhl, 1730 in der Rheinebene, 1740 in der Emmendinger Vorbergzone und erst viel später im Hof siedlungsgebiet. Der Kartoffelanbau setzte erst 1760 in Hochberg ein — fast ein halbes Jahrhundert später als im Oberland. Bis 1800 waren nur 4,5 bis 5 % der Ackerflächen damit bebaut.⁵⁰

Neben den schon erwähnten katastrophalen Mißernten von 1708/09 und 1770/71 gab es zwischen den ergiebigen Jahren viele andere harte Jahre und Mißernten, normalerweise durch schlechte Witterung entstanden.⁵¹ Die schlimmsten Jahre waren 1688/89, 1708/09, 1712, 1713, 1740, 1770/71, 1783, 1785 und 1788/89, während 1695, 1714 — 23, 1725, 1727 — 38, 1781, 1782 und 1798 gute Jahre waren. Also gab es in der Mitte des Untersuchungsraums mehr als ein halbes Jahrhundert (1714 bis 1768), das relativ selten von Mißernten geplagt wurde, was auch nach 1789 der Fall war.

Ein Blick in die damaligen Preisverhältnisse erläutert auch viel vom landwirtschaftlichen Zustand Südbadens. Das 18. Jahrhundert war eine Zeit steigender Preise in ganz Europa. Bis um 1740, als sich die Bevölkerungszahl ungefähr wieder an die des Jahres 1620 angeglichen hatte, war Deutschland mit dem Wiederaufbau nach den Kriegen des 17. Jahrhunderts beschäftigt. Es gab wenig Geld im Land und im allgemeinen niedrige Preise. Erst 1740 fing die Preissteigerung an (etwas später als z. B. in Frankreich), vielleicht weil die französische Besetzung im österreichischen Erbfolgekrieg wieder Geld ins Land brachte.⁵² Die Preisgeschichte Südbadens stellt nur einen Teil einer größeren, regionalen Agrarkonjunktur dar, welche auch Frankreich (besonders Elsaß) und die nordwestliche Schweiz umfaßt.⁵³ Ein Vergleich der Preis- kurve im badischen Oberland und in Vorderösterreich läßt eine relativ geringe Abweichung (auf lokale Zustände basierend) untereinander und der regionalen Konjunktur feststellen. Von der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis in das 18. Jahrhundert dominierte Basel den Wein- und Getreidemarkt des badischen Oberlands, aber nicht im 18. Jahrhundert den von Vorderösterreich. Nach 1648 fand eine lange, schwere Preisdepression statt, die von Inflationen in den großen Krisenjahren 1649 — 51, 1661/62, 1693/94, 1698/99, 1709 und 1712/13 und einem Aufschwung 1674 — 81 unterbrochen war. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fand sich das badische Oberland praktisch in einem Kolonialverhältnis zu seinem Marktort, dem kapitalstarken Basel. Wein war das wesentliche Überschußprodukt, das zu kommerziellen Zwecken produziert wurde, und der einzige Weinmarkt war Basel. Die Bauern und Tagelöhner waren hoch verschuldet, und ihre Gläubiger in Basel waren so stark, daß sie jeden Versuch des badischen Markgrafen, zugunsten seiner Untertanen in dem freien Markt zu intervenieren, mit Erfolg durch Boykottierung, künstliche Preisdepressionen und andere Mittel parieren konnten. Der katastrophale Winter von 1708/09, der nach mehreren Kriegsjahren folgte, verwüstete die oberbadische Wirtschaft so sehr, daß sie Jahrzehnte brauchte, um sich zu erholen. Die Ernte von 1709 war so gering, daß zum ersten Mal in der dreihundertjährigen Geschichte des Weinschlags, keine Preiseinigung mit Basel zustande kam. Die Schulden stiegen, und viele Ausschließungen folgten. Eine lange Reihe von überwiegend guten Ernten zwischen 1718 und 1738 ermöglichte eine langsame Erholung. Bis zur Mitte der 1730er Jahre waren die Schulden gesunken und ein ökonomischer Aufschwung begann. Von der Steigerung des Holzverbrauchs konnten die Waldorte, die ebenfalls 1708/09 schlimm getroffen worden waren, profitieren. Um 1750 waren die Gemeinden größtenteils entschuldet. In den 1740er und 1750er Jahren gabe es hohe Schwankungen in den Wein- und Roggenpreisen im Oberland (siehe Abbildungen 4 und 5).⁵⁴

Ab 1764 fing ein stetiger Aufstieg des Weinpreises an, der bis zum Ende des Jahrhunderts ging und 1770/71, 1786, 1789, 1793 und 1795 — 97 von scharfen Teuerungen

Abb. 4 Die Preise des Basler Weinschlags (1690 — 1790)
in Schilling pro Saum (Fünfjahresdurchschnitte)

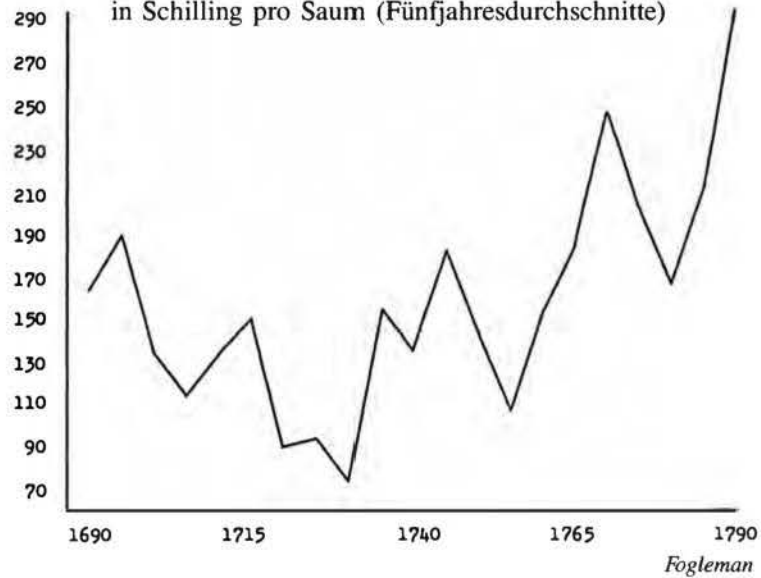
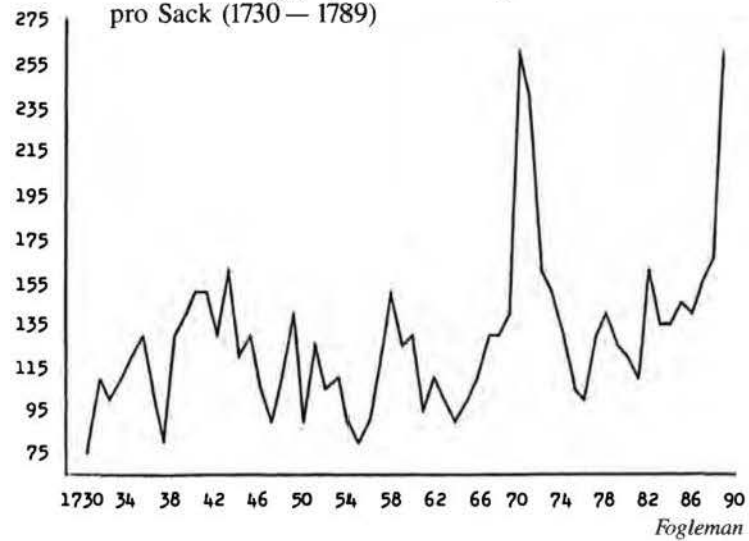


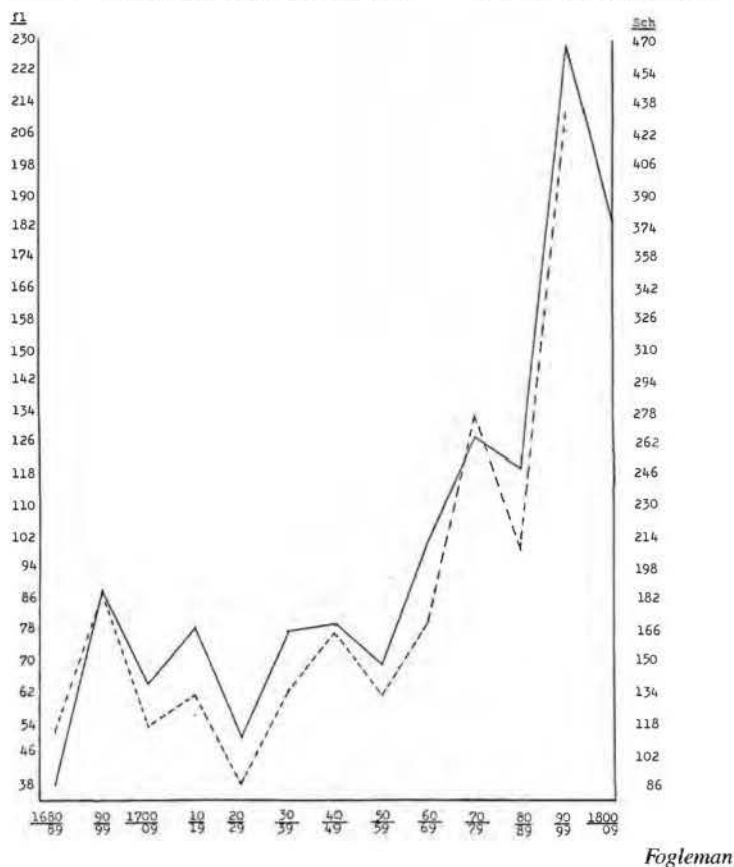
Abb. 5 Der Basler Roggenpreis in Pfennig
pro Sack (1730 — 1789)



unterbrochen wurde. Eine parallele Entwicklung des Roggenpreises gab es ein Jahr später (1765) mit großen Teuerungen in den Jahren 1770/71 und 1789. Am Ende des Jahrhunderts hatte das Oberland sein Kolonialverhältnis mit Basel gebrochen. Das Weinmonopol ging verloren, die Errichtung der Kornhäuser in Müllheim und

Lörrach in den 1750er Jahren und auch die von Karlsruhe geförderte Einführung der leichten Industrie (z. B. Spinnerei, Tuch- und Tabakfabriken usw.), ermöglichten eine unabhängigere, stabilere Wirtschaft im Oberland, welche die Krise von 1789 besser als 1709 durchstehen konnte.⁵⁵ Für die Bauern und Tagelöhner in den Reborten bedeutete diese Entwicklung eine Verbesserung ihrer Lage, aber für die Waldorte bedeutete sie dagegen eine Verschlechterung.

Abb. 6 Weinpreise in Gulden pro Fuder (Ebringen bei Freiburg) und in Schilling pro Saum (Basel -----) (Zehnjahresdurchschnitte)



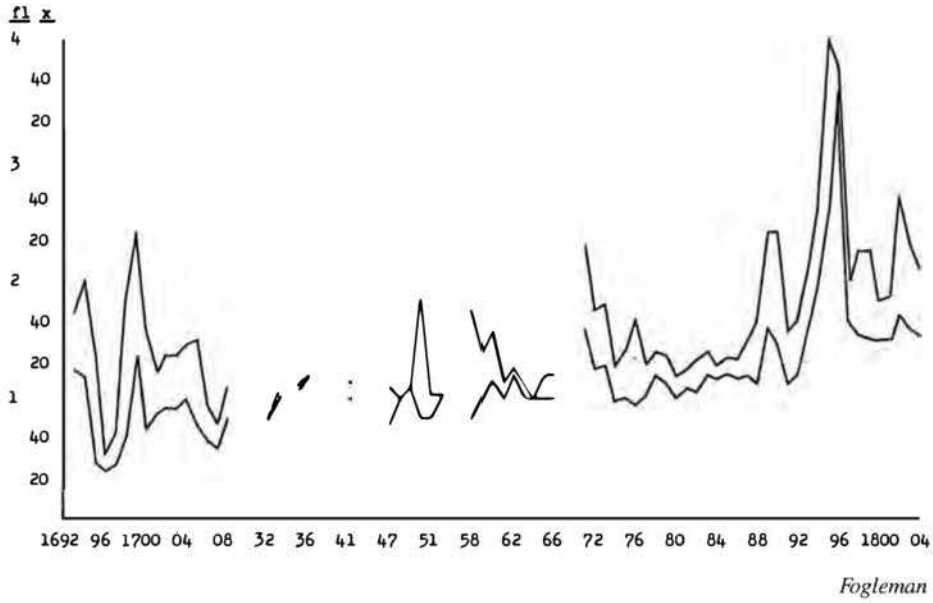
VI.

Obgleich die Agrarkonjunktur Vorderösterreichs nicht von Basel dominiert wurde, waren die Schwankungen der Preise des Getreides und besonders des Weins sehr ähnlich wie die von Basel. Ein Vergleich der Weinpreise von Basel und Ebringen (bei Freiburg) unterstützt die von Dreyfus und Straub vertretene Auffassung von einer regionalen Agrarkonjunktur (siehe Abbildung 6).⁵⁶ Aber weiter nördlich in Steinbach (bei Baden-Baden) waren die Preise viel niedriger als in Ebringen — im Schnitt

von 1680 bis 1809 20,4 % niedriger — und das Preisverhältnis weicht etwas von den von Basel und Ebringen ab, obwohl es im großen und ganzen mit den anderen vergleichbar ist. Die Fruchtpreise des Freiburger Kornhauses lassen auf den wirtschaftlichen Zustand Vorderösterreichs im 18. Jahrhundert schließen. Für die Zeit von 1693 bis 1708 und ab 1771 gibt es relativ vollständige Preislisten. Dazwischen sind die Preisangaben sehr lückenhaft. Es fehlen leider Preise für die zwei Krisenjahre 1709 und 1770. Die für Weizen (ein immer wichtiger werdendes Nahrungsmittel im 18. Jahrhundert) sind am vollständigsten erhalten (siehe Abbildung 7).⁵⁷ Außer dem Problem der fehlenden Preise für manche Jahre, gibt es auch das Problem, für welchen Zeitpunkt im Jahr man sie darstellen soll. Hier werden die tiefsten und höchsten Preise des Jahres gezeigt. Die tiefsten und höchsten Punkte markieren nicht regelmäßige Jahreszeiten, sondern sind sehr wechselnd nach dem Monat des Jahres. Es wäre logisch, anzunehmen, daß es im Herbst nach der letzten Ernte die niedrigsten Preise geben würde, aber dies war nicht immer der Fall. Während einer Inflationsperiode stiegen die Preise mit jedem Monat, z. B. von Juli eines Jahres bis zum Juni des nächsten Jahres. Der Weizenpreis während des Teuerungsjahres 1795 war z. B. am tiefsten im Januar und am höchsten im Oktober. Er erreichte seinen tiefsten Punkt im Untersuchungsraum im Juni 1696 und dann wieder im September (20 Kreuzer pro Sester), aber auch im September (sowohl wie Januar, Februar und Dezember) erreichte er den höchsten Punkt des Jahres (28 Kreuzer). Wenn man den Preis von einer bestimmten Jahreszeit, z. B. St. Martinstag (11. November), darstellt, wie Straub den Roggenpreis von Müllheim,⁵⁸ dann könnte man nicht sicher sein, ob dieser Preis eine hohe, niedrige oder mittlere Darstellung des Jahrespreises war. Aber weil die Freiburger Preise von 1709 bis 1770 so lückenhaft sind, müssen sie um die Müllheimer Martinipreise ergänzt werden, um eine relativ vollständige Darstellung der Fruchtkonjunktur des mittleren Teils des Untersuchungsraums zu konstruieren. Mit dem Martinipreis kann man zumindest die Verhältnisse von Jahr zu Jahr darstellen, wenn nicht innerhalb eines Jahres (siehe Abbildung 8).⁵⁹ In der Zeit 1732 bis 1760 war der Müllheimer Roggenpreis etwas höher als der Freiburger und danach etwas niedriger.

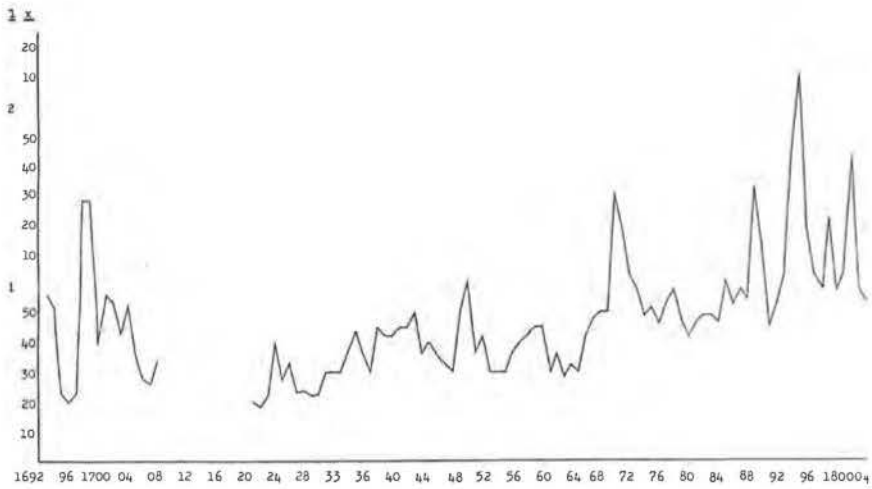
Diese Grafik zeigt vier ökonomische Perioden des Fruchtanbaus im mittleren Raum Südbadens, die etwas vom Ergebnis Dreyfus' und Straubs für das Oberrheingebiet abweichen. Die erste Periode (1693 — 1701) ist von wilden Schwankungen des Roggenpreises charakterisiert: Bis 1696 gab es eine Senkung der Preiskurve zum tiefsten Punkt des Jahrhunderts und dann 1697 bis 1698 die größte einjährige Teuerung des Jahrhunderts (von 24x pro Sester bis 1 fl 28x). Nach 1699 fällt die Kurve wieder bis auf 40x um 1700 und dann kommt 1701 wieder eine Steigerung bis 56x. Es ist schwierig, diese Periode ohne frühere Angaben zu verstehen. Dies ist die Zeit der allgemeinen Depression nach 1648. Darüber hinaus waren 1698 und 1699 Friedensjahre. Der Pfälzische Erbfolgekrieg ging schon 1697 zu Ende. Der Basler Weinschlag erreichte 1693 seinen höchsten Punkt. Die Preise von 1697 und 1697 waren relativ hoch, während sie 1698 kaum anstiegen und 1699 schon wieder nach unten gingen. Bis 1698 hingen die Konjunkturen aller Getreidepreise eng zusammen, aber während der Teuerung 1699 stieg der Preis des Hafers (des wichtigsten Nahrungsmittels damals) nicht so sehr wie die anderen, und 1700 bis 1701 fiel er auch nicht so sehr wie

Abb. 7 Freiburger Weizenpreis (Höchst- und Tiefstpreis des Jahres) in Gulden und Kreuzer pro Sester (1693 — 1804)



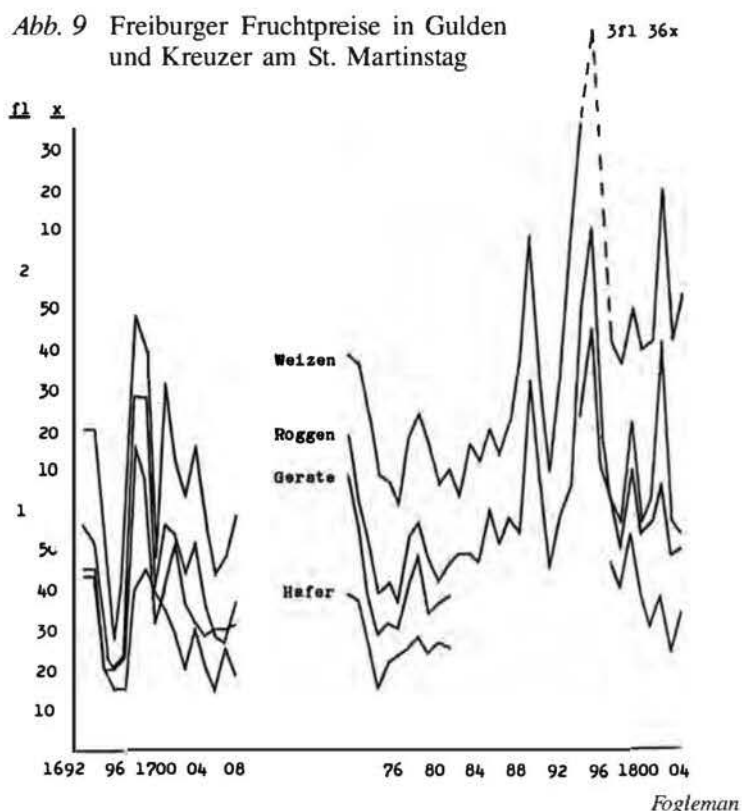
Fogleman

Abb. 8 Freiburger und Müllheimer Roggenpreis in Gulden und Kreuzer pro Sester (1693 — 1804)



Fogleman

die anderen, und 1700 bis 1701 fiel er auch nicht stark (siehe Abbildung 9).⁶⁰ In der zweiten Periode (1702 — 1730) fand eine Depression statt, welche bestimmt von einer Teuerung 1709 unterbrochen wurde. (Eine Preisangabe für dies Jahr fehlt.) Bis 1707 weicht nur Gerste von der Allgemeinkonjunktur etwas ab und 1708 Hafer. Die Periode 1731 — 1765 ist charakterisiert durch einen kurzen Aufstieg und dann von stabilen Preisen mit relativ milden Teuerungen. In Basel begann der Roggenpreis auch 1731 zu steigen (siehe Abbildung 5), aber danach war er weniger stabil und 1750 fiel er scharf, während in Müllheim und Freiburg der höchste Preis der Periode erzielt



wurde. Diese Situation wiederholte sich im nächsten Jahrzehnt, als der Basler Preis 1759 nach einer Teuerung fiel, während der von Müllheim bis 1760 hoch blieb und der Freiburger seinen Höhepunkt ein Jahr später erreichte. Im allgemeinen waren dann die Teuerungen in dieser Periode nördlich etwas milder als im Süden, und die Preise tendierten dazu, länger hoch zu bleiben. In der vierten Periode (1766 — 1803) fand ein langsamer Aufstieg des Preises mit starken Teuerungen statt. Dieser Aufstieg begann ein Jahr später als in Basel. Die stärkste Teuerung war in den Jahren 1770, 1789, 1795 und 1802. Obwohl die Preise kurz danach immer scharf fielen, blieben sie in der Regel auf einem höheren Niveau als in der Zeit vor der Teuerung. Am

idealsten für die Bauern im 18. Jahrhundert wäre ein langsamer aber stetiger Anstieg der Fruchtpreise gewesen, ohne die Teuerungsjahre. Die Freiburger bzw. Müllheimer Preiskurve weist auf eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Situation ab 1731 hin, besonders ab 1766, obwohl es mehrere harte Teuerungen in diesen Jahren gab. Die Weinpreiskurve von Ebringen unterstützt diese These, da sie sehr ähnlich der des Roggenpreises ist (siehe Abbildung 10).⁶¹ Die Depression des Weinpreises dauerte ebenfalls bis 1730. Die Jahre 1693, 1702, 1703 und 1709 waren wegen des schlechten Wetters totale Fehljahre (gezeichnet mit gebrochener Linie) und im Jahr 1713, sowohl wie 1744 und 1745, nahmen die Franzosen alles weg. Die gebrochenen Linien korrespondieren ungefähr mit den Teuerungen der Roggenpreiskonjunktur um diese Zeit und haben praktisch dieselbe Bedeutung. Ab 1731 fand ein kurzer Anstieg des Ebringer Weinpreises statt und dann stabilisierten sich die Preise mit milden Teuerungen. Diese Periode endete 1761 (vier Jahre früher als die des Roggenpreises), und von 1762 bis 1804 stieg die Weinpreiskonjunktur langsam an und wurde wie die des Roggenpreises von starken Teuerungen betroffen.

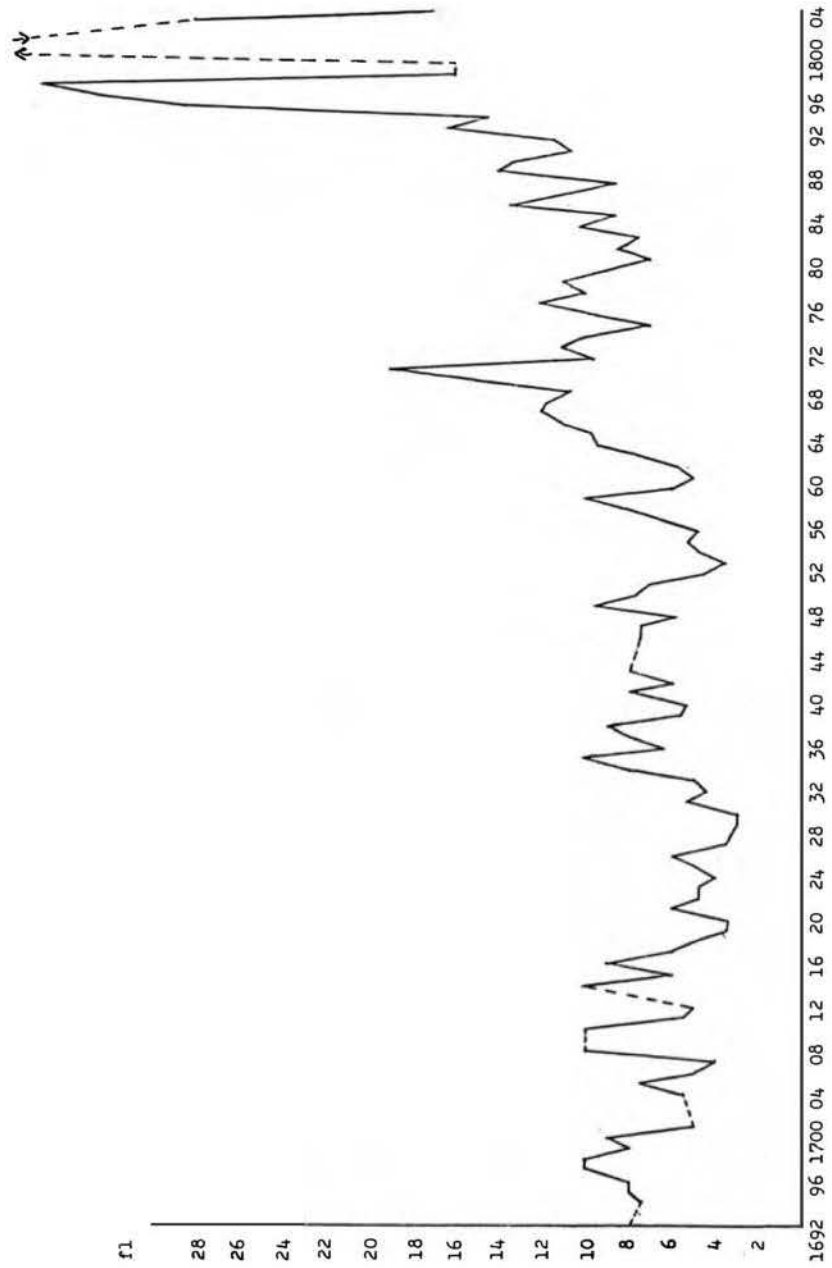
Es ist leider nicht möglich, eine Preiskurve für den nördlichen Bereich des Untersuchungsraums aufzustellen.⁶² Emmendingen besaß das Marktrecht seit Jahrhunderten, aber es sind wenige Akten mit Preisen erhalten. Die Preise dort waren wahrscheinlich nicht sehr anders als die in Freiburg.

VII.

Im 18. Jahrhundert gab es also einige Anzeichen einer allgemeinen Verbesserung der klimatischen und landwirtschaftlichen Verhältnisse in Südbaden. Trotz furchtbarer Unwetter- und Fehljahre ist das Klima etwas milder geworden. Der zunehmende Verbrauch von Weizen und Roggen gegenüber Hafer und Gerste weist auf einen besseren Lebensstandard hin. Darüber hinaus erholte sich langsam die Viehzucht und, zumindest um Freiburg, der Holzhandel. Vielleicht um nicht von diesen Entwicklungen getrennt zu werden, nahm die Bevölkerungszahl in den Realteilungsgebieten weiter zu und dieses verursachte eine Verschlechterung der Lage mancher Schichten der Bevölkerung. Wegen extremer Güterzersplitterung wurden sie immer weniger fähig, die gelegentlichen Wirtschaftskatastrophen zu ertragen.

Vor diesem größeren demographischen und wirtschaftlichen Hintergrund werden zunächst die Verhältnisse in vier Gemeinden intensiver untersucht. Die Gemeinden sind Hinterzarten, Emmendingen, Lörrach und St. Peter (siehe Abbildung 1) und wurden ausgewählt, weil sie die beste Darstellung der wesentlichen Faktoren der Auswanderung aus Südbaden anbieten. Diese Gruppen repräsentiert jede Auswanderungsstufe von Abbildung 1: Hinterzarten, 7 Fälle (Stufe 1), Emmendingen, 40 Fälle (Stufe 2), Lörrach, 70 Fälle (Stufe 3) und St. Peter, 105 Fälle (Stufe 4). Darüber hinaus sind sie geographisch über den Untersuchungsraum zerstreut: Emmendingen liegt im Norden, Lörrach im Süden, und Hinterzarten und St. Peter liegen dazwischen. Zwei sind Berggemeinden (St. Peter und Hinterzarten) und haben damit eine ganz andere Wirtschaftsbasis als die beiden anderen — Emmendingen liegt in der Rheinebene und Lörrach in der Vorbergzone, neben der Wiese und nicht weit vom Rhein. St. Peter und Hinterzarten gehörten dem katholischen Vorderösterreich, während Emmendingen

Abb. 10 Ebringer Weinpreise in Gulden pro Saum (1692 – 1804)



Fogleman

gen und Lörrach im evangelischen Baden-Durlach lagen. St. Peter und Hinterzarten waren leibeigene, ländliche Dorfgemeinden (obwohl St. Peter ein relativ großes Herrschaftsgebiet war), und Emmendingen und Lörrach waren leibfreie Kleinstädte. Schließlich erlitten St. Peter und Lörrach sehr schwere Beschädigungen während der Kriege des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts, was weniger der Fall bei Emmendingen und kaum bei Hinterzarten war. Eine Analyse der Situation dieser Gemeinden vor dem schon Festgestellten wird eine gewisse Verallgemeinerung der Gründe und der Natur der Auswanderung aus Südbaden ermöglichen.

VII a.

Die erste Untersuchungsgemeinde ist **Hinterzarten**. Sie ist eine Schwarzwald-Berggemeinde, die im 18. Jahrhundert der Sickinger Herrschaft in Vorderösterreich gehörte und zu 100 % katholisch war.⁶³ Hinterzarten liegt etwa 26 Kilometer südöstlich von Freiburg und etwa 10 Kilometer westlich von Neustadt. Die Quellenlage für eine solche Untersuchung ist relativ günstig. Die wichtigste Quelle ist eine unveröffentlichte Ortschronik von dem damaligen Pfarrer Vincenz Zahn (1778 bis 1844), welche ab 1810 verfaßt wurde.⁶⁴ Das Original, eine handschriftliche Kopie davon und mehrere Schreibmaschinenkopien sind in Hinterzarten zu finden, meistens privat.⁶⁵ Wichtig für die Feststellung der Zahl der Höfe und damit die Wirkung des Erbrechts ist das „Rothe Buch“, das 1446 von Jacob von Landegg zusammengestellt wurde.⁶⁶ Die Kirchenbücher in dem katholischen Pfarrarchiv lassen wichtige demographische Angaben feststellen.⁶⁷ Nicht zu vergessen sind die Angaben Werner Hackers über die Hinterzartener Auswanderer. Die geschichtliche Literatur ist zum größten Teil von Ekkehard Liehl verfaßt.⁶⁸

Die erste Auswanderung fand hier 1713 bzw. 1722 statt. Sie bezog sich auf eine Gruppenauswanderung aus dem Schwarzwald in die Steiermark (Österreich) im Jahr 1713 (20 Fälle) bzw. 1714 (2 Fälle) und dann eine Weiterwanderung später, wahrscheinlich nach Ungarn. Da 15 von diesen Fällen aus St. Peter waren, wird diese Auswanderung später behandelt. Der Fall von 1751 bezieht sich auf eine Frau, deren Mann aus dem Teil von Eschbach kam, der unter der Herrschaft von St. Peter stand. Ihr Mann und sie selbst werden zu St. Peter gezählt werden. Zwei Auswanderer waren ledig (11 %) und beim vierten Fall handelt es sich um einen Mann und eine Frau, die auswanderten, um zu heiraten.⁷⁰ Die Auswanderer im dritten, fünften und sechsten Fall waren relativ vermögend. Das Fehlen einer Vermögensangabe im ersten und siebenten Fall bedeutet nicht, daß die Abziehenden ohne Geld waren, sondern daß es einfach keine Information darüber gibt. Dasselbe gilt für die Manumissionsgebühr. Es ist nicht sicher, ob es sich im ersten, dritten und fünften bis siebenten Fall um Leibfreie handelte. Alle waren aus der Gemeinde Hinterzarten, aber nur einer, höchstens zwei, kamen aus dem Dorf selbst. Die anderen waren über die Gegend verteilt. Keine Berufe und nur ein Lebensalter sind feststellbar⁷¹ und fast alle wanderten nach Ungarn aus.

Die Einwohnerzahl Hinterzartens im Jahr 1809 war 618, woraus sich eine Auswanderungsziffer von 1,1 (7 Fälle zu 618) konstruieren läßt (Stufe 1). Aber in dieser Volkszählung war die Gemeinde Feldberg-Bärental (1 Fall) mitgerechnet, so daß die Hinterzartener Ziffer etwas höher sein müßte. Sieben Fälle und fünfzehn Personen

sind eigentlich nicht so viel, wenn sie die Auswanderung von 115 Jahren darstellen, und diese Zahlen sind hoch für eine Stufe 1-Gemeinde. Wichtiger für Hinterzarten sind die demographischen, sozialen, ökonomischen und politischen Verhältnisse, die darauf hinweisen, warum so wenige auswanderten.

Die Entwicklung der Einwohnerzahl Hinterzartens im 18. Jahrhundert ist schwierig festzustellen, da die verschiedenen Quellen sich widersprechen:

1766 — 827 davon 637 Kommunikanten (Zahn)

1783 — 900 (etwa) Seelen (Liehl)⁷²

1784 — 689 Seelen (Zahn)

1809 — 618 (Volkszählung, inkl. Feldberg)

1810 — 866 anwesende Seelen. Mit Dienstboten, sich in der Pfarrei aufhaltenden, einspännigen und Hintersassenfamilien = 1.000 (Zahn)

Trotz dieser verwirrenden Angaben weisen mehrere Aspekte auf eine relativ stabile Einwohnerzahl im 18. Jahrhundert hin: Erstens die niedrige Zahl der Volkszählung von 1809, welche mit systematischeren Methoden durchgeführt wurde. Zweitens schrieb Zahn, daß die Durchschnittsseelenzahl in den letzten 100 Jahren 1.050 war, daß sie ohne Abwesende mit Fremden 950 war und daß sie nach der Pfarrerrichtungs-urkunde 850 betrug. Drittens war die Zahl der Geburten von 1685 bis 1709 fast gleich wie die Zahl von 1785 bis 1809 (680 bzw. 688).⁷³ Es gibt kein Sterbebuch mehr. Zahn hat einige Sterbezahlen, aber sie stellen nur Todesfälle von Verheirateten dar. Es ist möglich, daß das Durchschnittssterbealter sich erhöhte und damit die Einwohnerzahl wuchs, aber das kann nicht sicher festgestellt werden. Ferner, war das Durchschnittsheiratsalter von 1784 bis 1803 mit 34,7 für die Männer und 31,7 für die Frauen ziemlich hoch, was normalerweise mit einer geringeren Kinderzahl verbunden ist. Das Durchschnittsheiratsalter derjenigen unter 40 Jahren war auch hoch: 30,3 bzw. 28,3. (Diese Zahlen stellten ungefähr diejenigen dar, die noch nie geheiratet hatten.)⁷⁴ Es gibt keine Trauungsbücher vor 1784 mehr, aber es ist schwierig vorzustellen, daß diese hohe Zahlen eine Herabsetzung des Durchschnittsheiratsalter darstellen. Es sieht dann so aus, als ob diese Schwarzwaldgemeinde nicht von der Bevölkerungsexplosion des 18. Jahrhunderts betroffen wurde.

Eng verbunden mit diesen demographischen Verhältnissen war das herrschende Minoraterbrecht.⁷⁵ Hier, tief im vorderösterreichischen Schwarzwald, liegt ein Beispiel einer von Eberhard Gothein beschriebenen Gemeinde vor (siehe Anmerkung 32 und den Text auf Seite 104 f.). Die Wirkung dieses Erbrechts ist am besten an der Zahl der Höfe gezeigt. Vom 15. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts hatte die Zahl der Höfe nur wenig zugenommen (von 32 auf 38) und im 19. Jahrhundert ist sie sogar abgesunken.⁷⁶ Heute gibt es nur 22 Höfe in der Gemeinde Hinterzarten, die ausschließlich landwirtschaftliche Betriebe sind.⁷⁷ Die Namen und Grenzen der Höfe sind in den Jahren 1446, 1810 und 1986 nicht wesentlich anders. Zahn schrieb, daß eine Karte aus seiner Zeit nicht viel anders aussah als eine von 1446. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Höfe unter der Sickingischen Herrschaft waren auch sehr stabil. Der Bodenzins und sonstige Abgaben z. B. des Kesslerhofs sind von 1446 bis 1773 ebenso wie die Größe (83 ha) und der Umfang des Hofes gleichgeblieben.

Das politische Verhältnis zwischen den Hinterzartener Untertanen und der Sickingischen Herrschaft in Ebnet bei Freiburg war vielleicht weniger gespannt als in ande-

ren Gebieten Südbadens. Als ein Teil des Habsburgerreichs hatten die Sickinger die folgenden herrschaftlichen Rechte gegenüber ihren leibeigenen Untertanen in Hinterzarten: 1. Sie bekamen ein Drittel der Kaufsumme von jedem verkauften Haus oder Grundstück. 2. Beim Ableben eines Bauers bekamen sie den Fall oder Leibfall, d. h. das beste Pferd, Vieh oder Kleid. (Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft wurden sie taxiert.) 3. Von jedem Grundbesitzer sammelten sie jährlich einen Bodenzins. Zahn schrieb aber, daß dies kaum 100 fl für die ganze Gemeinde ausmachte. 4. Sie besaßen Jagd- und Fronbezugsrechte, die für Hinterzarten unbedeutend gewesen sein sollen. 5. Hinterzarten mußte einen Brückenzoll von 120 fl im Jahr an Ebnet bezahlen. Die größte Last für die Hinterzarter war das erste Recht, aber Zahn charakterisierte dieses Verhältnis als „großzügig.“⁷⁸

Die Einwohnerstruktur des Kesslerhofs gibt ein gutes Abbild der sozialen Verhältnisse des landwirtschaftlichen Sektors von Hinterzarten. 16 Personen lebten darauf und zwar der Bauer und die Bäuerin, ihre zwei Kinder, ein Knecht und ein Unterknecht, die Magd und eine Untermagd, zwei Hirtenbuben, der Altbauer mit seiner zweiten Frau und drei Kindern und eine ledige Frauensperson. Daneben waren Hausleute in der Mühle — der Hausmann, seine Frau, ihre sechs Kinder und eine ledige Frau.⁷⁹ Man sieht hier die Wirkung des geschlossenen Erbrechts. Der Hof mußte auch die Nichterbenden unterstützen, die auf ihm alle möglichen Arbeiten fanden. Eine gewisse Oligarchisierung fand also statt. Die wenigen Hofbesitzer waren die Privilegierten, und jeder herrschte über eine kleine Gesellschaft. Die soziale Herrschaft hatte aber ihre ökonomischen Nachteile. Zahn schrieb, daß die großen Bauern hoch verschuldet wären und immer mehr an Löhnen an ihre unteren Schichten bezahlen mußten. Er meinte, daß es dem Tagelöhner mit ein paar Kühen besser ginge.

Neben den 38 Höfen gab es am Anfang des 19. Jahrhunderts 46 selbstständige „Häuslein“ und 20 Hofhäuslein, worin die Tagelöhnerfamilien wohnten. Andere bewohnte Häuser waren das Jagdhaus der Sickinger, drei andere herrschaftliche Häuser und das Pfarrhaus. Es gab 45 Handwerker mit fünf Knechten oder Gesellen in Hinterzarten. 15 Personen aus neun Familien waren mit der Uhrenmacherei beschäftigt,⁸⁰ welche sich am Anfang des 19. Jahrhunderts in einer Niedergangsphase befand.⁸¹ Am Ende des Untersuchungszeitraums waren etwa 10 bis 15 in der neuen Löffelmacherei tätig. Es gab auch zwei Strohhutmacher und zwei Baumwollspinnerrinnen. Der Handel mit Glas und Uhren beschäftigte 12 bzw. 11 Leute und der mit anderen Waren 13 Leute. Schließlich gab es ein Posthaus mit einer Wirtschaft und zwei Tierärzte.⁸² Die berufliche Struktur sah insgesamt also folgendermaßen aus:

„Einheiten“		
84 Agrar	38	Höfe (inkl. die 20 Hofhäuslein)
	46	selbständige Tagelöhner
	um 10	Manufaktur und Handel
63 „Stadt“	47	Handwerker (inkl. Knechte und Gesellen) und Professionalisten (die zwei Tierärzte)
	6	andere (die Sickinger, der Pfarrer und das Postamt)
	<hr/> 147	

Eine „Einheit“ bezeichnet eine relativ unabhängige Wirtschaft oder Tätigkeit, welche eine oder mehrere Personen beschäftigt, um bestimmte Produkte (auch agrarische) fertigzustellen oder Dienste anzubieten. Diese sozial-ökonomische Momentaufnahme läßt erkennen, daß am Ende des 18. Jahrhunderts eine sehr hohe Prozentzahl der Einwohner Hinterzartens nicht-agrarischen Beschäftigungen nachgingen. Die Zahl der Angehörigen der agrarischen Einheiten war im Schnitt viel höher als die der anderen (siehe den Fall von Kesslerhof), aber es ist trotzdem bedeutsam, daß so viele in nicht-agrarischen Berufen tätig waren. Sie stellten eine relativ flexiblere Wirtschaft und Gesellschaft dar, die den Hinterzartenern vielfältige Arbeitsmöglichkeiten boten.

Die Viehzucht war der Haupteerwerbszweig der agrarischen Seite der Wirtschaft. Hafer, Sommerroggen und Gerste wurden angepflanzt, aber wenige Bauern hatten genug für ihren eigenen Bedarf. Alle mußten Frucht kaufen und waren damit wahrscheinlich von dem Markt in Freiburg abhängig. Der Kartoffelanbau begann in der Mitte des 18. Jahrhunderts und brachte eine Verbesserung der Ernährungsweise, obwohl die Kartoffel im frühen 19. Jahrhundert noch kein Hauptnahrungsmittel war. Während des 18. Jahrhunderts war der Holzhandel in einer Rückgangsphase. Zahn schrieb, daß „die meisten Waldungen ziemlich ausgehauen und die Holzpreise im steigen sind.“ . . .⁸³ Die Abholzung des Urwalds schaffte mehr Raum für Weideflächen und damit für die Viehzucht. Hinterzarten blieb nicht von den Unwetterjahren unberührt, besonders 1709, 1713 und 1747,⁸⁴ und 1794 erlebte man auch dort ein schlimmes Teuerungsjahr.⁸⁵ Als die Holzwirtschaft immer mehr abnahm, wurde sie zumindest teilweise von der Kleinindustrie und dem Handel ersetzt. Die Verbesserung und Sicherung der Straße durch das Höllental nach Freiburg ermöglichten eine Zunahme des Uhr- und Glashandels, der (wie schon gezeigt) eine nicht unbedeutende Zahl von Personen am Ende des Untersuchungsraums beschäftigte und für Hinterzarten einen „gewaltigen Wirtschaftsaufschwung“ bedeutete.⁸⁶

Die Leiden Hinterzartens während der Kriege dieser Zeit sind nicht mit denen der Rheinebene zu vergleichen, aber es blieb doch nicht unberührt von diesen Ereignissen. Im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert fanden gelegentlich Fälle von Brandstiftungen und Mord durch Soldaten statt. Von 1676 bis 1678, 1690/91 und 1744 kamen viele Flüchtlinge nach Hinterzarten, besonders aus Freiburg. Es gab auch die gewöhnlichen Einquartierungen und Durchzüge. Die Vorgänge wiederholten sich ab 1789, steigerten sich aber nicht so stark bis 1796. Auch danach betrafen die vielen Plünderungen und Brandstiftungen eher die Gebiete um Hinterzarten und weniger die Gemeinde selbst.⁸⁷

Hinterzarten war also eine Gemeinde mit einer sehr stabil bleibenden Bevölkerungszahl im 18. Jahrhundert, die nicht den wachsenden Druck auf die Gegend ausübte, der so viele andere Gebiete in Südbaden und Deutschland bedrohte. Das jahrzehnte alte geschlossene Erbrecht spielte hier eine wichtige Rolle, da es die landwirtschaftlichen Möglichkeiten von vielen Leuten begrenzte. Sie haben deshalb spät geheiratet und nur wenige Kinder gehabt — am Ende des Untersuchungsraums nicht mehr als am Anfang. Darüber hinaus war die politische Herrschaft relativ mild, und die Einführung der Kleinindustrie und des Handels beschäftigte einen großen Teil der Bevölkerung und sicherte eine flexiblere Wirtschaft. Zudem blieben die

schlimmsten Schrecken des Krieges außerhalb der Gemeinde. Aus diesen Gründen wanderten verhältnismäßig wenige Leute aus Hinterzarten aus.

VII b

Die nächste Untersuchungsgemeinde ist E m m e n d i n g e n . Es liegt an der Elz an der Grenze zwischen der Rheinebene und der Vorbergzone. Dort war der Verwaltungssitz des alten Baden-Durlachischen Oberamts Hochberg. Emmendingen war damals überwiegend protestantisch (91 bis 95 %).⁸⁸ Es gibt etwas Literatur über Emmendingen selbst,⁸⁹ dazu die schon zitierte Arbeit von Albrecht Strobel über Hochberg, die auch viel über diesen Ort bringt.⁹⁰

Die Struktur der Emmendinger Auswanderung ist nach Hackers Listen und nach den Ratsprotokollen der Stadt Emmendingen (jetzt im Stadtarchiv) festzustellen.⁹¹ Mindestens 22 Fälle (55 %) wanderten nach Ungarn aus, fünf nach Galizien, vier nach Siebenbürgen, einer nach Frankreich, einer nach Rußland, einer nach Preußen, sechs Zielländer sind unbekannt. 1791 fand die größte Auswanderung statt (sieben Fälle) und dann 1749 (vier Fälle). Sonst gab es in einem Jahr nie mehr als zwei Fälle — was gegen eine Gruppenauswanderung spricht. Eine Rückwanderungszahl (1790 von Ungarn) ist bekannt. Die hohe Zahl im folgenden Jahr ist vielleicht durch Werbung zu erklären, die aufgrund der Erlebnisse der Auswanderer sich entwickelte. Außer der bekannten Siebenbürgen-Auswanderung von 1749/50, woran zwei bis drei Emmendinger beteiligt waren, und der von Josef II. geförderten Galizienauswanderung (1782 — 85) mit fünf Fällen, wanderten die Emmendinger fast ausschließlich nach Ungarn aus. Mindestens zwei wanderten 1791/92 nach Franzfeld im Banat (damals Südungarn, heute Jugoslawien etwas nördlich von Belgrad) aus. Die Franzfelder Siedlung war ausgezeichnet organisiert und warb in starkem Maße in Baden für die Auswanderung.⁹² Wichtig zu bemerken ist, daß es nur einen Fall (drei Personen) vor 1749 (im Jahr 1690) gibt. Darüber hinaus gab es eine hohe Zahl von Einzelwanderern, was oft für eine Charakteristik der Auswanderung speziell im 19. und 20. Jahrhundert gehalten wird. Obwohl es sich um eine Mindestzahl handelt, erscheint die Zahl von 64 Personen ziemlich niedrig für 40 Auswanderungsfälle zu sein. Sechs Leute wanderten aus, um jemanden aus einer anderen Gemeinde zu heiraten.⁹³

Von den 14 bekannten Berufen der Auswanderer waren neun Handwerker. Denn die Lage der Handwerker war im 18. Jahrhundert in Emmendingen im allgemeinen schlecht. Viele mußten zusätzlich „grobe Bauernarbeit“ verrichten, um zu überleben.⁹⁴ Mindestens ein Auswanderer war in dieser Lage.

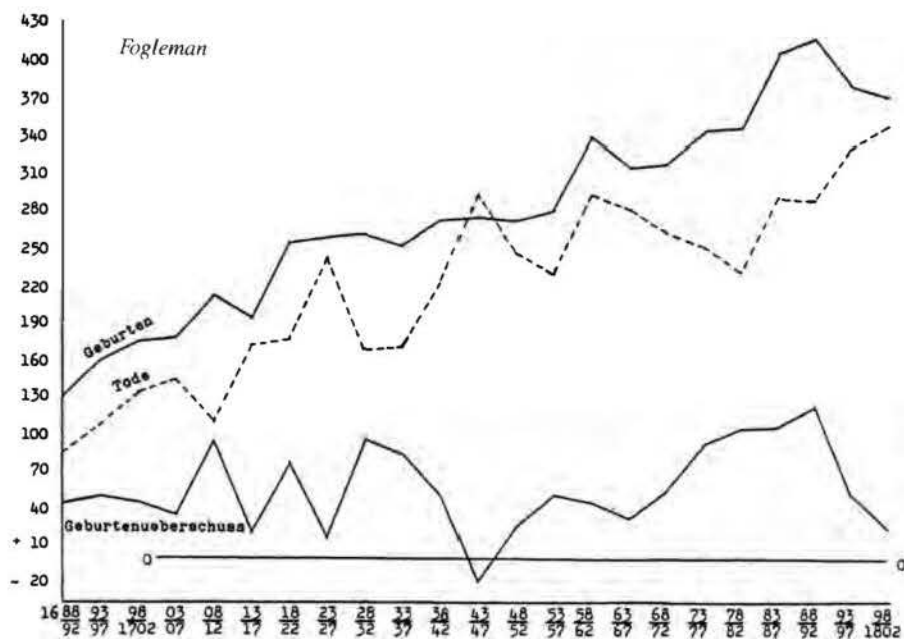
Die demographische Geschichte Emmendingens während dieser Zeit war ganz anders als die Hinterzartens. Im frühen 17. Jahrhundert nahm die Bevölkerungszahl Emmendingens zu.⁹⁵ Da die Stadt Emmendingen in der Rheinebene lag, erfuhr sie dafür die schlimmeren Kriegsereignisse jener Zeit. Die Zahl der Männer sank von 110 im Jahr 1627 auf 48 im Jahr 1653. Es waren 1653/54 nur acht Bürger aus den Jahren 1624/25 übrig. Ferner gab es neun einheimische Neubürger, fünfzehn fremde Neubürger und sieben fremde Hintersaßen — d. h. mehr Einwanderer als sonst.⁹⁶ Emmendingen wurde praktisch zum kleinen Dorf. Die Einwanderung (vor allem aus der

Schweiz) und ein hoher Geburtenüberschuß führten zu seiner Wiederbevölkerung in den folgenden Jahrzehnten. Die Emmendinger Kirchenbücher zeigen jedoch, daß die Geburtenrate im 18. Jahrhundert stetig zunahm. Die Sterberate nahm zwar auch zu, aber mit mehr Schwankungen. Es gab fast immer einen Geburtenüberschuß, der in den meisten Jahren besonders hoch war (siehe Abbildung 11).⁹⁷ Es ist möglich, daß die Zahlen nicht so genau sind, aber eine rasche Aufwärtsentwicklung der Bevölkerung im 18. Jahrhundert ist zweifellos zu beobachten.⁹⁸

Bevölkerungszahl der Gemeinde Emmendingen 1650 – 1810

1650	133	1700	380	1750	665	1800	1.374
1660	261	1710	454	1760	782	1809	1.365
1670	321	1720	567	1770	1.016	1810	1.398
1680	292	1730	611	1780	1.176		
1690	320	1740	715	1790	1.331		

Abb. 11 Geburten, Tote und der Geburtenüberschuß in der Gemeinde Emmendingen in Fünfjahresabschnitten (1688 – 1802)



Wie die demographische Entwicklung, so war auch das Erbrecht in Emmendingen anders als in Hinterzarten. Hier in der Rheinebene herrschte die Realteilung. Die Stadt Emmendingen hatte viel Beziehungen zum Umland und viele Einwohner arbeiteten dort. Es ist nicht möglich, die genaue Zahl der Güter während des Jahrhunderts

festzustellen, weil es keine Quellen dafür gibt (was oft der Fall in Realteilungsgebieten ist). Aber die Situation in Niederemmendingen (heute in die Stadt eingemeindet) weist darauf hin, daß die Verhältnisse schwierig waren. Dort gab es 1776 nur 10 Familien mit Besitztümern größer als sieben Jauchert (2,52 ha). Die anderen 33 Familien hatten im Durchschnitt Güter von nur einem bis zwei Hektar. Diese starke Güterzersplitterung war die Hauptursache der schlechten Zeiten. Die Schulden waren hoch, und viele Familien konnten sich von so kleinen Grundstücken nicht ernähren. Sie mußten zusätzlich als Handwerker und Tagelöhner arbeiten.⁹⁹

Das Verhältnis Emmendingens zu Karlsruhe war nicht immer eindeutig, besonders in bezug auf das Freizügigkeitsrecht. Emmendingen bekam 1418 das Marktrecht und 1590 das Stadtrecht, wodurch seine Bewohner leibfrei wurden.¹⁰⁰ Die Stadtrechte wurden 1682 erneuert, aber nicht wirklich realisiert.¹⁰¹ Das Freizügigkeitsrecht war nicht unumstritten. Im frühen 17. Jahrhundert (wenn nicht sogar später) versuchten einige Leute, ihre Manumission zu bekommen, um nach Emmendingen oder einem anderen Baden-Durlachischen Leibfreiort ziehen zu können. In diesem Fall mußten sie nur eine Abzugsgebühr von 5 % der in dem bisherigen leibeigenen Ort fälligen bezahlen. Es bestand die Gefahr, daß sie als Einwohner eines leibfreien Orts Ansprüche auf Freizügigkeit auch außerhalb des Landes geltend machen würden. Ein Gesetz von 1786 verbot daher solche Auszüge, bis die Leute mindestens zehn Jahre in dem leibfreien Ort gewohnt hatten,¹⁰² ein Hinweis darauf, daß diese Praxis im 18. Jahrhundert immer noch ausgeübt wurde. Es kam deshalb zu Streitigkeiten zwischen Emmendingen und Karlsruhe über das Freizügigkeitsrecht. Als Johann Hermann 1749 versuchte, nach Siebenbürgen auszuwandern, wollte die Stadt ihn zurückhalten. Aber Karlsruhe erlaubte die Auswanderung gegen die Proteste der Stadt, die meinte, ihre Stadtprivilegien würden verletzt.¹⁰³ 1790 (oder 1791?) wanderten „einige Familien“ nach Ungarn aus. Der Landvogt wollte sie zurückhalten, weil sie einem ungewissen Schicksal entgegengingen, aber der Stadtrat unterstützte sie, und sie wanderten doch aus.¹⁰⁴

Das wichtigste Element der sozialen Struktur Emmendingens war die sehr hohe Zahl von Handwerkern. Es gab 1760 138 Haushaltungen und 91 (65 %) gehörten Handwerkern. Wie schon erwähnt, waren viele Landhandwerker. Das heißt, sie mußten auch auf dem Land arbeiten, um zu überleben. Dies war auch der Fall in anderen Gemeinden im Oberamt Hochberg, besonders in der Rheinebene.¹⁰⁵ Dies bedeutet, daß Emmendingen stärker von agrarischen Entwicklungen abhängig war, als es für andere Kleinstädte normal war.

Die Landwirtschaft Emmendingens hing in erster Linie vom Ackerbau ab, aber die Viehzucht im 18. Jahrhundert wurde immer wichtiger, wie die folgende Tabelle von landwirtschaftlichen Nutzflächen (in Jauchert) zeigt:¹⁰⁶

	1699	%	1798	%
Ackerflächen	258	67,2	264	44,3
Wiesenflächen	85	22,1	264	40,8
Gartenflächen	27	7,0	56	9,4
Rebflächen	14	3,6	33	5,5
	384		596 (+212)	

Hauptsächlich wurden als Wintergetreide Roggen und Weizen angebaut, dann Gerste und Hafer. Der Gemüseanbau war wichtig, aber die Kartoffel spielte bis zum 19. Jahrhundert keine Rolle. Der Weinanbau diente nur dem Eigenbedarf.¹⁰⁷ Im 18. Jahrhundert fanden zunehmend Waldrodungen statt, um die Nutzfläche zu vergrößern. Die Allmende und auch Brachfelder fielen dieser Intensivierung der Bodennutzung zum Opfer. Im 16. Jahrhundert hatte es auch intensive Bodennutzung gegeben, aber mit der Entvölkerung im 17. Jahrhundert war das nicht mehr nötig. Im Jahr 1699 hatte der Stand der landwirtschaftlichen Nutzfläche den von 1620 immer noch nicht erreicht. Erst nach dem Ende des spanischen Erbfolgekrieges konnte eine rasche Rekolonialisierung der wüsten Fluren beginnen.¹⁰⁸ Andere wirtschaftliche Tätigkeiten in Emmendingen waren der Hanfanbau und einige Kleinindustrie. Zwischen 1770 und 1780 gab es eine Papiermühle und Bleichen, sowohl wie Leinwand- und Baumwollmanufaktur.¹⁰⁹

Emmendingen war also ein Ort, der im 17. und 18. Jahrhundert wesentliche demographische Veränderungen erfuhr, die auch wirtschaftliche Veränderungen verursachten. Der Dreißigjährige Krieg entvölkerte die Gemeinde und hinterließ die Landschaft verwüstet. Die Schweizer Einwanderung im späten 17. Jahrhundert und ein hoher Geburtenüberschuß im 18. Jahrhundert ermöglichten die Wiederbevölkerung. Das Realteilungserbrecht war zunächst ein Vorteil für diese Wiederbevölkerung, weil möglichst viele Gutbesitzer gebraucht wurden. Aber in der Mitte des 18. Jahrhunderts gab es schon fortgeschrittene Güterzersplitterung, in deren Folge der Bevölkerungsdruck auf das Land immer mehr wuchs, ebenso wie dies im 16. und im frühen 17. Jahrhundert schon begonnen hatte. Dieser Druck wurde teilweise durch intensivere Bodennutzung gemildert. Wegen dieser extremen Güterzersplitterung war die Lage im allgemeinen schlecht. Viele Bauern konnten ihre Familien auf so kleinen Grundstücken nicht ernähren und mußten auch als Tagelöhner oder Handwerker arbeiten. Den Handwerkern ging es auch nicht viel besser, denn manche von ihnen arbeiteten auf dem Land.

Mit diesem Bevölkerungsdruck war eine relativ hohe Auswanderung verbunden. Noch ein Faktor für die Auswanderung war Emmendingens Rang als leibfreier Ort, wohin Leute aus leibeigenen Gemeinden ziehen konnten, mit der Hoffnung, daß sie später als Leibfreie ganz aus dem Land ziehen könnten. Auch wegen der Beschränkung der Eheerlaubnis wanderten manche Ehepaare aus. Emmendingen stand ferner in der Mitte des Jahrhunderts unter dem Einfluß der Werbung der Zielländer, besonders Siebenbürgens, daneben Galiziens von 1782 bis 1785 und Franzfelds 1791. Eine langfristige Wirkung der ungarischen Werbung wird erkennbar, weil die große Mehrheit dahin auswanderte, zumeist in kleinen Gruppen aber über mehr als 50 Jahre hinweg. Krieg spielte keine große direkte Rolle bei der Auswanderung, weil Emmendingen ab 1713 nicht so sehr von Kriegen betroffen wurde, und bis dahin gab es nur einen auf diesem Hintergrund zu erklärenden Auswanderungsfall (1690). Das nächste schlimme Kriegsjahr war 1796. Aber auch damals fand keine Auswanderung statt. Einen großen Zusammenhang zwischen den Unwetter-, Mißernten- und Teuerungsjahren und der Auswanderung gab es ebenfalls nicht. Eine mögliche Ausnahme wäre 1749 — 50, als eine gemäßigte Teuerung und fünf Auswanderungsfälle stattfanden. Im Krisenjahr 1770 gab es nur zwei Fälle.

VII c

Die dritte Untersuchungsgemeinde ist L ö r r a c h . Es liegt an der Wiese an der südlichen Grenze des badischen Oberlands, nicht weit von Basel. Im 18. Jahrhundert war die Gemeinde in bezug auf Religion weniger einheitlich als Hinterzarten oder Emmendingen. Im Jahr 1809 gab es in und um Lörrach 1.560 Evangelische (85,5 %), 73 Katholiken (4,0 %), 55 Reformierte (3,0 %) und 137 Juden (7,5 %).¹¹⁰ Der südliche Teil der Gemeinde war überwiegend katholisch.¹¹¹ Es gibt relativ viel Literatur über Lörrach, so die schon zitierten Arbeiten von Vowinckel, Tacke und Straub, die die dortigen Verhältnisse behandeln.¹¹²

Lörrach hatte 70 Auswanderungsfälle und gehörte damit der Stufe 3 an. Seine Auswanderungsziffer war 3,0 (Stufe 2). Die Struktur der Lörracher Auswanderung war komplizierter als andere, besonders in Bezug auf Zielländer.¹¹³ Siebenbürgen, nicht Ungarn, war das häufigste Zielland. Dahin wanderten 12 bis 15 Fälle aus, während nur 5 bis 10 nach Ungarn gingen. Alle Siebenbürger Fälle lagen zwischen 1747 und 1750. Die Auswanderung nach Ungarn begann erst 1749. Sieben Fälle wanderten nach Frankreich (inklusive Elsaß und Lothringen) aus, sechs nach anderen deutschen Ländern, vier nach der Schweiz, drei bis vier nach Österreich und je einer nach Galizien, Böhmen, Spanien und Niederländisch-Ostindien. 21 Zielländer sind nicht bekannt. Es gab nur drei Fälle vor 1741 und nur zwei vor 1730. 22 Fälle (31,4 %) lagen um 1749 – 50, sieben in den Jahren 1791 – 92, und sonst gab es nie mehr als zwei pro Jahr. Von den 70 Fällen (74 stehen in Hackers Listen, aber zwei Ehepaare zählt er als 4 Fälle, ein Fall wanderte später als 1804 aus, und einer blieb in Lörrach nach seiner Manumission,) sind mindestens 136 Personen festzustellen, was nochmals auf eine hohe Einzelwanderung deutet. Es gab 48 Einzelfälle (maximal), die 35,4 % der Personenzahl und 68,6 % der Fällezahl bildeten. Acht davon waren Ledige, die zum Heiratszweck (in jedem Fall – vielleicht auch wegen anderer Gründe) auswanderten. 22 ledige Frauen wanderten aus, sechs davon, um zu heiraten, und noch fünf Frauen als Familienoberhäupter. Der Frauenanteil war damit für das 18. Jahrhundert sehr hoch (38,6 %). 22 Berufe sind bekannt: neun waren Handwerker, fünf Soldaten, fünf in der Kleinindustrie tätig, zwei Wirtinnen und ein Geometer. Vermutlich arbeitete die Mehrheit der übrigen auf dem Land. Trotz Lörrachs Leibfreiheit waren mindestens 33 Fälle manumittiert. Die Vermögensverhältnisse sind nicht immer bekannt, aber mindestens fünf bis sieben waren arm, vier hatten jedoch relativ viel Geld, einer sogar 800 fl.

Die demographische Entwicklung Lörrachs ist ähnlich der von Emmendingen verlaufen. Die Einwohnerzahlen sahen folgendermaßen aus.¹¹⁴

1618	ca. 1.000	1709	323	1775	1.500
1645	454	um 1738	900	1800	1.700
1646/50	500	1750	1.300	1805	1.706
1700	325	1756	1.335	1809	1.748

Diese Zahlen sind aber ungenau. Außer der Angabe von 1809 sind sie aus der Literatur entnommen, die keine Quellen zitiert. Vermutlich stammen sie aus Tabellen im Generallandesarchiv in Karlsruhe. Eine Zahl von ca. 900 für das Jahr 1682 kommt

zweimal in der Literatur vor.¹¹⁵ Sie paßt gar nicht zu den anderen. Eine starke Entvölkerung fand im 17. Jahrhundert statt und dauerte vielleicht länger als in anderen Gebieten, nämlich bis um 1709. 1676 und 1677 waren schwere Kriegsjahre für Lörrach,¹¹⁶ und 1678 wurde die Stadt zum Teil zerstört.¹¹⁷ Die Einwohnerzahl hatte vielleicht um 1740 die von 1618 wieder erreicht.

Wie im ganzen badischen Oberland, wurde auch in Lörrach als Form des Erbrechts die Realteilung ausgeübt.¹¹⁸ Die Folgen hier waren ähnlich denen im Oberland im allgemeinen und auch im Oberamt Hochberg. Am Ende der 1740er Jahre sah ein Beamter eine langfristige Verschlechterung der Wirtschaftslage voraus. Er beschrieb die Oberämter Badenweiler und Rötteln ganz pessimistisch und meinte, daß das Wachstum der Bevölkerung, das von dem bestehenden Erbsystem (Realteilung) gefördert wurde, unweigerlich zur Armut führen müßte: *Die Einwohner vermehren sich täglich. Die Güther werden verstueckert, folg. die Nahrung schwächer ... Aus reichen Bauern werden mittelmäßige Bürger. Diese verwandeln sich in Tagelöhner. Und wer gibt hernach der letzten Gattung zu schaffen?*¹¹⁹ Ungefähr zu der Zeit, als die Bevölkerungszahl Lörrachs wieder die des frühen 17. Jahrhunderts erreicht hatte, wurde die fortgeschrittene Güterzersplitterung erneut zum Problem. In den letzten 60 Jahren des Untersuchungsraums wurde es immer schlimmer. Generation um Generation erbt immer kleinere Grundstücke.

Lörrach war der Verwaltungssitz des badischen Oberamts Rötteln. Es erhielt 1682 die Stadtgerechtigkeit und damit Zusicherung der Leibes- und Religionsfreiheit. Karlsruhe hoffte, damit die Schweizer Einwanderung (viele waren Reformierte) in das entvölkerte Oberland zu fördern und die Wirtschaft offener für Gewerbe zu machen. Auch die Eheschließung wurde erleichtert, um eine höhere Geburtenzahl zu erreichen und die Auswanderung wurde verboten. (Ein Grund, warum bis 1741 so wenige auswanderten.) Aber wegen der vielen schweren Kriege und wegen der schlechten wirtschaftlichen Zeiten wurden die Stadtprivilegien bis 1756 nicht realisiert. Erst in diesem Jahr erneuerte Karlsruhe die Stadtrechte Lörrachs. Dies war wirtschaftlich motiviert. Als Teil seiner merkantilistischen Wirtschaftspolitik versuchte der Markgraf, Schweizer Unternehmer in das geldarme Oberland zu ziehen, die dort Fabriken bauen und die wegen der seit Generationen andauernden Güterzersplitterung stagnierende Wirtschaft stimulieren sollten. Der Vorteil für die Schweizer Unternehmer lag in den billigeren und zahlreicheren Arbeitskräften um Lörrach. Karlsruhe mußte Leibfreiheit und damit Freizügigkeit versprechen, in der Hoffnung, daß die Schweizer das Risiko auf sich nehmen würden.¹²⁰ Der Brief zur Erneuerung des Stadtrechts enthielt keinerlei Hindernisse für diejenigen, die nach Lörrach zogen und später wieder weg wollten. Dies galt auch für ihr Vermögen. Und sollte innerhalb von fünf Jahren nach dem Hinzug jemand sterben, würden die Kinder freien Wegzug bekommen. Die badischen Handwerker bekamen Freiheit und Bürgerrechte, wenn sie nach Lörrach zogen und mußten nur die Manumissionstaxe bezahlen, nicht die Abzugsgebühr oder den Abzugspfundzoll.¹²¹ Insgesamt gesehen gab es viele Hindernisse zur Leibfreiheit in Lörrach, und die Gemeinde außerhalb der Stadt blieb leibeigen, ein Grund warum so viele Auswanderer manumittierte Leibeigene waren.

Die Leibeigenschaft und die Folgen des Erbrechts bestimmten die soziale Lage Lörrachs im 18. Jahrhundert. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gab es ganze

Schichten der Bevölkerung (Kinder der Bauern), die sich alternative Erwerbsquellen suchen mußten, weil ihre ererbten Güter zu klein waren, um eine Familie zu ernähren. Eine solide Alternative war die neu eingeführte Kleinindustrie. Im Jahr 1753 gründete z. B. ein eingewanderter Berner eine Indiennesdruckerei. Diese beschäftigte um 1783/84 400 Personen.¹²² Eine andere Alternative war die Auswanderung. Ein Bericht aus Lörrach im Jahr 1800 wies auf das Alter der Auswanderer hin: *...wir bemerken, daß die Auswanderung vermöglicher Personen selten vorkommt, und meistens nur junge Pirsche, welche auf irgendeine Art Gelegenheit erhalten, sich auswärts zu etablieren, außer Landes ziehen...*¹²³ Diese Faktoren bewirkten eine Veränderung der bäuerlichen Gesellschaft in und um Lörrach.¹²⁴

Die Landwirtschaft und der Holzhandel dominierten in der Wirtschaft Lörrachs im frühen 18. Jahrhundert, aber die Kleinindustrie wurde später immer wichtiger. Im Jahr 1699 war das Land in der Gemeinde folgendermaßen aufgeteilt: Äcker 359 Jau-chert, Matten 288,5, Gärten 17, Wald 300 und Reben 116,25.¹²⁵ Lörrach fand sich um diese Zeit hoch verschuldet an Basel und im festen Griff eines „Kolonialverhältnisses“. Seine privaten Schulden lagen zwischen 5.000 und 10.000 Pfund. Damit zählte Lörrach zu einer der höchst verschuldeten Gemeinden im Markgräflerland. Nur Fischeningen hatte mehr als 10.000 Pfund Schulden. Egringen und die Reborte Auggen, Binzen, Blansingen, Grenzach, Ötlingen und Weil waren in ähnlicher Lage wie Lörrach. Nach dem katastrophalen Unwetter und den Mißernten von 1709 wurde ihre Lage schlimmer. Auch danach wurde es nicht viel besser. Ein Landesvisitationsbericht über Lörrach ließ 1717 verlauten, daß das Gebiet viele Fehljahre und Hagel-schläge erlebt habe.¹²⁶

Lörrach war seit langem Marktort. Es gab dort seit 1403 einen Jahrmarkt und gelegentlich Viehmärkte und Wochenmärkte, aber erst mit der Errichtung des Kornhauses 1753 wurde Lörrach wirklich ein Zentrum für den Handel. Bis dahin ging alle Frucht nach Basel.¹²⁷ Es sind leider nur wenige Rechnungsbücher des Kornhauses übrig geblieben. Nur die Preisangaben für Dinkel und Mischelfrucht sind ausreichend, um eine langfristige Preiskurve zu bilden. Ein direkter Vergleich der Lörracher Preise ist nur mit denen von Freiburg möglich, und das auch nur in den Jahren 1798, 1800 und 1801. (Die höchsten Preise Lörrachs waren 9,4 % höher und die niedrigsten praktisch gleich.) Trotzdem ist eine bedeutende Inflation von 1797 bis 1803 gegenüber der Zeit 1762 bis 1780 feststellbar, besonders in den Jahren 1799 und 1802/03.¹²⁸

Wegen seiner Lage an der Wiese war Lörrach für den Holzhandel von Bedeutung. Im Jahr 1726 wurde der Wiese-Flöß-Kanal in Betrieb genommen. Von 1730 bis 1732 gingen 22.388 Klafter Holz durch Lörrach nach Basel. Im Jahr 1758 wurde der Lörracher Holzmarkt eröffnet und der Verkauf in Basel verboten.¹²⁹

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die Kleinindustrie im 18. Jahrhundert in Lörrach immer wichtiger wurde. Die älteste Anlage war eine Papiermühle, die vom 15. Jahrhundert datiert. Bis 1718 gab es nur diese und eine Mahlmühle.¹³⁰ In diesem Jahr errichtete der Markgraf eine Tabakfabrik und eine Walke in Lörrach in der Hoffnung, die Geldklemme im Oberland zu lösen. Wegen der Konkurrenz von Basel und des Widerstands in Lörrach selbst von denjenigen, die mit der abhängigen Situation der Bauern zufrieden waren, scheiterte nach nur 21 Jahren dieser erste Versuch des

Markgrafen, Kleinindustrie im Süden zu fördern. Eine weitere Tabakfabrik wurde 1754 gegründet und fünf Jahre später ebenfalls wegen mangelnder Tabaklieferungen geschlossen. Die schon erwähnte Indienneindruckerei, gegründet im Jahr 1753, spielte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine sehr wichtige Rolle für die Wirtschaft Lörrachs. Obgleich sie 1804 wegen Zahlungsunfähigkeit des Besitzers eingestellt wurde, hatte sie bis dahin einen sehr hohen Prozentsatz der Einwohner Arbeit und Löhne geboten. Sie beschäftigte 1801 immer noch 300 Personen, während die Einwohnerzahl der Gemeinde unter 2.500 lag (inklusive Familien). Mindestens drei der Auswanderungsfälle arbeiteten in dieser Fabrik. Einer wanderte 1775 aus, der zweite 1781 und der letzte 1804 — nach dem Untergang der Fabrik. 1761 wurde eine Spinnerei in Lörrach gegründet und 1762 eine zweite, die Kinderarbeit nutzte. Der Besitzer wollte Jugendliche ohne Grundbesitz beschäftigen. (Ihr Alter ist nicht bekannt.) Diese Unternehmungen scheiterten ebenfalls aus Mangel an gelernten Baumwollwebern und Spinnern.¹³¹ Es gab auch Stärke- und Barchentfabriken in Lörrach.¹³²

Wie Emmendingen erlebte auch Lörrach oft die Schrecken des Kriegs. Die schwierigste Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg waren die Jahre 1672 — 78, während des Holländischen Krieges. Neben den schon früher erwähnten Kriegsschädigungen wurde auch Tumringen 1678 so sehr verwüstet, daß nur 13 Häuser übrig blieben.¹³³ Lörrachs Schäden in den späteren Kriegen waren nicht mit denen von früher zu vergleichen. In den Polnischen und Österreichischen Erbfolgekriegen (1733 — 38 bzw. 1740 — 48) mußte Lörrach viel Kontributionen an beide Seiten zahlen. Die Leute flohen oft aus Angst nach Basel. Schwere Verwüstungen und Entvölkerungen fanden jedoch nicht statt. Erst 1792 — 96 erlebte Lörrach ständige Kontributionen und Plünderungen.¹³⁴

Die Situation Lörrachs im 18. Jahrhundert war also der von Emmendingen sehr ähnlich. Beide erlitten schwere Entvölkerung im 18. Jahrhundert — Lörrach vielleicht sogar bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts. Eine starke Wiederbevölkerung im 18. Jahrhundert, die die Schweizer Einwanderung und ein hoher Geburtenüberschuß (gefördert durch das Realteilungserbrecht) verursachten, fand in beiden statt. Extreme Güterzersplitterung und Bevölkerungsdruck auf das Land belasteten die Wirtschaft beider Gemeinden. Beide waren leibfreie Städte, deren Rechte, besonders in bezug auf Freizügigkeit, aber oft nicht anerkannt wurden. Die Landwirtschaft um Emmendingen war aber im frühen 18. Jahrhundert unabhängiger als die Lörrachs, weil sie nicht Teil des „Kolonialverhältnisses“ mit Basel war, das die Wirtschaft im Oberland beherrschte. Ein weiterer Unterschied zwischen den beiden Gemeinden war die Kleinindustrie, welche in Lörrach mehr Leute beschäftigte als in Emmendingen. Die Auswanderung aus beiden Gemeinden war hoch, aus Lörrach aber viel höher. Die Ursache dafür hatte wahrscheinlich mit der Werbung zu tun. Eine große Auswanderung fand 1749 — 50 im badischen Oberland statt, das rein evangelisch war.¹³⁵ Diese Auswanderung war von Agenten und Briefen stark gefördert und gut organisiert.¹³⁶ Da Katholiken nicht angeworben wurden, bildete Vorderösterreich eine gewisse Barriere zwischen Hochberg und dem Oberland, obgleich 1749 — 50 doch fünf Fälle aus Emmendingen auswanderten. Ein weiterer Grund dafür, daß die Lörracher Auswanderung höher als die Emmendinger war, lag in der Tatsache, daß Lörrach einfach mehr Einwohner hatte (1809 2.505 bzw. 1.526).

VII d

Die letzte Untersuchungsgemeinde ist *St. Peter*. Diese Klosterherrschaft war im 18. Jahrhundert größer als die heutige Gemeinde. Sie schloß damals auch die Gebiete Wildgutach, Hinterstraß, Waldau, Glashütte, Hochstraß, zwei Drittel von Eschbach, fünf Höfe aus Rechtenbach und andere kleine, auseinanderliegende Orte mit ein. Sie lag im vorderösterreichischen Schwarzwald, ungefähr 18 Kilometer östlich von Freiburg. Wie Hinterzarten, war die Herrschaft zu 100 % katholisch¹³⁷ und auch leibeigen. Die Quellen und Literatur über *St. Peter* sind relativ umfangreich, aber enthalten nicht immer das, was für die Auswanderung wichtig ist. Die Mönche bewahrten Tagebücher und Chroniken in Deutsch und Latein, von denen manche sogar gedruckt wurden.¹³⁸ Im Generallandesarchiv finden sich gelegentlich Tabellen und Nachrichten, die ebenfalls nützlich sind. Die Literatur ist allerdings oft auf die Bau- und Klostergeschichte gerichtet, aber es gibt auch Arbeiten über die soziale und wirtschaftliche Lage *St. Peters* im 18. Jahrhundert.¹³⁹

St. Peter hatte 105 Auswanderungsfälle (Stufe 4). Nur Freiburg (118 Fälle) und Eichstetten (112 Fälle) hatten in Südbaden mehr. Die Auswanderung aus *St. Peter* war also sehr beträchtlich, wie bei allen Stufe-4-Gemeinden. Wenn so viele Leute aus einer Gemeinde auswanderten, dann muß dies unter außerordentlichen Umständen vor sich gegangen sein. *St. Peter* war die einzige Berggemeinde in ganz Baden mit einer Stufe-4-Auswanderung. Mit Ausnahme von Kandern und Schopfheim war *St. Peter* die einzige Berggemeinde in Südbaden mit einer höheren Auswanderung als Stufe 2. *St. Peters* Auswanderungsziffer war an sich mäßig (4,6), aber trotzdem sehr hoch für den Schwarzwald. Die Struktur seiner Auswanderung war völlig anders als die der anderen Untersuchungsgemeinden.¹⁴⁰

Mindestens 290 Personen wanderten aus *St. Peter* aus. Die größten Wellen waren die nach Ungarn 1770/71 (31 Fälle und mindestens 84 Personen) und die in die Steiermark, Österreich 1712/13 (16 Fälle, 92 Personen). Die nächstgrößte war die von 1735/36 nach Salzburg (8 Fälle, 25 Personen). In den Jahren 1751 und 1760 wanderten je sechs Fälle aus, 1750 und 1762 je drei Fälle und sonst nie mehr als zwei Fälle in einem Jahr. Ein wichtiger Unterschied zu den anderen Gemeinden und überhaupt zu Baden war die Tatsache, daß so viele vor 1740 auswanderten (28 Fälle). Darüber hinaus wanderten nach 1771 weniger Leute aus als bis 1718. Beide Zeiträume umfaßten 31 Jahre. Im früheren 18. Jahrhundert fanden 17 Auswanderungen statt, im späten nur 14. Diese Ergebnisse sind weder für ganz Baden noch für Südbaden normal.

Durch einen Blick auf die Zielländer läßt sich dies teilweise erklären. Außer dem ersten Fall (eigentlich ein Jahr vor dem Beginn des Untersuchungsraums) wanderten bis kurz vor 1724 alle in den Jahren 1712/13 aus, und zwar in die Steiermark. Diese Auswanderungen wurden intensiv vom Grafen von Kotulink für seine Herrschaft in Neudau (Steiermark) angeworben. Im Jahr 1712 wanderten aus *St. Peter* Martin Scherer, seine Frau und ihre drei Kinder dorthin. Er wurde als Werbeagent beauftragt und kehrte im folgenden Jahr zurück. Am 24. April führte er mehrere Familien aus *St. Peter* nach Neudau, wo sie am 22. Mai ankamen. Dann kehrte er wieder zurück, holte noch mehr Familien ab und brachte sie am 28. August nach Neudau. Damit hörte die Steiermark-Auswanderung auf. Insgesamt wanderten dorthin 16 Familien

mit 92 Personen. Viele (nicht alle) waren Glashüttenarbeiter, die in der Regel leibfrei waren, weil sie wegen der Art ihrer Arbeit oft umziehen mußten.¹⁴¹ 92 Personen stellten einen großen Anteil der Einwohnerzahl der Klosterherrschaft dar (vielleicht mehr als 10 %) und bedeuteten einen schwereren Verlust für sie. 1713 war ein schlimmes Kriegsjahr für St. Peter, was als Auswanderungsursache auch eine Rolle spielte. Sie soll aber nicht als repräsentativ für die Auswanderung des frühen 18. Jahrhunderts verstanden werden. Außer den Personen aus St. Peter wanderten keine in die Steiermark aus, 1714 nur noch zwei. Von 1712 bis 1714 wanderten nur 53 aus ganz Baden aus, 34 davon aus Südbaden und nur 24 von diesen nach Österreich. Es gab dann nur acht Fälle außer St. Peter, die nach Österreich auswanderten, davon gingen vielleicht nur zwei in die Steiermark. Die Auswanderung nach Salzburg von 1735/36 fand vier Jahre nach der Austreibung der dortigen Protestanten statt. Um die vertriebenen Protestanten teilweise zu ersetzen, wurde wahrscheinlich in katholischen Gebieten, wie St. Peter, geworben. Mit acht Fällen und 25 Personen spielte St. Peter auch hier eine außerordentliche Rolle, da dies mehr als ein Drittel der Auswanderung aus Südbaden nach Österreich (23 Fälle) darstellt. Nur insgesamt 36 Fälle wanderten 1735/36 aus Südbaden aus. Die Werbeagenten gingen oft in Gebiete zurück, wo sie früher Erfolg gehabt hatten. Das könnte die hohe Auswanderung aus St. Peter nach Salzburg in dieser Zeit erklären. St. Peter wurde in Österreich als eine gute Quelle für Siedler erkannt.¹⁴² Nach diesen ersten beiden Wellen war das Zielland fast ausschließlich Ungarn. Noch ein paar wanderten in den 1740er Jahren nach Österreich aus, aber danach gingen von den 72 Fällen mit bekanntem Ziel 69 nach Ungarn.

Hackers Listen lassen viel über die Familienstruktur der Auswanderung aus St. Peter erkennen. Mindestens 56 der Fälle (241 Personen) waren Familien (d. h. mehr als eine Person). 27 waren Einzelne (13 Frauen und 14 Männer) und noch 20 wanderten aus, um zu heiraten (12 Frauen und 8 Männer). Wie in den anderen Gebieten spielten Frauen eine wichtige Rolle in der Auswanderung. Bei insgesamt 32 Fällen war eine Frau Oberhaupt. Sie zogen allein und mit anderen (z. B. Schwestern) weg, aber sie begleiteten auch ganze Familien. 1798 gab es 89 ledige Frauen in der Herrschaft, die Kinder erzogen.¹⁴³ Bis 1713 war die Durchschnittspersonenzahl der Fälle (5,5) viel höher als danach. Von 1714 bis 1771 war die Prozentzahl 2,4 und nach 1771 nur 1,4. Manche der Einzelwanderer zogen zusammen mit anderen weg, aber trotzdem gab es durch das Jahrhundert immer weniger Gruppenwanderungen.

Über Berufe und Vermögensverhältnisse liegt wenig vor. Mindestens sieben Handwerker und sechs Bauern wanderten aus. Sonst gab es zwei Uhrmacher, einen Tagelöhner, einen Soldaten, einen Wirt und einen Hausmann. Drei Fälle waren ziemlich arm (nicht mehr als 15 fl), fünf hatten zwischen 16 und 100 fl, sechs zwischen 101 und 200 fl, zwei zwischen 201 und 400 fl und zwei hatten mehr als 400 fl. Die Vermögensangaben sind nicht sehr zuverlässig, weil die Auswanderer wegen der Steuern so wenig Vermögen wie möglich meldeten. Die Ärmeren wurden manchmal mit Rückkehrverbot entlassen. Einige wanderten zwar zurück, aber ihre finanzielle Lage ist nicht bekannt.

Die demographische Geschichte St. Peters ist schwierig zu behandeln. Die Herrschaft enthielt viele kleine Orte, und bis 1809 hat man für manche keine Einwohnerzahlen zur Hand. Die Kriege bis 1713 trafen St. Peter härter als Hinterzarten und

andere Schwarzwaldgemeinden, oft ebenso hart wie die Orte in der Rheinebene, und ein starker Bevölkerungsverlust fand dabei bestimmt statt. Wie Emmendingen und Lörrach hatte wahrscheinlich auch St. Peter im 18. Jahrhundert eine stetig wachsende Einwohnerzahl. Wenn man den zwei Volkszählungen der zweiten Hälfte des Jahrhunderts traut, fand die Einwohnerzunahme damals ziemlich schnell statt:¹⁴⁴

	1754	1789	1809
St. Peter*	216	—	244
Seelgut	346	545	667
Rohr	346	414	501
Oberibental	171	301	347
	1.079		1.759

*) Das Dorf selbst

Im 19. Jahrhundert ging die Einwohnerzahl von St. Peter langsam zurück. Im 20. Jahrhundert wuchs sie wieder, aber bis 1970 erreichte sie nicht wieder die Höhe von 1809.¹⁴⁵

Das herrschende Erbrecht in St. Peter war das Minorat. Im 15. Jahrhundert wurde in der Folge von Güterzersplitterung das Minorat statt Realteilung zum Gewohnheitsrecht. Danach blieb bis zum 19. Jahrhundert die Zahl der Höfe (zumindest der größeren) praktisch gleich.¹⁴⁶ Ein Güterverzeichnis von 1778 zeigt 93 Höfe in der ganzen Herrschaft, außer dem Gebiet in St. Peter selbst, das direkt vom Kloster verwaltet wurde.¹⁴⁷ Leider gibt es keine anderen Verzeichnisse, mit denen man einen Vergleich anstellen kann. Wenn es ein starkes Bevölkerungswachstum im 18. Jahrhundert gegeben haben sollte, dann fand es in den unterbäuerlichen Schichten oder in den nicht bäuerlichen Schichten statt.

St. Peter war bis zur Säkularisierung 1806 eine Benediktiner-Klosterherrschaft und danach ein Teil des neu errichteten Großherzogtums Baden. Mit einigen Ausnahmen waren die Untertanen leibeigen. Die Pflichten der Leibeigenen waren: 1) Jährlicher Leibzins („Abtschilling“). 2) Bei Besitzänderung Ehrschatz in Höhe des doppelten Leibschillings zu zahlen. 3) Beim Todfall das Besthaupt (wertvollstes Stück Vieh oder dessen Wert) und ein Drittel des beweglichen Vermögens. 4) 15 % des Vermögens abzüglich des Gebäudewerts für Manumission, besonders zur Auswanderung.¹⁴⁸ Daneben kontrollierte der Abt die Wasser- und Fischrechte, Holzfällen, Jagd und Grenzfestsetzungen.¹⁴⁹ Die Josefinischen Reformen lösten diese Fronen ab. Nur eine Baufron blieb bestehen. An ihrer Stelle trat eine jährliche Natural- oder Geldabgabe. Die Hofbauern mußten zwei bis elf Sester Hafer abgeben und die Tagelöhner mit eigenem Herde 15 Kreuzer.¹⁵⁰

Das Verhältnis des Klosters zu den Untertanen war im 18. Jahrhundert nicht das beste, trotz der gegenteiligen Angabe mancher Literatur.¹⁵¹ Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Säkularisierung gab es Spannungen bezüglich der Rechte der Herrschaft. Schon nach 1648 erhoben die Bauern in Rohr Ansprüche auf Befreiung von manchen leibeigenen Lasten und auf ausgedehntere Nutzung des Allmendwaldes.¹⁵² 1694 gab es weitere Bauernbeschwerden, besonders in Rohr und Oberibental über *willkürliche*

Ausdehnung der Leibeigenschaft. Die Bauern brachten ihren Fall vor den Kaiser in Wien, bekamen aber dort kein Recht. Sie wurden vielmehr abgewiesen, verurteilt und bestraft.¹⁵³ Im späten 17. Jahrhundert erschien ein neues soziales Element in St. Peter, die sogenannten „Häuslebauern.“ Sie erhielten von der Abtei Grundstücke (genannt Dominikalgüter) gegen unbeständigen und widerruflichen Zins. Aber auch das Erbrecht bürgerte sich allmählich auch für sie ein, so daß bis zum Ende des 18. Jahrhunderts diese Besitzungen de facto Erblehen geworden waren.¹⁵⁴ Hinter den Spannungen mit dem Kloster standen oft die Häuslebauern. Im Jahr 1723 gabe es eine Bürgerversammlung, die sowohl gegen das Salzmonopol des Klosters klagte, als auch gegen die strenge Kontrolle der Wasser-, Fisch- und Jagdrechte und auch gegen Kreditgewohnheiten. Militärfronen und Schanzarbeiten führten ebenfalls zu Unruhen.¹⁵⁵ Im Jahr 1733 weigerten sich einige Untertanen, ihre Schulden zu zahlen. Der Abt ließ sie ins Gefängnis werfen, aber sie wurden mit Gewalt befreit. Daraus entstand ein Rechtshandel, der 1739 mit einem Vergleich endete (ein Hinweis auf die Beschränkung der Macht des Abts).¹⁵⁶ Danach bestand Ruhe zwischen dem Kloster und den Untertanen, aber nur bis 1758, als weitere Fronverweigerungen stattfanden.¹⁵⁷ Der letzte Abt von St. Peter, Ignaz Speckle (1795 – 1806), kämpfte andauernd mit den Untertanen, besonders den Häuslebauern, und das immer unter dem Gesichtspunkt, daß ihre Forderungen einfach falsch seien und daß sie dem Kloster Unrecht tun wollten.¹⁵⁸ Ein Prozeß mit den Häuslebauern begann schon 1790 unter Abt Phillip Jakob Steyer.

Dabei ging es vor allem um die Schätzung des Bodenzinses und die Markierung der Grenzen. Die Äbte wollten nicht, daß die Grundstücke als Eigentum angesehen würden, weshalb sie keine Grenzsteine erstellen ließen. Aber im Laufe des Jahrhunderts wurden Zahl und Umfang dieser Besitze auf Kosten der Klosterfelder und -waldungen immer größer. Eine Kommission dekretierte 1795 die Schätzung der Dominikalgüter, aber damit hörten die Klagen nicht auf. Am 16. und 17. Juni 1796 sammelten sich 119 Häuslebauern aus allen Ecken der Herrschaft (ein hoher Anteil der Familienoberhäupter St. Peters), um gegen die Schätzungen des Bodenzinses zu klagen. Ihre Klagen erreichten Wien und diesmal mit Erfolg: Eine Hofresolution verbot dem Kloster, die Güter ohne eine vom Hof gemachte Anzeige einzuziehen. Diese Güter gingen seit langem vom Vater auf den Sohn über, und wegen dieser Resolution konnte das Kloster nichts mehr dagegen tun. Als Speckle am 10. September 1797 von der Hofresolution erfuhr, schrieb er resigniert, *es ist also nicht anders übrig, als die Güter auszulachern*. Bezüglich des Bodenzinses versprach er den Häuslebauern, ihn weder herabzusetzen noch zu erhöhen. Die „Häuslebauernaffäre“ ging aber noch weiter. Am 3. Oktober 1799 klagten diese nochmals den Abt an. Sie wollten noch eine Zusicherung, daß der Bestandzins nicht erhöht werden würde. Speckle erteilte keine Zusicherung und wollte die Rädelsführer strafen. Der Fall ging wieder nach Wien und am 27. Juni 1800 kam die Antwort in St. Peter an. Der Hof dekretierte, daß die Bestandnehmer der dortigen Dominikalgüter von ihrer Klage abstehen sollten. Sie sollten jedoch nicht bestraft, sondern nur scharf verwiesen werden. (Speckle stellte fest, daß es keinen Respekt mehr gegenüber den Klöstern gäbe.) Der Kampf des Abtes mit den Häuslebauern hörte erst mit der Säkularisierung auf. Am 1. Mai 1805 schrieb Speckle, daß er immer aufpassen müsse, weil die Bauern immer noch versuchten, die Zahl der Lehen zu vermehren. Am 24. Mai versuchte er, die Holzgeld-

abgaben zu erhöhen, weil der Holzpreis seit mehreren Jahren gestiegen sei. Aber die Häuslebauern klagten dagegen, und es wurde entschieden, das Holzgeld aufzugeben und nur die Entnahme eines gewissen Quantums von Holz gegen einen geringen Preis aus dem Klosterwald zu erlauben.

Inwieweit die Häuslebauern an der Auswanderung teilnahmen, ist schwierig zu sagen. Mindestens drei der Auswanderungsfälle waren Häuslebauern. Speckle schrieb am 28. Dezember 1795 (während der Häuslebauernaffäre) über die Klagen von einigen Untertanen gegen die Abzugsgebühren. Ein Zusammenhang ist möglich. Er hatte auch Schwierigkeiten mit Untertanen in Geiersnest, die seit mehr als 60 Jahren wegen immer wieder entdeckter Steine im Wald Ansprüche auf die Allmende erhoben (siehe 11. Juli 1803). Es ist aber klar, daß überall die Herrschaft durch eine stetig wachsende bäuerliche Unterschicht der Bevölkerung unter Druck war. Sie versuchte, ihre unsichere Lage am Ende des Jahrhunderts zu festigen. Überhaupt war das Verhältnis des Klosters zu seinen Untertanen im 18. Jahrhundert unruhig.

An der Spitze der sozialen Struktur St. Peters stand natürlich das Kloster. 1739 gab es dort neben dem Abt 16 Patres, 12 Fratres und drei Laienbrüder.¹⁵⁹ Danach kamen die Hofbesitzer. Wie in den anderen Gemeinden mit geschlossenem Erbrecht entwickelte sich über Jahrhunderte in St. Peter eine bäuerliche Hierarchie. Obwohl ihr finanzieller Zustand nicht immer der beste war, hatten die Hofbesitzer, was die andern wollten, nämlich Land und damit Macht über die unteren Schichten, die auf ihren Höfen arbeiteten — Dienstleute, Tagelöhner und andere. 1778 gab es in der ganzen Herrschaft 93 Hofbesitzer,¹⁶⁰ die mit ihren Familien vielleicht etwa 400 Personen zählten. Im frühen 18. Jahrhundert bildeten sie einen sehr hohen Anteil der Einwohnerzahl, aber später immer weniger, da ihre Zahl durch das Anerbenrecht stabil blieb, während die Zahl anderer Gruppen, z. B. der Häuslebauern, anstieg. Die Hofbesitzer waren durch ihr Erbe eine privilegierte Schicht einer überwiegend agrarischen Gesellschaft. Die Häuslebauern waren an der nächsten Stelle, da sie Land besaßen, wenn auch weniger und mit viel unsicherem Recht als die Hofbesitzer. Ihr Selbstbewußtsein wuchs mit ihrer Zahl. Bei der Versammlung von 17. Juni 1796 waren 119 anwesend, und das waren bestimmt nicht alle. Sie tendierten wahrscheinlich dazu, mehr Kinder zu haben, so daß man ihre Zahl am Ende des Jahrhunderts vielleicht um 750, wenn nicht mehr schätzen könnte. Das wäre also damals fast ein Drittel aller Einwohner. Es gab 1767 nur 166 Häuser in der Herrschaft, die keine Höfe waren; ein Hinweis, daß die Zahl der Häuslebauern von dann bis 1796 stark wuchs.¹⁶¹ Sie hatten bis dahin offensichtlich keine Angst vor dem Abt und zögerten nicht, ihre Bedürfnisse anzumelden. Die „Stadtleute“, d. h. vor allem Handwerker, aber auch Wirte, Beamte und andere, bildeten auch eine relativ große Schicht der Gesellschaft von St. Peter, und nicht wenige von diesen wanderten aus. Früh im 18. Jahrhundert gab es relativ viele Glasarbeiter in dem Ort Glashütte. Aber sie zogen nach und nach weg (nicht alle im Jahr 1713 — ein Glasmeister wanderte 1754 in die Steiermark aus) und wurden von anderen Siedlern (meistens Häuslebauern) ersetzt. Es gab 1767 26 Häuser in Glashütte. 38 Häuslebauern von Glashütte waren bei der Versammlung von 1796 anwesend, und 1809 war die Einwohnerzahl 280. Uhrmacher gab es in St. Peter ebenfalls und zwei von diesen wanderten sogar aus (1770 und 1788). Eine Besonderheit der Situation St. Peters war die Anwesenheit von Hunderten von

Armen, welche die unterste Schicht der Gesellschaft bildeten. Nach der harten Kälte im Winter 1749/50 herrschte großes Elend in St. Peter. Der Klosterarchivar, Gregor Baumeister, schrieb, daß im Frühjahr um 600 Arme an der Klosterpforte gespeist wurden und fast so viele Almosen von dem vom Kloster bewirtschafteten Schweighof bekamen. Im Sommer 1756 kamen große Mengen armer Leute, und an einem Tag gab das Kloster 700 Menschen Brot an der Pforte. Im Jahrzehnt 1762 bis 1771 verabreichte das Kloster Tausende von Broten an Arme, wie die folgenden Zahlen zeigen:

12. Oktober 1762 — 857 (Brote)	13. Oktober 1767 — 1.115
17. Oktober 1763 — 1.000 (fast)	10. Oktober 1768 — 1.000
17. Oktober 1764 — 1.100	9. Oktober 1769 — 1.100
14. Oktober 1765 — 880	8. Oktober 1770 — 1.340
13. Oktober 1766 — 1.005	14. Oktober 1771 — 1.670

Im April 1767 wurde bestimmt, daß die Almosen am Schweighof aufhören sollten, aber zwei Brote pro Arme an der Klosterpforte auszuteilen seien. Im März 1770 entschied das Kloster, den armen Klosteruntertanen Brot für eine Woche auszuteilen und den auswärtigen Armen zweimal pro Woche Almosen zu geben. Im Frühling 1771 (das „Hungerjahr“) kamen *außerordentlich viel*, wahrscheinlich mehr als die Zahl vom 14. Oktober. Die Armen kamen zum Teil aus Schwaben und der Schweiz, aber viele müssen Untertanen der Herrschaft gewesen sein.¹⁶²

Es gab also viele soziale Schichten im 18. Jahrhundert in St. Peter und auch, trotz der Klosterherrschaft und des Anerbenrechts, eine relativ starke soziale Mobilität. Die Häuslebauern waren im großen und ganzen eine aufsteigende Klasse, aber der Platz für sie und andere war an der unteren Stufe der Gesellschaft, und viele sanken dorthin ab. Welche Rolle die Armen bei der Auswanderung spielten, ist interessant. Während der Zeit der extremen Armut (1750 — 1771) wanderten mehr als die Hälfte aller Fälle (56) aus St. Peter aus. Aber nur zwei von 105 (Fällen) in den Jahren 1750 und 1770 sind in Hackers Listen als „arm“ beschrieben. Es gab bestimmt mehr, aber die Mehrheit der Belege bezüglich der finanziellen Lage der Auswanderer aus Südbaden und überhaupt aus Südwestdeutschland erlaubt den Schluß, daß die Auswanderer in der Regel keine armen Bettler waren. Man brauchte Geld, um auszuwandern, um die Reisekosten bezahlen zu können und weil die Zielländer oft keine Armen aufnehmen wollten. (Diese zwei Punkte werden später näher behandelt.) Die Anwesenheit von Hunderten von Armen in St. Peter hatte eher eine andere Wirkung auf die Auswanderung. Wolfgang von Hippel beschrieb die Auswanderer aus Württemberg nach Amerika im 19. Jahrhundert gewöhnlich nicht als die ärmsten der Armen, sondern als diejenigen, die sich gegen ökonomische Verelendung und sozialen Abstieg durch Auswanderung abzusichern suchten.¹⁶³ Eine Tatsache, die wahrscheinlich überall in Südwestdeutschland eine Rolle spielte, auch im 18. Jahrhundert. In St. Peter wurde in dieser Zeit täglich der ganzen Gesellschaft, aber besonders den mobileren Schichten (d. h. den Häuslebauern, Handwerkern, Glasarbeitern und anderen), ein tragisches Bild ihrer möglichen Zukunft vorgestellt. Für viele Einwohner war die Möglichkeit der Auswanderung eine viel reizvollere Alternative als das, was sie täglich an der Klosterpforte sahen. Dies war nicht eigentümlich für St. Peter, besonders in

den Teuerungsjahren, aber daß die Verhältnisse so extrem waren und so lang dauerten, war doch außerordentlich.

Wie in den anderen Schwarzwaldgemeinden dominierten der Holzhandel und die Viehzucht in der Wirtschaft von St. Peter. Im späten 18. Jahrhundert gab es einen blühenden Holzhandel nach auswärts, wovon sowohl das Kloster wie die Untertanen profitieren konnten. Die Sägemühle befand sich im Dorf Sägendobel, welches überwiegend vom Wald lebte.¹⁶⁴ Während der allgemeinen Depression der Fruchtpreise im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert konnte sich St. Peter auf die Viehwirtschaft stützen.¹⁶⁵ Der Boden wurde 1778 folgenderweise genutzt.¹⁶⁶

Äcker	4.827 (J)	88 (R)	(23,8 %)	Ödfeld	133	163	(0,7 %)
Rittfeld	3.153	347	(15,5 %)	Weideplatz	125	218	(0,6 %)
Matten	1.979	321	(9,8 %)	Allmende	8.230	256	(40,6 %)
Wald	1.646	140	(8,1 %)	Andere	194	0	(1,0 %)
1 Jauchert = 360 Ruten							

Die Rittfelder, Matten und Weideplätze wurden für die Viehzucht benutzt und die Allmende für Viehzucht und Holzarbeit. Also waren ungefähr 75 % des Landes diesen zwei landwirtschaftlichen Tätigkeiten gewidmet. Auf den Äckern baute man seit dem 17. Jahrhundert vorwiegend Hafer und „Mischleten“ (eine Mischung von Hafer und Hülsenfrüchten) an.¹⁶⁷ St. Peters Allmende war um diese Zeit in einer Rückgangphase. Das 18. Jahrhundert war ja überall in Deutschland und Europa die Endphase dieser mittelalterlichen Institution. Die Vogtei Rohr mußte schon 1710 einen Teil ihrer Allmende verkaufen, um die Zinsen ihrer Kriegssteuern bezahlen zu können.¹⁶⁸ Um die Wende zum 19. Jahrhundert mußte das Kloster eine Allmende nach der anderen teilen lassen. 1800 teilte es 159 Jauchert der Eschbacher Allmende. Das Kloster erhielt 39 Jauchert, und den Rest bekamen die 17 Bauern, die sowieso *nach Belieben holzten*. Zwei Jahre später teilte es 412 Jauchert der Ibentaler Allmende — 103 davon kamen an das Kloster und 309 an die 14 Höfe.¹⁶⁹ Das Kloster hatte bis dahin praktisch alle Kontrolle über den Wald verloren. Nach der Säkularisierung übernahm die großherzogliche Regierung die Sache. Sie teilte 1806 den Wald aber zu ihren Gunsten — zwei Drittel an den Fiskus und nur ein Drittel an die Bauern.¹⁷⁰ Außer den landwirtschaftlichen Betrieben gab es auch etwas Gewerbe und Handel in St. Peter. Die Glashütte wurde 1683 gegründet, nachdem ein neuer Pachthof vom Abt angelegt worden war, und 1684 eine Gerberei. Die Errichtung einer Schildwirtschaft fand 1786/1788 in Rohr statt. Neben dem Vieh- und Holzhandel war auch der Uhrenhandel wichtig. Es gab 1806 51 Uhrmacher und 41 Uhrenhändler in der Herrschaft.¹⁷¹

Wie schon erwähnt, mußte St. Peter für eine Schwarzwaldgemeinde außerordentlich viele Kriegsleiden hinnehmen. Jede französische Besetzung von Freiburg hatte praktisch die Besetzung von St. Peter zur Folge. Es gab oft Gefechte zwischen französischen und österreichischen Truppen in St. Peter selbst, das als Vorposten für beide Seiten diente. Die Franzosen konnten Freiburg in der Rheinebene relativ leicht erobern, aber der Kampf in den Bergen war für sie viel schwieriger. Die Einzelheiten müssen hier nicht wiederholt werden.¹⁷² Die schwersten Kriegsjahre, mit hohen

Kontributionen an beide Seiten, Plünderungen, Mord, Raub, usw., waren 1677, 1678, 1689, 1690, 1693, 1704, 1706, 1713, 1714, 1744, 1792, 1795, 1796, 1797 und 1800. Besonders die Kriegereignisse von 1713, aber auch die früheren, spielten sicher eine direkte Rolle in der ersten Auswanderungswelle von 1712/13. Das Leben wurde für viele einfach untragbar. Von 1714 bis 1792 hatte Südbaden relativ wenig Anteil an den Kriegereignissen der Zeiten. Eine Ausnahme war die französische Besetzung von Freiburg von 1744, die natürlich St. Peter einschloß und damit die Einwohner dort nicht vergessen ließ, wie schlimm ein Krieg sein konnte.

Die Auswanderung aus St. Peter im 18. Jahrhundert war zwar außerordentlich hoch. Die Struktur der Auswanderung und die demographische, politische, soziale und wirtschaftliche Lage der Herrschaft wiesen auf mehrere Faktoren hin, die die Auswanderung förderten. Die früheren Auswanderungen, besonders die Welle von 1712/13, waren zweifellos das Ergebnis vieler langer Kriege, die St. Peter praktisch verwüsteten und das Leben dort für viele Leute unerträglich machte. Im schweren Kriegsjahr 1713 wirkte sich eine starke Werbung zur Auswanderung in die Steiermark aus. Dies war eine Alternative zu dem schweren Leben in St. Peter, und viele Leute zogen dorthin. Manche waren Glasarbeiter, die nach 30 Jahren in St. Peter bessere Holzquellen für ihre Arbeit suchten. Eine starke Werbung wirkte auch bei der Auswanderungswelle nach Salzburg 1735/36 mit, aber dieses Mal ohne einen direkten Anstoß von schweren Kriegsergebnissen. Bis dahin war die ökonomische Lage vieler Untertanen offensichtlich ziemlich schlecht, da diese Auswanderungen während des Streites mit dem Kloster über ihre Unfähigkeit, die Schulden zu zahlen, stattfand. Sie hatten sogar Gewalt gegen das Kloster angewandt, um ihre Bedürfnisse zu fördern. Darüber hinaus begann der Bevölkerungsdruck zu wirken, da die Zahl einer neuen Schicht der Gesellschaft (nämlich der Häuslebauern) stetig wuchs. Bis 1771 wanderte die Mehrheit aus. Die wirtschaftliche Lage der Herrschaft hatte sich sehr verschlechtert, und viele Untertanen waren in den Bettelzustand herabgesunken. Während und nach den schlimmen Unwettern und den damit verbundenen Teuerungen und Hungersnöten (besonders von 1749/50 und 1770/71) gab es die höchste Zahl von Armen, aber es gab über mindestens zwei Jahrzehnte danach noch immer mehrere Hundert von ihnen. Die Armen hatten eine besondere Wirkung auf diese relativ mobile Gesellschaft, da sie manchen ein lebendiges Abbild ihrer möglichen Zukunft boten. Auch wurde die ungarische Werbung offensichtlich während dieser Zeit stärker, da fast jeder Auswanderer dorthin zog. Wahrscheinlich der wichtigste Grund der hohen Auswanderung aus St. Peter war, wie in anderen Gebieten, ein stark wachsender Bevölkerungsdruck. Obgleich das Minoraterecht auf den Höfen geübt wurde, war das auf den Dominikalgütern nicht der Fall, wo die Bevölkerungszahl der Häuslebauern im 18. Jahrhundert stark wuchs. Andere Klosterherrschaften im Schwarzwald hatten auch relativ hohe Auswanderungen, z. B. St. Märgen und St. Blasien. St. Märgen liegt an der südöstlichen Grenze von St. Peter und erlebte wahrscheinlich ähnliche Umstände. Obwohl die Auswanderung für den Schwarzwald insgesamt hoch war, war sie niedriger als die von St. Peter. Auch die Auswanderungsziffer des Herrschaftsgebiets von St. Blasien, das in diesem Untersuchungsraum liegt, war ziemlich hoch (Stufe 4), aber dort gab es kein Anerbenrecht, sondern die Realteilung, die in einer Berggemeinde viele Probleme verursachte.

VIII.

Viele Erklärungen erscheinen in der Literatur als Ursachen der Auswanderung. Sie nehmen aber oft eine Form an, die den Zusammenhang der verschiedenen Ursachen nicht ausreichend erklären kann. Sie zeigen auch nicht hinreichend, welche Faktoren am wichtigsten waren. Dies ist problematisch, denn man sollte daran denken, daß viele dieser ausgebleiten „Ursachen“ überall in Europa wirkten — oft in Gebieten, wo es wenig oder keine Auswanderung gab. Derartige Untersuchungen erklären daher eigentlich die Auswanderung und die Gesellschaft in Südbaden nicht hinreichend.

Die hier gebotene Untersuchung von Südbaden im allgemeinen und den vier Gemeinden im speziellen vermeidet hoffentlich dieses Problem. Es gibt einen Zusammenhang zwischen klimatischen, landwirtschaftlichen und demographischen Entwicklungen, die weitgehend die Auswanderung erklären. Andere Faktoren, z. B. Krieg, Religion, Werbung und Politik werden hier ebenfalls behandelt. Hoffentlich sieht man am Ende, welche Rolle alle diese Faktoren eigentlich spielten.

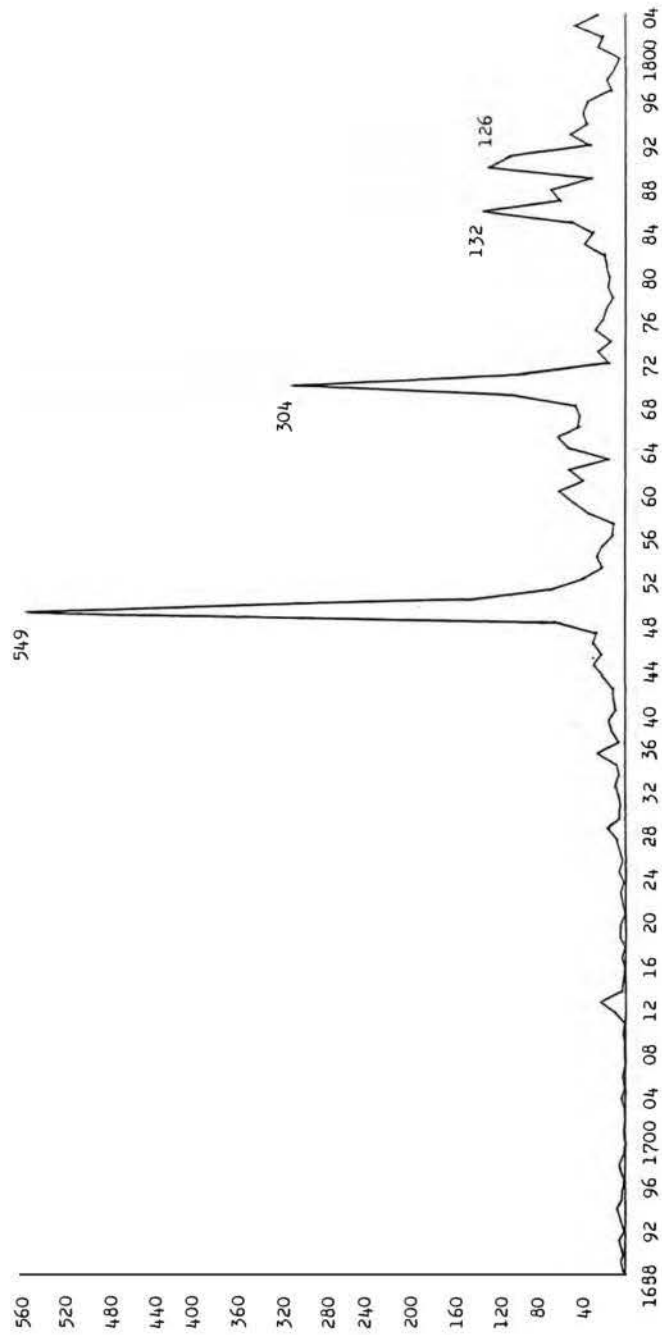
Das Klima hatte eine Doppelwirkung in Südbaden. Einerseits wurde es dort (zumindest im späten 18. Jahrhundert) immer milder, besonders im Winter. Diese Verbesserung des Klimas erlaubte ergiebiger Ernten. Aber Unwetterjahre gab es über den ganzen Untersuchungsraum hinweg immer noch. Die strengen Winter, Hagelstürme, Überschwemmungen usw. hatten eine größere Wirkung auf die Ernte und die Nahrungsmittelpreise. Der Roggenpreis in Freiburg und Müllheim ließ etwas ähnliches feststellen (siehe Abbildung 8). Außer den Teuerungsjahren gab es nach 1730 und besonders nach 1765 eine langsame Steigerung der Preise, die zugunsten der Bauern wirkte. Ein direkter Zusammenhang zwischen dem schlimmen Wetter, den Mißernten und Teuerungen ist zu vermuten und fand doch im ganzen Jahrhundert statt. Der Zusammenhang dieser Faktoren mit der Auswanderung wurde aber erst um die Mitte des Jahrhunderts relativ direkt:¹⁷³

Jahr	bekanntes Unwetter	bekannte Mißernten	Teuerungen	hohe Auswanderung
1692	x			
1693	x		x	
1694			x	
1698/99			x	
1706/07		x		
1708	x	x		
1709	x	x	x (vermutlich)	
1710	x		?	
1711/12		x	?	
1713	x	x	?	
1748				x
1749/50	x	x (vermutlich)	x	x
1751				x
1769	x	x		x
1770/71	x	x	x	x

Jahr	bekanntes Unwetter	bekannte Mißernten	Teuerungen	hohe Auswanderung
1782—85	x			
1786				x
1788	x	x		
1789	x	x	x	
1790/91				x
1794/95			x	
1802			x	

Hier wurden nur die extremen Fälle dargestellt. Die Auswanderung aus Südbaden war bis zur Mitte der 1740er Jahre eigentlich gering. Es gab nur zwei kleine Wellen, 1712/13 und 1736, die weitgehend ihre Ursprünge in St. Peter fanden (siehe Abbildung 12).¹⁷⁴ Erst mit der Zeit ab 1748 kann man die Höhe der Auswanderung mit den klimatischen und landwirtschaftlichen Katastrophen vergleichen. Die extreme Teuerung von 1698/99 und die furchtbare landwirtschaftliche Katastrophe von 1708/09 verursachten in Südbaden keine Auswanderung. Nach 1748 jedoch standen normalerweise hinter jeder hohen Auswanderungswelle Wetterkatastrophen, Mißernten und Teuerungen. Die größte Welle aus Südbaden fing 1748 an, erreichte im folgenden Jahr ihren Höhepunkt (549 Fälle) und fiel 1750 und 1751 bis auf 146 bzw. 66 Fälle ab. Diese war mit einer Teuerung verbunden, aber die Auswanderung war verhältnismäßig viel höher als die Teuerung und muß auch von anderen Faktoren beeinflußt worden sein. Dasselbe gilt für die Auswanderungswelle 1769 — 71, aber sonst weniger. Bei diesen zwei Wellen waren die Höhepunkte genau während der schlimmsten Zeit der Teuerung. Die Auswanderungswellen von 1786 und 1790/91 kamen nach einer kurzen Verzögerung, d. h. die schlimmsten Zeiten waren schon vorbei, bis diese Menschen endlich auswanderten. Das schlechte Wetter zieht von 1782 bis 1785 an, und 1785 gab es eine milde Teuerung, aber die Auswanderung folgte erst 1786. Es gab 1788 und 1789 schlimme Unwetter, Mißernten und eine Teuerung, aber die Auswanderungswelle kam erst 1790/91. Dieser Ablauf wiederholte sich ständig im 19. Jahrhundert. Die demographischen Faktoren standen in einem engeren Zusammenhang mit der Auswanderung als die wirtschaftlichen. Die Zahl der Auswanderungen wurde eigentlich erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts groß — genau um die Zeit, in der die Bevölkerungszahl Südbadens die vom frühen 17. Jahrhundert erreicht hatte. Wie schon erwähnt, förderte das Realteilungs-Erbrecht eine höhere Kinderzahl, da die Eltern wußten, daß alle ein Grundstück erben würden. Darüber hinaus lebten die Realteilungsgebiete häufig von Spezialkulturen, die einen großen Arbeitseinsatz bedingten (d. h. Wein). Eine größere Kinderzahl war demzufolge geradezu geboten. Die Realteilungsgebiete in der Rheinebene und in der Vorbergzone erlitten die schlimmste Entvölkerung im 17. Jahrhundert. Die Realteilung wurde gebraucht, um die Landschaft wieder zu bevölkern, aber im 18. Jahrhundert entwickelte sich der Prozeß so weit, daß extreme Güterzersplitterung die Landschaft belastete. Familien konnten sich von solchen kleinen Stücken nicht ernähren und mußten alternative Lebensquellen suchen. In der Regel fand dieser schwere Bevölkerungsdruck in den Anerbenge-

Abb. 12 Die Auswanderung aus Südbaden
Auswanderungsfälle 1688 — 1804



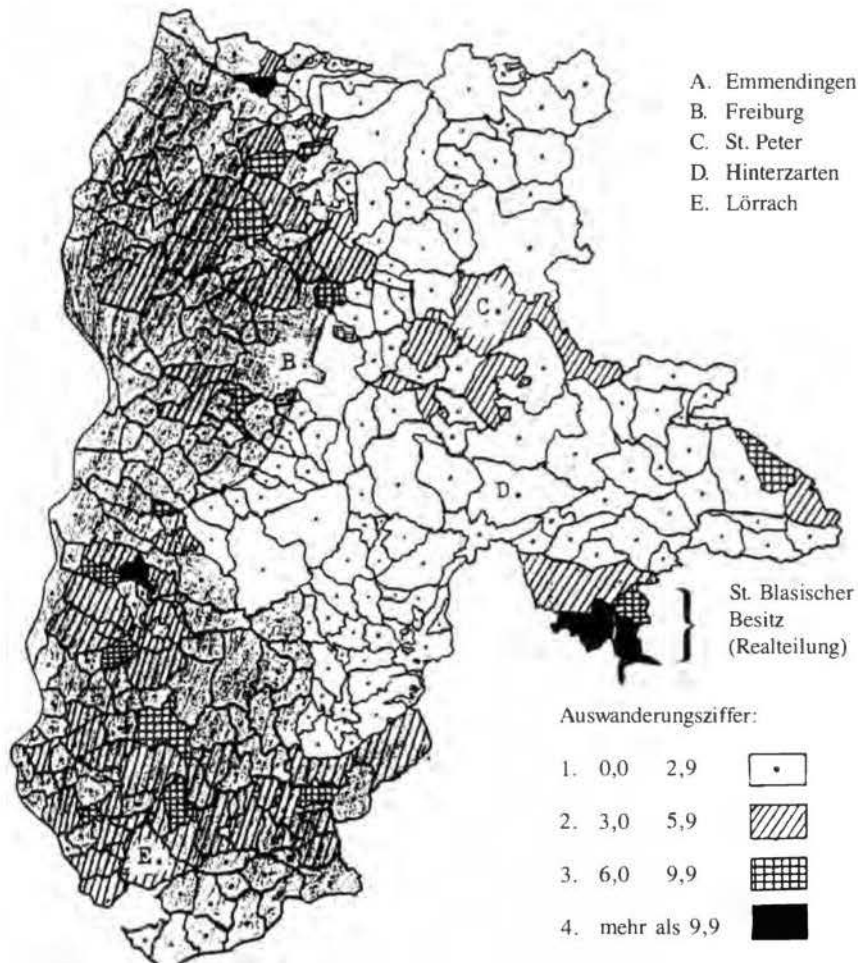
Fogleman

bieten der Berge nicht statt. Ein Vergleich der Auswanderungsziffer in Südbaden mit der Erbrechtsform läßt feststellen, daß fast alle Auswanderungen aus Realteilungsgebieten kamen. St. Peter war die größte Ausnahme bezüglich der Auswanderungsfälle, und Dittishausen in der Landgrafschaft Baar (Stufe 3) bezüglich der Ziffer (siehe Abbildung 13).¹⁷⁵

Die Trennung zwischen Realteilungs- und Anerbengebieten war in der Regel durch geologische Formationen gegeben, aber es gab viele Ausnahmen. In der Rheinebene, im Hügelland, in der Freiburger Bucht und in der Vorbergzone herrschte die Real-

Abb. 13 Erbrechtsform und Auswanderung aus Südbaden im 18. Jahrhundert (vgl. Abb. 2)

grau = Realteilungsgebiete



Fogleman

teilung und in den Bergen normalerweise das Minoraterbrecht. Aber im Oberland gab es auch in den Berggemeinden Realteilung. Ebenfalls war dies der Fall in den Besitzungen St. Blasians, die in den Bergen lagen. Im Hochberg übten manche Gemeinde auf der geologischen Grenze beide Erbrechtsformen.

Zwei weitere Faktoren in der Auswanderung waren Krieg und Religion. Die Rolle des Kriegs als eine direkte Ursache der Auswanderung ist oft in der Literatur überbetont worden. Nach 1714 war Südbaden längere Zeit relativ frei von den schlimmsten Kriegsergebnissen, und bis dahin war die Auswanderung sehr gering. Andere Gebiete in Deutschland, z. B. Sachsen, mußten die späteren Kriege ertragen und dennoch wanderten wenige aus. Für die wenigen Leute jedoch, die im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert auswanderten, spielte der Krieg doch eine wichtige Rolle.¹⁷⁶ Das Leben für sie wurde einfach unerträglich. St. Peter, zum Beispiel, erlebte 1713 ein schweres Kriegsjahr und eine hohe Auswanderung. Aber die überwiegende Mehrheit aller Auswanderungen fand außerhalb der schlimmsten Kriegszeiten (zwischen 1714 und 1792) statt. Eine mögliche Ausnahme wäre 1744, als die Franzosen Freiburg und seine Umgegend besetzten. Erst ab 1792 erlitt Südbaden wieder hohe Kontributionen, Durchzüge, Plünderungen und Brandstiftungen. Aber auch sie waren nicht mit den früheren zu vergleichen, und der Höhepunkt der Auswanderung war bis dahin sowieso vorbei (siehe Abbildung 12).

Die wesentlichsten Zusammenhänge zwischen Krieg und Auswanderung waren tiefer und langfristiger. Besonders der Dreißigjährige Krieg, aber auch die Kriege der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verursachten eine große Mobilität in der Bevölkerung. Der Krieg hatte die Bodenverwurzelung gelockert. Die Bauern mußten dauernd in die Städte oder weiter fliehen, wenn die Soldaten einzogen. Sie waren daher immer mehr bereit, in die Ferne zu ziehen und eine neue Heimat zu suchen, wenn sie unter schwerem Druck kamen. Im 18. Jahrhundert war die Bevölkerung wegen dieser Mobilisierung viel empfänglicher für Auswanderung als im 16. oder frühen 17. Jahrhundert.¹⁷⁷ Jedoch wirkte der Krieg auch langfristig als ein auswanderungshemmender Faktor. Durch den Dreißigjährigen Krieg wurde das starke Anwachsen der Bevölkerung im vorausgegangenen Jahrhundert ausgelöscht. Fortgeschrittene Güterzersplitterung und Bevölkerungsdruck auf das Land waren schon am Anfang des 17. Jahrhunderts ein Problem. Die Entvölkerung des Dreißigjährigen Kriegs verschob diese Krise für ein Jahrhundert. Ohne den Krieg hätte die Auswanderung vielleicht früher angefangen. Krieg wirkte kurzfristig auch als ein auswanderungshemmender Faktor. Er verhinderte oft die Bewegung von Menschen über weite Entfernungen. Ein Blick auf die Ankünfte von deutschen Einwanderern in der amerikanischen Hafenstadt Philadelphia im 18. Jahrhundert macht dieses klar.¹⁷⁸

Mit dem Durchbruch der Toleranz im 17. und frühen 18. Jahrhundert spielte religiöse Verfolgung als Auswanderungsursache keine Rolle mehr. Die letzte große Verfolgung erfolgte 1732, als der katholische Erzbischof die Protestanten aus Salzburg vertrieb. Sie wanderten meistens nach Preußen aus, aber einige gingen nach der britischen Kolonie Georgia in Nordamerika. Im 18. Jahrhundert gab es wohl noch einzelne Fälle von Ausweisungen, aber große religiöse Verfolgungen spielten keine Rolle bei der Auswanderung mehr. Die Religion war dafür wichtig bei der Auswahl eines Ziellandes. Amerika nahm meistens nur Protestanten auf, aber es gab sehr wenige, die aus

Südbaden dorthin auswanderten. (Preußen, Rußland und Spanien nahmen fast keine Menschen aus Südbaden.)¹⁷⁹ In der Regel durften nur Protestanten nach Siebenbürgen einwandern, Katholiken dafür in die anderen Habsburgländer. Der Kaiser erklärte 1724, daß alle Siedler im Banat (Ungarn) katholisch sein müßten, und dies wurde auch durchgesetzt.¹⁸⁰ In den Jahren um 1760 versuchten einige Evangelische in das Banat einzuwandern, und sie wurden nach Siebenbürgen geschickt.¹⁸¹ Die Katholiken siedelten sich auch in Baranya, Syrmien oder Panslawonien (bei Budapest) und in anderen Orten in Ungarn und Österreich an. Es gab aber auch Evangelische, die in Ungarn siedelten. Obwohl die von Wien unterstützte Auswanderung nur Katholiken annahm, warben einige kalvinistische private Grundherren Evangelische aus Südbaden und sonstigen Gebieten an.¹⁸² Die evangelische Einwanderung in Ungarn ist oft unterschätzt worden. Nur 23,8 % aller Auswanderungsfälle aus Südbaden gingen nach dem evangelischen Siebenbürgen, und fast alle von diesen in den Jahren 1748 — 1752. Jedoch kamen 64,2 % aller Auswanderungsfälle aus protestantischen Gebieten, und zwar während aller Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts. Außer Siebenbürgen waren die Zielländer der Auswanderer überwiegend katholisch. Das Zielland der Auswanderungswelle von 1769 bis 1771 war fast ausschließlich Ungarn, und das evangelische Baden-Durlach nahm häufig teil. Relativ wenige wanderten aus Lörrach nach Ungarn aus (nur fünf bis zehn Fälle). Aber mindestens 55 % (22 Fälle) der Emmendinger Auswanderer hatten Ungarn zum Ziel, ein Hinweis darauf, daß vielleicht das Oberamt Hochberg eher als das badische Oberland eine Quelle der evangelischen Siedler in Ungarn war. Nach dem Toleranzedikt Josefs II. vom 13. Oktober 1781 durften auch Evangelische in der vom Staat unterstützten Siedlung in den Habsburgländern teilnehmen.

Die Zielländer spielten eine wichtige Rolle in der Auswanderung. In Hackers Listen gibt es 3.737 Fälle, die aus Südbaden auswanderten. Ihre Zielländer waren folgende:¹⁸³

Zielland	Fälle	% der bekannten Zielländer
Ungarn	1.699	53,1
Siebenbürgen	763	23,8
Elsaß	212	6,6
Österreich	130	4,1
Schweiz	126	3,9
Preußen	68	2,1
Frankreich	61	1,9
Amerika	38	1,2
Deutschland (sonstiges)	35	1,1
Galizien	19	0,6
Rußland	12	0,4
Böhmen	9	0,3
Spanien	5	0,2
Andere	25	0,8
?	535	15,3 (von allen Fällen)

Bis 1736 war Österreich das Hauptzielland, obgleich Zahlen bis dahin relativ gering waren. Danach wuchs die Zahl der Ungarnauswanderer stetig und auch ab 1744 die nach Siebenbürgen. 1748 fing die erste und weitgehend größte Auswanderungswelle aus Südbaden an (siehe Abbildung 12). In diesem Jahr wanderten insgesamt 67 Fälle aus — 40 davon nach Siebenbürgen und nur fünf nach Ungarn. Im folgenden Jahr wanderten 549 insgesamt und 487 davon nach Siebenbürgen aus. Dieses war die Spitze der Auswanderung nach Siebenbürgen. Im Jahr 1750 fiel diese Zahl auf 62 Fälle (von insgesamt 146), 1751 auf 29 (von 66) und 1752 auf 15 (von 40). 1753 war diese erste große Welle vorbei, da nur vier Fälle nach Siebenbürgen auswanderten. Die Ungarnauswanderung erreichte eine Spitze ein Jahr später als die nach Siebenbürgen mit 51 Fällen im Jahr 1750. Im folgenden Jahr fiel sie auf 22, 1752 auf 12 und 1753 auf nur eine. Eine kleinere Welle entstand 1759/60, als 31 bzw. 42 dahin auswanderten. Ab 1764 wuchs die Zahl der Ungarn-Auswanderer wieder und 1769 begann die größte Welle dorthin. In diesem Jahr wanderten 69 nach Ungarn (von 106), und 1770 erreichte die Ungarnauswanderung ihre Spitze im 18. Jahrhundert (274 Fälle). 1771 fiel sie auf 68 und 1772 auf fünf Fälle. Sie erreichte weitere Spitzen 1786 (112 Fälle) und 1790/91 (111 bzw. 87). Die österreichische Auswanderung blieb in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sehr gering. Außer Ungarn und Siebenbürgen waren das Elsaß und die Schweiz die Hauptzielländer. Manche Schweiz-Auswanderer waren praktisch Rückwanderer, deren Familien früher nach Südbaden eingewandert waren. Die wenigen Auswanderungen nach Preußen waren über das ganze Jahrhundert zerstreut und bildeten eigentlich nie eine Welle. 1803 wanderten zehn und 1771 neun dahin aus, sonst nie mehr als drei. Die fünf Fälle nach Spanien waren am Ende der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Von den 25 Fällen, die in andere Länder auswanderten, blieben die meisten in Europa, aber manche wanderten nach Übersee aus, z. B. nach Niederländisch-Ostindien.

Es gab verschiedene Arten von Werbung der Zielländer, die manchmal eine relativ ehrliche Beschreibung des neuen Siedlungsgebiets waren, aber oft handelte es sich um skrupellose Propaganda. Erstens gab es persönliche Kontakte mit Verwandten und Freunden, die früher ausgewandert waren und die meinten, daß vielleicht andere ihnen nachfolgen sollten. Diese Kontakte entstanden meistens durch Rückkehrer und Briefe, die von viel Land, Steuerfreiheit, Frieden und anderen reizvollen Vorteilen erzählten. Solche Nachrichten waren den Behörden in Südbaden nicht willkommen. Es wurde im Oberland so problematisch, daß Briefe aus Siebenbürgen beschlagnahmt wurden, da viele von Werbern geschickt wurden.¹⁸⁴ Noch eine Art von Werbung war die von privaten Grundherren. Besonders in Ungarn, wo ihre Grundherrschaften von den türkischen Kriegen und Krankheiten entvölkert worden waren, suchten sie dringend neue Handwerker und Bauern. Eine Werbung von 1766/67 versprach, Handwerkern Geld für Geräte zu geben. Manche bekamen Lebensmittel und Wirtschaftsinventar. Die Grundherren hatten auch Agenten, die oft Auswanderer von anderen Werbungen praktisch entführten, z. B. wenn sie an der Donau auf einem Schiff warteten.¹⁸⁵ Die letzte Art der Werbung war die der Großstaaten. Für Südbaden war die Habsburger Regierung am wesentlichsten. Diese Werbung war ein Teil der Bevölkerungspolitik im 18. Jahrhundert.¹⁸⁶ Hier werden nur ein paar Punkte aufgegriffen, die Südbaden betrafen. Die Reichsstadt Offenburg war im 18. Jahrhundert

ein Zentrum, in dem Habsburger Agenten arbeiteten, auch für Südbaden. Zwischen 1790 und etwa 1800 gab es einen Grafen Colloredo, der mehrere Agenten in oder um Freiburg hatte. Er befahl ihnen, niemanden mit weniger als 250 fl zu akzeptieren.¹⁸⁷ Die Angebote änderten sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Aber das folgende in einem Patent von der ungarischen Behörde ist typisch für die frühtheresianische Zeit. Es versprach potentiellen neuen Siedlern ausreichende Landzuweisung an einem geeigneten Ort, sechsjährige Befreiung von öffentlich-rechtlichen Leistungen und dreijährige von grundherrlichen Leistungen, einen Kirchenbau auf ärarische Kosten, Freizügigkeit (aber mit einer 10 %igen Abfahrtstaxe), kostenlose Bereitstellung von Bauholz für Häuser und Vorstreckung von Saat- und anderem Korn gegen Rückerstattung nach der ersten oder zweiten Ernte. Die Kameralansiedlungen waren praktisch gleich. Generell forderte man von ihren Ansiedlern einen Besitz von mindestens 500 fl. Allerdings wurden oft Ausnahmen gemacht.¹⁸⁸ Der Staat bezahlte das Reisegeld nach Ungarn erst in den 1760er Jahren, jedoch nur von Wien oder Preßburg aus. Viele Auswanderer bezahlten mit ihrem ganzen Vermögen für die Reise. Unterwegs wurden sie häufig von Schiffern, Fuhrleuten und Wirten ausgenutzt. Jede Auswanderungswelle brachte höhere Preise, und viele waren schon bei der Ankunft in Ungarn verschuldet.¹⁸⁹ Die Angebote in Siebenbürgen waren ähnlich. Dort bekamen die Ansiedler, z. B. in Mühlbach, im Jahr 1748 eine Hofstelle, einen Weinberg, eine Gestellung von Saatgetreide, so viele Wiesen wie die anderen Bürger und einen Anteil an der Nutzung des Waldes. Die Stadt versprach Beihilfe beim Bauen und gewährte ihnen fünfjährige Befreiung von Abgaben und Lasten, bestimmte Gemeinschafts-sachen und bürgerliche Aufnahme in der Gemeinde.¹⁹⁰

Werbung irgendwelcher Art war praktisch eine Voraussetzung für eine Auswanderung. Die Leute mußten eine bestimmte Vorstellung von einem Land haben, bevor sie eine so lange, teure und gefährliche Reise unternahmen. Die Werbung war teilweise der letzte Anstoß zur Auswanderung. Durch ihre Intensität übte sie jedoch manchmal eine überverhältnismäßige Wirkung, verglichen mit den wirtschaftlichen Faktoren, aus. 1749/50 und 1770/71 waren schwere Jahre in Baden, aber die späteren waren schlimmer, in Südbaden ebenso wie in ganz Baden. Die Auswanderung aus ganz Baden war 1770/71 viel höher als 1749/50 (siehe Abbildung 3), in Südbaden war es doch umgekehrt (siehe Abbildung 12). Die wirtschaftliche Not war in beiden Fällen vorhanden, aber in Südbaden war die Intensität der Werbung für Siebenbürgen 1749/50 viel höher als die für Ungarn 1770/71. Die Werbung war ein immer anwesender, aber nicht quantifizierbarer Faktor. Ungarn war das einzige Zielland, das über längere Zeit große Zahlen von Auswanderern anzog. Es wurde allgemein bekannt, daß die Auswanderung nach Ungarn eine Alternative in sehr schlechten Zeiten darstellte. Daraus entstand praktisch eine langfristige, passive Werbung, ohne Briefe, Flugschriften und Agenten. Die Werbung war eine wesentliche Ursache der Auswanderung, aber ihre wichtigste Bedeutung betraf das Phänomen der Migration von großen Massen von Menschen und die Verhältnisse in den Zielländern. Die Werbung allein erklärte nur wenig die Auswanderungsfaktoren in den Herkunftsgebieten. Wenn man die Auswanderung als einen Indikator für die Zustände in dem Herkunftsland versteht, dann war die Werbung eine wichtige, aber nicht die allerwichtigste Ursache der Auswanderung.

Die Auswanderungspolitik in Südbaden war mit der merkantilistischen Bevölkerungspolitik der Zeit und der Leibeigenschaft eng verbunden, wenn nicht sogar von ihnen bestimmt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts strebten die merkantilistischen Politiker nach einer immer höheren Bevölkerungszahl, trotz der Tatsache, daß sich viele Schichten der Bevölkerung in einer extremen wirtschaftlichen und sozialen Notlage wegen des Bevölkerungsdrucks auf dem Land befanden. Diese Politiker und politische Wissenschaftler übten einen großen Einfluß auf den badischen Markgrafen Karl Friedrich aus. Der Nationalökonom Johann August Schlettwein (1731 — 1802) war einer der bedeutendsten Vertreter des Physiokratismus in Deutschland. Als Hofrat in Karlsruhe von 1763 bis 1773 versuchte er, seine Ideen in die Realität umzusetzen. Später erklärte er den Sinn der merkantilistischen Bevölkerungspolitik:¹⁹¹

Je mehr Menschen an einem Orte zusammen leben, jweniger können sie die Befriedigung ihrer Bedürfnisse auf einerlei Art suchen, eines muß dem anderen ausweichen und entweder die gebahnte Wege mit größerer Vorsicht und Fleiß, oder ganz neue zu betreten suchen. Die richtige Triebfeder menschlicher Handlungen, das Interesse, wird unter solchen Umständen erst recht fühlbar, und facht zu mehr Eifer und Tätigkeit an, als öfters die zweckmäßigste landesherrliche Verordnungen über Benutzung einzelner Nahrungszweige, die der Unterthan zwar befolgt, wenn er muß, aber — wo nicht nähere und überzeugende Motive ihn lenken — mit einer gewissen Kaltblütigkeit, die sich an der Wirkung nicht leicht verkennen läßt. So wird durch Volksmenge eine Industrie befördert, und der Nahrungsstand empor gehoben, denn beide halten immer gleichen Schritt, ohne sich einander zu überlaufen. Die Entstehung eines jeden blühenden Staates, ist der Beweis davon. Wüsteneien sind hierdurch in fruchtbare Fluren verwandelt, und schlecht benutzte Felder zu würdigern Ertrag gebracht worden. Ob nun gleich in jetzigen Zeiten Wüstungen dem Nahmen nach etwas seltener zurückgeblieben, so können doch manche gemeine Weiden, und sonstige Gemeinheiten eines Ortes, in Absicht ihres Umfanges und gegenwärtiger Behandlung wenigstens vel quasi darzu gerechnet werden, mithin erwarten sie noch erst ihre schicklichere Kultur.

Schlettwein glaubte, daß Überbevölkerung doch möglich war, aber nicht *solange Teils ein Land noch unbebauet war oder besser bearbeitet werden könnte, solange nicht alle Natur-Produkte für Industrie und Fabrikation benutzt wurden und solange nicht genügend Menschen als Arbeitskräfte zur Verfügung standen.* Aus den damaligen Volkszählungstabellen schloß er, *dass unsere Menschen-Zahl noch bei weitem zu gering war.*¹⁹² Durch solche Ideen mußte Karlsruhe etwas Verständnis und Mitleid mit den Untertanen verloren haben. In der Tat ging es um ein sehr dezentralisiertes Land, das seine Untertanen nicht wie Schachfiguren kontrollieren konnte. Diese Ideen schlossen nicht mit ein, daß die verschiedenen Regionen und die verschiedenen Schichten der Bevölkerung in unterschiedlichem Maße von wirtschaftlichem Druck betroffen waren. Die Regierung in Karlsruhe war nicht in der Lage, so viele Menschen von einer Gegend in eine andere umzusiedeln. In Vorderösterreich passierte genau das. Die Untertanen in diesem Habsburger Land wurden praktisch in eine andere, z. B. Österreich, Ungarn oder Galizien, versetzt, obgleich Wien oft Rücksicht auf die dagegen erhobenen Beschwerden der Behörden in Vorderösterreich nahmen.¹⁹³ Die Habsburger Länder zogen auch Leute aus Baden-Durlach an, weil Karlsruhe einfach nicht mit Wien konkurrieren konnte.

Trotz der Forderungen von Schlettwein und anderen waren die Behörden in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts immer häufiger bereit, Auswanderungslustige wegzuziehen zu lassen, besonders diejenigen mit geringem Vermögen. Die Erlaubnis zum Wegzug war eine wesentliche Bedingung der Leibeigenschaft und mit vielen Gebühren verbunden. In Baden-Durlach waren es die folgenden:¹⁹⁴

	<i>Leibeigene</i>	<i>Leibfreie</i>	
<i>Manumission</i>			
Einzelne	10 % (mindest. 5 fl)		
Ehepaar	10 %		
Kind	30 x		
Attest	—	1 fl 30 x — 3 fl	
<i>Schutzabkündigung</i>			
Mann	2 fl	1 — 2 fl	
Frau	1 fl	1 — 1 fl 30 x	
Kind	30 x	30 x	
<i>Abzug</i>	10 %	10 %	
<i>Abzugspfundzoll</i>	2 %	2 %	(oft 8 fl 24 x, wenn
<i>Expeditionstaxe</i>	4 fl 12 x	1 fl 30 x	keine Manumission
<i>Stempel</i>	12 x	6 x	oder Abzug erhoben)

Die Schutzabkündigung war eine Gebühr für den „Schutz des Landes“. Die Abzugsgebühr betraf das exportierte Nettovermögen, d. h. abzüglich der Schulden und der anderen Gebühren. Sie wurde nach dem Verkauf des Vermögens (liegend und beweglich) berechnet. Beim Abzug von einem nicht freizügigen in einen freizügigen Ort innerhalb des Landes (z. B. Emmendingen oder Lörrach) betrug sie nur 5 % und von einem freizügigen Ort aus wurde überhaupt keine Abzugsgebühr berechnet. Der Abzugspfundzoll betrug 2 % des Vermögens, so daß insgesamt 12 % des Vermögens beim Abzug weggesteuert wurde. Die Gesamtkosten einer Familie mit zwei Kindern waren danach 9 fl 24 plus 22 % des Vermögens bei Leibfreien.¹⁹⁵

Weitere Punkte der Leibeigenschaft in Baden-Durlach waren der Leibschilding und der Todfall (beim Mann das Besthaupt und bei der Frau das beste Kleid oder dessen Wert in Geld). Nach einer jahrelangen Diskussion und nach dem Vorbild von Kaiser Josef II. zwei Jahre zuvor hob der Markgraf am 23. Juli 1783 die Leibeigenschaft in Baden auf. Obwohl diese Aufhebung die Befreiung von den persönlichen Fronlasten bedeutete, war sie gewissen Einschränkungen dort unterworfen, wo der Markgraf in bestimmten Orten allein die hohe und niedrige Gerichtsbarkeit ausübte. In Südbaden war das nur in Oberprechtal der Fall.¹⁹⁶

Darüber hinaus wurden die Manumissions-, Abzugs- und andere Gebühren immer noch verlangt.¹⁹⁷ Das Freizügigkeitsrecht war umstritten. Der Verfasser eines Reskripts in Baden schrieb, *ein Land ist doch kein Taubenschlag* (Er war eigentlich nicht der Erfinder dieses Spruches.) und *Der Unterthan, so frei er auch ist, ist doch*

*schuldig, dem Landesherrn anzuzeigen, dass und warum er nicht mehr sein Unterthan sein wolle . . . Dieser aber (der Landsherr) behält immer das Recht, unbesonnene Unterthanen, die nicht nur sich, sondern ganze Familien anderwärts in Sklaverei stürzen wollen, zu warnen . . . Ein undankbarer heimlich hinwegziehender Unterthan wird also billig als ein mutwilliger Deserteur angesehen.*¹⁹⁸ Der Markgraf behielt also das Recht, Auswanderung zu versagen, denn *die Exempel unglücklicher Auswanderungen und Verordnungen ganzer deutscher Provinzen sind bekannt genug.* Schlettwein war gegen diese Haltung. Er meinte trotz seiner merkantilistischen Bevölkerungspolitik-Ideen, daß ein Land doch kein Kerker sei und daß es auch viele glückliche Auswanderer gäbe.¹⁹⁹

Dem Reskript vom 23. Juli 1783 folgten andere, die die Auswanderung betrafen. Seit einigen Jahren gab es ein Abkommen über wechselseitige Abzugsfreiheit zwischen dem Kurfürsten der Pfalz und dem Markgrafen, das am 25. Juni in der Pfalz und am 23. Juli 1785 in Baden Gesetz wurde. Danach durften alle Untertanen in der Pfalz und in Baden zwischen den beiden Ländern wandern *zu ewigen Tagen von aller Nachsteuer oder Abzugs und sonst herkömmlichen sogenannten Landesfonds, oder andern dergleichen Gebühren frei gelassen . . .* Dies galt auch für das Vermögen und in Baden für den Abzugspfundzoll und die Manumissionsgebühr.²⁰⁰ Am 10. Juli 1786 erteilte die Rentkammer den Oberämtern ein Generaldekret über die Berechnung und Erhebung der Manumissions- und Abzugsgebühren für Leibeigene, die Leibfreie werden und dann das Land verlassen wollten. Das Reskript vom 23. Juli 1783 hatte diesen Fall nicht behandelt, da es die Manumissionsgebühr nicht aufgehoben hatte. Mit diesem neuen Dekret durften diese Leute ganz aus dem Land ziehen, ohne Manumission zu zahlen. Sie mußten jedoch zuerst 10 Jahre in dem leibfreien Ort bleiben, bis sie ohne Gebühr aus dem Land ziehen durften.²⁰¹

Die Auswanderungspolitik des Breisgaus (Vorderösterreich) war ebenfalls mit der merkantilistischen Bevölkerungspolitik und der Frage der Leibeigenschaft eng verbunden. Aber hier war die Situation anders als in Baden-Durlach: Die Hauptstadt Vorderösterreichs — Wien — war auch der Regierungssitz der Hauptzielländer. Während Karlsruhe immer gegen die Bevölkerungspolitik der Großmächte konkurrieren mußte, konnte Wien seine Untertanen von Vorderösterreich nach Ungarn, Österreich, Galizien oder anderen habsburgischen Regionen gleichsam versetzen, ohne Rücksicht auf das Herkunftsgebiet. Es gab also in Vorderösterreich weniger auswanderungshemmende Faktoren in der Bevölkerungspolitik und Leibeigenschaft als in Baden-Durlach.

Der größte Teil des Breisgaus war in Besitz von landsäßigen Familien des Niederadels, Klöstern oder Ritterorden. 1756 ließ Wien die schon zuvor bestehende vorderösterreichische Regierung in Freiburg erneuern. Sie mußte 1792 aus Kriegsgründen nach Konstanz ziehen, und 1801 überließ Österreich den Breisgau dem Herzog von Modena. Im Jahr 1806 wurde er ein Teil des neu errichteten Großherzogtums Baden. Bis zur Regierungszeit Kaiser Josef II. versuchte Wien, die Auswanderung aus Vorderösterreich relativ streng zu kontrollieren. Vor 1754 durften die Regierung dort nicht ohne Rückfrage in Wien Auswanderungswillige entlassen. Wien bestimmte 1768, daß Personen entlassen werden durften, die weniger als 1000 fl Vermögen besaßen und dem Staat nicht nützlich waren. Ferner durften die Oberämter Auswande-

rungen innerhalb der österreichischen Länder erlauben, während solche nach anderen Ländern der Erlaubnis von Freiburg bedurften. Eine auswanderungsfeindliche Bevölkerungspolitik (wie beispielsweise in den badischen Ländern und Württemberg) konnte also in Vorderösterreich keine große Rolle spielen, obgleich Josef II. oft Rücksicht auf die Bedürfnisse der vorderösterreichischen Regierung nahm, als er seine Bevölkerungspolitik in Gang setzte. Also beauftragte Wien Vorderösterreich, 500 Familien als Kolonisten nach Batschka und Arad zu senden. Ein Beamter in Freiburg war allzubereit, diesen Wunsch zu erfüllen, weil er meinte, daß sein Land überbevölkert sei. Die Güter seien zu sehr zerstückelt, so daß zu viel Leute sich davon nicht mehr ernähren könnten. Das Land habe zu viele arme, liederliche und unnütze Leute. Ungarn schickte 1755 Agenten nach Vorderösterreich, um katholische Siedler anzuwerben. Wien warb 1759 und 1766 noch mehr Siedler durch solche Methoden an. Die Auswanderungsgebühren in Vorderösterreich waren viel niedriger als in Baden-Durlach. Bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft 1781 war die Entlassungsgebühr nur mehr oder weniger 4 fl 30 x und die Abzugsgebühr 10 % des Vermögens. Nach 1781 verlangte man eine Taxe von 3 % des Vermögens anstatt der Entlassungsgebühr bei gleichbleibender Abzugsgebühr. Insgesamt betragen dann die Gebühren in Vorderösterreich die Hälfte derer von Baden-Durlach.²⁰²

Die Auswanderungspolitik war also in Vorderösterreich weniger restriktiv als in Baden-Durlach. Die merkantilistische und kolonialistische Bevölkerungspolitik in Wien verlangte eine Auswanderung aus dem Teil der habsburgischen Länder in einen anderen und förderte sie deshalb aus Vorderösterreich und anderen Ländern. Andererseits hatte Baden-Durlach von der Auswanderung keinen Vorteil und mußte immer dagegen ankämpfen. Die Auswanderungsgebühren in Vorderösterreich waren niedriger und die Aufhebung der Leibeigenschaft kam zwei Jahre früher (1781 gegenüber 1783). Trotzdem war die Auswanderung aus Vorderösterreich nicht höher als die in Baden-Durlach. Die Bevölkerungszahl der zwei Länder war ungefähr gleich (d. h. jene Teile dieser Länder, die in Südbaden lagen), jedoch kamen ungefähr zwei Drittel aller südbadischen Auswanderer aus Baden-Durlach. Darüber hinaus hatte die Aufhebung der Leibeigenschaft keine große Wirkung auf die Auswanderung, wahrscheinlich weil sie von soviel Bedingungen begleitet wurde. In den Jahren 1781/82 nahm die Auswanderung nicht wesentlich zu und 1783 nur etwas, dann fiel sie aber 1784 wieder ab (siehe Abbildung 12).

Die Wirkung der Bevölkerungspolitik in Südbaden auf die Auswanderung selbst war wie auch die Werbung der Zielländer ein immer vorhandener, aber nicht quantifizierbarer Faktor, der einigermaßen den Lauf der Auswanderung beeinflußte. Sie war im großen und ganzen ein Hindernis für die Auswanderer — mehr für die aus Baden-Durlach als die aus Vorderösterreich. Jedoch konnte Karlsruhe sie nicht immer regelmäßig durchführen, weil die Regierung eines so weit auseinander liegenden, dezentralisierten Landes nicht dazu fähig war. Die größten Hindernisse der Auswanderung waren das Fehlen der Freizügigkeit in beiden Ländern und die hohen Auswanderungsgebühren, die nur teilweise 1781 und 1783 durch die Aufhebung der Leibeigenschaft erleichtert wurden.

IX.

Die Auswanderung war ein Aspekt der allgemeinen demographischen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Südbadens im 18. Jahrhundert (ebenso wie der Zielländer). Sie ist am besten in diesem Zusammenhang zu verstehen. Der Schlüssel zum Verständnis liegt bei den Umständen der Mehrheit der Auswanderer, nicht der außerordentlichen Fälle — d. h. bei denjenigen der Stufe-2- und 3-Gemeinden und denjenigen zwischen den Auswanderungswellen (ebenso wie die Wellen selbst). Diese Leute wurden von einer Reihe von Unglücken betroffen, die in der Auswanderungsliteratur vorkommen. Jedoch betrafen diese Umstände viele andere Gebiete in Deutschland ebenfalls, wo keine oder geringe Auswanderung stattfand. Südbaden erlebte sogar im allgemeinen eine sich immer mehr verbessernde Agrarkonjunktur (im Gegensatz zu anderen Regionen) und durch den zunehmenden Anbau von Weizen und Roggen einen verbesserten Lebensstandard. Das Klima verbessert sich auch (trotz einiger sehr schlechter Jahre), denn die Zahl der Tage mit Durchschnittstemperaturen unter dem Gefrierpunkt sank.

Die entscheidenden Faktoren, welche die Auswanderung verursachten, besonders bezüglich der Auswanderungsziffer, waren der langfristige Bevölkerungsdruck in der Rheinebene und in der Vorbergzone, wo das Realteilungsrecht geübt wurde und die Werbung der Zielländer. Klimatische und landwirtschaftliche Katastrophen sind durchaus im 18. Jahrhundert zu finden, aber sie verursachten große Auswanderungswellen nur ab Mitte des Jahrhunderts, als die Bevölkerungszahl des frühen 17. Jahrhunderts wieder erreicht wurde. Wegen einer stets wachsenden Geburtsziffer und einer sinkenden Sterblichkeitsrate war die Landwirtschaft in den Realteilungsgebieten schon Anfang des 17. Jahrhunderts mit fortgeschrittener Bodenersplitterung belastet. Durch die Entvölkerung des Dreißigjährigen Krieges hörte dieser Druck auf die Landschaft zeitweise auf, aber er begann in der Mitte des 18. Jahrhunderts wieder.

Die Regierungen in Südbaden, ebenso wie die betroffenen Einwohner, versuchten auf verschiedene Art und Weise, das Problem zu lösen. Karlsruhe versuchte, die Teilung von Gütern unter bestimmten Mindestgrößen zu verbieten, aber mit wenig Erfolg. Die Regierungen konnten auch Mindestheiratsaltersgesetze erlassen. Bei einer späteren Heirat wurden nämlich weniger Kinder geboren. Am wichtigsten war die Entwicklung der Kleinindustrie, welche die Regierungen förderten. Sie beschäftigte viele Arbeitskräfte, ohne viel Land zu gebrauchen. Die Motive der Regierungen hatten nicht unbedingt mit dem Überbevölkerungsproblem zu tun, aber im Endeffekt milderte diese Entwicklung das Problem. Ob es überhaupt Überbevölkerung gab, war in Karlsruhe umstritten, und manche politische Maßnahmen der Regierung sollten sogar eine Einwanderung fördern, z. B. von schweizerischen Unternehmern in das Oberland. Die Einwohner Südbadens versuchten, das Problem selbständig zu lösen. Als der Grundbesitz immer kleiner wurde, kämpften die Bauern um mehr Boden. Ein zunehmender Gebrauch von Allmende und Brachfeldern fand statt, wie auch das Ausmaß der Rodungen anstieg. Der Kleebau, der den erschöpften Boden fruchtbarer machte, nahm zu. Viele Bauern machten auch Handwerkerarbeit (und umgekehrt), um zusätzliches Geld zu verdienen. Noch eine Alternative waren Kommunhausungen. Seit den 1750er Jahren vermehrte sich die Zahl dieser Haushalte in Hochberg,

wo zwei Kinder gemeinsam einen Hof bewirtschafteten.²⁰³ Viele arbeiteten in der Kleinindustrie, besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Und man konnte auswandern. Auswanderung war eine Alternative, daher wanderten viele Leute aus. Aber die Umstände, die die Auswanderer betrafen, betrafen große Schichten der Bevölkerung, deren überwiegende Mehrheit nicht auswanderte. Man sollte also Auswanderung nicht als die letzte Möglichkeit eines auswegslosen Volkes verstehen, sondern als eine von vielen. Welche Möglichkeit man wählte, hing von mehreren Faktoren ab, insbesondere der Werbung der Zielländer. Die Werber konzentrierten sich eher auf die dicht bevölkerten Realteilungsgebiete als auf die Berggemeinden und hier fand, relativ zur Bevölkerungszahl, die überwiegende Mehrheit der Auswanderung statt.

ANMERKUNGEN

- ¹ Diese Arbeit ist eine Zusammenfassung einer größeren Arbeit, die im Stadtarchiv Freiburg, Staatsarchiv Freiburg und im Generallandesarchiv Karlsruhe liegt.
- ² Siehe z. B. HANS SPONNER, die Auswanderung aus Schwarzwald und Oberrheinebene im 18. und 19. Jahrhundert, Diss. Freiburg, 1942; HERMANN JACOB, „Die Auswanderung aus dem badischen Oberland in den Jahren 1797 – 1804“, in: Das Markgräflerland, Bd. 7, 1936, S. 134 – 141; KARL SEITH, „Die Auswanderung aus dem Markgräflerland nach Siebenbürgen in den Jahren 1742 – 1751, mit besonderer Berücksichtigung der Müllheimer Exulanten“, in: Das Markgräflerland, Bd. 23, 1961, S. 112 – 121; WILHELM GROOS, „Auswanderer aus den Ämtern Emmendingen und Karlsruhe in der südungarischen Gemeinde Franzfeld“, in: Alemannia, Bd. 6, 1905, S. 81 – 103 und J. L. WOHLER, „Die Auswanderungen aus Ehrenstetten, Kirchhofen und Pfaffenweiler nach Ungarn, Amerika und Afrika im 18. und 19. Jahrhundert“, in: Alemannische Heimat, Bd. 4, 1937.
- ³ WOLFGANG VON HIPPEL, Auswanderung aus Südwestdeutschland, Stuttgart, 1984, siehe S. 37.
- ⁴ WERNER HACKER, Auswanderungen aus Baden und dem Breisgau. Obere und mittlere rechtsseitige Oberrheinlande im 18. Jahrhundert archivalisch dokumentiert, Stuttgart und Aalen, 1980.
- ⁵ Die Ergebnisse wurden ein Jahr später gedruckt: JOHANN FRIEDRICH VON EICHRODT (Hg.), Das Großherzogtum Baden, nach seinen zehen Kreisen und Amtsbezirken topographisch skizziert, Karlsruhe, 1810.
- ⁶ HAJO HOLBORN, A History of Modern Germany, 1648 – 1840, Princeton, 1964, S. 23.

- 7 HANS FENSKE, „International Migration: Germany in the Eighteenth Century“, in: Central European History, Bd. 13, 1980, S. 332–347, hier S. 333.
- 8 GÜNTHER FRANZ, Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk, Stuttgart und New York, 1979, S. 8.
- 9 ALBRECHT STROBEL, Agrarverfassung im Übergang. Studien zur Agrargeschichte des badischen Breisgaus vom Beginn des 16. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts, Freiburg und München, 1972, S. 27.
- 10 HOLBORN (wie Anm. 6), S. 22–24 und FENSKE (wie Anm. 7), S. 333 bis 334.
- 11 GEORGE RUDÉ, Europe in the Eighteenth Century, Aristocracy and the Bourgeois Challenge, New York, 1972, S. 12. Rudés Zahlen erfassen die Gebiete innerhalb des osmanischen Reiches nicht.
- 12 Kurze Zusammenfassung der Literatur über dieses Thema siehe DERS., S. 15–19.
- 13 FERNAND BRAUDEL, Civilisation matérielle et Capitalisme (XV^e–XVIII^e Siècle), Paris, 1967, S. 26.
- 14 DERS., S. 32. Es war bekannt, daß es zu einer Bevölkerungsexplosion gekommen war. Man muß daran denken, daß es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen erhitzten Streit über die Vor- und Nachteile einer großen Bevölkerung gab. Auf der einen Seite meinten die Physiokraten, daß der Wohlstand einer Nation von einer immer wachsenden Bevölkerungszahl abhinge, während z. B. Thomas Malthus dagegen meinte, daß es ohne Beschränkung des Bevölkerungswachstums eines Landes oder der ganzen Welt zu dem Punkt kommen würde, wo die Bevölkerung sich nicht mehr ernähren könnte. MALTHUS' berühmte Arbeit, An Essay on the Principle of Population, erschien 1798.
- 15 RENATE VOWINCKEL, Ursachen der Auswanderung, gezeigt an badischen Beispielen aus dem 18. und 19. Jahrhundert, Stuttgart und Berlin, 1939.
- 16 Siehe WERNER HACKER (wie Anm. 4); Kurpfälzische Auswanderer vom Unteren Neckar. Rechtsrheinische Gebiete der Kurpfalz, Stuttgart, 1983; Auswanderungen aus dem nördlichen Bodenseeraum im 17. und 18. Jahrhundert, Singen, 1975; Auswanderungen aus dem südöstlichen Schwarzwald zwischen Hochrhein, Baar und Kinzig insbesondere nach Südosteuropa im 17. und 18. Jahrhundert, München, 1975; Auswanderungen aus dem früheren Hochstift Speyer nach Südosteuropa und Übersee im 18. Jahrhundert, Kaiserslautern, 1969. Neben seinen Auswanderungslisten schrieb Hacker immer einen Text über die Auswanderungen aus den entsprechenden Gebieten.
- 17 Für eine ausführliche Behandlung der badischen Bevölkerungsstatistik bis 1803 siehe MEINRAD SCHAAB, Die Anfänge einer Landesstatistik im Herzogtum Württemberg, in den Badischen Markgraftschäften und in der Kurpfalz, in: ZWürttLdG, Bd. 26, 1967, S. 89–112.
- 18 Für die Zeit vor 1771 siehe KARL STIEFEL, Baden, 1648–1952, 2 Bde., Karlsruhe, 1977, S. 73 und 427. Für die Zeit ab 1771 siehe HEUNISCH (wie Anm. 38), S. 32 und 67.
- 19 Diese Zahl wurde aufgrund von Eichrodt (wie Anm. 22), errechnet.
- 20 Das Material stammt hauptsächlich von Hackers Arbeit (wie Anm. 4), welche eine *alphabetische* Einordnung (nach Familiennamen) von den rund 12.000 Auswanderungsfällen aus diesem Gebiet vorlegt. Diese Karte erfaßt die folgenden heutigen Landkreise: Lörrach, Breisgau Hochschwarzwald, Ortenau, Rastatt, Enz und Karlsruhe. Es war nötig, die Karte durch Fälle von Hackers Arbeit, Auswanderungen aus dem südöstlichen Schwarzwald (wie Anm. 16), zu ergänzen. Die Grenzen zwischen diesen zwei Arbeiten sind nicht immer ganz deutlich, und manche Fälle sind in beiden eingetragen. Die von der zweiten Arbeit ergänzten Gebiete liegen in den westlichen Teilen der Kreise Lörrach, Breisgau Hochschwarzwald und Ortenau. Die Landgrafschaft Baar hätte vielleicht außerhalb des Untersuchungsraums bleiben können, aber es wird später wichtig sein, einen größeren Teil vom Schwarzwald in Südbaden dargestellt zu haben, um besser die Verhältnisse zwischen Anerbenrecht und Realteilungsgebieten zu illustrieren. Um das Hochstift Speyer im Norden, wo es wenige Fälle gibt, ist die Grenze mit Hackers Arbeit, Kurpfälzische Auswanderer vom Unteren Neckar (wie Anm. 16), etwas undeutlich. Weil der Untersuchungsraum dieses Gebiet nicht umfaßt, sind diese Fälle auf der Karte nicht dargestellt. Nur für die Fälle von der Arbeit, Aus Baden und dem Breisgau (wie Anm. 4), wurden berechnet, und es kam nirgendwo eine Gemeinde mit mehr als 10 Fällen vor. Die große Mehrheit der Fälle dieses Gebietes liegen in Kurpfälzischen Auswanderern, was auch im südöstlichen Schwarzwald der Fall ist. Wegen der Ungenauigkeit der Ortsangabe konnten 641 Fälle (weniger als 5,5 %) nicht dargestellt werden, davon 242 im „Breisgau.“
- 21 Die Abgrenzung der drei Gebiete liegt auf den nördlichen und südlichen Grenzen des heutigen Ortenaukreises, oder ungefähr auf der südlichen Grenze des nördlichen Teils der alten Markgrafschaft Baden Baden und der nördlichen Grenze des größeren Teils von Vorderösterreich.

- ²² In der Bearbeitung dieser Karte wurden Hackers Listen wie in der Fällekarte benutzt. Die Einwohner zahlen stammen von Eichrodt, (wie Anm. 5), Die Volkszählung von 1809 war glücklicherweise so aus führlich, daß Einwohnerzahlen bei nur 12 Gemeinden fehlten.
- ²³ Ich habe hier die Auswanderungszahlen FENSKEs benutzt (wie Anm. 7, S. 344) und die Bevölkerungszahl von 1816 (siehe B. R. MITCHELL, *European Historical Statistics 1750–1970*, London und Basingstoke, 1976, 2. Aufl., S. 20): 567.000 zu 22.377 = 2,53 (pro 100).
- ²⁴ Die Auswanderungszahl (1816–1914) kommt von W. R. LEE (Hg.), *European Demography and Economic Growth*, London, 1979, Kapitel 4 „Germany“, von ROBERT LEE, S. 144–195, hier S. 192 und die Bevölkerungszahl von 1910 kommt von MITCHELL (wie Anm. 23), S. 20: 5.456.000 zu 64.926 = 8,47 (pro 100).
- ²⁵ Gezeigt sind die Auswanderungsfälle aus Hackers Arbeit, Auswanderungen aus Baden und dem Breisgau, die zwischen 1688 und 1804 aus dem Gebiet in Abbildungen 1 bis 3 stattfanden. Obgleich Hackers selbst erklärter Untersuchungsraum 1688 bis 1803 war, enthält seine Arbeit einige Fälle von früher oder später. Weil es 1804 so viele Fälle gab, schloß ich sie in dieser Abbildung ein. Die anderen sind nicht dargestellt. Die Daten von 38 Fällen fehlen.
- ²⁶ ALBERT BECKER schätzte, daß 20.000 Schweizer im 17. Jahrhundert aus der Schweiz nach Deutschland auswanderten. Siehe *Zur oberrheinischen Bevölkerungsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins*, Bd. 95 (N. F. 56), 1943, S. 676–685.
- ²⁷ STROBEL (wie Anm. 9), S. 28–30.
- ²⁸ ALFRED STRAUB, *Das badische Oberland im 18. Jahrhundert. Die Transformation einer bäuerlichen Gesellschaft vor der Industrialisierung*, 1977, S. 27.
- ²⁹ HANS HELMUT VON AUER, *Das Finanzwesen der Stadt Freiburg i. B. von 1648 bis 1806*, Teil I (1648–1700), Karlsruhe, 1910, S. 15–17. HELMUT BRANDEL schrieb, daß Freiburg 9.000 bis 10.000 Einwohner um 1620 hatte. 1650 waren es etwa 3.500 und von 1670 bis 1740 lag die Einwohnerzahl ständig um 5.500 bis 6.000. (*Der Stadtwald von Freiburg*, Freiburg 1970, S. 124 und 143.) Im Jahr 1809 gab es 7.573 Einwohner in Freiburg (EICHRODT [wie Anm. 5]).
- ³⁰ FENSKE (wie Anm. 7), S. 339.
- ³¹ JÜRGEN TACKE, Studien zur Agrarverfassung der oberen badischen Markgrafschaft im 16. und 17. Jahrhundert, in: *Das Markgräflerland*, Bd. 18, 1956, S. 9–118, hier S. 32–33.
- ³² GÖTHEIN schrieb, daß die bäuerliche Bevölkerung des Schwarzwalds ein beschränktes Erbe praktiziert hätten (*Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds und der angrenzenden Landschaften*, Straßburg, 1892, S. 859) und „fast überall im Schwarzwald“ einen Rückgang der Bevölkerungszahl und der Zahl der Höfe seit dem 16. Jahrhundert stattfand (Die Hofverfassung auf dem Schwarzwald dargestellt an der Geschichte des Gebiets von St. Peter, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF*, Bd. 1, 1886, S. 257–316, hier S. 292). Unter dem Minoraterbrecht erbt der jüngste Sohn den ganzen Hof, damit die Höfe seltener den Besitz wechseln mußten.
- ³³ TACKE (wie Anm. 31), S. 33.
- ³⁴ *Das Großherzogtum Baden, in geographischer, naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt*, kein Verfasser angegeben, Karlsruhe, 1885, S. 397–400.
- ³⁵ Für die Diskussion der Erbrechtssituation in Hochberg stütze ich mich auf die Arbeit von ALBRECHT STROBEL (wie Anm. 9), bes. S. 30–40, 78–112 und 127–133.
- ³⁶ 1/8 Jauchert ist ein Quadrat mit einer Seitenlänge von 21,2 Meter. Im Oberland waren die Durchschnittsgrößen der Besitztümer 1709 viel größer, da so früh im Jahrhundert der Güterzersplitterungsprozeß noch nicht so weit gewirkt hatte:

Ort	Bauern	Tagelöhner	Einspänner
Brombach	20,9	5,1	
Hauingen	13,5	3,6	
Maulburg	13,6	4,4	
Holzen	9,4	3,8	
Mappach	16,2	3,7	8,0
Wittlingen	13,0	4,3	
Wollbach	9,9	2,5	6,8
	13,8 J (5 ha)	3,9 J (1,4 ha)	7,4 J (2,7 ha)

Siehe STRAUB (wie Anm. 28), S. 24.

³⁷ STROBEL (wie Anm. 9), S. 127.

³⁸ Siehe die Tabellen in ADAM IGNAZ VALENTIN HEUNISCH, *Beschreibung des Großherzogtums Baden 1836* Unveränderter Nachdruck der Originalausgabe Freiburg 1978 und DERS., *Das Großherzogtum Baden, historisch, geographisch, statistisch, topographisch beschrieben*, Heidelberg, 1857, S. 120–121 (Tabellen) und S. 106–110 (Text). HEUNISCH bearbeitete die Jahre 1779 bis 1830. Die folgende Tabelle stammt aus seinen zwei Arbeiten.

Jahr	Mittlere Temperatur		Zahl der Tage im Jahr mit mittlerem Temperaturstand unter dem Gefrierpunkt
	Sommer	Winter	
1779	14,08	—	33
1780	13,26	4,64	55
1781	14,25	4,11	23
1782	12,25	3,31	24
1783	12,93	2,98	41
1784	11,86	1,22	76
1785	—	1,37	72
1799	12,27	2,92	61
1800	13,65	2,56	31
1801	13,01	4,64	14
1802	13,53	4,02	34
1803	12,47	2,78	51
Schnitt:	13,04	3,14	45,4

³⁹ Die folgenden Angaben über ungünstige Witterung betreffen Südbaden. (Siehe HACKER [wie Anm. 4], S. 34–39, und URSMAR ENGELMANN [Hg.], *Das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald*, 3 Bde., Stuttgart, 1965–1968, Bd. I, 1795–1802 und Bd. II, 1803–1819.) Siehe die entsprechenden Daten für die Zeit ab 1795.

1692/93	ausnehmend strenger Winter (der Bodensee gefroren)
1708	10 strenge Winter, der Oberrhein gefroren
1713	Hagel vernichtet die Ernte
1730	schwere Unwetterschäden im Oberland
1733	36 Unbilden und Schäden für die Rheinebene und den Schwarzwald
1737	40 lange Winter
1741	(Aug.) Hagelunwetter in Hochberg
1744	Rheinüberschwemmung
1749/50	sehr strenger Winter im westlichen Hochschwarzwald
1754	Wetterschäden, Überschwemmungen
1769	71 Hochgewitter, Dauerregen, Hochwasser, Rheinüberschwemmungen
1776	große Kälte, Bäche gefroren
1782/83	trockener Sommer, dann strenger Winter — gefrorene Brunnen, Schnee bis Mai 1783, Nässeschäden
1784/85	fast alles erfroren
1785	„strengster Winter seit Menschengedenken“
1788	(Mai/Juni) Hagel am Hochrhein, Wolkenbrüche
1788/89	sehr kalter Winter, „der schlimmste des Jahrhunderts“ im Oberamt Rötteln, Bäche gefroren
1798	(Juni) großer Hagelsturm zerstört viel im westlichen Hochschwarzwald
1801	(Jan.) mehrere Häuser und Felder in Sasbach vom Rhein weggespült (Juni) schädliches Donnerwetter, Schnee und Kälte im westlichen Hochschwarzwald der meiste Schnee seit 30 Jahren (Dez.) große Überschwemmungen, Felder und Brücke weggespült
1802	strenger Winter — Schnee und Kälte bis Juli, dann trockene Hitze („außerordentliche Witterung“)
1803	schöner April, dann zerstören Schnee, Hagel und Kälte die Obstbäume und Gärten in den Bergen, wiederholt in Oktober

- ⁴⁰ STRAUB (wie Anm. 28), S. 57 ff.
- ⁴¹ HACKER (wie Anm. 4), S. 119.
- ⁴² MAC WALKER, *Germany and the Emigration, 1816–1885*, Cambridge, Massachusetts, 1964, S. 1–6.
- ⁴³ TACKE (wie Anm. 31), S. 64.
- ⁴⁴ Siehe STRAUB (wie Anm. 38), S. 19–22, 45, 50, 77, 95–96, 132 und die Stadt Rechnungsbücher im Stadtarchiv Lörrach (StALö). Sie enthalten die Angaben der verkauften Früchte im Kornhaus, das 1753 errichtet wurde. Die übrig gebliebenen Bücher (Signaturen CIX/1, 3–5, 8, 9, 13, 14 und 17) stammen aus den Jahren 1762–63, 67–69, 75–77, 79–80, 97–1803.
- ⁴⁵ Siehe GOTHEIN, *Die Hofverfassung auf dem Schwarzwald* (wie Anm. 32), besonders S. 312.
- ⁴⁶ BRANDL (wie Anm. 19), S. 135–146.
- ⁴⁷ AUER (wie Anm. 19), S. 75.
- ⁴⁸ Die Kornhausakten liegen im Stadtarchiv Freiburg (StAF) unter verschiedenen Signaturen. Hier wurden E 1 A III d Kornhaus / 1732–1736, 1750/51, 1751/52, 1758/65, 1765/66 und C 1 Marktsachen 2. Marktrecht. 1575–1862, Nr. 3 „Jahresrechnung des Kornhausverwalters 1784“ benutzt. „Molzer“ wird normalerweise als der Lohn des Müllers verstanden (siehe das *Schwäbische Wörterbuch* et al.), aber hier gilt das nicht, weil Molzer in ziemlich großen Mengen dargestellt wird. Es war wahrscheinlich irgendwelche Mischung von Getreiden, möglicherweise Roggen und Weizen, aber das wäre auch „Halbweizen“ (siehe in diesem Heft S. 217). Molzer und Halbweizen sind oft zusammen eingetragen, und zwar unter verschiedenen Preisen. Vielleicht enthielt Halbweizen, welcher teurer als Molzer war, einen höheren Anteil an Weizen.
- ⁴⁹ STROBEL (wie Anm. 9), S. 134.
- ⁵⁰ DERS., S. 133–151.
- ⁵¹ Das folgende Verzeichnis stammt aus HACKER (wie Anm. 16), (S. 36–38), HEUNISCH (wie Anm. 38), S. 120–121 (besonders der Kommentar über Wein) und Straub (wie Anm. 28):

1688/89	Mißernten
1693	Saatmangel
1695	ergiebige Ernte
1706 ff	Reihe von Fehljahren in Weitenau (Oberland)
1709	kein Wein auf dem Markt im Oberland, Saatfrüchte im Oberland zerstört
1711/12	Hungersnot
1712	schlimmes Fehljahr im Oberland
1713	Hagel vernichtet die Ernte im Oberland
1718–38	gute Ernten im Oberland, außer 1724 und 1726
1740	Hungersnot
1760	gute Getreide- und Weinernte im Oberland
1769–71	Mißwachs und Hungersnot in ganz Baden
1779	Weinernte in Baden: „gute“ Qualität, „wenig“ Quantität
1780	große Trockenheit; Wein gut, aber wenig
1781	reiches Jahr, Wein sehr gut/sehr viel
1782	sehr reiche Ernte, aber Wein wenig
1783	Mißernten
1784	„fast alles erfroren“, aber Wein gut/mittelmäßig (Qualität/Quantität)
1785	Mißernten, Futtermangel, Hungersnot, Wein schlecht/wenig
1788/89	Mißwachs, Wein schlecht/wenig
1798	gutes Jahr, Wein gut/„zu viel“
1799	Wein gering/wenig (im Winter viel erfroren)
1800	große Trockenheit, Wein gut/wenig
1801	Wein gering/wenig
1802	Wein gut/mittelmäßig
1803	große Trockenheit, Wein schlecht/wenig

- ⁵² FRANÇOIS G. DREYFUS, Beitrag zu den Preisbewegungen im Oberrheingebiet im 18. Jahrhundert, in: *VSWG*, Bd. 47, 1960, S. 245–256. Dreyfus behandelte das Oberrheingebiet als Anhang der französischen Agrarkonjunktur. Es ist eine sehr impressionistische Arbeit, die auf wenigen Quellen basiert

- bis dahin waren die einzelnen ihm bekannten veröffentlichten Preise im Oberrhein die wenigen für Straßburg und Basel. (Er übersah die Roggenpreise von Heunisch, 1857, und die von P. Ildephons von Arx, *Geschichte der Herrschaft Ebringen*, 1792, hg. von Josef Booz, Freiburg 1860. (Neudruck von 1986.) Siehe die Weinpreise im zweiten Anhang, S. 132–138.
- ⁵³ Siehe STRAUB (wie Anm. 28), der sich häufig beruft auf Fernand Braudel und E. Labrousse (Hg.), *Histoire économique et sociale de la France*, Bd. 2, *Des derniers temps de l'âge seigneurial aux prelu des de l'âge industriel (1660–1789)*, Paris, 1970; E. Labrousse, *Esquisse du mouvement des prix et des revenus en France au XVII^e siècle*, 2 Bde., Paris, 1933; F. G. Dreyfus, „Remarques sur le mouvement des prix et la conjuncture en Allemagne de la seconde moitié du XVII^e siècle à la fin du XVII^e“, in: *Contributions et Communications à la Conférence*, Stockholm und den Haag, 1960, S. 445–455, DERS., *Sociétés en mentalités à Mayence dans la seconde moitié du XVIII^e siècle*, Paris, 1968, und DERS., Beitrag zur Preisbewegung im Oberrheingebiet (wie Anm. 52).
- ⁵⁴ Quellen: STRAUB (wie Anm. 28), S. 163–165 (Wein) und Dreyfus (wie Anm. 52), S. 256 (Roggen).
- ⁵⁵ Diese Punkte sind von Straub (wie vor) etwas überbewertet: Obgleich es nicht zu einer katastrophalen Hungersnot 1789 wie im Jahr 1709 kam, war die Wirtschaft dort doch nicht so stark geworden, weil wenige Jahre vorher (1770–71) und wenige nachher (1816–17) genau wie 1708–09 wirtschaftliche Katastrophen mit großen Hungersnöten stattfanden.
- ⁵⁶ Quellen: HEUNISCH (wie Anm. 38), S. 129, und STRAUB (wie Anm. 28), S. 163–165.
- ⁵⁷ Die Quellen der Weizen- und allen Fruchtpreise von Freiburg sind die folgenden:
 StAF C 1 Gemeindevermögen 42 (Kornhaus Fruchtpreisregelung und Fruchtverkauf 1659–1863; Siehe Fruchtpreistabelle 1693–1708)
 StAF C 2 Marktsachen. Marktrecht 1403–1874 Nr. 9 (für 1741) und Nr. 3 (für 1759/60 und 1784)
 StAF C 1 Marktsachen 2. Marktrecht. 1575–1862; Nr. 3 (1793–96)
 StAF G 2 Rechnungen städt. Güter in Lehen Betzenhausen 1786–1810 (für 1795–96)
 StAF E 1 A III d Kornhaus Rechnungen 1732–36, 1747–51, 1757–66, 1771–82, 1773–88 und 1789–94
 StAF E 1 A III d Fruchtmarktprotokoll 1797–1814
- ⁵⁸ STRAUB (wie Anm. 28), S. 40.
- ⁵⁹ Quellen: Für die Zeit 1721–1770 siehe STRAUB (wie Anm. 28), S. 40 und 165 (Müllheim). Die übrigen Jahre sind die von Freiburg (siehe Anmerkung 56). Die Angaben im Jahr 1708 reichen nur bis Juli. Also sind die tiefsten und höchsten Preise bis dann dargestellt.
- ⁶⁰ Quelle: StAF C 1 Gemeindevermögen 42 (Kornhaus Fruchtpreisregelung ... 1693–1708).
- ⁶¹ Quelle: VON ARX (wie Anm. 52), S. 132–138.
- ⁶² STROBEL (wie Anm. 9), übernahm Dreyfus' Ergebnisse (wie Anm. 52), für seine Arbeit (siehe S. 53).
- ⁶³ Von der Volkszählung des Großherzogtum Badens 1809 im Generallandesarchiv (GLA) Karlsruhe, 313/28II 2812.
- ⁶⁴ VINCENZ ZAHN, *Beschreibung der Pfarrey Hinterzarten*, 2 Bde., unveröffentlicht, in Hinterzarten zu finden. Ich benutzte eine Maschinenschriftkopie in der Kurverwaltung/Verkehrsamt. Nur der erste Band wurde hier benutzt. Der zweite behandelte die Geschichte der Kirche dort.
- ⁶⁵ Siehe EKKEHARD LIEHL, Vincenz Zahn (1778–1844) und das Hinterzartener Pfarrarchiv, in: *Alemannisches Jahrbuch*, 1957, S. 297–309.
- ⁶⁶ Es liegt im Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA Berain Nr. 1250).
- ⁶⁷ Siehe das *Hinterzartener Trauungsbuch 1784–1811 und Liber Baptismalis ecclesie Hinterzartenis ab anno nostri Salvatoris 1649* in der katholischen Kirche in Hinterzarten.
- ⁶⁸ Siehe Anmerkung 38 und 2, E. LIEHL, *Hinterzarten. Gesicht und Geschichte einer Schwarzwaldlandschaft*, 1974; DERS., St. Oswald im Höllental und die Errichtung der Pfarrei Hinterzarten im 18. Jahrhundert, in: *Alemannisches Jahrbuch*, 1957, S. 273–296 usw. Ältere Literatur: OTTO RUDMANN und JOSEF BAUR, *Hinterzarten*, Freiburg, 1903, und *Hinterzarten. Geschichte, Entwicklung und Bedeutung des Höhenluftkurortes und Wintersportplatzes* (kein Verfasser angegeben), Freiburg, 1926.
- ⁶⁹ Quellen: HACKER (wie Anm. 4).
- ⁷⁰ Diese Geschichte wiederholt sich ständig. Man konnte nur mit Erlaubnis der Herrschaft jemanden außerhalb der Gemeinde heiraten, und dann mußte der Mann und die Frau nach der Eheschließung aus dem Land ziehen oder außerhalb des Landes heiraten. Es gab auch harte Strafen für schwache Moral und Heiratskonsens wurde in solchen Fällen verboten (Hacker, wie Anm. 4, S. 32).

- ⁷¹ Mathias Faller, der siebente Fall, war 49 Jahre alt. Er wurde am 18. Februar 1729 getauft (*Liber Baptismalis ecclesie Hinterzartensis*). Vincenz Zahn schrieb, daß er in den letzten 30 Jahren mit seiner Frau und zwei Töchtern in die Pfalz auswanderte (*Beschreibung der Pfarrey Hinterzarten*). Bei Hacker (wie Anm. 4), steht er mit U? als Zielland und 1778 als Auswanderungsdatum.
- ⁷² LIEHL, St. Oswald im Höllental (wie Anm. 68), S. 287.
- ⁷³ Zahn rechnete diese Zahlen aus dem *Liber Baptismalis* (wie Anm. 67).
- ⁷⁴ Siehe das *Hinterzartener Trauungsbuch 1784 1811* (wie Anm. 67).
- ⁷⁵ LIEHL, *Hinterzarten* (wie Anm. 68), S. 37.
- ⁷⁶ Die Zahl 32 stammt aus dem *Rothem Buch* (1446), zitiert von Zahn (wie Anm. 64). Zahn zählte 38 Höfe in seiner Chronik von 1810.
- ⁷⁷ Nach Angaben der Kurverwaltung/Verkehrsamt in Hinterzarten (Stand von 1985).
- ⁷⁸ ZAHN (wie Anm. 68). Liehl stimmte Zahn in diesem Bezug zu (*Hinterzarten* (wie Anm. 65), S. 39).
- ⁷⁹ LIEHL (wie Anm. 64), *Hinterzarten*, S. 80.
- ⁸⁰ ZAHN (wie Anm. 68).
- ⁸¹ LIEHL, *Hinterzarten* (wie Anm. 68), S. 87.
- ⁸² ZAHN (wie Anm. 64), *Beschreibung*.
- ⁸³ DERS.
- ⁸⁴ LIEHL (wie Anm. 68), S. 55 und 56.
- ⁸⁵ ZAHN (wie Anm. 64), *Beschreibung*.
- ⁸⁶ LIEHL (wie Anm. 68), S. 56.
- ⁸⁷ ZAHN (wie Anm. 64), *Beschreibung*.
- ⁸⁸ F. SEPAINTNER, Die konfessionelle Gliederung im Gebiet des heutigen Landes Baden Württemberg um 1820, in: Historischer Atlas von Baden Württemberg, Teil VIII. 12, 1976.
- ⁸⁹ Siehe H. MAURER, Emmendingen vor und nach seiner Erhebung zur Stadt, 1912; K. THEIS, H. BAUMHAUER (Hgg.), Der Kreis Emmendingen, 1964.
- ⁹⁰ STROBEL (wie Anm. 9).
- ⁹¹ Tennenbach liegt im nördlichen Bereich der Gemeinde Emmendingen. Die Angabe Hochberg bezieht sich auf die Herrschaft und vielleicht nicht nur auf Emmendingen. Auch wenn diese Fälle nicht gezählt sind, bleibt Emmendingen mit 30 Fällen in der zweiten Stufe der Auswanderung.
- ⁹² Siehe W. GROSS (wie Anm. 2), S. 98 103.
- ⁹³ Siehe Anmerkung 68.
- ⁹⁴ VOWINCKEL (wie Anm. 15), S. 70.
- ⁹⁵ MAURER (wie Anm. 89), S. 84.
- ⁹⁶ STROBEL (wie Anm. 9), S. 27.
- ⁹⁷ Kirchenbücher Emmendingen und Filialen. Geburts-, Ehe- und Sterberegister, 1640 1707, 1707 bis 1748, 1749 1771, 1772 1799 und 1800 1825 im Evangelischen Pfarramt E., betreffend manchmal die Stadt und das Gebiet.
- ⁹⁸ Diese Zahlen, außer denjenigen vom Jahr 1809, aus E. HETZEL, Wieviel Einwohner hatte Emmendingen früher?, in: Emmendinger Heimatkalender, Bd. 13, 1962, S. 26 27. Sie stellten offensichtlich nur die der Stadt Emmendingen selbst dar, da diese mit Tennenbach zusammen 1809 1.626 Einwohner hatte (EICHRODT (wie Anm. 5)).
- ⁹⁹ H. J. JENNE, Von den Lebensgrundlagen der Niederemmendinger Bevölkerung im 18. Jahrhundert, in: 100 Jahre Emmendingen, S. 20 25.
- ¹⁰⁰ M. WELLMER, Aus der Geschichte des Kreisgebiets, in: Der Kreis Emmendingen (wie Anm. 89), S. 110 174, hier S. 151.
- ¹⁰¹ MAURER (wie Anm. 89), S. 97.
- ¹⁰² J. A. SCHLETTWEIN, Neues Archiv für den Menschen und Bürger in allen Verhältnissen, 5 Bde., Leipzig, Bd. IV, 1787, S. 219. Wenn sie versuchten, innerhalb von zehn Jahren wieder wegzuziehen, mußten sie nachträglich die Manumissionsgebühr und noch 5% für Abzug bezahlen (HACKER [wie Anm. 4], S. 103).
- ¹⁰³ HACKER (wie Anm. 4), S. 388, Fall 3969.
- ¹⁰⁴ MAURER (wie Anm. 89), S. 115.
- ¹⁰⁵ STROBEL (wie Anm. 9), S. 205.
- ¹⁰⁶ DERS., S. 130. Strobels Quellen waren GLA 115/468 Renovationen (1699) und GLA 74/2681 Gemeinden (1798).

- 107 JENNE (wie Anm. 99), S. 23.
- 108 STROBEL (wie Anm. 9), S. 131–132.
- 109 W. A. BOELCKE, Die Wirtschaft in der Zeit des Spätmerkantilismus, in: Historischer Atlas von Baden Württemberg, Teil XI. 4, 1977.
- 110 GLA 313/2811 2812.
- 111 SEPAINTNER (wie Anm. 88).
- 112 Siehe z. B. K. HERBSTER, Zur Geschichte der Lörracher Industrie, von ihren Anfängen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts, Stadt vom 15. zum 18. Jahrhundert, in: Das Markgräflerland, Bd. 19, 1957, S. 75–88; P. ROTHMUND, Streiflichter aus drei Jahrhunderten – Lörrach. Landschaft – Geschichte – Kultur, 1982, S. 211–282; H. BERNER, Lörrach im 18. und 19. Jahrhundert, in: Das Markgräflerland, Bd. 19, 1957, S. 88–111; J. TACKE, Der Merkantilismus als beherrschende Idee in der Werbeschrift zur Niederlassung gewerblicher Betriebe in der Stadt Lörrach, in: Das Markgräflerland, Bd. 20, 1958, S. 38–40; W. HÖCHSTETTER, Die Stadt Lörrach. Ihre Entstehung, Gegenwart und 200jährige Jubelfeier, Urkundenbuch und Chronik, 1882.
- 113 Quelle: HACKER (wie Anm. 4).
- 114 W. KIRCHBERG, Lörrach – Geographie einer Grenzstadt, Diss. Freiburg 1958, S. 135; BAUMHAUER, Lörrachs Entwicklung vom Dorf zur Stadt, S. 78; G. MÖHRING, Die Bevölkerung, in: Unser Lörrach, Bd. 7, 1976, S. 50–58, hier S. 50; ROTHMUND (wie Anm. 112), S. 109 und die 1809 Volkszählung (EICHRODT, wie Anm. 5), die 1.748 für Lörrach zeigt, 437 für Tumringen und 320 für Tüllingen.
- 115 Siehe HÖCHSTETTER (wie Anm. 112), S. 34 und BERNER (wie Anm. 112), S. 109. Es ist möglich, daß sich die Zahl 900 auf die Einwohner der ganzen Gemeinde bezieht, während die anderen nur die Stadt Lörrach umfassen, aber sie könnte auch in diesem Fall zu hoch sein.
- 116 BAUMHAUER (wie Anm. 114), S. 79 und ROTHMUND (wie Anm. 112), S. 272–77.
- 117 H. MUSALL, A. SCHEUERBRANDT, Siedlungserstörungen und Festungswerke im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert (1674–1714), in: Historischer Atlas von Baden Württemberg, Teil VI. 12, 1979.
- 118 STRAUB (wie Anm. 28), 26–29, 92 und 129 und TACKE, (wie Anm. 31), S. 32–34.
- 119 I20/904 (Rötteln) und I08/300, /265 und /75 (Badenweiler), zitiert aus STRAUB, S. 92.
- 120 BERNER (wie Anm. 114), S. 94; BAUMHAUER (wie Anm. 114), S. 83–84; STRAUB (wie Anm. 28), S. 94–95 und TACKE (wie Anm. 31), S. 38–40.
- 121 Benachrichtigung die Stadt Lörrach betreffend. Aus Hochfürstl. Marggraevlich Baden Durlachischer geheimen Canzlei, Karlsruhe, 1756, keine Paginierung.
- 122 STRAUB (wie Anm. 28), S. 99–101.
- 123 VOWINCKEL (wie Anm. 15), S. 84, keine Quelle gegeben.
- 124 Die Aufgabe von STRAUBS Arbeit (wie Anm. 28) war, zu zeigen, welche Faktoren wichtig für diese Änderung der Gesellschaft im 18. Jahrhundert im Oberland waren. Er behandelte die Auswanderung praktisch nicht.
- 125 TACKE (wie Anm. 31), S. 73.
- 126 STRAUB (wie Anm. 28), S. 55–61.
- 127 BAUMHAUER (wie Anm. 114), S. 81 und 87 und BERNER (wie Anm. 114), S. 90 und 95.
- 128 Siehe Stadtrechnungsbücher, StALö C IX/1, 3–5, 8, 9, 13, 14, 17.
- 129 ROTHMUND (wie Anm. 112), S. 226–231.
- 130 HERBSTER (wie Anm. 112), S. 3–7.
- 131 STRAUB (wie Anm. 28), S. 82–88, 89–101 und 104–107. Siehe auch HERBSTER (wie Anm. 112).
- 132 BOELCKE (wie Anm. 109).
- 133 BAUMHAUER (wie Anm. 114), S. 82–83.
- 134 DERS., S. 83 und ROTHMUND (wie Anm. 112), S. 277–78.
- 135 G. KOLB, Die Siebenbürgener Sachsen und die badische Einwanderung aus der Markgrafschaft Baden Durlach im 18. Jahrhundert, in: Mein Heimatland, Bd. 8, 1921, S. 76–81 und öfter.
- 136 LOWELL C. BENNION, Flight from the Reich: A Geographic Exposition of Southwest German Emigration, 1683–1815, Diss. Syracuse Univ., 1971, S. 120.
- 137 GLA 313/2811 2812.
- 138 Siehe z. B. Engelmann (Hrsg.), Das Tagebuch . . . , wie Anm. 39. Das Tagebuch von IGNATZ SECKLE und JOHANN NEPOMUK MAICHELBECK, „Wahrhafte Beschreibung alles dessen, wie das löbl. Gottes Hauss St. Peter bestanden . . .“, hg. F. FRANKHAUSER, in: E. FLEIG, Handschriftliche, wirtschafts-

- und verfassungsgeschichtliche Studien zur Geschichte des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwald, 1908, S. 276–295. R. HARLACHER, „Die Geschichtsschreibung des Benediktinerklosters St. Peter auf dem Schwarzwald“, in: ZFreibGV, Bd. 42, 1929, S. 63–110, H. O. MÜHLEISEN (Hg.), St. Peter im Schwarzwald. Kulturgeschichtliche und historische Beiträge anlässlich der 250 Jahrfeier der Einweihung der Klosterkirche, 1977, brachte eine Liste dieser Schriften (S. 187).
- ¹³⁹ Siehe E. GOTHEIN (wie Anm. 45), J. MAYER, Geschichte der Benediktinerabtei St. Peter auf dem Schwarzwald, 1893; W. STÜLPNAGEL, „St. Peter“, in: Freiburg im Breisgau, Stadtkreis und Landkreis, Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. 2.2, 1974, S. 897–924 und W. HACKER (wie Anm. 4), S. 72–73.
- ¹⁴⁰ Quelle: HACKER (wie Anm. 4). Siehe Anhang.
- ¹⁴¹ HACKER (Ebd.) schrieb (S. 73), daß über 22 Glasarbeiterfamilien (122 Köpfe) auswanderten, aber seine Listen bestätigten das nicht. Darüber hinaus stammte mindestens je einer aus Seelgut (Schafhof) und Rohr (nicht Glashütte), und mindestens drei wurden doch manumittiert. Hacker meinte, daß die meisten bis 1717 und die letzten 1722 weiter zogen, vielleicht nach Ungarn.
- ¹⁴² BENNION (wie Anm. 136), S. 158.
- ¹⁴³ SPECKLE, Tagebuch (wie Anm. 138), 4. Feb. 1798. Speckle schrieb, daß mehrere ledige Frauen zwei oder mehr Kinder hatten und daß ein Drittel aller Geburten unehelich waren. Er bemerkte, daß es auf dem Flachland weniger gab – vielleicht wegen eines niedrigeren Durchschnittsheiratsalter. Hinzuzusetzen hatte auch viele uneheliche Geburten. Einen Zusammenhang mit dem geübten Erbrechen gab es bestimmt. Ferner gab es in St. Peter gesetzliche Strafe für uneheliche Geburten, vielleicht ein Grund, warum so viele Frauen mit Kindern auswanderten.
- ¹⁴⁴ Quellen: STÜLPNAGEL (wie Anm. 139), S. 918 und GLA 313/2811–2812. Diese Zahlen stellten nur das Gebiet der heutigen Gemeinde dar. Die Einwohnerzahl des Gebiets der ehemaligen Herrschaft war im Jahr 1809 2.689.
- ¹⁴⁵ STÜLPNAGEL (wie Anm. 139), S. 918.
- ¹⁴⁶ GOTHEIN (wie Anm. 45), S. 281–300.
- ¹⁴⁷ „Verzeichnis über die liegenden Güter in den staatlichen Vogteien der Herrschaft St. Peter auf'm Schwarzwald“, GLA 66/12043. Die Güterzahl der einzelnen Dörfer war folgende: Oberibental (17), Seelgut (15), Wildgutach (16), Rohr (9), Waldau (12), Eschbach – zwei Drittel gehörte St. Peter (19) und Rechtenbach (5).
- ¹⁴⁸ HACKER (wie Anm. 4), S. 73.
- ¹⁴⁹ W. MÜLLER, „Die politische und kulturelle Bedeutung des Klosters St. Peter zur Zeit des Kirchenbaues“, in: MÜHLEISEN (wie Anm. 138), S. 178–192, hier S. 180–181.
- ¹⁵⁰ MAYER (wie Anm. 139), S. 157.
- ¹⁵¹ Siehe GOTHEIN (wie Anm. 45), S. 315 und Harlacher (wie Anm. 138), S. 71.
- ¹⁵² STÜLPNAGEL (wie Anm. 139), S. 913.
- ¹⁵³ MAYER (wie Anm. 139), S. 122.
- ¹⁵⁴ STÜLPNAGEL (wie Anm. 139), S. 917.
- ¹⁵⁵ K. WEBER, „St. Peter 1719–1739: Eine Ortschronik“, in: MÜHLEISEN (wie Anm. 138), S. 225 bis 233.
- ¹⁵⁶ MAYER (wie Anm. 139), S. 141.
- ¹⁵⁷ STÜLPNAGEL (wie Anm. 139), S. 914.
- ¹⁵⁸ SPECKLE (wie Anm. 138). Siehe die entsprechenden Daten.
- ¹⁵⁹ MAICHELBECK (wie Anm. 138), S. 281.
- ¹⁶⁰ GLA 66/12043.
- ¹⁶¹ „St. Peter (Herrschaft) Grenzverhältnisse Anno 1767“, GLA 66/7417.
- ¹⁶² GREGOR BAUMEISTER, Series Annorum, Bd. 3, 1739–1770 und PHILIPP JAKOB STEYER (Abt 1749–1795), Diarium, 1749–1772, zitiert aus MAYER (wie Anm. 139), S. 163. Siehe auch STÜLPNAGEL (wie Anm. 139), S. 917.
- ¹⁶³ v. HIPPEL (wie Anm. 3), S. 270.
- ¹⁶⁴ J. B. KOLB, (Hg.), Historisch statistisch topographisches Lexicon von dem Grossherzogtum Baden, 1816, Bd. 3, S. 148–155, hier S. 155 und STÜLPNAGEL (wie Anm. 139), S. 919–922.
- ¹⁶⁵ GOTHEIN (wie Anm. 45), S. 313.
- ¹⁶⁶ GLA 66/12043.
- ¹⁶⁷ STÜLPNAGEL (wie Anm. 139), S. 919.

- 168 GOTHEIN (wie Anm. 45), S. 313.
- 169 SPECKLE (wie Anm. 138), 9. 9. 1800, 16./17. 10. 1800 und 18. 6. 1802.
- 170 STÜLPNAGEL (wie Anm. 139), S. 914.
- 171 MAYER (wie Anm. 139), S. 119 und STÜLPNAGEL (wie Anm. 139), S. 922.
- 172 Die beste Behandlung dieses Themas bei MAYER (wie Anm. 139), siehe auch KOLB und SPECKLES Tagebuch (wie Anm. 136).
- 173 Quellen (wie Anm. 4): Siehe Anmerkungen 38. und 50., Abbildung 9 und HACKERS Listen.
- 174 Quelle: HACKER (wie Anm. 4). Siehe Anmerkung 61., Teil I.
- 175 Quellen: Siehe Abbildung 3 und die Anmerkung dazu, auch STRAUB (wie Anm. 28), STROBEL (wie Anm. 9), TACKE (wie Anm. 31), GOTHEIN (wie Anm. 32).
- 176 Über die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts siehe HACKER (wie Anm. 4), S. 34 39 und 124 131; SPONNER (wie Anm. 2), S. 67; H. BAIER, Untersuchungen zur Geschichte der Auswanderung in den Jahren 1712, 1737 und 1787, in: FreibDiözArch N. F. 36, 1936, S. 314 357, hier S. 323 324 und KOLB (wie Anm. 110), S. 78. Diese und andere Arbeiten sagen aus, daß der Krieg der „letzte Anstoß zur Auswanderung“ gewesen sei, oder daß er „den brodelnden Topf zum Überkochen brachte“, aber ihre Beispiele betreffen Südbaden selten, wenn überhaupt, und der Zusammenhang wird normalerweise nur erwähnt oder vermutet und nicht belegt.
- 177 G. FRANZ, Der Dreißigjährige Krieg (wie Anm. 8); FENSKE (wie Anm. 7), S. 333 334.
- 178 Siehe die Listen von RALPH B. STRASSBURGER und WILLIAM J. HINKE (Hgg.), Pennsylvania German Pioneers, 3 Bde., Norristown, Pa., 1934 oder die Grafik davon in HACKER (wie Anm. 4), S. 211.
- 179 Siehe BENNION (wie Anm. 136), HACKER (wie Anm. 4), S. 124 125.
- 180 BENNION (wie Anm. 136), S. 115.
- 181 KOLB (wie Anm. 110), S. 78.
- 182 HACKER (wie Anm. 4), S. 124.
- 183 Diese Zahlen übernahm ich von HACKER (wie Anm. 4).
- 184 BENNION (wie Anm. 136), S. 126.
- 185 VOWINCKEL (wie Anm. 15), S. 36, 55 und 72.
- 186 Die beste Arbeit über die Werbung der Zielländer und die Bewegung von Menschen in Südwestdeutschland nach Osteuropa ist BENNION (wie Anm. 136). Siehe auch VOWINCKEL (wie Anm. 15), HACKER (wie Anm. 4), und die anderen, die in Teil I dieser Arbeit zitiert wurden. A. TAFFERNER, Quellenbuch zur donauschwäbischen Geschichte, 2 Bde., 1974/1977, hier Quellenmaterial bezüglich der Werbung.
- 187 BENNION (wie Anm. 136), S. 153 und 326.
- 188 K. SCHÜNEMANN, Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia, 1935, S. 116.
- 189 VOWINCKEL (wie Anm. 15), S. 75.
- 190 KOLB (wie Anm. 135), S. 79 und SEITH (wie Anm. 2), S. 115.
- 191 SCHLETTWEIN (wie Anm. 102), Bd. 2, 1785, S. 76 – 77.
- 192 DERS., S. 78 79.
- 193 BENNION (wie Anm. 136), S. 130, 132 et al.
- 194 HACKER (wie Anm. 4), S. 107 112.
- 195 Nach Manumission mußten die Auswanderer auch mit Reisekosten und Errichtungskosten in der neuen Heimat rechnen. Diese Kosten sind sehr schwierig zu schätzen, weil sie in den verschiedenen Ländern und Zeitperioden unterschiedlich waren. Ein bestimmter Auswanderer mußte 1712 15 fl bezahlen, um fünf Zentner Hausrat von Schutterwald (in der Ortenau) bis Ulm (rd. 230 km) zu transportieren. Um diese Zeit und auch im Jahr 1785 kostete die Schiffsreise von Ulm und Wien 1 Kreuzer pro Person und Meile, d. h. 1 fl 42 x pro Person. Angenommen, daß der Preis nach Budapest gleich gewesen wäre, hätte die Reise dahin ungefähr 2 fl 30 x gekostet. (Siehe W. HACKER, „Südwestdeutsche Auswanderer nach Ungarn als Durchwanderer in den Kirchenbüchern von Ulm und Günzburg im 18. Jahrhundert“, in: SüdostdtArch Bd. 12, 1969, S. 118 199, hier S. 122 und DERS., „Auswanderer aus dem Territorium der Reichsstadt Ulm, vor allem im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert“, in: Ulm und Oberschwaben, Bd. 42/43, 1978, S. 161 257, hier S. 186.) Ein Werbe-patent aus dem Jahr 1736 weist darauf hin, wie hoch die Einrichtungskosten in Ungarn sein könnten. Der kaiserliche Populationskommissar in Ulm, Joseph Anton Vogl, teilte mit, daß man um 200 fl für ein Haus, Geschirr, den Viehbestand, die Nahrung und andere Kleinigkeiten bis zur ersten Ernte in Ungarn brauchen würde. In diesem Angebot bekamen die neuen Siedler die Reise dahin kostenlos,

fünf steuerfreie Jahre (inkl. Zehnte und alle Beschwerden) und andere Beihilfen. Siehe TAFFERNER (wie Anm. 186), Bd. I, S. 136–139.). Obwohl die Behörden in Baden nicht immer jede Gebühr bezüglich Manumission und Abzug verlangten und die Zielländer oft zumindest teilweise die Reise- und Einrichtungskosten zahlten, war Auswanderung trotzdem eine sehr teure Angelegenheit.

¹⁹⁶ F. LAUBENBERGER, Zur Aufhebung der Leibeigenschaft in den badischen Landen 1783 unter Markgraf Carl Friedrich, in: ZBreisGV, Bd. 103, 1984, S. 71–92, hier S. 78 und 85.

¹⁹⁷ HACKER (wie Anm. 4), S. 135 und SCHLETTWEIN (wie Anm. 102), S. 78.

¹⁹⁸ SCHLETTWEIN (wie Anm. 102), Bd. 1, 1784, S. 76–77.

¹⁹⁹ DERS., S. 77–78.

²⁰⁰ DERS., Bd. 4, 1787, S. 5–9.

²⁰¹ DERS., S. 217–220.

²⁰² HACKER (wie Anm. 4), S. 43–79.

²⁰³ STROBEL (wie Anm. 9), S. 90.

Deutschland.

Nach öffentlichen Anzeigen hat das deutsche Reich von seinen nach Nordamerika gesandten Männern nun wieder in allen 12132 zurück, und erwartet im künftigen Frühjahr noch einige paar Tausende. Es sind also nicht so viele Deutsche, wie man vermuthete, in Amerika geblieben, sondern die meisten haben mit patriotischer Liebe wieder ihr Vaterland gesucht. Es ist auch gewiß die Veränderung des Vaterlandes nur in besondern Fällen ein glücklicher Tausch, und die meisten Ausgewanderten bereuen in andern Ländern ihre einbildische Thorheit zu spät. Gleichwohl sind bisher in dem fränkischen, und schwäbischen Kreise die Auswanderungen so stark gewesen, daß man endlich dagegen Verfügungen zu treffen beschloffen hat.

Aus: Freyburgerzeitung, Nr. X, Mittwoch, 4. 2. 1784
(Zugabe des Stadtarchivs).

Ein Leben in Heitersheim und auf Malta

Ein Beitrag zur Biographie des deutschen Malteser-Ritters
Philipp Wilhelm Graf von Nesselrode und Reichenstein

Von
MICHAEL GALEA

Übersetzung aus dem Italienischen von WOLF DIETER BARZ

Mit einer Einleitung von FRITZ FÜNFGELD

Nach der Eroberung der Stadt Jerusalem im ersten Kreuzzug (1096 — 1099) gründeten Ritter des Kreuzfahrerheeres dort mit Brüdern eines dem Hl. Johannes dem Täufer geweihten Hospitals um das Jahr 1100 eine Gemeinschaft zur Betreuung armer und kranker Pilger. Im Jahre 1131 erhob dann Papst Innozenz II. im Hinblick auf die großen Verdienste der Gemeinschaft — besonders auch um den militärischen Schutz — diese zu einem geistlichen Ritterorden. Das äußere Zeichen war ein weißes Balkenkreuz über dem Herzen auf dem schwarzen Mantel. Das „achtzipfelige“, heute weithin bekannte Kreuz — die acht Seligpreisungen aus der Bergpredigt darstellend — ist bereits ab 1120 feststellbar. Ab 1259 trugen die Ritter im Kampf ein rotes Hemd mit Balkenkreuz über dem Harnisch. Die Mitglieder des Ordens vom Hl. Johannes von Jerusalem wurden zunächst als „Hospitaliter“ oder „Johanniter“ bezeichnet, während ihres Aufenthaltes auf Rhodos nannte man sie „Rhodisier“ und nach der Schenkung der Insel Malta durch Karl V. (1530) auch „Malteser“. Heute führen die evangelischen Ordensgemeinschaften den Kurznamen „Johanniterorden“. Der katholische Stammorden heißt „Souveräner Malteser-Ritter-Orden“ (SMRO).

Aufgrund des stark angestiegenen Besitzzuwachses und der zunehmenden Bedeutung der überall gegründeten „Kommenden“ bzw. „Komtureien“ (Besitzungen auf der untersten Verwaltungsebene) konnten diese von Jerusalem aus bald nicht mehr kontrolliert werden. So bildeten sich in dieser wohl ersten internationalen Gemeinschaft Europas nationale Zusammenschlüsse der Ordensmitglieder. Aufgrund dieser Entwicklung faßte „Großmeister“ Alfons von Portugal 1206 auf dem Generalkapitel zu Morsat/Libanon die europäischen Besitzungen nach administrativen und disziplinarischen Gesichtspunkten in Ordensnationen, die allgemein als Ordens-„Zungen“ bezeichnet wurden, zusammen. Innerhalb der „Zungen“ wurden „Großpriorate“ und, diesen untergeordnet, „Balleien“ gebildet. Sie hatten die in ganz Europa gegründeten Kommenden zu beaufsichtigen und den Erlös aus den Einnahmen nach Rhodos bzw. spä-

ter nach Malta für den Kampf gegen den Islam abzuführen. 1462 wurden auf dem Generalkapitel zu Rhodos sodann acht „Zungen“ wie folgt eingeteilt: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragon, England, Kastilien und Deutschland. An der Spitze einer „Zunge“ stand ein Konventualbailli, der sich im Konvent auf Malta aufhalten mußte.

Eine Ausnahme bildete die „deutsche Zunge“ mit den Großprioraten und Prioraten von Deutschland, Böhmen-Österreich, Dacien (Skandinavien), Ungarn und Polen. Der Großprior von Deutschland hatte im Laufe der Zeit eine solche Vormachtstellung gegenüber den übrigen Prioraten, Balleien und Kommenden in den Ländern Zentral- und Nordeuropas (Alpen — Maas — Nordsee — Skandinavien — Baltikum — Karpaten und das transsylvanische Gebirge) erhalten, daß er als Chef der „deutschen Zunge“ angesehen wurde. Der Großprior führte deshalb nach den Urkunden häufig den Titel „Meister des Johanniterordens in teutschen Landen“, mitunter auch „Obri- stenmeister“, „Johannitermeister“ oder auch „Oberster Meister in Deutschland“; eine deutliche Abgrenzung gegenüber dem Leiter des gesamten Malteserordens, der ja von der Gründung an bis heute den Titel „Großmeister“ führt.

Das Amt des Großpriors von Deutschland ist seit dem Jahre 1187 nachweisbar, wenn auch noch nicht mit festumgrenzten Aufgabengebieten, Titeln u.a.m. Erst ab der Mitte des 13. Jahrhunderts tritt dieses Amt merklich hervor und gewann dann im 14. Jahrhundert deutlich an Bedeutung. Die Großpriore von Deutschland hatten bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts keinen bestimmten Sitz. Sie residierten im allgemeinen am Ort derjenigen Kommende, der sie als ältester „Komtur“ in der „deutschen Zunge“ vorstanden. Dies erschwerte in zunehmendem Maße die Verwaltung und Organisation in der „deutschen Zunge“ des Ordens so sehr, daß im Jahre 1428 auf dem Generalkapitel zu Rhodos die Kommende Heitersheim (1335) zum ständigen Sitz des Großpriorates und seiner Verwaltung bestimmt worden ist. Damit wurde der Grundstein gelegt für den Ausbau der Kommende Heitersheim zu einer überragenden und repräsentativen Schloßanlage, der wohl größten Tiefenburg im südwestdeutschen Raum, zu der auch die außerhalb liegenden Gebäude wie das Kanzlerwohnhaus, die Herrenmühle und das Badhaus gehörten.

Mit Rudolf Graf von Werdenberg, der als erster Komtur von Heitersheim dann 1486 Großprior und Johannitermeister in „Teutschen Landen“ zu Rhodos erwählt worden war, residierten dann auch nach seinem Tode (1505) alle seine Nachfolger in Heitersheim. Als schließlich dem Großprior Georg I. Schilling von Canstatt (auch für alle seine Nachfolger in diesem Amte) von Kaiser Karl V. im Jahre 1548 für seine heldenhaften Verdienste im afrikanischen Feldzug die Würde eines Reichsfürsten mit Sitz und Stimme im Reichsfürstenrat verliehen worden war, bildete diese Territorialherrschaft mit den kleinen Dörfern Grißheim, Bremgarten, Weinstetten, Schlatt, Gündlingen, St. Georgen, Uffhausen Wendlingen und Eschbach ein eigenes geistliches Fürstentum. Dazu zählten z. T. erhebliche Besitztümer, Zinsrechte und Zehnten in weiteren Teilen des Breisgaues, wie z. B. in Achkarren, Bickensohl oder in Kenzingen. Das Fürstentum wurde schließlich 1806 infolge der durch Napoleon und die Säkularisation ausgelösten geschichtlichen Ereignisse unter dem letzten Fürstgroßprior Ignaz Balthasar Rinck von Baldenstein ins Großherzogtum Baden eingegliedert, nachdem der Johanniterorden 500 Jahre ansässig war, 300 Jahre der Großprior und Johanni-

termeister von Deutschland in Heitersheim seinen Sitz und das deutsche Malteser-Fürstentum Heitersheim 257 Jahre bestanden hatte.

Dem Fürsten Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein begegnen wir im Schloß zu Heitersheim, dessen Lebensweg nachfolgend von Michael Galea, Valletta/Malta, dargestellt wird, in vielfältiger Weise. Er gilt nach dem repräsentativen Ausbau und der Befestigung des Schlosses durch den Johannitermeister Johann VI. von Hattstein (1512 — 1546) und einige andere Nachfolger als der baufreudigste Großprior. In der „Vorbürg“ fällt das kunstgeschichtlich bedeutendste Bauwerk — das Kanzleigebäude — auf. Die große Wappenkartusche mit dem barocken, gevierten Wappen des Malteser-Ordens und des Fürsten von Nesselrode und Reichenstein ist reichlich verziert mit heraldischen Emblemen und Fahnen einschließlich seiner Titel. Das Innere des von ihm erbauten, siebenachsigen Gebäudes mit Mansarddach wird von reichen Rokoko-Stuckaturen geschmückt. Neben der Zehntscheune (1705 — 1730) finden wir über dem Portal zur ehemaligen Fruchtscheune ein Epitaph des Fürsten in unaufdringlichen barocken Formen und mit einer Inschrift in lateinischer Sprache aus dem Jahre 1733. Interessante ovale Stuckwappen entdecken wir in den Räumen der heutigen Malteserschloßschule, und zwar u. a. in den unteren Etagen des ehemaligen Ritterhauses. Schließlich befindet sich außerhalb der Schloßanlage das Kanzlerwohnhaus (heute: Gärtnerei Kaltenbach) mit dem Wappenstein derer von Nesselrode und Reichenstein, unterlegt mit dem achtzipfeligen Johanniterkreuz und wie stets im Geviert mit dem Balkenkreuz.

Fritz Fünfgeld



Abb. 1 Fürst und „Obristenmeister in teutschen Landen“

Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein

(Ablichtung eines nicht mehr existierenden zeitgenössischen Gemäldes, erhalten von Johann Hermann Graf von Nesselrode, Herrnstein, 5207 Ruppichteroth).



Abb. 2 Die große Wappenkartusche des Reichsfürsten Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein über dem Portal des Kanzleigebäudes (Malteser Schloß Heitersheim)
(Aufnahme: Fritz Fünfgeld)

Die Inschrift lautet:

Von Gottes Gnaden Philipp Wilhelm des Ritterl: S.I.O. Zu Malta, Oberist-Meister in Teütschen Landen des Heil: Röm: Reichs Fürst zu Heitersheim Herr zu Haimbach Bublicheim und Newenbourg Comandeur Zu Franckfurt. Ihro Röm. Keys: u: Königl: Cath'Mayes: Würckl: Geheimer Rath.

Gemäß den Statuten des Ritterlichen Johanniter-Ordens mußten alle, die sich um die Ordensritterschaft bewarben, adeliger Abstammung sein. Sobald sich ein Kandidat um eine Aufnahme in den Orden bewarb, hatte er nachzuweisen, daß er von Eltern abstammte, die sowohl ein Adelsprädikat als auch ein Adelswappen führten. Bewerber sollten nicht unter 18 Jahre sein, sollten „ausdauernd und von kräftiger Statur“ sein, um so den „Härten des Soldatenlebens“ gewachsen zu sein. Ferner war in den Statuten festgelegt, daß niemand in den Konvent aufgenommen werden sollte, der physisch nicht in der Lage war, harte Arbeit zu verrichten; darüber hinaus mußte er „seelisch und körperlich wohlgesittet“ sein.¹

In späteren Jahren wurde es einer begrenzten Anzahl Knaben adliger Abstammung erlaubt, dem Orden beizutreten. Der Fürst-Großmeister nahm jeweils 16 Jugendliche als Pagen an seinen Hof. Auch sie hatten ihre Abstammung nachzuweisen, aber ansonsten unterlagen sie erst den Pflichten eines „ordentlichen Ordensritters“, wenn sie das entsprechende Alter von 18 Jahren erreicht und sich dafür entschieden hatten, das Leben als Johanniter-Ritter zu führen.²

Philipp Wilhelm Graf von Nesselrode und Reichenstein war noch nicht sechs Jahre alt, als er in den Johanniter-Orden — heute allgemein als Malteserorden bekannt - 1683 eingeschrieben wurde. In der Regel war eine so frühe Aufnahme in den Orden erst mit dem achten oder zehnten Lebensjahr statthaft, woraus ersichtlich wird, daß Philipp Wilhelm eine Ausnahme bildete. In der Bulla Receptionis vom 7. April 1683 ist festgehalten: . . . *es wurde erlaubt, daß er den Beitritt zum Orden selbst bestimmte im noch nicht vollendeten sechsten Jahre seines Lebens.*³

Eine solche frühe Aufnahme in den Orden war von großer Bedeutung, denn das Mitgliedsalter spielte immer eine besondere Rolle, wenn es darum ging, später in Spitzenpositionen des Ordens aufzurücken, da diese nach dem Dienstalter vergeben wurden. Im Falle des Philipp Wilhelm Graf von Nesselrode und Reichenstein wird berichtet, daß die ungewöhnlich frühe Aufnahme in den Orden vielleicht dadurch ermöglicht wurde, daß zu damaliger Zeit (1683) der Großprior in Deutschland der Ordensbruder Gottfried Droste zu Vischering war; die Häuser Vischering und Nesselrode waren verwandt. Tatsächlich führen die Nesselrode auch den Namen Droste Vischering, wie dies eine Inschriftentafel im Bilderhäuschen in Mehrbachwald - nahe Diefenau gelegen — zeigt. Dieses Haus war früher das Forsthaus der Familie von Nesselrode.⁴

Die Nachweise der adligen Abstammung des Philipp Wilhelm Graf von Nesselrode und Reichenstein sind unter dem Datum des 22. Oktobers 1697 im Ordensarchiv abgelegt. Es wird der Beweis geführt, daß von Nesselrode und Reichenstein sowohl von väterlicher wie mütterlicher Seite adlig war.⁵ Das bedeutete für einen deutschen Ritter, daß zumindest je acht unmittelbare Vorfahren von beiden Seiten adlig sein mußten. Erst wenn dieser Nachweis erbracht war, konnte ein Bewerber in die „deutsche Zunge“ des Ordens aufgenommen werden.

Die Familie von Nesselrode und Reichenstein hatte ihren Sitz im Westerwald. Philipp Wilhelm wurde 1677 in Herten/Westfalen geboren: ein Abkömmling der Grafen von Nesselrode und Reichenstein, einer jüngeren Linie des Hauses Nesselrode. Dieses freiherrliche Haus führte seinen Namen auf die Burg Nesselrath oberhalb der Stadt Leichlingen an der Wupper zurück. Im Jahre 1449 erwarben sie Ehrenstein an der Wied und bauten nach und nach ihre Besitzungen im rheinischen Westerwald aus. Nachdem sie die Burgruinen von Reichenstein im Holzbachtal erworben hatten, wurde die freiherrliche Familie 1698 in den Reichsgrafenstand erhoben. Seitdem führen sie bis zum heutigen Tage das Wappen, das ihnen damals verliehen wurde.

Philipp Wilhelm entstammt der Linie Reichenstein des alten niederrheinischen Adelsgeschlechts. Der Stifter der Reichensteiner Linie, Bertram, vermählt mit Luzia Gräfin von Hatzfeld, starb 1678. Der Sohn Franz von Nesselrode erwarb vom Haus Wied die reichsunmittelbare Herrschaft Reichenstein und erhielt, nachdem er Reichsgraf geworden war, 1706 Sitz und Stimme im westfälischen Grafen-Kollegium. Einer

seiner Söhne aus der Ehe mit Anna-Maria Freiin von Winnental war Philipp Wilhelm Graf von Nesselrode und Reichenstein. Im Jahre 1705 war Philipp Wilhelm bereits Komtur in Schwäbisch-Hall und in Affaltrach⁶ und General-Rezeptor in den „Nieder-Teutschen Landen“, wo er aber niemals residierte. Das heißt, er war Abgabeneinnehmer für das Schatzamt des Ordens in Süddeutschland. Ungeachtet dessen, daß der Ordensbruder Philipp Wilhelm Graf von Nesselrode und Reichenstein die meiste Zeit seines Lebens auf Malta verbrachte, führte er die Kommenden von Frankfurt (1723), Herford (1725), Schleusingen und Weissensee (1711) und während der Jahre 1720 bis 1727 die Kommende von Lage.⁷ Dort wurde der Neffe Friedrich Wilhelms, Hermann Adolf Graf von Nesselrode und Reichenstein, Nachfolger.

Er führte die Kommende bis zu seinem Tode im Jahre 1748.⁸ Unter der Verwaltungsführung des Philipp Wilhelm Graf von Nesselrode und Reichenstein wurde der Zustand der genannten Kommenden erheblich verbessert.⁹

Während dieser ganzen Jahre kämpfte der junge von Nesselrode und Reichenstein mit in den Seegefechten gegen die moslemischen Türken und Korsaren. Neben der militärischen Erfahrung gewann er gleichzeitig einen hervorragenden Ruf durch seinen erfolgreichen und heldenhaften Einsatz.



Abb. 3 Wappenstein des Fürsten Philipp Wilhelm Graf von Nesselrode und Reichenstein über dem Eingang zum Kanzlerwohnhaus des Malteserschlosses Heitersheim (heute gehört dieser Teil zur Gärtnerei Rudolf Kaltenbach), unterlegt mit dem achtzipfligen Johanniterkreuz, im Geviert mit dem Balkenkreuz und dem eigenen Wappen des Fürsten.

(Aufnahme: Fritz Fünfgeld)

Eingedenk seiner Verdienste, die er sich um den Konvent erworben hatte, wurde der Ordensbruder Philipp Wilhelm 1721 auf Malta zum Groß-Bailli befördert; er wurde im Alter von 44 Jahren Oberhaupt der „deutschen Zunge“. Es ist anzumerken, daß das Oberhaupt einer jeden „Zunge“ mit dem Titel eine bestimmte Aufgabe im Orden übertragen bekam. So war die Verwaltung der Schatzkammer („Finanzamt“) angestammte Aufgabe des Groß-Präzeptors und Oberhauptes der „provençalischen Zunge“. Das Oberhaupt der „Zunge der Auvergne“ führte den Marschallstitel und überwachte die Verwaltung des Militärs. Mit der Führung der „französischen Zunge“ war die Oberaufsicht über das Hospital verbunden. Das Oberhaupt der „italienischen Zunge“ führte gleichzeitig den Admiralstitel und war für die Ordensmarine zuständig. Das Transport- und Vorratswesen fiel in den Zuständigkeitsbereich des Ordensoberen der „Zunge von Aragon“, der damit den Titel des Großzahlmeisters erhielt. Das Oberhaupt der „englischen Zunge“ wurde „Turcopolier“ genannt und beaufsichtigte die innere Sicherheit des Ordens, während das Amt des Kanzlers dem Oberen der „Zunge von Kastilien und Leon“ anvertraut war.¹⁰ Im hier gegebenen Falle war der Groß-Bailli der „deutschen Zunge“ mit der Aufsicht über die Befestigungsanlagen der Malteser-Ritter auf Rhodos und Malta betraut.

Vom Jahre 1428 an wurde der Groß-Bailli gleichzeitig zum Großprior von Deutschland gewählt. Von Nesselrode und Reichenstein machte in diesem Falle aber eine der wenigen Ausnahmen, denn während er auf Malta zum Groß-Bailli ernannt wurde, residierte sein Ordensbruder Fürst Goswin Hermann Otto von Merfeldt als Groß-Prior in Heitersheim.¹¹ Es ist überliefert, daß der Groß-Bailli Graf Philipp von Nesselrode am 10. Februar 1722 15 *scudi* in die *Cassa della Nobilta* einzahlte, die sein Neffe Hermann Adolf von Nesselrode und Reichenstein schuldete. Die Summe war zu zahlen, um den Neffen trotz fehlenden Alters den Eintritt in den Orden zu ermöglichen.¹²

Noch ein bedeutsamer Meilenstein in der verdienstvollen und illustren Karriere des Philipp Wilhelm Graf von Nesselrode und Reichenstein war seine Bestellung zum Großprior Deutschlands im Dezember 1729.¹³ Seit 1498 war das Heitersheimer Schloß Sitz dieses Großpriors. Im Amt folgte er seinem Ordensbruder Hermann von Merfeldt nach, der 1727 in Münster/Westfalen gestorben war. Er wurde auch Fürst des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.¹⁴

Es soll noch angemerkt werden, daß die Ordensstatuten verlangten, daß der Kandidat für das Amt des Großpriors von Deutschland schon mindestens 15 Jahre Ordensritter war. Davon mußte er 10 Jahre auf Malta, dem Sitz des Konvents, verbracht haben. Darüberhinaus mußte er mit der Ordensflotte zu mindestens vier Seegefechten ausgelaufen sein und die Kommenden, die ihm der Orden anvertraut hatte, gut verwaltet haben. Der Ordensbruder Philipp Wilhelm Graf von Nesselrode und Reichenstein erfüllte alle Voraussetzungen mehr als hinreichend, so daß seine Wahl zum Großprior von Deutschland fast selbstverständlich war.¹⁵

Es ist überliefert, der Großprior von Nesselrode und Reichenstein habe der Kirche von Merton an der Sieg im Mai 1728 eine Flagge der maltesischen Ordensmarine geschenkt. Während seiner Amtszeit hatte der Graf von Nesselrode und Reichenstein, Großprior und Fürst zu Heitersheim, das dortige Großpriorat durch verschiedene Bauten (s. Einleitung) gefördert.¹⁶ Er führte sein Amt als Großprior und Fürst zu Heitersheim länger als 20 Jahre bis 1752; dann folgte ihm sein Ordensbruder Philipp

Joachim von Prassberg nach.¹⁷ Die Ordensarchive in der Nationalbibliothek von Valletta/Malta beziehen sich auf von Nesselrode und Reichenstein als Ratgeber der „deutschen Zunge“ (1713), dann als Senior-Verwalter (1719) und schließlich als Sekretär der genannten „Zunge“ (1726).¹⁸

Zwischenzeitlich bekleidete Philipp Wilhelm Graf von Nesselrode und Reichenstein mehrere ehrenvolle Ämter innerhalb des Konvents. Darunter befanden sich folgende Posten:

1. Prokurator des gemeinsamen Schatzes — 22. Juni 1722 bis 20. Mai 1723;
2. Bevollmächtigter der *Grande Limosina* oder *Frumentaria*, der damit beauftragt war, Almosen an die Armen und Bedürftigen zu verteilen; diese Bevollmächtigten wurden aufgrund eines Dekrets des Ordensrates ausgewählt und vereidigt — 15. Dezember 1724, 22. April 1738;
3. Bevollmächtigter des *Monte della Redentione*, der unmittelbar vom Großmeister ernannt wurde — 13. August 1739;
4. Inspekteur der Befestigungsanlagen und des Kriegswesens — 2. Dezember 1724;
5. Bevollmächtigter der Kongregation der Galeeren (*Congregazione delle galere*), der in geheimer Wahl vom Ordensrat ernannt wurde und daraufhin den Amtseid ablegte — 3. Mai 1716;
6. Inspekteur des Gesundheitswesens, der in der Regel auch einen Amtseid ablegte — 29. Mai 1743;
7. General-Kapitän der Galeeren, der in geheimer Abstimmung vom Ordensrat gewählt wurde und einen speziellen Amtseid ablegte — 26. August 1722;
8. Kapitän der *Capitana* (Flaggschiff oder Hauptgalere), der ebenfalls aus einer geheimen Abstimmung hervorging und dann den Amtseid ablegte — 20. Januar 1713;
9. Kapitän der Staatsgalere oder des Linienschiffes (*Galera Magistrale*), der gleichermaßen gewählt und speziell vereidigt wurde — 8. Juli 1720;
10. Bevollmächtigter des Rates, der 1712 eingesetzt worden war, um die Regeln zu überwachen, die für eine ordnungsgemäße Schiffsführung erlassen worden waren — 10. Mai 1721;
11. Bevollmächtigter zur Ausarbeitung der Instruktionen, die für Galeeren und übrigen Schiffe erlassen werden sollten — 10. Mai 1725;
12. Bevollmächtigter des Rates für Schiffswesen (*Congregazione de Vasselli*), der vom Ordensrat gewählt wurde und den Amtseid ablegte — 7. Mai 1726.¹⁹

Um den Großmeister und den Ordensrat zu unterstützen, waren zahlreiche ständige Kommissionen eingerichtet worden, die von hohen Würdenträgern des Ordens geleitet wurden.²⁰

Der Kriegsratsversammlung, deren Bevollmächtigter von Nesselrode und Reichenstein 1724 wurde, war die Verteidigung derjenigen Territorien anvertraut, die unter dem Schutz des Ordens standen. Zu dem Aufgabenkreis dieser Versammlung gehörten auch die Überwachung der Befestigungsanlagen und ihre Unterstützung durch Artillerie, ihre Versorgung mit Waffen und Munition und die Sorge für die Wehrtüchtigkeit und Ordnung innerhalb der Truppen und der Miliz.²¹

Das Führungsgremium der Galeeren, dem von Nesselrode und Reichenstein zunächst als Bevollmächtigter im Jahre 1716 und dann als General-Kapitän der Galeeren



Eques melitensis in Bello.

Abb. 4 Ritter des Malteserordens im 18. Jh. ^{21a)}

im Jahre 1722 angehörte, war für die Ordensflotte verantwortlich. Allein auf ihr beruhte einem hohen Maße das Ansehen des Ordens selbst. So gehörten dieser einflußreichen Versammlung der Admiral (Oberhaupt der „italienischen Zunge“), der General-Kapitän der Galeeren und vier weitere Ritter an.

Von Anbeginn des Ordens, aber verstärkt, nachdem der Konvent sich auf Inseln — Zypern, Rhodos, Malta — niedergelassen hatte, gewann die Ordensmarine mehr und mehr Bedeutung. Augenfällig war der Orden „auf ewige Feindschaft“ mit einer Seemacht (Türkei und ihre Vasallenstaaten) eingeschworen und verpflichtet, die christliche Schifffahrt vor den Angriffen der Ungläubigen zu schützen und wenn nötig zu verteidigen.²² Das hatte zur Folge, daß „die Galeeren und andere Schiffe des Ordens zum Schutzschild und Stolz der Christenheit“ wurden. Der Aufbau und die Unterhaltung seiner Marine war zu allen Zeiten eine Angelegenheit höchster Wichtigkeit für den Orden“.²³

Es ist überliefert, daß von Nesselrode und Reichenstein als damaliger Flottenkommandant nicht weniger als sechs wichtige Einsätze leitete, mit denen er die feindlichen Korsaren im Mittelmeer verfolgte.²⁴

Im Dezember 1732 gründete der Großmeister Antonio Manoel de Vilhena auf seine Kosten die *Casa di Carita* (Pfründen- und Armenhaus).²⁵ Es lag in Vallettas Vorstadt Floriana²⁶ und nahm mittellose arme Menschen auf, die dort versorgt wurden. Gleichermäßen diente es bedürftigen Mädchen, die ansonsten der Prostitution hätten nachgehen müssen. Darüberhinaus wurden auch Geisteskranke aufgenommen. Es ist ein Hinweis auf die soziale Tätigkeit des Ordens auf Malta.

Die Verwaltung der neuen Institution lag in den Händen einer Ratsgruppe (*Congregatio navium pauperum*), der zehn Beauftragte und ein Bailly angehörten, der als

Präsident fungierte.²⁷ Einmal wurde von Nesselrode und Reichenstein vom Großmeister in das Präsidentenamt dieser Ratsversammlung eingesetzt.

Wahrscheinlich war er derjenige, der zum ersten Mal die genannte Führungsgruppe leitete.

In der Zwischenzeit wurden in Deutschland seine Leistungen für das Großpriorat umfassend gewürdigt, denn der Kaiser ernannte ihn 1733 zum Mitglied des Reichstages.²⁸

Die besondere Note des Grafen von Nesselrode und Reichenstein kommt in den folgenden Jahren auch darin zum Ausdruck, daß er bei Feierlichkeiten und Investituren der Großmeister stets in deren unmittelbarer Nähe agierte.

Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein verbrachte etwa acht Jahre - von 1705 an - seines aktiven Ordensdienstes in seinem deutschen Heimatland. Die übrige Zeit residierte er nahezu ununterbrochen auf Malta, was allerdings häufige Besuche auf dem europäischen Festland nicht ausschloß. Besonders oft fuhr er nach Rom; offenbar reiste er in Sondermissionen, die ihm vom Konvent anvertraut worden waren. So ist z. B. seine Abreise von Malta nach Rom am 7. Juni 1731 aktenmäßig belegt.²⁹

Während Emanuel Pinto Großmeister war, wurde der Ordensbruder Graf von Nesselrode und Reichenstein Zeuge zweier außergewöhnlicher Ereignisse auf Malta. Eine größere Anzahl Christen - in der Mehrheit Einwohner Maltas - wurde bei Magra, etwa 60 Meilen von Rhodos, auf die Galeere „Lupa“ als Sklaven gebracht. Aber den genannten Sklaven gelang es, gegen die Sieger zu meutern und die „Lupa“ unter ihren Befehl zu bringen. Sie fuhr zurück nach Malta, wo sie am 2. Februar 1748 ankamen. Großer Jubel der Bevölkerung begleitete die einlaufende Galeere. Überall auf der Insel hielt die Bevölkerung besondere Danksagungsgebete an Gott den Allmächtigen für die Befreiung der christlichen Sklaven ab.³⁰ Im Jahre 1749 kam es zu dem zweiten ungewöhnlichen Ereignis, das in die Geschichte der Sklavenverschwörung einging. Auf die Anregung des Tunesiers Bascia, der selber für viele Jahre auf Malta gefangen gewesen war, schmiedeten nun ihrerseits die mohammedanischen Sklaven Maltas Pläne für einen Aufstand. Er sollte von einem Manne namens Ismeleti angeführt werden, und in seinem Verlauf sollte der Orden überwältigt werden, wobei man die Ritter und den Großmeister töten wollte. Die Insel sollte anschließend in die Hand von Bascia kommen. Aber die Mohammedaner konnten die Pläne nicht verwirklichen, was vornehmlich daran lag, daß ein Jude mit dem Namen Cohen die Verschwörung dem Großmeister offenbarte.³¹

Obwohl die Ritter, die hohen Würdenträger und der Großmeister sich ein und demselben Zweck verschrieben und durch ein gemeinsames Gelübde gebunden hatten, so traten sie dennoch in Konkurrenz. Es scheint, daß jeder mit jedem wetteiferte, die eigene „Zunge“ reich zu beschenken, die eigene Herberge reich auszuschnücken und die jeweilige Kapelle der eigenen „Zunge“, die Teil der großen Konventskirche St. Johannes war, großzügig auszustatten. Das kann im Falle vieler Ordensbrüder behauptet werden. Auch der Großprior von Nesselrode und Reichenstein machte keine Ausnahme. So trug er verstärkt und großzügig dazu bei, daß die Kapelle der „deutschen Zunge“, wo er eventuell einmal seine letzte Ruhestätte finden sollte, verschönt wurde.

Die anderen Seitenkapellen im Innern dieser Hauptkonventskirche sind den „Zun-

gen“ gewidmet, die gemäß des Altersranges den Gesamtorden bildeten. Bei strikter Anwendung des Altersranges hätte die Kapelle der „deutschen Zunge“ der „englischen Zunge“ zukommen müssen. Die St. Johanneskirche war 1577 geweiht worden, aber im Jahre 1603 schrieb das Generalkapitel diese Kapelle der „deutschen Zunge“ zu.³²

Der Großprior Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein fühlte sich seiner „Zunge“ besonders verbunden, so daß er viel zur Ausschmückung beitrug. Sein Hauptbeitrag war der Altar. Ursprünglich war dieser aus einfachem Stein; von Nesselrode und Reichenstein ließ ihn auf seine Kosten aus weißem Marmor nachbauen. Der Stil dieses Altars unterscheidet sich von demjenigen in anderen Kapellen dadurch, daß er sich seiner Umgebung, den Skulpturen und anderen Verzierungen der Kapelle anpaßte.

Gemäß den Statuten des Ordens verpflichteten sich die Ritter und Würdensträger einschließlich der Großmeister, bei ihrer Ernennung eine Schenkung zu machen. Sie wurde *gioia* genannt und sollte in Kunstgegenständen zur Ausschmückung der St. Johanneskirche bestehen. Bei seiner Ernennung zum Großprior von Deutschland im Jahre 1726 wünschte von Nesselrode und Reichenstein, daß die Nachbildung des Altars in Marmor ein Teil seiner Schenkung zu Gunsten der Kirche sein sollte.³³ Die Priore waren gezwungen, ihrer eingegangenen Verpflichtung innerhalb von 18 Monaten nachzukommen. Die Frist begann an dem Tag, mit dem sie Einkünfte aus Pfründen erzielten, die mit ihrer Ernennung verbunden waren.³⁴

Dieser Altar, einschließlich Fassade und Bodenpflaster, war ironischerweise der einzige, der von den deutschen Bomben des Zweiten Weltkrieges in größerem Umfang beschädigt wurde. Nach Einstellung der Feindseligkeiten wurde alles bald restauriert. Der Altar wurde am 5. Februar 1947 von dem erzbischöflichen Metropolitan von Malta, Mgr. Michael Gonzi, erneut geweiht.³⁵ Gonzi war gleichzeitig Groß-Kreuz-Bailli des Ordens.

Ursprünglich war diese Kapelle der Geißelung Jesu am Schandpfahl geweiht (Gemälde von Stefanus Pieri aus Florenz), aber sobald sie der „deutschen Zunge“ übergeben worden war, wurde das Gemälde eines anderen „Schutzpatrons“ auf den Altar gestellt. Es war das der Hl. Drei Könige oder „die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande“ (von Stefano Erardi)³⁶ als Zeichen der besonderen Verehrung, die sie insbesondere in Deutschland, vor allem in Köln, genießen.

Im Gegensatz zu den anderen „Zungen“ hatte die „deutsche Zunge“ keine eigene, zusätzliche Kirche, so daß die deutschen Ritter für ihren täglichen Gottesdienst das Oratorium der Karmeliterkirche (Our Lady of Mount Carmel) wählten, das in unmittelbarer Nachbarschaft der deutschen Herberge gelegen war.³⁷

Besondere Feiertage wurden in der deutschen Kapelle der St. Johanneskirche begangen. Darunter fielen die Feierlichkeiten zu Epiphania, dem Tag der Kapellenpatrone, der am 6. Januar mit großer Pracht gefeiert wurde. Aber im September 1667 beschloß der Ordensrat einstimmig, daß alle Feierlichkeiten zu den Festtagen, die die „Zungen“ bisher in ihrer jeweiligen Kapellen begangen hatten, nun am Hauptaltar der Konventskirche abzuhalten seien.³⁸

Im Mai 1745 feierte die „deutsche Zunge“ dort einen besonderen Gedenkgottesdienst anläßlich der Beisetzung des kurz zuvor verstorbenen Kaisers Karl VII.³⁹

Die kleine Kirche, die der Geburt der Hl. Jungfrau geweiht und allgemein unter dem Namen „Our Lady of Victory“ bekannt ist⁴⁰, wird als frühestes Gebäude Vallettas angesehen. Tatsächlich stellt sie den Platz dar, wo der heldenhafte Großmeister Jean Parisot de la Valette (1557 – 1568) am 28. März 1566 feierlich den Grundstein für die neue, befestigte Stadt legte, die nach ihm benannt wurde. Die Kirche wurde im Jahre 1752 umgebaut, als der erste, rechts gelegene Seitenaltar, der ursprünglich dem hl. Paulus geweiht war, nun zugunsten des hl. Philipp Neri umgewidmet wurde. Dieser muß vom Großprior Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein gestiftet worden sein, wie dies das Wappen des Grafen zeigt, das in den Altar eingelegt ist.⁴¹

Zur damaliger Zeit bestanden strenge Ausgehbestimmungen für die Einwohner. So durften sie ihre Häuser nach Sonnenuntergang wegen der häufig vorkommenden Raub- und Mordüberfälle nicht mehr verlassen. In den Straßen von Valletta herrschte dann pechschwarze Nacht. Schwere Strafe drohte denjenigen, die das Ausgehverbot nicht beachteten.

Zwischen 1745 und 1756 wurde es zunehmend notwendig, irgendeine Art von Straßenbeleuchtung in der Stadt einzuführen. Dabei dachte man damals an Öllampen. Dieser Gedanke beflügelte die Einwohner von Valletta nicht nur hinsichtlich der dann besseren Straßenverhältnisse, sondern auch hinsichtlich ihrer Neigung zur Heiligenverehrung.⁴² Die Idee der Straßenbeleuchtung schien auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein, denn es ist überliefert, daß der Großprior Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein im März 1745 die Initiative ergriff und fünf Heiligenstatuen aus Stein um den Häuserblock auf eigene Kosten errichten ließ, der das Jesuitenkolleg umgab.⁴³ Nach und nach führte diese Initiative des deutschen Großpriors zu einer allgemeinen Straßenbeleuchtung auf Malta, da diese Idee überall auf der Insel aufgegriffen wurde.

Die von Nesselrode und Reichenstein aufgestellten Statuen stellten Heilige der Jesuiten dar: den hl. Ignatius von Loyola, den hl. Aloysius Gonzaga, den hl. Stanislaus Kostka, den hl. Franz Xaver und den hl. Franz Borgia.

Die Statuen wurden nicht eher an ihren Standorten aufgestellt, bis einige fromme Leute, geleitet vor ihrem Glauben und der Heiligenverehrung, von den Statuen eine Öllampe entzündeten und damit gleichzeitig für die nächtliche Straßenbeleuchtung sorgten. Diese originelle und nahezu revolutionäre Idee wurde bald zum Allgemeingut, so daß überall in Valletta Heiligenstatuen errichtet wurden, die noch heute die einstige Konventsstadt der Ritter schmücken und ihr ein besonderes Gepräge verleihen. Der Großprior Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein muß als Urheber der ersten Statuen und dieser Beleuchtungsart von Valletta gelten. Im Falle des Ablebens eines Ritters sahen die Ordensregeln vor, daß vier Fünftel seines Eigentums an den gemeinsamen Schatz fielen.⁴⁴ So kam es, daß ein Ritter nur über ein Fünftel seiner Hinterlassenschaft testamentarisch frei verfügen konnte. Diese Tatsache erklärt, weshalb die Wohnungen der jeweiligen Herbergen mit so großartigen Waffensammlungen und Kunstwerken jeder Art ausgestattet waren. All dieses stammte aus den freien Erbteilen der in Malta verstorbenen Ritter.⁴⁵

Um sich nach dem Reglement des Ordens zu richten, versäumte es Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein dann auch nicht, seinen letzten Willen testa-

mentarisch festzuhalten. Das Testament ist in der ersten Person geschrieben, woraus zu schließen ist, daß der Erblasser es eigenhändig verfaßt hat. Es datiert vom 1. Januar 1753, aus einer Zeit, als von Nesselrode und Reichenstein krank, aber „Gott sei Dank im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte“ war. Bemerkenswerterweise schrieb er sein Testament mehr als ein Jahr vor seinem Tode.

In der Einleitung des Testaments bekundet von Nesselrode und Reichenstein, daß er zum Schutz des heiligen katholischen und apostolischen Glaubens sterben wolle, zu dem er sich stets bekannt habe und daß er den Pontifex Maximus als Oberhaupt der Heiligen Katholischen Kirche und den Großmeister als seinen eigenen Oberen anerkannt habe.

Danach empfahl er seine Seele dem Allmächtigen, der hl. Jungfrau, St. Johannes dem Täufer, dem Schutzengel, St. Philipp dem Apostel und schließlich dem hl. Wilhelm, seinem Namenspatron. Er ordnete an, in der der „deutschen Zunge“ zugewiesenen Epiphaniaskapelle der St. Johanneskirche beigesetzt zu werden. Dort hatte er bereits für eine Grabstelle gesorgt. Ein Fünftel seines Vermögens teilte er in verschiedene Vermächtnisse auf. Darunter fielen 1300 *Scudi* und einige Möbelstücke für den Magistralritter, den Ordensbruder Guiseppo de Simone, und weitere 200 *Scudi* nebst Möbeln, Kleidungsstücken und Gemälden für Maximilian Richter. Darüber hinaus legte er fest, daß im Falle seines Todes etwa angefallene Schulden bei seinem Koch, seinem Träger, den beiden Pagen oder seinem Leibarzt Maggi pünktlich von seiner Hinterlassenschaft bezahlt werden sollten. Desgleichen vermachte er je 50 *Scudi* oder ein Äquivalent in Sachwerten seinen zwei Beichtvätern, die ihm auf seinem Totenbett beistehen sollten. Den Rest des einen Fünftels seiner Erbmasse vermachte er dem *Ospedale dagli Invalidi*, dem Invalidenhospital. Als persönliches Vermächtnis bestimmte er für den damals regierenden Großmeister Emanuel Pinto de Fonseca ein wertvolles Bild, das den Apostel Philipp darstellte.

Als Schlußbestimmung bestimmte von Nesselrode und Reichenstein den Bailli von Brandenburg, den Baron von Cappel, zu seinem Testamentsvollstrecker. Für diesen Dienst setzte er ihm als Erinnerungstück ein Gemälde aus, das Johannes den Täufer darstellte, als er Christus taufte. Für den Fall, daß der Baron als Testamentsvollstrecker ausfiele, benannte er stattdessen den Kommandeur Bargagli Olistossa.⁴⁶

Der Großprior von Deutschland, Philipp Wilhelm Graf von Nesselrode und Reichenstein, starb mit 76 Jahren in seinem Heim in Valletta am 16. Januar 1754, versehen mit den Tröstungen der Hl. Kirche.⁴⁷ Sein Leichnam wurde in die Johanneskirche überführt und dort in der Grabstätte zur letzten Ruhe gebettet, die er zu seinen Lebzeiten acht Jahre zuvor hatte herrichten lassen.

Mit ihm zusammen sind in der Epiphaniaskapelle der „deutschen Zunge“ ausgezeichnete illustre Ritter des deutschen Kulturraumes beigesetzt; es sind dies die Ordensbrüder Ferdinand von Korff-Schmiesing, Heinrich von Beveren, Christian von Osterhausen, Heinrich Ludger von Galen, Anton von Schönau, Johann von Schaesberg, Franz Sigismund von Thun, Wolfgang Philipp von Cuttenberg, Caspar Fidelis von Schönau-Wehr, Franz Xaver von Heissenstein, Franz Wratislaw Ferdinand von Stadl und Ignaz von Sauer. Nebenbei soll angemerkt werden, daß einige deutsche Ritter bestimmten, als letztes Zeichen ihrer Demut in der Kapuzinerkutte bestattet zu werden. Dies war z. B. der Fall bei Anton Graf von Colloredo.⁴⁸



Abb. 5 Epitaph des Fürsten Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein über dem Portal zur ehemaligen Fruchtscheune des Malteserschlosses Heitersheim aus dem Jahre 1733.

(Aufnahme: Fritz Fünfgeld)

Eine Grabplatte aus mehrfarbigem Marmorosaik kennzeichnet die letzte Ruhestätte des Ordensbruders Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein. Die Grabplatte trägt das Familienwappen der Reichensteins: die schwarzen Rhomben auf Silber und die roten Rhomben auf goldenem Grund für das Haus von Stein. Dazu kommt der Schild des Hauses Nesselrode: ein silberner Balken auf rotem Grund. Es wird gesagt, das letzte Wappen sei auf dem Grab des Grafen falsch wiedergegeben. Tatsächlich zeigt das richtige Wappen der Nesselrodes einen silbernen Doppelzinnenbalken.⁴⁹ Auf zwei Teilen des vierteiligen Wappens ist das weiße Ordenskreuz auf rotem Hintergrund abgebildet, das von dem berühmten Banner der Kreuzritter herührt.⁵⁰ Als Großprior hatte Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein das Privileg, das Ordenssymbol zu führen, was sonst nur den Großmeistern zukam. Eine geschlossene Krone dient als Wappenkrone. Die Grabplatte wird von Lorbeerzweigen eingegrenzt. Dazu kommt ein Helm mit zwei Silberfedern und einer mittleren, roten Feder und ein Kürass, die Zeichen des Rittertums sind. Eine Sanduhr und der Tod mit der Sense in der Hand erinnern daran, daß es sich bei dem Gedenkstein um einen Grabstein handelt. Eine Inschrift auf der Grabplatte würdigt die Verdienste des Gra-

fen Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein und nennt die Ämter, die er in seinem Leben bekleidet hat.

Als Zeitgenossen des Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein waren auch andere vornehme deutsche Ritter auf Malta. Zu ihnen gehörte der Bailli von Brandenburg, Franz Anton Baron von Schönau, der Großbailli und Heitersheimer Großprior Johann Baptist von Schauenburg, der Großbailli Franz Christian Sebastian Baron von Remsching, ebenfalls Heitersheimer Großprior, Ferdinand Ernest Baron von Stadl, der Prior von Dacien Ermann Baron von Beveren, der Bailli von Brandenburg, Philipp Wolfgang von Guttenberg, Bailli Johann Sigismund Graf Schaesberg.

Zu Lebzeiten hatte der deutsche Großprior von Nesselrode und Reichenstein eine religiöse Stiftung begründet. Sie sollte sicherstellen, daß in der Johanneskirche für den verstorbenen Bailli Seneschall Baron von Stadl „fortwährend“ Seelenmessen gelesen würden.⁵¹

Abschließend sei vermerkt, daß Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein dem Johanniter-Orden unter verschiedenen Großmeistern gedient hat. Diese sollen namentlich aufgeführt werden: der Italiener Gregorius Carafa (1680 — 1690), der Franzose Adrien de Wignacourt (1690 — 1697), der Aragonese Ramon Perellos y Roccaful (1697 — 1720), der Italiener Marco Antonio Zondadari (1720 — 1722), der Portugiese Antonio Manoel de Vilhena (1722 — 1736), der Argonese Ramon Despuig (1736 — 1741) und schließlich der Portugiese Emanuel Pinto de Fonseca (1741 bis 1773).

ANMERKUNGEN

Sämtliche Grabdenkmäler der deutschen Ritter, wie sie sich in der Johanneskirche zu Valletta befinden, sind im Johanniter- und Maltesermuseum des Heitersheimer Schlosses mit Hilfe von farblichen Großaufnahmen dargestellt und mit deutschen Texten erläutert: ein Geschenk von Magistralritter (SMRO) und Mitglied des Förderkreises zur Erhaltung historischer Bauten und Denkmale der Malteserstadt Heitersheim Joseph A. Ebe, Paderborn. Inzwischen sind die Arbeiten von Joseph A. Ebe in einer besonderen Broschüre (114 S.; zahlreiche farbige Abb.) in Druck erschienen, hrsg. vom Förderkreis Melitensia, Neuhäuser Str. 68b, 4790 Paderborn.

Verzeichnis der Großprieore in deutschen Landen seit 1428

1. Hugo von Montfort-Bregenz 1428 — 1449
2. Johannes Lösel 1449 — 1459
3. Johann Schlegelholz 1459 — 1466
4. Richard von Bulach 1466 — 1467
5. Johann von Ow 1467 — 1481
6. Rudolf von Werdenberg 1482 — 1504
7. Johannes Hegenzer von Wasserstelz 1505 — 1512
8. Johann von Hattstein 1512 — 1546, gest. in Speyer, begraben in Heimbach
9. Georg Schilling von Canstatt 1546 — 1554, gest. in Heitersheim, Grab unbekannt
10. Georg von Hohenheim 1555 — 1566, gest. in Heitersheim
11. Adam von Schwalbach 1567 — 1573, gest. in Heitersheim
12. Philipp Flach von Schwarzenberg 1573 — 1594, gest. in Heitersheim
13. Philipp Riedesel von Camberg 1594 — 1598, gest. in Freiburg
14. Bernhard von Angelloch 1598 — 1599, gest. in Freiburg
15. Philipp Lösch von Müllheim 1599 — 1601, gest. in Villingen
16. Wippert von Rosenbach 1601 — 1607, gest. in Heitersheim
17. Arbogast von Andlau 1607 — 1612, gest. in Heitersheim
18. Johann Friedrich Hund von Saulheim 1612 — 1635, gest. in Heitersheim, begraben in der Franziskanerkirche
19. Hartmann von der Thann 1635 — 1647, gest. in Heitersheim, begraben in der Franziskanerkirche
20. Friedrich Landgraf von Hessen 1647 — 1682, gest. in Rom
21. Franz von Sonnenberg 1682, gest. in Leuggern
22. Gottfried Droste zu Vischering 1683, gest. in Münster
23. Hermann von Wachtendonk 1684 — 1704, gest. in Cleve
24. Wilhelm von Rhede (Rheide) 1704 — 1721, gest. auf Malta
25. Gosswin Hermann Otto von Merfeldt 1721 — 1727, gest. in Münster/Westf.
26. *Philipp Wilhelm von Nesselrode und Reichenstein 1728 — 1752, gest. auf Malta*
27. Philipp Joachim von Praßberg 1752, gest. in Überlingen
28. Johann Baptist von Schauenburg 1755 — 1775, gest. auf Malta
29. Franz Christian Sebastian von Remchingen 1775 — 1777, gest. auf Malta
30. Johann Josef Benedikt von Reinach zu Tousse-magne 1777 — 1796, gest. in Wels
31. Ignaz Baltasar Rinck von Baldenstein 1796 — 1806, gest. 1807 in Heitersheim

Die Übersetzung des in englischer Sprache verfaßten Manuskripts besorgte Wolf Dieter Barz (Marburg), dem dafür an dieser Stelle herzlich gedankt sei.

- ¹ Archiv des Malteserordens (im folgd. = AOM) Ms. 1668, f.l.eft.
- ² SCICLUNA, H., *The Church of St. John in Valletta*, ohne Jahresangabe, S. 7.
- ³ KATZWINKEL, E., *Ein bedeutender Maltheserritter aus Westerwald*, ohne Jahresangabe, S. 25.
- ⁴ Ebd. S.23.
- ⁵ AOM. Ms. 2199, f. 30 *Processo* Nr. 10.
- ⁶ AOM. Ms. 2199, f. 92; AOM. Ms. 1180, f. 236.
- ⁷ HOLTSMANN, B., *Der Malteserorden im Bistum Osnabrück*, 1979, S. 80.
- ⁸ Hermann Adolf Graf von Nesselrode-Reichenstein war Komtur in Borken, Herford, und Wesel und schließlich in Lage (1725 – 1748). 1740 ist sein Name im Ordensarchiv als Kanzler der deutschen Zunge festgehalten. (AOM Ms. 2226, f. 166); 1742 wurde er von den Türken gefangengenommen, später aber vom Orden freigekauft.
- ⁹ AOM. Ms. 2199, f. 81.
- ¹⁰ SCICLUNA, (wie Anm. 2) S. 9 – 10.
- ¹¹ KATZWINKEL, (wie Anm. 3) S. 24.
- ¹² AOM. Ms. 2246, keine Seitenzählung.
- ¹³ AOM. Ms. 2226, f. 64. Der Großprior von Deutschland wurde auch als „Obristen Meister“ titulierte.
- ¹⁴ Diese Würde war erstmalig 1548 von Kaiser Karl V. an der Prior von Deutschland, Georg Schilling von Canstatt, verliehen worden.
- ¹⁵ In vielerlei Hinsicht scheint der Landgraf Friedrich von Hessen eine Ausnahme gewesen zu sein. 1637 wurde er, nachdem er zum Katholizismus konvertiert war, in den Orden aufgenommen und schon 1647 zum Großprior von Deutschland ernannt.
- ¹⁶ 1200 Jahre Heitersheim, S. 40 – 42; AOM Ms. 2199, f. 66.
- ¹⁷ Ebd. S. III; HOLTSMANN, (wie Anm. 7), S. 79.
- ¹⁸ AOM. Ms. 2246, keine Seitenzählung; AOM. Ms. 2226, f. 166.
- ¹⁹ AOM. Ms. 6430 – *Cariche in Convento* (1500 – 1779).
- ²⁰ SCICLUNA, (wie Anm. 2), S. 12.
- ²¹ Ebd. S. 13.
- ^{21a} Abb. 4, aus: *Verzeichnis der geistlichen Ordens Personen in der streitenden Kirchen . . .*, III. Teil, Nürnberg 1720 (P. Ph. Bonanni S. J.).
- ²² SCICLUNA, (wie Anm. 2), S. 13.
- ²³ Ebd. S. 13.
- ²⁴ AOM. Ms. 6430, keine Seitenzählung.
- ²⁵ Dieses Haus wurde von 1785 an als Ospizio (Hospiz) bekannt. Zu dieser Zeit regierte der Großmeister Emanuel de Rohan Polduc (1775 – 1797).
- ²⁶ Die Vorstadt ist nach dem Festungsbaumeister Pietro Paolo Floriani (1585 – 1638) benannt.
- ²⁷ CASSAR, P., *Medical History of Malta*, S. 375; CREMONA, A., *L'Ospizju tal Furjana*, S. 9; FERRIS, A., *Memorie dell' Inclito Ordine gerosolimitano*, S. 270.
- ²⁸ KATZWINKEL, (wie Anm. 3), S. 24.
- ²⁹ AOM. Ms. 267, f. 253; AOM. Ms. 268, ff. 7 – 9.
- ³⁰ REBOUL, Fra Caetano, *Giornale in: Malta Letteraria*, März 1935, S. 92.
- ³¹ CURMI, G., *La valorosas imprea effetturata dai Christiani schiavi sulla galera „Lupa“*, in *Malta Letteraria*, Januar 1931, S. 15.
- ³² Malta National Library (im folgd. MNL), Ms. 1 (Vergl. *La Congiura di Mustafà Bassa' de Rodi contra il Gran Maestro nel 1749* in: „Malta Letteraria“, Juli 1936, S. 215); Mifsud Bonnici C., Fr. Emanuel Pinto de Fonseca in: „Malta Letteraria“, August 1936, S. 225.
- ³³ Darmanin Demajo, G., ebd. S. 41.
- ³⁴ Wenn der Großmeister nicht innerhalb von 5 Jahren nach seiner Wahl eine Schenkung zugunsten der Johanneskirche aus eigenen Mitteln gemacht hatte, konnte er seine Privilegien zukünftig nicht mehr nutzen. Die Schenkung konnte in der Form liturgischer Gewänder oder Kirchenausstattung erfolgen.
- ³⁵ *Times of Malta*, 5. 2. 1947.
- ³⁶ Ein auf Malta geborener Maler sizilianischer Abstammung (1650 – 1733).
- ³⁷ Die deutsche Herberge ist im Jahre 1936 abgebrochen und an ihre Stelle die anglikanische Kathedrale St. Paulus gesetzt worden.

- ³⁸ AOM. Ms. 261, f. 78.
- ³⁹ Reboul, Fra Caetano, *Giornale in Malta Letteraria*, Oktober 1935, S. 309.
- ⁴⁰ Die kleine Kirche, die der Jungfrau Maria geweiht ist, ist allgemein unter dem Namen Our Lady of Victory bekannt. Er soll an den Sieg der Ritter über die Türken am Fest der Mariä Geburt, d. h. am 7. September des Jahres 1565 erinnern.
- ⁴¹ RONNICI CALI, R., *The Church of Our Lady of Victory — The Fist Building in Valetta*, S. 14.
- ⁴² Archivum Cathedrale Melitense (AOM), Ms. 389, f. 131 v. Reboul, Fra Caetano, *Giornale in Malta Letteraria*, Oktober 1935, S. 312, *Tajjeb Tkun Taf* Informationsblatt des Informationsministeriums Malta Nr. 4/59.
- ⁴³ In Zusammenarbeit mit dem Großmeister Verdalle (1581 — 1595) und dem Bischof Tomaso Gargallo (1578 — 1615) begründete Papst Clemens VIII. (1592 — 1605) ein Jesuitenkolleg in Valletta. Dort wurde Grammatik und Fächer der Geisteswissenschaften gelehrt. Das Kolleg wurde unter dem Namen Collegium Melitense bekannt. Der Häuserblock des Kollegs wird umgeben von der Merchants Street, der St. Christopher Street, St. Paul Street und schließlich der Archbishop Street.
- ⁴⁴ AOM. Ms. 1688, f. 23.
- ⁴⁵ SCICLUNA, H., (wie Anm. 2), S. 27.
- ⁴⁶ AOM. Ms. 931 Nr. 15 Alemanni, keine Seitenzählung.
- ⁴⁷ AOM. Ms. 1948, f. 120.
- ⁴⁸ In seinem Testament bestimmte Coloredo: „Ich wünsche, daß mein Körper in eine gewöhnliche Kapuzinerkutte gehüllt und so begraben wird, da ich irgendwelche Eitelkeiten im Zusammenhang mit meinem Tode ablehne“.
(Vergl. Darmamin Demajo, G., ebd. S. 52 — 53).
- ⁴⁹ KATZWINKEL, (wie Anm. 3), S. 13.
- ⁵⁰ Im Kampf trugen die Ritter einen roten Kettenpanzer mit einem weißen Kreuz, so daß die Moslems sie als „rote Männer“ apostrophierten.
(Vergl. OLLIVIER, G., *A Short History of the Sovereign Order of Malta*, S. 21).
- ⁵¹ AOM. Ms. 1988, f. 98.

Das Kochbuch der Maria Anna Barxlin (1715 ff)

Von
URSULA HUGGLE

I. Problemkreis

1. Einleitung

Im Freiburger Stadtarchiv befindet sich das handschriftliche „Kochbuch vor Maria Anna Barxlin“¹, das auf zwei seiner fünf Heftchen die Jahreszahl 1715 trägt. Es war mir bereits bei früheren Arbeiten im Stadtarchiv aufgefallen, und ich wollte erstens versuchen, etwas über die Herkunft des Kochbuchs und die Zugehörigkeit der Speisen zu einer bestimmten Gegend herauszufinden und zweitens, es mittels einer von mir entworfenen Methode auszuwerten. Eine regelrechte Edition der 515 Rezepte, die zu einem großen Teil nicht mehr dem Zeitgeschmack entsprechen, wäre wenig aussagekräftig in bezug auf den sozialgeschichtlichen Hintergrund gewesen. Es war drittens jedoch gerade dieser Aspekt, der mich zur Einzelaufnahme der Rezepte bewog, um z. B. Aussagen über die damaligen Speisesitten, Nahrungsmittel und Zubereitungsmethoden machen zu können.

Und was sich alles aus den Rezepten herausfinden läßt, ist in der Tat erstaunlich. Wir erfahren beispielsweise einiges über die religiöse Eingebundenheit der Menschen zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wir blicken in die Küche eines bürgerlichen Hauses und sehen, wie mühsam die Zubereitung der Speisen auf offenem Feuer war, und wir staunen, wie trotz fehlender Kühlmöglichkeiten die kompliziertesten Eisgerichte geschaffen wurden. Wir spüren die schöpferische Phantasie, die aus immer gleichen Zutaten Abwechslung in den Speisezettel bringt, und wir können beim Lesen der Rezepte das weite Spektrum der Frauen nur bewundern, die nicht nur fähig waren, ganze Kalbsschlegel auszubeinen und Hühner zu rupfen, sondern auch mit neuen Nahrungsmitteln wie der Kartoffel zu experimentieren.

Um dies alles herauslesen und auch belegen zu können, mußte eine neue Methode der Erfassung und Auswertung gefunden werden.

2. Methodische Aspekte

Bei unserer Ernährung interessiert uns heute einmal das Gericht selbst, das u. a. durch den Zeitgeschmack, unsere Speisetraditionen, das Lebensmittelangebot, unsere finanziellen Möglichkeiten und unsere persönliche Vorliebe geprägt ist. Wir kümmern uns jedoch auch um die in einer Speise enthaltenen Nährstoffe wie Fette,

Eiweißstoffe und Kohlenhydrate. Mit Rücksicht auf unsere Gesundheit nehmen wir heute in einer Zeit des Überflusses die vom Körper benötigten Kohlenhydrate beispielsweise lieber in Form von Vollkornbrot als in Form von Zucker zu uns.

Solche Überlegungen sind aber auch heute noch stark mit unserem regionalen Speisesystem verbunden, zu welchem in Süddeutschland die vielen Backwaren, Spätzle und anderen Mehlspeisen gehören. Um wieviel stärker müssen sich dann Speisesysteme des 18. Jahrhunderts nach Gebieten unterscheiden durch die Verwendung anderer Lebensmittel und der entsprechenden Nährstoffe!

Um solche Fragen beantworten zu können, liegt es heute nahe, sich eines Computers zu bedienen, der mittels eines speziell dafür geschriebenen Programms² die nachstehenden Aufgaben übernehmen konnte: Erfassung der einzelnen Rezepte nach untenstehendem Muster und Auswertung mit Hilfe des Statistik-Programms nach den Kategorien ‚Lebensmittel‘, ‚Zubereitung‘ und ‚Nährstoffe‘. Bei den Nährstoffen sollte festgestellt werden, in welcher Form und Häufigkeit die Kohlenhydrate, das Fett und die Eiweißstoffe in den Rezepten vorkommen.

Es galt ferner, das Kochbuch der Barxlin in den historischen Kontext einzubetten, d. h. es mit früheren und späteren Kochbüchern zu vergleichen, sowie gleichzeitige, für unser Thema relevante Quellen heranzuziehen; ich nenne hier besonders die ebenfalls unedierte Rechnungsbücher des Heilig-Geist-Spitals in Freiburg, sowie Ratsbeschlüsse aus der französischen und österreichischen Zeit Freiburgs.

Muster für die Erfassung von Rezepten

Rezeptdateipflege

Rezeptname	:	z. B. Krebspastete
Se, Bu, Nr, Menge, V	:	(Seite, Buch, Nummer, Mengenangaben und Vorrat mit Ja/Nein)
Hauptgruppe, Ugruppe	:	Hauptgruppe z. B. Fleisch oder Gebäck Untergruppe hierzu: Kalbfl. bzw. Biskuit
Zubereitung	:	z. B. gekocht, gebacken
Lebensmittel 1–5	:	die 5 wichtigsten Lebensmittel der Speise z. B. Krebs, Huhn, Eier, Mehl, Butter
Gewürze 1–8	:	z. B. Zimt, Muskat bis 8 (Abkürz. Z, M)
Kräuter 1–8	:	z. B. Schnittlauch bis 8 (Abkürz. Slau)
Kohlenhydrate 1–5	:	z. B. Mehl, Semmelbrösel bis 5
Eiweiß 1–5	:	z. B. Krebs, Geflügel, Eier bis 5
Fett 1–5	:	z. B. Butter, Schmalz, Nüsse bis 5
Gemüse 1–5	:	z. B. Zwiebeln, Morcheln bis 5
Obst 1–5	:	z. B. Äpfel, Melone bis 5
Bemerkungen	:	Hier werden notwendige Erläuterungen und Besonderheiten festgehalten.

3. Beschreibung des Kochbuchs

Das Buch besteht aus fünf unterschiedlich großen Heftchen ohne Einband, insgesamt 117 Blatt, nebst einem Inhaltsverzeichnis; es ist bis auf wenige Wörter in deutscher Schrift geschrieben und erst zu einem späteren Zeitpunkt zusammengebunden und kartoniert worden, denn ein Blatt wurde vergessen (s. u.), andere an falscher Stelle eingebunden. So sind zwischen Bl. 49v und 52r die Rezepte Nr. 80 — 87 eingheftet, die vor Bl. 71r fehlen.

Das am Ende angefügte „Verzeichnuß deren in diesen 5 Büchlein als N:1.2.3. N.A. und N.B. sich befindlichen Speisen und Confect“ gibt die Rezepte mit Nummern an, nach Speisegruppen und den jeweiligen Büchlein sortiert. Die Numerierung der Heftchen wurde nochmals geändert bei der Anlegung des Inhaltsverzeichnisses. Die Blattzählung mit recto/verso muß noch später erfolgt sein, denn im Inhaltsverzeichnis wird nur auf die Heft- und Rezeptnummer, nicht jedoch auf die Blattzählung verwiesen. Einzelne Blätter fehlen — es sind die Rezepte zwischen Nr. 145 und 150 — oder sind nicht numeriert, wie das von mir als 56a bezeichnete Blatt.

Von den oben genannten 515 Rezepten wurden 511 ins Inhaltsverzeichnis aufgenommen; einige wurden vergessen, wie „riflamod“ (Bl. 3r), dafür andere aufgeführt, die nicht mehr vorhanden sind.

Ein besonderes Problem bestand darin, die einzelnen Büchlein bzw. Rezepte einer bestimmten Hand zuzuordnen, denn nach eingehendem Schriftvergleich konnte festgestellt werden, daß insgesamt 6 Personen Eintragungen gemacht hatten. Sie werden nachstehend in der Reihenfolge ihres ersten Auftretens im Text numeriert.

Hand 1 stammt von M. A. Barxlin; von ihr wurden die Büchlein Nr. 1, 21, 22, sowie Nr. 3 geschrieben. Vor den Büchlein 1, 2 und 3 ist jeweils ein Umschlagblatt mit dem oben erwähnten Titel sowie zweimal die Jahreszahl 1715. Im vierten Büchlein, „L. A.“ überschrieben, ist die Barxlin nicht vertreten, dafür im fünften, „L. B.“ überschrieben, von Bl. 76r Mitte an.

Hand 2 hat mit der eigentlichen Abfassung der Kochbüchlein nichts zu tun; sie hat wesentlich später Randbemerkungen gemacht sowie elf Rezepte in Zwischenräume geschrieben und die Titel noch dem Inhaltsverzeichnis von Hand 4 angefügt.

Hand 3 hat kein eigenes Büchlein verfaßt; von ihr stammen beispielsweise Bl. 67v bis 73r, Bl. 83v — 92v, Bl. 110r — 113v.

Hand 4 hat die ersten 69 Rezepte des Büchleins „L. A.“ aufgeschrieben — anschließend folgt Hand 3 — und das gesamte Inhaltsverzeichnis (bis auf die Nachträge) verfaßt.

Hand 5 hat mit einem sehr flüssigen Schriftbild von Bl. 101v Mitte — 104v Mitte 5 Rezepte sowie die Überschrift „Waffeln . . .“ eingetragen, M. A. Barxlin hat anschließend wieder die Feder übernommen bis Bl. 110r, gefolgt von Hand 3.

Hand 6 ist für die zuletzt eingetragenen Rezepte von Bl. 114r — 117r zuständig.

Trotz dieses verwirrenden Tatbestands ließ sich schließlich feststellen, daß die Schreiber/Schreiberinnen von Hd. (Hand) 1, 3 und 5 z. T. sogar miteinander die Rezepte aufnotiert haben, also zur gleichen Zeit geschrieben haben müssen, denn manchmal stammt die Überschrift von Hd. 3 (Bl. 76r), die Fortsetzung von Barxlin, Hd. 1. Einige Male wechselt die Hand sogar mitten im Rezept (Bl. 78v, auch 83v).

Hd. 4 und 6 waren zu Beginn dieser Rezeptsammlung noch nicht beteiligt — darauf deuten auch einige Ausdrücke hin, wie wir später sehen werden —, aber die Entstehungszeit kann auch nicht viel mehr als einige Jahrzehnte umfassen, denn Barxlins Handschrift ist bis Bl. 110 (von 117) nachzuweisen.

Von Hd. 3 und Hd. 4 wurden mehrere gleiche Rezepte (Farceknopf Bl. 54r und 56r, Brotsemmelaufauf Bl. 56v und 70v usw.) fast wortgetreu eingetragen, so daß man sich fragen muß, ob sie von einem Notizzettel abgeschrieben oder aus einem Buch kopiert wurden. Zweimal ist ein Hinweis zu letzterem vorhanden (Bl. 24v „aus dem bair: nat: Kochbuch“ und Bl. 61v „wie . . . Tid: F. 210“). Daß man die Rezepte oft von anderen übernommen hat, geht auch aus dem Hinweis „nach Art der Freulin Langin“ (Bl. 29v) hervor. Da der Titel 'Fräulein' nur adligen Personen zustand, erhalten wir einen wichtigen Hinweis in bezug auf das soziale Umfeld der Schreiberrinnen.

Hd. 4 hat schließlich sämtliche Rezepte ins Verzeichnis aufgenommen, mit Ausnahme von 3 vergessenen und den Nachträgen. Sie muß also schon das gesamte Rezeptmaterial zur Verfügung gehabt haben zu einem Zeitpunkt, der nicht sehr weit von M. A. Barxlins letzten Eintragungen entfernt lag.

Aufgrund der viel flüssigeren und ausgeprägteren Schrift von M. A. Barxlin im letzten Teil des Kochbuchs sowie einiger Neuerungen (s.u.) könnte man von einer sich über Jahre hinziehenden Notierung der Kochrezepte ausgehen. Die Jahreszahl 1715 wäre demnach lediglich als Beginn der Sammlung aufzufassen.

4. Anordnung und Aufbau der Rezepte

Wie sich oft bei Kochbüchern feststellen läßt, die für den eigenen Gebrauch geschrieben wurden,³ werden die Rezepte meist ohne das uns heute selbstverständliche Ordnungssystem festgehalten. Dies ist auch hier überwiegend der Fall: Fischgericht, salzige Mehlspeise, Gemüse und Kuchen (Bl. 57) wurden nacheinander notiert. Immer wieder jedoch bemühte man sich offensichtlich, gleichartige Gerichte zusammenzufassen: So beginnt das I. Buch der Barxlin mit Zuckerkonfekt und Konfitüren in mehreren Nummern; beim Thema Gefrorenes sind es sogar 16 Rezepte hintereinander. Ganz gezielt wird von ihr auch in 25 Rezepten über Zubereitungsarten von Fisch und Krebs geschrieben, dann folgen Anleitungen für Fleischgerichte. Der offensichtliche Wunsch nach Abwechslung bei der Zubereitung⁴ immer wieder gleicher Nahrungsmittel, wie z. B. bei Krebs, führt zur Ansammlung gleichartiger Rezepte: hintereinander drei Rezepte mit Krebs (Bl. 59r), drei Rezepte für Geleespeisen (Bl. 13v) usw.

Die im Inhaltsverzeichnis zu einem späteren Zeitpunkt nach Oberbegriffen wie beispielsweise 'Mehlspeisen' eingeordneten Rezepte entsprechen diesen oft nicht. So dürfte 'Krebskoch mit Ragout' wohl eher unter die Fischgerichte gehören und der Guglhupf mehr zu Gebäck als zu den Mehlspeisen. Das Gericht unter dem Namen Krebspastete entpuppt sich als Auflauf ohne Teighülle, während sich der „Schunken“ gar als Nachahmung von Schinken in Form von Gefrorenem herausstellte. Jedes Rezept mußte deshalb genau gelesen, eingeordnet und die Einteilungskriterien für die statistische Auswertung z. T. abgeändert werden.

Die Zuweisung eines Gerichts zu einer bestimmten Hauptgruppe kann z. T. sehr willkürlich erscheinen, wie dies am Beispiel der „Krebspasteten“ gezeigt werden soll:

„Nim ein 1/2 ℥ Krebsbutter, rühre ihn, schlage 6 biß 8 Ayer darein thue von 4 Xr Laiblein die Rinden hinweg, weiche das weiße in die Milch, drucke es wiederum aus, thue das ausgedruckte in den butter samt Krebs schweifen, Zucker, Citronen, Muscatnuß, und salz, rühre alles wohl, hernach schitte den 1/2 Theil in einen Reif, lege gekochte Hünlein darauf, decke es mit dem anderen 1/2 daig zu, bache es ordentlich, bestrehe es mit Zucker, so ist es fertig“ (Bl. 38r, Nr. 29).

Im Inhaltsverzeichnis des Kochbuchs steht dieses Rezept unter Pasteten. In Wirklichkeit ist es eher ein Auflauf, da die Teigmehlhüllung fehlt. Die Krebse sind angegeben, das Hühnlein wird nur beiläufig erwähnt. Daher werden die fünf wichtigsten Lebensmittel in eine eigene Rubrik der Rezeptdateipflege aufgenommen und können somit später auch in der statistischen Auswertung erfaßt werden.

Anfangs- und Schlußsätze

Die Rezepte beginnen der Zeit (1715) entsprechend überwiegend mit einer Imperativform⁵: nimm, thue, siede, butze, stoße usw. Sie sprechen sogar manchmal direkt an: „... was du willst“, „du kannst es weiß lassen“ usw. Diese Formulierungen sind bei den am Schluß befindlichen Rezepten von Hd. 6 nicht mehr verwendet worden, ebensowenig bei den letzten Rezepten von Hd. 3 (Bl. 110r f). Sie beginnen mit einer Passivkonstruktion wie: „Die Mandel misen geschelt werden . . .“; „Es wird eine Sulz . . . gemacht . . .“ (Bl. 115v). Hd. 4 benutzt meist die altertümlichere Imperativform bis auf einige ihrer letzten Rezepte: „Die Himber werden . . . geschüt“, (Bl. 66r). Diese letzten Formulierungen wie auch „Mann bachtet“, „Man nimt“ dürften auf einen späteren Zeitpunkt der Abfassung hindeuten. M. A. Barxlin verwendet jedoch bis zuletzt die Imperativform, lediglich die Schlußsätze ändern sich.

In ihren ersten Büchern enden die Rezepte nach der letzten Anweisung überwiegend mit der Feststellung „so ist es fertig“, „so ist es recht“ o. ä.; von Bl. 76r an schließen sie nur noch mit einer Aufforderung wie „richte es an“, „schüte es in ein Glas“, „bache es im Ofen“. Hd. 3 und 4 verwenden die o. a. Schlußsätze, Hd. 5 schließt ebenfalls mit einer letzten Anweisung. Die sechste Schreiberin verwendet die Formel „so ist es gut“ oder gibt durch eine unpersönliche Formulierung — „muß dabei nicht vergessen werden“ — eine letzte Instruktion. Die Schlußformel „so ist es recht“ dürfte dabei die älteste sein.

Mengen, Maße und Währung

Statistik

Menge: J = angegeben	172
N nicht angeg.	343

Für die Zubereitung der Gerichte sind bei der Hälfte der Rezepte die Mengen und Maße für die einzelnen Nahrungsmittel in Lot, Vierling und Pfund angegeben, bei Flüssigkeiten in Schoppen und Maß; Gewichtseinheiten, die bis zur Vereinheitlichung 1872⁶ Gültigkeit hatten. Die Mengenangaben, die meist „nach geduncken“ (Gutdünken) gewählt werden konnten, sind überwiegend bei Gebäck, Pasteten und Aufläufen sowie Konfituren zu finden.

1 Maß = 1,44 l à 4 Schoppen	1 Schoppen = 0,36 l
1 Pfund = rd. 490 g à 32 Lot	1 Lot = rd. 15 g

Die Barxlin setzt einmal auch 1 Pfund = 1/2 Maß (0,72 l); desgleichen nimmt sie „1 Schoppen (0,36 l) oder 1/2 Pfund (0,245 kg)“ Spargelmark (Bl. 20v) zur gleichen Menge Zucker.

Auch Währungseinheiten kommen in den Rezepten vor: der „dreybezler“ (Bl. 14r) und der Batzen (abgekürzt bz), der Kreuzer (X) bei Gewürzmengen (Bl. 5v) und im „Kreuzer Brod“, sowie Groschen und Pfennig (d). Hierzu ließ sich aus weiteren Freiburger Akten ermitteln, daß beispielsweise 1720⁷ Gulden (fl abgekürzt), Batzen und Pfennig neben Kreuzer und Pfennig verwendet wurden. Im Verlauf der nächsten Jahre verschwinden die Batzen immer mehr; sie werden zwar noch in Rechnungsbüchern angewendet, die Preisangaben und Preisfestsetzungen erfolgen jedoch in Kreuzern.⁸

1 fl = 60 X	1 X = 2 1/2 d	
1 fl = 15 bz	1 bz = 10 d	1 Pfund (Pfennige) = 20 bz

Diese Information kann vielleicht für die örtliche und zeitliche Einordnung des Kochbuchs nützlich werden.

Die Anweisungen geben ziemlich ausführlich die Zubereitung an, setzen aber auch einiges voraus. So wird beispielsweise immer Fleisch- oder Erbsenbrühe verwendet, für die jedoch kein einziges Rezept angegeben wird. Desgleichen wird die Kenntnis über die Zubereitung eines „Kindts brey“ vorausgesetzt. Wie man Mandeln schält, Geflügel ausnimmt und entbeint, Gemüse zurichtet und mit einem ganzen Kalbschlegel umgeht, wird ebenfalls erwartet.

Andererseits wird genau erklärt, wie eingeweichtes Brot zwischen zwei Tellern ausgedrückt wird, wieviele Vaterunserlang ein Teig gerührt werden soll und daß eine Eiercreme nicht kochen darf, da sie sonst „ringet“, gerinnt. Gelegentlich müssen auch fehlende Zutaten ergänzt werden, die von der Schreiberin vergessen wurden, wie das Mehl im gebrühten Teig (Brandteig).

II. Rezeptteil

1. Küchengeräte und Zubereitungsart

Die Zubereitungsart ist naturgemäß von der Küchentechnik der Zeit geprägt — neben Speisesystem⁹, Lebensmittelangebot und finanzieller Situation — sowie von den im jeweiligen Haushalt vorhandenen Kochmöglichkeiten. Obwohl es Mitte des 18. J. schon gemauerte Herde in Süddeutschland gegeben hat,¹⁰ handelt es sich hier um eine offene Feuerstelle mit Rost, Dreifuß und Spieß, auf der ein „Kohlfeuer“ (Bl. 8v) brannte. Ein Backofen war in der Küche vorhanden, ist aber nicht immer geheizt worden. Aus diesem Grund sind Backwaren, Pasteten und Aufläufe sehr oft in sog. Tortenpfannen gebacken worden, wobei dann oben — auf dem Deckel — und unten Glut sein mußte. Die Statistik gibt an, daß 150 mal *gebacken* wurde, davon 17 mal explizit „im Ofen“, 21 mal auf dem Herdfeuer, d.h. in einer Tortenpfanne. Bei den übrigen konnte man offensichtlich je nach Belieben vorgehen.

Zum Backen benötigte man sog. Model, Formen verschiedenster Art, oder auch ein „rein“ für Aufläufe usw. Im Freiburger Kochbuch von 1839 ist dieses noch so bezeichnet worden. Die Formen wurden vor der Benutzung mit Butter bestrichen, das Blech manchmal auch mit „wax“. „im reiff“ wurden gerne Aufläufe gebacken, während Biskuitmasse, mit einem Schlagbesen in einem irdenen Hafen schaumig gerührt, in eine „papier Kapsel“ gefüllt wurde. Verschiedene Ausstechformen wie Ringe für Pastetchen und Sterne waren ebenfalls vorhanden. Oft wurde ein Rand von „ordinare Täig“ um einen Zinnteller gelegt, oder ein „sturzener“ Reif, ein Blechring, darauf gestellt — ein Vorläufer unserer Springformen. Die Speise bzw. der Auflauf konnte dann in der Tortenpfanne aufgezogen werden.

In *schwimmendem Fett* gebacken wurde 31 mal; darunter sind auch Rezepte für ausgebackenen Fisch, Fleisch und Gemüse. Fünf Anweisungen beschäftigen sich mit *Waffeln*, wobei je nach Rezept ein „Hippen Eisen“ oder ein „wafeln Eysen“ benutzt wurde. Die Eisen konnten auf die Glut oder aufs Feuer gestellt werden.

Neun (von 110!) Fisch- und Fleischgerichten wurden auf dem *Rost* gegart, zehn *am Spieß* (überwiegend Geflügel) geröstet. Für den Spieß wurde schon seit langer Zeit eine mechanische Drehvorrichtung benutzt.¹¹ 48 mal wurde in einer messingnen Pfanne, die man auf einen „dreyfuß“ stellte, oder in einer Kasserolle, „castrol“ genannt, *gebraten*, 24 mal wurden die Nahrungsmittel *gedämpft*. Eine eindeutige Präferenz zeigte sich für *gekochte* Speisen, denn 223 mal ließ man sie im „Kessel“, im „hafen“ und im „Kächele“ sieden. Erst zu einem späteren Zeitpunkt (Hand 4) scheint die „preß“ — vielleicht ein Nachfolger des Papin'schen Dampftopfes von 1680 — verwendet worden zu sein.

Rechnet man von der Gesamtzahl der Rezepte die Backwaren ab, so sind knapp zwei Drittel aller Gerichte gekocht worden. Auf die möglichen Gründe wird noch eingegangen werden.

Sehr modern mutet das Garen in einer „Saublatte“ (Bl. 41v) an, die in etwa unserer heutigen Bratfolie entspricht. Eine weitere Methode, unter Luftabschluß zu garen, bestand im Verkleben des Gefäßes durch Teig, wie es heute noch beim elsässischen Beckeoffe der Fall ist.

Eines der wichtigsten Küchengeräte war der „Mörsel“ oder „Mörser“ mit seinem Stößel, um die meist gekochten Nahrungsmittel oder Mandeln und Zucker zu „verstoßen“. Mit dem Wiegemesser und dem „Hackmeißel“ wurden die rohen Zutaten klein gehackt. Schaumlöffel, Sieb und Kochlöffel gehörten ebenfalls zu den Küchenutensilien.

Auf die „Tafel“ gegeben wurden die Speisen schließlich auf zinnernen Schüsseln und Platten, flüssige Süßspeisen in „Schalen“.

Statistik

Hauptgruppen		Eiweiß	1 – 5
Lebensmittel	1 – 5	Fett	1 – 5
Gewürze	1 – 8	Gemüse	1 – 5
Kräuter	1 – 8	Obst	1 – 5
Kohlenhydrate	1 – 5	Menge	

Die mit Hilfe des oben abgebildeten Statistikprogramms ausgewerteten 16 *Hauptgruppen* – bei der Barxlin sind es 24 – setzen sich bei den 515 Rezepten folgendermaßen zusammen:

Hauptgruppen

Fisch	60	Fleisch	50
Gebäck	111	Geflügel	20
Gemüse	11	Kompott	19
Konfekt	16	Konfitüre	27
Mehlspeisen	70	Süßspeisen	42
Pasteten	18	Säfte	11
Soßen	17	Suppen	29
Verschiedenes	4	Wild	10

2. Fisch

Ein hoher Prozentsatz, 11,7 % der gesamten Rezepte, befaßt sich mit Fisch- und Krebsgerichten. Nicht miteingerechnet (aber statistisch erfaßt) wurden Pasteten und Mehlspeisen, die mit Fisch gefüllt waren.

Gerade bei Fisch (und Fleisch) dürfte ein Vergleich mit älteren und jüngeren Kochbüchern interessant sein. Das KB Meister Eberhards aus dem 15. J., nordostbayr. Raum, beschäftigt sich bei 8,8 % der Rezepte mit Fisch, die Augsburgerin Sabine Welserin, 1553, bei 7,7 %. In den beiden Freiburger Kochbüchern¹² fällt der große Unterschied auf: C. Bohrers Rezeptbuch gibt 5,6 % Fischrezepte an, während die wesentlich ältere B. Hagios noch 8,3 % notierte, obwohl auch sie in ihren Speiseplänen an Freitagen Fleisch vorschlägt.

Bei den beiden älteren Kochbüchern könnte evtl. eine schlechtere Versorgung mit Fisch oder eine größere Anzahl von Mehlspeisen an fleischlosen Tagen die Menge der Fischgerichte beeinflusst haben; bei Crescentia Bohrer dagegen dürfte die Einhaltung der Fast- und Abstinenztage im Abklingen gewesen sein. Dies zeigt sich auch

deutlich in dem Kochbuch von Wundt/Rothmund/Künzler aus Karlsruhe,¹³ denn in der 8. Auflage von 1924 werden noch 6,5 % Fischrezepte angegeben, während es in der 25. von 1960 nur noch 4,2 % sind.

60 Rezepte befassen sich im Kochbuch von M. A. Barxlin mit Fisch- und Krebspeisen; insgesamt wird jedoch 32 mal Krebs, sechsmal Krebsbutter und 67 mal Fisch verarbeitet, nun auch den in Pasteten und Mehlspeisen mitgezählt. In der Reihenfolge der Häufigkeit ihres Vorkommens wäre zuerst der Hecht zu nennen (18 x), dann Stockfisch, eingesalzene Sardellen und Karpfen (je 7 x), Forellen (5 x), gesalzener Hering und Laperdon, gesalzener, nicht getrockneter Kabeljau wie bei Stockfisch (je 2 x) und schließlich je ein Rezept mit Brachse, Felchen, Rheinsalm, Weller, Aal, Grundeln, Drüsche und Plattnißlein. Die letzteren müssen preiswert gewesen sein, denn sie wurden auch vom Gutleuthaus, dem Haus für die Aussätzigen, zugekauft.¹⁴ Vom Lachs scheint die Barxlin nicht sehr viel gehalten zu haben, denn sie findet marinierte wilde Forellen „köstlicher als ein eingemachter Lax“!

Weitere Freiburger Akten¹⁵ zeigen, daß am Ort eine ausgedehnte Fischzucht in den Weihern und Bächen betrieben wurde; zusätzlich kam Hering und Fisch in Fässern in die Stadt.¹⁶

Dieser hohe Anteil deutet auf die vielen noch eingehaltenen fleischlosen Tage hin, die mit zwischen 100 und 120 Tagen fürs 17. J. angegeben werden.¹⁷

Fleischlose Gerichte bedeuteten einen Verzicht, sonst wären nicht so viele Fischgerichte in Fleischform serviert worden wie z. B. der Fischschlegel (Bl. 104r) aus Hechtfleisch, der in einer älteren Handschrift sogar als „Rechbraten“¹⁸ bezeichnet wird, und die unzähligen Fischwürstchen und Fischkarminetlein.

Dieser Dialektausdruck für Karbonade oder Kotelett ist sowohl für die Vorarlberger Gegend als auch die schwäbische um Sindelfingen herum belegt. Er kann Rippenstück oder Rückenstück bedeuten. In unseren Rezepten wird der Fischteig in die Form eines „Karminetleins“ gebracht und statt des „bains“ wird ein Würzelchen hineingesteckt. In einem anderen Rezept, „Eingelegte kalbs brust mit farsch und wurzlen oder Carminatel“,¹⁹ wird eindeutig festgestellt, daß man Brust oder Rückenstücke dafür nehmen kann. Im Kochbuch der Hagios wird noch von Kalbskarminaten gesprochen und selbst in den Rechnungsbüchern des Hl.-Geist-Spitals wird über „Brosamen an die Karminadl“ abgerechnet.²⁰ Da dieser Ausdruck nur im süddeutschen Gebiet üblich war, wird die Herkunft des Kochbuchs näher eingegrenzt. Zudem fällt bei den Fischarten auf, daß es sich nur um Süßwasserfische handelt, abgesehen von den eingesalzenen und getrockneten wie Heringe und Laperdon.

Schlegel, Koteletts und Würstchen aus Fisch, z. T. in Därme gefüllt, von denen M. A. Barxlin sagt: „Sie können wie feritable Brathwürst werden, so daß schon mancher selbe an Fasttügen zu eßen sich geweigert“ (Bl. 28r) — besser könnte man die Einhaltung der Fastengebote und den Verzicht auf Fleisch nicht demonstrieren!

Es erstaunt daher sehr, daß in vielen Rezepten Fisch oder Krebs zusammen mit Fleisch oder Bries verwendet werden, sei es in Pasteten, Ragouts, Mehlspeisen oder in Serviettenklößen, einer Zubereitungsart, die sich erst Ende des 17. J.²¹ durch französischen und auch englischen Einfluß hier eingebürgert hat (s. bei Mehlspeisen). Manchmal wird aber ausdrücklich vermerkt, daß man statt des Fleischragouts auch ein „fasten ragu“ von Krebs dazu servieren kann (Bl. 70r). Zur Soße wird dann

auch keine Fleischbrühe genommen, sondern der Sud von gekochten (getrockneten) Erbsen.

Die Vielfalt der Zubereitungsarten gerade bei *Krebs* ist kaum mehr zu überbieten: Krebschwänze in Backteig, Krebspastetchen, Krebsnudeln, Krebsknödel für die Suppe, mit Zucker bestreuter Krebsauflauf (!), Krebschädel (eine Art Eierstich mit Krebs und Kalbsbries), Krebssemmeln, Krebschnitten und Krebswürstchen und schließlich Krebsstrudel (Bl. 61v), eine neue Teigzubereitung, die anscheinend 1715²² zum ersten Mal erwähnt wurde. Der Strudelteig wird mit Eiklar und lauer Milch angemacht und muß dann eine halbe Stunde ruhen. Das gefüllte Gebäck wird zu einer „schlangen“ geformt. Wenn dieser Strudel tatsächlich erst Anfang des 18. J. in Kochbüchern erscheint, so dürfte er sehr schnell von unseren Kochbuchautorinnen übernommen worden sein.

Irreführend ist der Titel Krebschmarren, da es sich hierbei um ein Mandelkleingebäck handelt, zu welchem Krebsbutter verwendet wurde.

Die Beliebtheit von Krebs könnte damit zusammenhängen, daß er reichlich zu haben und relativ preiswert war: 1661²³ kostete 1 Pfund etwa 1 Batzen, soviel wie 1 Pfund Rindfleisch, während für 1 Pfund Forellen das Doppelte bezahlt werden mußte. Diese Preisrelation galt auch noch 1720, die Forellen kosteten inzwischen zwar 3 bz 3 d, die Krebse aber immer noch etwa die Hälfte. Der Krebsreichtum muß jedoch im Lauf des nächsten Jahrhunderts zurückgegangen sein, denn wenn 1715 noch 32 mal Krebs zubereitet wird, so ist es im Kochbuch der Henriette Davidis, Ausgabe von 1898, nur noch achtmal, und das bei dreimal soviel Rezepten.

Fisch war aber nicht nur Ersatz für Fleisch, er hatte bei festlichen Mahlzeiten seinen Platz vor dem Braten bei einem elf oder zwölf Gerichte umfassenden Menu.²⁴ Dies zeigen auch die oft sehr aufwendigen Rezepte wie beim gefüllten Hecht, wo das Fischfleisch ohne Verletzung der Haut ausgelöst werden soll. Fischrouladen, „Rölat“, Fischknöpflein und eine Art Hechtspätzle, „Striezeln“, die vom Brett geschabt werden (gab es dann auch schon Spätzle?), zeigen die vielfältigen Zubereitungsarten. Die Variationsbreite geht von gekocht, gedämpft, gefüllt, gesulzt, mariniert, auf dem Rost und am Spieß gebraten, mit heller und dunkler Mehlschwitze bis zum mit Ei und Semmelbröseln panierten Stockfisch. Das panierte Schnitzel sollte allerdings noch mehr als ein Jahrhundert auf sich warten lassen.

Frösche und Schnecken werden im Kochbuch stiefmütterlich behandelt; es wird nur je ein Rezept Froschsuppe und Schneckensuppe genannt und einmal Schnecken im Häusle mit Zwiebelbutter. In der hiesigen Gegend gab es jedoch viele Schnecken in den Rebbergen, und im Heilig-Geist-Spital²⁵ wurden sie nicht nur verkauft, sondern in Mengen gegessen: 3700 Stück in neun Monaten!

3. Fleisch

Dieses Kapitel umfaßt die unter Voressen, Fleisch, Schweinskopf, Geflügel, Wild und Vögel aufgezeichneten Fleischgerichte des Inhaltsverzeichnisses.

15 % der Speisen dieses Kochbuchs — wieder ohne Pasteten usw. — bestehen aus Fleisch, Wild und Geflügel; 60 % davon betreffen die verschiedenen Fleischarten, etwa 26 % das Geflügel und ca. 13 % das Wildbret; insgesamt sind es 80 Fleischgerichte.

Im Augsburger Kochbuch von 1553 werden 21,5 % Fleischspeisen aufgeführt, im altertümlicheren der Freiburger Kochbücher von 1839 sind es 22 %, im dem von 1836 22,3 %. In einem Ravensburger Kochbuch von 1854 befassen sich 16 % der Rezepte mit Fleisch, in einem Lindauer von 1886 sind es 18 %.

Selbstverständlich kann ein so kleiner Ausschnitt aus der Kochbuchliteratur keine signifikante Aussage ermöglichen, aber eine Tendenz läßt sich für Barxlins Kochbuch vielleicht herauslesen: ein relativ geringer Anteil an Fleischspeisen, der am ehesten mit dem der beiden Kochbücher aus ländlich süddeutschem Raum zu vergleichen wäre, mitbedingt durch die strikte Einhaltung der Fast- und Abstinenztage, wie wir bei ‚Fisch‘ gesehen haben. Einen noch geringeren Anteil an Fleischspeisen — 8 % — weist nur noch das Kochbuch einer ehemaligen Freiburger Ordensschwester von 1653 auf, die allerdings auch nur 36 Rezepte hinterlassen hat. Sie hat ihr Büchlein in einer Gegend geschrieben, die sicherlich ihre Speiseauswahl stark beeinflußt hat: in Graz, Steiermark.

Was die geringere Anzahl der Fleischspeisen anbetrifft, verweise ich auf die von Abel festgestellten Wandlungen des Fleischverbrauchs²⁶ durch Verknappung des Viehs, die besonders im Süden zu spüren war, wie auch auf ein Speisesystem mit überwiegendem Anteil an Mehlspeisen, wie es für Süddeutschland belegt wird.²⁷

Fleischsorten

Kalbfleisch	28	Kalbsbries	21
K.kopf, -ohren, -zunge .	12	Kalbsfüße	12
Innereien ohne Bries ...	20	Geflügel, Wildgefl.	21
Fleisch ohne Angabe ...	8	Hammel-, Schaffleisch ..	3
Rindfleisch	5	Rindszunge	4
Schinken	17	Speck	17
Schweinskopf, -füße ...	3	Schweinefleisch	2
Wild	9	Hase	3
Rindfleisch	5	Rindszunge	4

Nehmen wir nun aber die Statistik zu Hilfe und beziehen auch das in Pasteten, Schüsselspeisen und Mehlspeisen verarbeitete Fleisch hinzu, so ergeben sich andere Zahlen, und es zeigt sich, daß 185 mal Fleisch verarbeitet wurde, auch wenn man dabei die oft geringen Mengen berücksichtigen muß. So wurde z. B. der Speck in den Rezepten überwiegend zum Spicken der Fleischstücke verwendet, also in geringen Mengen; die Kalbsfüße wurden meistens für die Herstellung von Gallert gebraucht. Da gerade bei Fleisch (und Fisch) die Menge kaum angegeben wird — es sei denn

ein Huhn, „ein“ Kalbfleisch, einen Schweinskopf —, läßt sich über den tatsächlichen Verbrauch wenig aussagen, zumal wir über die Anzahl der zu verpflegenden Personen auch nichts erfahren.

An obiger Liste fällt einiges auf: die geringe Anzahl der Gerichte von Rindfleisch und Schweinefleisch, der hohe Verbrauch an Kalbfleisch und Kalbsbries.

Rindfleisch

Der niedrige Konsum an Rindfleisch erstaunt deshalb, da im süddeutschen Raum Suppe und gekochtes Rindfleisch zur Standardmahlzeit in bürgerlichen Häusern gehörten. Selbst in unserem Inhaltsverzeichnis befindet sich eine eigene Rubrik „Etwas zum Rindfleisch“ mit Rezepten für Mandelmeerrettich, Senf, „guggumeren“ (Gurken), Ölsoße und Schafsblutwürste (!), jedoch kein einziges Rezept für Suppenfleisch oder Fleischbrühe. Da den Alltagspeisen in den Kochbüchern jedoch kein besonderes Interesse zugewendet wurde,²⁸ fehlen oft Anleitungen für die am häufigsten gegessenen einfachen Speisen.

Aus anderen Quellen läßt sich jedoch diese Speise belegen, so aus einer Freiburger Wirtsordnung von 1681.²⁹ Darin setzte der Rat den Preis für das einfache Essen von Suppe und Fleisch (gekochtes Rindfleisch) mit 1 bz 5 d fest. Gemüse (Hülsenfrüchte u.ä.) und Braten wurden getrennt berechnet mit insgesamt 2 bz 3 d. Im Heilig-Geist-Spital — man könnte es als eine Art Altersheim bezeichnen — gab es 1775 für die 1. und 2. Klasse ziemlich regelmäßig nach der Fleischbrühe gek. Rindfleisch mit einer Beilage wie oben. Die 3. und 4. Klasse mußte sich dagegen meist mit Suppen von Hülsenfrüchten oder Getreide begnügen.³⁰ Im Freiburger Kochbuch von 1839 wird im Speiseplan durchweg nach der Suppe Rindfleisch als zweite von vier Speisen serviert. Wir müssen also annehmen, daß die Zubereitung einfacher Speisen als bekannt vorausgesetzt wurde. Hinzu kommt, daß Rindfleisch nicht allzu geschätzt war (wie auch das Schweinefleisch).³¹

Im Kochbuch finden wir ein Rezept für Rindsbraten, „Riflamod“ genannt, eines für gedämpfte Rindfleischscheiben mit Gemüsen und eines, bei dem die in Würfel geschnittene „schwanzfeder“ — ein auch heute beliebtes Stück — in einer Art Sauerbratenmarinade über Nacht in glühender Asche gegart wird. Die Kachel wird zu diesem Zweck mit Teig luftdicht verschlossen, die Brühe später mit braunem Mehl ange-dickt. Diese Garmethode erinnert an den elsässischen Beckeofen und die von den Juden benutzte Kochkiste.

Es wurden also schon kleinere Fleischstücke zubereitet (s.a. bei Kalbfleisch) und vor allem in der für den süddeutschen Raum so bezeichnenden Art des Saueressens.³² Die Statistik gibt 21 x Essig und 54 x Wein an, die zum Kochen verwendet worden sind, und zwar nicht nur bei Fleisch- und Wildgerichten, sondern auch bei Mehlspeisen und Kompott.

Schweinefleisch

Das Schweinefleisch wird in unserem Kochbuch stiefmütterlich behandelt, obwohl es z. B. in Freiburg üblich war, daß die Bürger Schweine in den Eichelwäldern hielten.³³ Noch 1839 gibt die Hagios nur ein Rezept für Schweinebraten und eines für Spanferkel an. Dieses „Spinfärlein“ gehörte schon 1624³⁴ zur Festmahlzeit, während

kein einziges Mal eine weitere Speise mit Schweinefleisch erwähnt wird. Nur in Form von Würsten und als Gallert wurde es sonst noch serviert. Geschätzt waren dagegen die „digen“ (geräucherten) Schinken — sogar in Hamburg würdigte man den Mainzer Schinken!³⁵ — und der Speck, der für das oft zähe und trockene Fleisch zum Spicken dringend nötig war. Schinken und Speck wurden meist in den jeweiligen Haushalten selbst gesalzen und geräuchert und wurden auch in unserem Kochbuch für Schinkenknöpflein, Schinkenpasteten, Schinkensuppe, Würstchen und zum Füllen von Omeletts verwendet.

Bei den damaligen Schweinen muß von einem höheren Lebendgewicht³⁶ ausgegangen werden — sie wurden oft auch gemästet —, wenn etwa 100 — 140 Pf. Speck und zwischen 12 und 19 Pf. Schmalz anfielen. Wir dürfen nicht vergessen, daß Fett begehrt war — bis zur Erfindung der Margarine sollten noch eineinhalb Jahrhunderte vergehen — und daß z. B. für ein Pfund Speck 2 Batzen und für ein Pfund Schweineschmalz 2 bz 2 d bezahlt werden mußten, während ein Pfund Schweinefleisch ohne Speck und Schwarte nur 10 d kostete, also nicht einmal die Hälfte.³⁷

Das Schwein ließ aufgrund des höheren Fett- und Speckanteils weniger Fleischanteil übrig, so daß neben den vier Schinken, dem Kopf und den Füßen nur noch ca 60 Pf. Brühwerk und 50 Würste³⁸ abfielen. Letztere waren auch bei M. A. Barxlin beliebt, denn sie gibt mehrere Sorten an wie Krös-, Bries-, Brat- und Blutwürste, lediglich die Leberwürste fehlen in ihrer Rezeptsammlung. Wir dürfen uns allerdings nicht Wurstwaren darunter vorstellen, wie wir sie heute kennen; es gab noch keine Maschinen zum Zerkleinern des Fleisches wie z. B. den Fleischwolf, und die Barxlin empfiehlt deshalb: „hacke solches so fein das immer möglich ist“ (Bl. 118 r).

Daneben wurden die verschiedensten Arten von Gallert, Sülzen sowie Schweinskopf serviert. Dieser kam vor allem bei festlichen Anlässen mit einer Zitrone im „Rüßel“ und mit Blumen verziert auf die Tafel (Bl. 7v) für Gäste, denen man eine besondere Ehre erweisen wollte.³⁹ Eine „Iang im Keller“ aufzubewahrende Speise wurde aus dem Schweinskopf gemacht, wenn er gekocht und ausgebeint mit Zungen und Kalbsohren gefüllt in einem Tuch gepreßt wurde. Dieser „Sau Keß“ wurde in Scheiben geschnitten mit Essig und Öl serviert, eines der wenigen Rezepte, das eine Speise kalt als Art Salat mit Essigmarinade angibt (vom marinierten Fisch war bereits die Rede).

Kalbfleisch

Kalbfleisch war das bei weitem bevorzugte Fleisch; keine Festmahlzeit ohne Kalbsbraten, Nierenbraten oder Kalbsbrust.⁴⁰ Es stellt sich nur die Frage, ob dieses Fleisch mit unserem heutigen Kalbfleisch zu vergleichen wäre. Von einer Schlachtung im Spital erfahren wir die Schlachtausbeute: 42 Pf. Fleisch, 4 Pf. Gehänge, Kopf und Füße — demnach ein kleines Kalb. Die heutigen Tiere haben (statt etwa 100 kg) ein Lebendgewicht von 200 kg und sind ein Vierteljahr alt. Das Kochbuch des Meister Eberhards gibt drei Altersstufen an: das saugende Kalb, das unter einem Jahr alte und das jährige. Nur das erstere habe blaßfarbened Fleisch, wie wir es gewohnt sind. Aufgrund einiger Rezepte im Barxlinschen Kochbuch müßte man eher von ganz jungen und kleinen Kälbern ausgehen, wie der „gefüllte Schlegel“ zeigt: Ein Kalbsschlegel wird entbeint, das Fleisch gehackt, mit Gewürzen und Eiern vermischt auf einem

Kalbsnetz wieder zu einem Schlegel geformt. Mit einem zweiten Netz bedeckt und mit Faden umwunden wird er in einer Kasserolle gebraten. Ein Schlegel unserer heutigen Ausmaße würde keinesfalls mehr in einen Bratopf passen!

Die Fleischqualität dürfte nicht der unsrigen entsprochen haben, da das Fleisch oft weichgeklopft oder -geschlagen wurde. Aus diesem Grund werden Fleisch, Wild und Geflügel in vielen Rezepten zuerst gekocht und dann gebraten. Besonders auffallend ist dies bei den Farcen und Füllungen für die Pasteten und Fleischknöpfe, für welche gekochtes oder gebratenes Fleisch feingehackt und -gestoßen wird. Eine Ausnahme bilden die Spießlein, für die gehacktes Kalbfleisch ausdrücklich „ohn gekocht“, mit Brot und Gewürzen zu „brocken“ geformt, in ein Stück Netz eingepackt und an Spieße gesteckt auf dem Rost gebraten werden.

Das Frischhalten der Lebensmittel warf eben Probleme auf — rohes gehacktes Fleisch verdirbt sehr schnell —, die die Barxlin z. B. beim Wellerfisch so löste: Man solle einem Fisch einen mit Branntwein getränkten Brotbrocken ins Maul stecken, dann könne man ihn ein paar Tage aufbewahren. Fleisch wurde wohl eher durch Salz konserviert, „wie es in Teutschland . . . gebräuchlich ist“.⁴¹

Als Neuerung aus dem Französischen⁴² wurde das „Fricanto“, auch „geschlagenes Fleisch“ genannt, übernommen. Schöne Kalbfleischscheiben aus dem Schlegel, manchmal gespickt, wurden mit Zwiebeln, Mehl, Gewürzen und Zitronenschale gedämpft, mit Fleischbrühe abgelöscht. Sie erinnern an die in Italien heute noch üblichen Scaloppine al limone. Im Freiburger Kochbuch von 1839 sind sie auch noch zu finden, ebenso wie die „Kalbskarminaten“; im moderneren von 1836 werden letztere bereits Kalbskotelett genannt. In unserem Kochbuch wird nur der ganze Rücken zubereitet, noch nicht die einzelnen Koteletts, die sich nach 1700 immer mehr in den besseren Häusern einbürgerten.⁴³ Aus Kalbfleischscheiben wird auch das „Griblet“ (Bl. 112v) hergestellt, eine Art Kalbsrouladen mit Kalbfleischfarce.

Häufiger sind die Zubereitungsarten mit gekochtem und gehacktem Kalbfleisch, wie sie auch noch 1839 vorkommen; vermutlich Resteverwertung der weniger schönen Stücke. Daraus wurden entweder Fleisch- und Farceknopf genannte Serviettenknödel gemacht, die in Brühe oder in Buttersoße serviert wurden, oder auch Fülle für Pasteten und Mehlspeisen. Für die Zubereitung des Fleischteigs (wie heute für Fleischküchle oder Hamburger) werden die Semmeln in Milch eingeweicht und ausgedrückt, die Eier jedoch im Gegensatz zu heute oft auf dem Feuer gestockt, nicht roh, dazugegeben, so daß kaum Bindung entstehen konnte. Serviert wurden diese Serviettenknödel gern mit einem „Ragu“ von Kalbsbries und Kalbsohren. Mit dem neuen Begriff Ragout wurde das ältere Wort Schüsselspeise abgelöst, das M. A. Barxlin noch zu Beginn ihres Kochbuchs (Bl. 20r) verwendete.

Relativ neu scheint auch das Wort ‚Haschee‘ für fein gewiegtes oder gehacktes Fleisch zu sein, denn es soll erst seit 1701 aus dem Französischen übernommen worden sein.⁴⁴ Es wird von der Barxlin bereits zu Beginn ihres Kochbuchs, also 1715, verwendet.

Wie schon beim Schwein waren auch beim Kalb die gefragten Stücke der Kalbskopf mit Ohren, Zunge und Hirn, die Kalbsfüße und dazu noch die Innereien, allen voran das *Kalbsbries*, auch ‚Brisellen‘ genannt.

Zu sechs Pastetenfüllen wird es verwendet, bei zwei Ragouts, dreimal zusammen

mit Krebs und Hecht, in Mehlspeisen, auf Brotschnitten, als Zutat in einer Krebswurst und schließlich mit Hühnerfleisch. Nur beim 'Bries auf italienische Art' wird es ganz serviert (wieder gespickt) in einer Buttersoße, umlegt mit gekochten Sellerie-scheiben und in Schmalz gebackenen Brotschnitten. Dieses Rezept wurde von Hand 4 niedergeschrieben; bei der Barxlin heißt das gleiche Gericht noch 'Brieslein mit Sellerie'.

Wenn wir die „Taxe de la viande“⁴⁵ des inzwischen französischen Freiburg von 1683 betrachten, können wir den Wert und Beliebtheitsgrad der einzelnen Fleischstücke feststellen:

1 Pfund bestes Ochsenfleisch	1 bz
1 Pfund Kalbfleisch/Schweinefleisch	1 bz 2 Rappen
1 Kalbsmilch (Bries)	2 bz 4 Rappen
1 ganzer Kalbskopf	2 bz 4 Rappen
1 Kalbsgekröse	2 bz 4 Rappen
1 Pfund Bratwurst	1 bz 6 Rappen

An *Innereien* wird Kalbsgekröse zugerichtet, gedämpfte Leber, Nierenschnitten und gefülltes Kalbsherz. Die Kalbsfüße werden überwiegend für Sulzen verwendet; die mit Fleisch oder Eiern und Semmelbröseln gefüllten Ohren wurden gekocht, dann entweder auf dem Rost gebraten oder mit Krebsbuttersoße serviert. Die Barxlin notiert ausdrücklich, daß Schweinsohren genauso zubereitet werden können; es muß demnach mehr Schweinefleisch gegessen worden sein, als angegeben wird. Der Kalbskopf wurde zuerst gekocht und konnte in Stücken gebacken oder ganz, ausgebeint und gefüllt, gereicht werden.

Die übrigen Fleischarten, wie *Hammel-, Schaf- und Ziegenfleisch*, spielen keine große Rolle in dem Kochbuch, obwohl es früher auch gerade in Freiburg sehr häufig gegessen wurde. Es kostete nur geringfügig weniger als das übrige Fleisch. Der „Gitz rucken“ wurde von der Barxlin höchst aufwendig zubereitet: Wenn er weichgekocht war, wurde in die Mitte des Kotelettstücks ein Schnitt gemacht und gekochtes Kalbsbries hineingesteckt. Darüber wurde Rührei von sechs Eiern gestrichen und schließlich das Gericht mit einer guten Soße serviert.

Die im Inhaltsverzeichnis unter *Voressen* aufgeführten Gerichte umfassen neben drei Rezepten für Morcheln und einem für ein Wurzelgemüse nur noch Fleischgerichte. Es handelt sich dabei jedoch nicht nur um Gerichte von Innereien, Kalbskopf und Ohren, oder um säuerlich zubereitete Fleischspeisen, wie man sie für ein Vorge-richt erwarten dürfte. Auch einen ganzen Schafsschlegel mit Oliven und eine Hecht-timbale sowie einen Serviettenkloß finden wir dort. Aus weiteren Quellen läßt sich ersehen, daß es sich beim Voressen in der Regel um ein Zwischengericht handelte, das nach Suppe, Gemüse und Pasteten serviert wurde.⁴⁶ In einem Notizenbuch vom Kloster in Günterstal⁴⁷ wird als Voressen ein Gericht von Schweinskopf oder auch von Wildbret bezeichnet, das in einer Brühe von halb Wein, halb Wasser zusammen mit Gewürzen gekocht wurde. Ein noch heute in der Schweiz so genanntes Fleischgericht, das Kalbsvoressen, gehört durch seinen Namen und die Zubereitung mit Wein ebenfalls in diese Kategorie. Vom Freiburger Rat wurde der Preis für das Pfund „Kalbsvoressen“⁴⁸ mit 1 bz 6 d notiert, also teurer als das Kalbfleisch selbst. Bei einem Festmahl der Gesellschaft zum Gauch⁴⁹ werden als Voressen

Eierkutteln serviert, ein Gericht, das auch in unserem Kochbuch unter Voessen erscheint als Kalbsgekröse mit Eiern.

Demnach dürfte es sich beim Voessen überwiegend um eine Fleischspeise bzw. um Innereien gehandelt haben, die gerne mit säuerlicher Soße in einer Schüssel serviert wurden.

Wild

Das Angebot an Wild war damals sehr reichlich, und Hirsche und Wölfe richteten so viel Schaden an, daß für deren Abschluß eine Prämie von der Stadt ausgesetzt wurde.⁵⁰ Neben Hirsch, Reh und Hase wurde auch Schwarzwild verzehrt, das mit vielen Gewürzen in Wasser und Essig weichgekocht wurde. Mit Mehl und Schwarzbrot wurde eine dunkle Soße darangemacht, die auch mit dem Saft von Sauerkirschen versetzt sein konnte.

Auch beim am Spieß gebratenen Rehschlegel finden wir wieder die für die süddeutsche Gegend so typische säuerliche Mehlschwitze. Es wird genau angegeben, wie der Schlegel enthäutet und gespickt werden muß und wie lange er in der Wein/Gewürze-Beize liegen soll. Drei Wildrezepte befassen sich mit dem offensichtlich sehr beliebten ‚Ziemer mit Zimtrinde‘, einem mit Essig und Gewürzen gekochten Wildrücken, der mit einer Mischung von Semmelbröseln, Zimt, Zucker und Eiern bestrichen und krustig im Ofen überbacken wurde. Typisch für die Zeit werden mehrere Garmachungsarten angewandt: kochen, überbacken, wieder in der Soße aufkochen. Das gleiche Rezept ist übrigens über 100 Jahre später noch bei der Hagios zu finden.

Der Sud entspricht mit seinen Gewürzen völlig dem heute noch üblichen für Sauerbraten und Wild: Wasser, Wein oder Essig, Lorbeerblätter, Nelken, z. T. Wacholder, Pfeffer, Zwiebeln und Schalotten, Knoblauch. Lediglich der ab und zu verwendete Ingwer fällt etwas aus dem Rahmen. Zum Andicken der Brühen werden zu Beginn des Kochbuchs meist Semmelbrösel verwendet, eine Methode, die sich bis ins 19. J. halten sollte.⁵¹ Dann werden diese immer häufiger durch Mehlschwitzen ersetzt oder manchmal auch durch Mehlbutter (*beurre manié*), wozu Mehl und Butter miteinander verknetet an die Brühe gegeben werden.

Spaß und Vergnügen am Verändern und Vortäuschen kommt in dem Rezept „Einen Haasen zu einem Vogel zu machen“ zum Vorschein. Hierzu wird der Hase so zusammengebunden, daß der Leib hoch wird, die Hinterläufe werden nach hinten verschränkt. Gespickt und gebraten erhält er schließlich Federn und den Kopf von einem Kapaun oder anderem Geflügel.

Man konnte ihn allerdings auch am Spieß braten oder gekocht und zerteilt mit Sauerkraut und viel Rahm im Ofen aufziehen.

Geflügel, Wildgeflügel und Vögel

Die damalige Vielfalt an Geflügel und Vögeln stellt unser heutiges Angebot völlig in den Schatten. Ganz abgesehen davon, daß wir heute keine Lerchen und Krammetsvögel (Drosseln) mehr verspeisen, die „kleinen Vogel“ damals aber zu einer gut bestellten Tafel gehörten!⁵² Auch die ehemalige Freiburger Ordensschwester hatte keine Bedenken, ihre in Äpfeln gebackenen Vögelchen zu servieren; bei der Hagios sind gebratene Lerchen zu finden, und für die Italiener zählen sie noch heute zu den Leckerbissen.

Tauben waren ebenfalls beliebt, und wir finden vier Rezepte für die Zubereitung vor: am Spieß gebraten, gefüllt, in einer Soße, wobei das Blut nach dem Stich in den Hals in einer Schüssel mit Wein aufgefangen wurde, um das Gerinnen zu verhindern, und schließlich noch „grüllierte Tauben“. Dieses Rezept von Hand 4, welche auch das Inhaltsverzeichnis geschrieben hat, ist deshalb interessant, weil zum ersten und einzigen Mal vom Grillen gesprochen wird. Dies sollte auf dem Rost über dem Feuer gemacht werden, nachdem die Tauben in Butter gebraten und mit Semmelbröseln paniert worden waren. Wiederum typisch, daß sie schließlich noch in der Soße gekocht wurden — drei Garmethoden für eine einzige Speise.

An Wildgeflügel wurden Auerhahnen, Fasanen (auch welsche Hahnen genannt), Feld-, Hasel- und Schneehühner verzehrt, ebenso wilde Enten und Schnepfen. Mit dem globalen Begriff „Federwild“ könnten Reb- und Haselhühner, Wachteln und Birkhühner gemeint sein, die damals auch auf die Tafel kamen. Dieses Wildgeflügel wurde so gerupft, daß der Kopf völlig intakt blieb; er wurde dann in Papier eingepackt, und man achtete darauf, ihn beim Braten am Spieß nicht dem Feuer auszusetzen, denn er sollte den gebratenen Vogel schmücken. Außer Geflügel und zweimal Wild wurde eigenartigerweise kein einziges Fleischstück am Spieß gebraten — wohl mit eine Folge der anderen Zerlege- und Ausbeintechnik.

Zeitaufwendig ist das Rezept für die „Gebrathene Schnepf an die schnitten“, das ich angeben möchte, da eine Eisspeise (s. u. Süßspeisen) genau nach dem Aussehen dieses Gerichts hergestellt wurde: Der Vogel (mit Kopf) wird gespickt und gewürzt „überzwerch“ an den Spieß gesteckt und gebraten. Die Innereien läßt man mit Zwiebeln und Semmelbröseln in Butter dämpfen, gießt wenig Fleischbrühe daran und streicht die Masse auf gebähte Brotschnitten. Diese werden mit Butter beträufelt auf dem Rost gebraten und um den Vogel herum auf die Platte gelegt. Wir werden sehen, wie kompliziert die Herstellung dieses Gerichts als Eisspeise sein wird.

Kapaune, verschnittene Masthähne, nahmen die Stelle unserer Poularden, verschnittener Masthühner, ein; sie wurden gerne mit gehackten Sardellen oder einem grünen Hering gefüllt, der ihnen einen „trefflichen Geschmack“ verleihen sollte.

Nur ein Rezept befaßt sich mit der Gans und zwar mit dem Gansziemer, dem Rücken, der gespickt am Spieß gebraten und wiederum mit einer säuerlichen Soße serviert wird. Selbstverständlich wurde dann auch das Gänseklein gegessen, bei der Welserin „fürheß“ genannt, auch wenn dies nicht erwähnt wird.

Die meisten Rezepte, zehn an der Zahl, befassen sich mit der Zubereitung von Hühnern: Auflauf aus feingehacktem Hühnerfleisch mit Eiern, Hühnlein in grüner Soße, einer Mehlschwitze mit gehacktem grünem Kraut, junge Hühner, die durch Beizen mit Fohrenschoßlingen und Gewürzen zu Rebhühnern avancierten. Zwei Gerichte fallen besonders aus dem Rahmen, einmal die fette Henne oder Kapaun in der Saublatte (Schweinsblase), eine Methode, die schon sehr alt sein muß und 1553 von der Welserin angewandt wurde, die den Kapaun allerdings in einer Ochsenblase kochte. Selbst Austern wurden in der ‚Hamburger Kunst- und Schatz-Kammer‘ in einer Rindsblase gekocht. Zum anderen das Hennenmus in der sturzenen Büchse, d. h. aus Blech hergestellten Form mit Deckel. Es dürfte sich dabei um den von England eindringenden ‚Pudding‘ handeln, nicht zu verwechseln mit unserem fälschlicherweise Pudding genannten Flammeri. Der englische Name scheint sich im süddeutschen Raum nur

zögernd eingebürgert zu haben, denn noch 1839 sagt die Hagios ‚Knopf‘ dazu.

Gerade am Pudding und dem ihm verwandten Serviettenkloß läßt sich das Eindringen einer neuen Garmethode und eines neuen Gerichts nachvollziehen. Bei den Knödeln wird darauf näher eingegangen werden. Während einige Rezepte für in einer Serviette gekochte Speisen im Barxlin'schen Kochbuch notiert wurden, ist dies das einzige in einer verschlossenen Blechform gekochte Gericht. Es steht ziemlich am Ende des Kochbuchs (Bl. 101v/102r) und wurde — noch zu Barxlins Lebzeiten — von Hand 5 aufgeschrieben. Das gehackte Hühnerfleisch mit Brot und Eiern bildete im Rezept die Brätmasse, Morcheln und Kalbsbries die innere Füllung. Die Speise wurde schließlich gestürzt mit einer weißen Soße serviert.

4. Mehlspeisen

Die Systematisierung bei den 70 Mehlspeisen unterliegt sehr stark subjektiver Beurteilung, so daß keine Vergleiche mit anderen Kochbüchern gemacht werden konnten. Bereits zu Beginn dieser Arbeit wurde auf die Problematik bei der Einteilung der Gerichte hingewiesen, die vor allem bei den Mehlspeisen, Backwaren, Pasteten, Kompotten und Süßspeisen auftreten. Unter ‚Süßspeisen‘ habe ich nur kalt servierte Cremes, Sulzen und Eisspeisen eingeordnet, während alle Rezepte, die überwiegend Obst enthielten, unter ‚Kompott‘ aufgeführt wurden.

Unter ‚Gebäck‘ sind Kuchen, Kleingebäck, Waffeln und Fettgebackenes aufgenommen worden; unter ‚Pasteten‘ Teighüllen mit verschiedenen Füllungen.

Unter den nun folgenden ‚Mehlspeisen‘ sind Mus, Knödel und die verschiedenen anderen Mehlspeisen zusammengefaßt worden, die überwiegend aus Kohlehydraten bestehen.

Knödel

Wie wir durch Wiegelmann⁵³ wissen, waren neben den Nudeln auch die Knödel bereits im 16. Jahrhundert hier bekannt und zwar als Mehl/Brotknödel — beide Mehlspeisen werden 1553 von der Welserin noch nicht genannt —, und zu dieser bereits eingebürgerten Speise kommt nun Ende des 17. J.⁵⁴ der ‚Pudding‘ aus England aufs Festland, eine in einer Serviette oder Form im Wasser gekochte Speise, wie der berühmte Plumpudding oder der aus verschiedenen Fleischsorten bestehende Steak and Kidney-Pudding. In unserem Kochbuch finden wir die englische Version des Fleischpuddings gleich fünfmal: als Farceknopf, Fleisch- und Hühnerknopf, der auch mit Krebs, Fisch oder Kalbfleisch zubereitet werden kann, und als Gehacktes von Fleisch, das in einer „serfiet“ in Fleischsuppe gekocht wurde. Das „Eingebundene von Krebs“ entpuppt sich ebenfalls als Serviettenkloß, der mit Krebs und Kalbfleisch, oder als Fastengericht ohne Fleisch, zubereitet wurde.

Die süddeutsche Version des Serviettenkloßes, die in Angleichung an hiesige Speisegewohnheiten entstanden ist,⁵⁵ besteht hauptsächlich aus Semmeln bzw. Brot oder Mehl. Zwei unserer Rezepte verwenden Semmeln für den süßen Knopf und für das gezuckerte Eingebundene, während der „Kälber Igel“ mit Mehl zubereitet wird. Er kann salzig oder süß mit Hagebuttensoße gereicht werden.

Aufschlußreich dürften die verschiedenen Bezeichnungen für den norddeutschen Begriff Serviettenkloß sein: Hühnerknopf (Bl. 14v), Gehacktes von Fleisch (Bl. 42v)

und Kälberigel (Bl. 44r), dann nur noch Knopf sind die von der Barxlin verwendeten Ausdrücke. Daß es sich beim Hühnerknopf um eine neue, noch ungewöhnliche Speise handelte, zeigt die Bemerkung „du kanst es vor ein Speis geben“, ein Nachsatz, der nur hier vorkommt und der dieses Gericht offensichtlich als vollwertig ins Mahlzeitensystem einordnen soll.

Hd. 4 bezeichnet dieses Gericht ebenfalls als „Knopf“, während Hd. 3 beim „Eingebundenen“ bleibt. Vom „Knopf“ spricht 1839 noch die Hagios, und der Freiburger Arzt Dr. Wiel schreibt 1878 explizit, daß der Pudding in Süddeutschland Knopf genannt werde.⁵⁶ Die Einordnung dieses Kochbuchs in den süddeutschen Raum wird dadurch weiter untermauert.

Einfache „knödel“ oder „knöpflein“ aus Brot oder Mehl, wie wir sie heute als Beilage essen, werden keine erwähnt. Bei der warmen Mahlzeit wurde zum Fleisch, Fisch oder Gemüse Brot gegessen;⁵⁷ die Mehlspeisen wurden so zubereitet, daß sie ein vollständiges Gericht ergaben, wie wir beim Hühnerknopf gesehen haben.

Das einzige Rezept für Knödel, „eingerührte Knödel“, die mit Mehl gemacht werden, erweist sich als etwas völlig anderes, nämlich als in Milch aufgezogene Brandteigküchlein, ähnlich Dampfnudeln. Für die übrigen acht Knödel/Knöpfleinrezepte werden eingeweichtes Weißbrot oder Semmelbrösel verwendet. Sie enthalten alle neben den üblichen Eiern noch weitere Zutaten wie gehackten Schinken, Fisch, Krebs, Rindermark und Spinat. Sie werden immer als vollwertiges Gericht serviert, entweder in Fleisch- oder Erbsbrühe oder als große Schinkenknödel mit Semmelbröseln und Butter geschmälzt, ein Gericht, das auch heute noch in Altbayern gegessen wird.⁵⁸ Die Spinatnocken wurden gekocht und mit Parmesankäse und Butter „vor ein (als) gemieß“ gereicht. Hier ist vermutlich ‚Gemüse‘ in der alten Bedeutung als Mus Essen, Mahlzeit verwendet worden. Die Spinatnocken sind im übrigen das einzige Gericht, für welches Käse verwendet wurde.

Mus

Das Mus als ‚gekochte, besonders breiartige Speise‘ dürfte wohl eines der ältesten Gerichte sein. Wir finden es schon in Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts.⁵⁹ Wenn es sich allerdings um ein so ausgefallenes Mus handelt wie das vom in Essig gebeizten Barsch, der in Mandelmilch mit Reis und Schmalz zusammen gekocht wird, läßt sich auch gleich noch feststellen, daß die Kochbuchautoren schon im Mittelalter fleißig voneinander abgeschrieben haben. Offensichtlich wurden zu jener Zeit die Speisen gern überwürzt, denn beide empfehlen zum Schluß, das gute Mus nicht zu versalzen. Im 18. Jh. wurde vorsichtiger mit dem Salz umgegangen; wir finden heute eher den Zucker ungewohnt an eigentlich salzigen Gerichten, wie z. B. am Krebsauflauf der Barxlin.

Die „müßer“ unseres Kochbuchs sind nur noch zu einem kleinen Teil ausschließlich gekochte Breie wie das „Kindsmuß“ (Bl. 38v) oder der „pappen“ (Bl. 89r), süddt. Ausdruck für einen Mehl/Milchbrei, den auch kleine Kinder erhielten.⁶⁰ Es werden zwei Rezepte für Mus mit Mehl und Eiern angegeben, eines süß, das andere mit Salz, und eines für Weinmus, angedickt mit Semmelbröseln. Fünfmal besteht das Mus aus süßer gestockter Eiercreme, darunter ein warm oder kalt zu essendes Rahmmus aus Eiweiß, Sahne und Zucker, wie es schon bei der Welserin zu finden ist.⁶¹

Ein neues Nahrungsmittel wird im süßen „Erdapfel Muß“ ausprobiert: die *Kartoffel*, im alemann. und bair.-österr. Raum Erdapfel genannt. In der bürgerlichen Küche gehört sie noch nicht zum Gemüse, wird erst vorsichtig wie Mehl oder Semmeln in den bekannten Gerichten eingesetzt. Die gekochten und fein gestoßenen Kartoffeln werden mit Wein, Zucker und Gewürzen auf dem Feuer gerührt, bis ein nicht zu dickes Mus entstanden ist. Drei Eidotter können ad libitum zugefügt werden. Das Mus wird auf einer Platte angerichtet, mit Zucker bestreut und mit einem glühenden Eisen schön gelb gebrannt, wie es auch bei anderen süßen Speisen gemacht wurde. Bei den süßen Erdapfelpastetchen (siehe nachstehendes Originalrezept) handelt es sich um Kartoffelaufläufe in kleinen Förmchen, die sich ebenfalls gut in die gewohnten Mehlspeisen eingliedern. Selbst in den Freiburger Kochbüchern ist es neben Kartoffelbrei und Kartoffelsalat noch zu finden. Auf das dritte Kartoffelgericht, die Erdapfelsuppe, werden wir noch zurückkommen.

Die Barxlin hat diese Rezepte ziemlich am Schluß ihres Kochbuchs eingetragen, zwischen Blatt 105 und 107 der insgesamt 117 Doppelseiten. Es ist also anzunehmen, daß diese neue Pflanze zu Beginn ihrer Sammlung noch nicht bekannt war oder noch nicht in der Küche verwendet wurde — ein Hinweis dafür, daß das Kochbuch im Verlauf von vielen Jahren entstanden sein muß. Im Elsaß sind zwar bereits 1660 Kartoffeln angebaut worden,⁶² in Mittelbaden hatten sie sich um 1740 eingebürgert,⁶³ aber es sollte noch Jahrzehnte dauern, bis sie auch in süddeutschen Speisezetteln die Mehlspeisen zu einem Teil verdrängen konnten.⁶⁴

N. 108
 Ein Erdapfel Pastetchen
 - Nimm ein Erdapfel ofagelast 6 oder 7, schneid und schäl sie ab,
 auf ein weißes Tuch zu einem Kreis, um den du 4 Eyer
 das weißer, schlag ab zu einem Schaum, rühr ab schneid
 auf einen Gewürz darüber, rühr all die mit ein salbe
 Haut lang, reibe ein Schraum am Zütel ab, Eyer schlag
 zu ein auf ein Tuch, wenn es genug gemacht ist, reibe ein
 ein Tuch mit Salz an, und bestreue sie mit Aniswurz,
 Eyer die clay oben, und laß sie im Ofen.

Abb.: Schriftprobe aus dem Kochbuch der Maria Anna Barxlin (1715 ff.)

Der Eingliederungsprozess der Kartoffel läßt sich anhand von Rechnungsbüchern des Freiburger Heilig-Geist-Spitals feststellen:⁶⁵ Im Januar 1719 wurde rund 1 bz für Erdäpfel ausgegeben, im Februar waren es 2 1/2 bz, im März sogar 6 bz. Wenn man dagegen sieht, daß 1720 in einem Monat umgerechnet 87 bz allein für Kirschen und Birnen bezahlt wurden, kann man den außerordentlich geringen Verbrauch an Kartoffeln erkennen.

Ein völlig anderes Bild ergibt sich 1776: rund 552 Sester Kartoffeln (à ca 14 kg) wurden im Spital verbraucht; fast drei Viertel davon als Schweinefutter, der Rest, etwa 1582 kg, für die Kost der Heimbewohner. Bei 103 Personen für einen Zeitraum von neun Monaten ergibt dies etwa 1,7 kg pro Monat. Sie wurden auf süddeutsche Art mit Buttersoße, heller Mehlschwitze, und mit säuerlicher Mehlschwaibe zubereitet. Lediglich „gesotten“ erhielten sie nur die armen Pfründner; den reicheren servierte man sie „in der milch“.

Sonstige Mehlspeisen

Unter den übrigen Mehlspeisen war das als Brei warm gegessene Mus im 18. J. offensichtlich nicht mehr so beliebt; es räumte seinen Platz den kalten Cremes (s. u. Süßspeisen) und Aufläufen, deren Grundlage ein Mehlmus, eine Eiercreme oder in Milch eingeweichtes Weißbrot waren.

Die verschiedensten Namen werden dabei diesen gebackenen Aufläufen gegeben: Mus, gebackenes oder aufgelaufenes Mus, Auflauf, häufig . . . koch, z. B. Topfenkoch, für den ‚Semmelshmollen‘ eingeweicht wurden; beide Begriffe stammen aus dem bair.-österr. Sprachraum. Unter den 34 Rezepten der in die Steiermark verzogenen Ordensschwester sind allein sieben Rezepte für Semmel-, Apfel-, Zimtkoch u. ä.

Unter den 25 Aufläufen wurden 15 mit Brot oder Semmelbröseln gemacht; davon fünf mit Fleisch vermischt, auch mit Kalbsfuß, Leber und Huhn, drei mit Spargeln und Blumenkohl sowie ein Auflauf mit Mark. Das gebackene Krebsmus mit Bries, Spargeln und Morcheln wurde ebenfalls aus eingeweichtem Brot und Eiern gemacht. Sechs süße Brotaufläufe wurden mit Obst oder Quark angereichert.

Des weiteren finden wir zwei salzige und zwei süße Reisaufläufe sowie die mit Mehlmus oder nur Eiern hergestellten Zitronen-, Apfel-, Hagebutten- oder Quittenaufläufe. Für den letzteren wurden neben Zucker und Quittenmark 14 Eier verwendet. Der Rekord in diesem Kochbuch liegt allerdings bei 18 Eiern für einen Kuchen und zeigt mit diesem hohen Verbrauch eine für den süddeutschen Raum⁶⁶ typische Eigenart.

Einige dieser Aufläufe werden auch heute noch gern gegessen, wie der Reisauflauf und der Kirschplotzer, damals ‚Abgerührter Weichselkoch‘ genannt.

Ungewohnt muten uns dagegen die *Schnitten* an, die sehr beliebt waren und zu den Festspeisen gehörten.⁶⁷ Im Freiburger Spital erhielt auch nur die 1. Klasse der Pfründner „wasserschnitten“.⁶⁸ Bei zwei der zehn Rezepte wurde ein Fleischmus auf die Weißbrotscheiben gestrichen, weitere drei wurden mit Krebschwänzen und Eiern gebacken; die übrigen erinnern an unsere heutigen Marmeladebrote durch die teils rohe, teils gekochte Obst/Zuckermischung, die aufgestrichen wurde. Mit Eischnee überzogen wurden die Erdbeer-, Weichsel- und Zwetschgenschnitten schließlich in

Schmalz gebacken. Nach Belieben konnten sie noch in einer süßen Weinsoße aufgekocht werden.

Bei den ‚Konfituren‘ werden wir sehen, daß es jedoch noch ein weiter Weg bis zu unserem Frühstücksbrot mit Butter und Marmelade war, denn das süddeutsche Speisesystem sah noch bis ins 20. Jahrhundert hinein die ‚Morgensuppe‘ mit Brot für die erste Mahlzeit vor, wie es auch im Hl.-Geist-Spital üblich war. Daneben bürgerte sich bei den wohlhabenderen Pfründnern aber 1775 schon ‚Caffee‘ und ‚Collation‘ (Imbiß) ein.

An Gerichten mit *Teigwaren* ist unser Kochbuch nicht reich, denn es werden nur sechsmal Nudeln verwendet für die Krebs- und Topfennudeln, die sauren Rahmfleckerl, die Schinken- und Nudelpastete und die aus Nudelteig geformten und mit Lungenhaschee gefüllten ‚Morcheln‘. Aus diesen Rezepten geht jedoch hervor, daß ‚gemeine geschnittene nudlen‘ (Bl. 75r) bzw. ‚ordinari Nudel daig‘ für die ‚flecklen‘ gemacht wurden und daß dies auf einem Nudelbrett (Bl. 11r) geschah. Es wird auch von ‚Stockknöpfen‘ aus Nudelteig gesprochen (Bl. 111v), aber wir finden keine Anleitung hierzu — ein Beispiel dafür, daß wir den Speisen des Kochbuchs einiges hinzufügen müssen.

Für die Welserin sind Nudeln und Nudelteig 1553 noch etwas Neues, denn sie gibt für ihre ‚Rabiolin‘, Ravioli, an, daß der Teig so herzustellen sei, ‚als wolltet ihr eine Torte machen‘. Nun macht sie jedoch ‚all tortentaig‘ nur mit Mehl und Eiern, ohne Fett — den Zutaten für Nudelteig, nennt ihn aber noch Tortenteig.

In Freiburg wurden jedenfalls Nudeln sowohl in der Fleischbrühe gegessen als auch mit heißem Butterschmalz übergossen serviert. Da ihre Herstellung jedoch zeitaufwendig war, standen eher Semmel- oder Mehlknödel und Knöpfle auf dem Speiseplan.⁶⁹

Die geschupften Topfennudeln sind deshalb interessant, weil der mit Quark versetzte Nudelteig mit der Hand zu länglichen Nudeln ‚geschupft‘ wurde, eine Methode, die sich lange gehalten hat und später auch bei den Schupfnudeln aus Kartoffelteig angewandt wurde. Unsere Ordensfrau aus der Steiermark kocht ihre ‚Kugelt‘ Schupfnudeln nicht in Wasser, sondern in Milch.

Mehlspeisen ohne *Pfannkuchen*, damals ‚amlet‘,⁷⁰ ‚fledlein‘ oder einfach Eier Speise genannt, wären im süddeutschen Raum unvorstellbar. Trotz der Bezeichnung Omelette enthielten sie oft Mehl, während die Flädlein (nicht zu verwechseln mit unseren geschnittenen Flädle) manchmal reine Eierkuchen waren.

Von den sechs Pfannkuchenrezepten haben zwei Rahm- bzw. Mandelfüllungen, drei wurden mit Fisch oder Krebs, z. T. auch mit Morcheln serviert. Eines dieser arbeitsaufwendigen Fischgerichte trägt den seltsamen Namen ‚Hallegeng‘. Dazu werden rot (mit Dormisol), gelb (mit Eiern) und grün (mit Spinatsaft) gefärbte Pfannkuchen gebacken, in Riemen geschnitten und geflochten. Damit legt man eine Schüssel aus, füllt ein Fischragout darauf und stürzt das Gericht, so daß das bunte Flechtmuster oben sichtbar wird. Es wird mit Soße serviert.

Von dieser dekorativen Speise gibt es gleich drei Rezepte, die jedoch nur ‚Eier Speise‘ genannt und nicht gefärbt werden.

Unter den ‚Eyer flädel Bastetten‘ ist ein nach Art der chinesischen Frühlingsrollen gefüllter Pfannkuchen zu verstehen, der in Ei gewendet und in Schmalz ausgebacken

wird. Die Fülle dazu ist auch typisch für die Zusammenstellung der Ragouts: Krebs- schweife, Kalbsbries, Kalbsohren und Morcheln werden gekocht und gewürfelt, dann mit säuerlicher Buttersoße vermischt.

Schließlich werden die Mehlspeisen abgerundet durch in Fett gebackene Küchlein und Semmelmehlstriezeln, dünne Würstchen aus Paniermehl und Eiern, die mit süßer Weinsauce serviert werden.

Der Ausdruck ‚Striezel‘ gehört zum süddeutschen, speziell zum österreichischen Sprachbereich, wie wir auch im Büchlein der in Graz lebenden Newburgerin feststellen können; im Schwäbischen werden dann ‚Spätzle‘ aus dem vom Brett geschabten Teig.

5. Pasteten

In Teig gebackenes Fleisch, Fisch oder Wild wird bereits aus dem 14. J. überliefert.⁷¹ Geändert hat sich jedoch der Pastetenteig, der zu Beginn aus einem „duennen derben teyc“ bestand, einem Teig aus Roggen- oder Weizenmehl, der mit dem „hais- sen wasser“ stark geknetet werden sollte;⁷² demnach eine Art Brotteig wie für einen Fladen, ohne Fett. Die Welserin bereitet ihren Pastetenteig 1553 etwa so zu, wie er auch heute noch für kalte Fleischpasteten üblich ist: zwei Handvoll Weizenmehl, zwei Eier, zwei ‚eigroß‘ heißes Schmalz und kochendes Wasser, so daß ein kräftiger Teig entstand.⁷³

Aber die Kochkunst machte Fortschritte, und bei der Barxlin werden neben dem bereits erwähnten Nudelteig auch schon viel feinere Teige als Pastetengehäuse verwendet: Mürbteig — bei der Newburgerin noch englischer Teig genannt — und „But- tertteig“, unser Blätterteig. Gleich zu Beginn des Kochbuchs beschreibt die Barxlin die genaue Herstellung, zuerst des Grundteigs aus Mehl, Wasser, Salz und einem Ei, dann das Einwellen der Butter und schließlich die sieben Touren. Heute macht man sechs Touren und nimmt kein Ei in den Grundteig.

Im Inhaltsverzeichnis werden mehr als 19 Pastetenrezepte angegeben, da auch die in kleinen Förmchen ohne Teighülle gebackenen Aufläufe ‚Pastetchen‘ genannt werden.

Die drei süßen Pastetchen werden mit einer Eier/Rahm/Mehl-Mischung gefüllt, eines mit Rum gewürzt, das andere zusätzlich mit einer Schicht eingemachter Him- beeren belegt.

Vier Pasteten konnten auch an Fasttagen gereicht werden: die Stockfisch- und Krebspasteten sowie eine sehr üppige Art Quiche aus 15 Eiern, 3/4 Pfund Butter und Rahm. Mit Fleisch gefüllte Pasteten waren noch beliebter, wie an den Bries-, Hirn-, Leber- und Schinkenpasteten zu sehen ist. Zur Linsenpastete wurde Schinken als Würze verwendet, während der gekochte Kalbskopf zu einer Deckelpastete verarbei- tet wurde; nur die gebackenen Bollen mit Ragout (im Inhaltsverzeichnis als ‚Boh- nen‘!) erinnern eher an mit Fleisch gefüllte Maultaschen, auch wenn Buttermehl als Umhüllung diente und sie in Schmalz ausgebacken wurden. Richtige Maultaschen aus Nudelteig gab es aber schon 1653 im Büchlein der Newburgerin.

‚Star‘ unsres Kochbuchs sind jedoch die „freyburger pastetlen“, die unten im Ori- ginalausdruck wiedergegeben werden. Die Fülle würde — mit etwas größeren Fleisch- würfeln — noch in etwa unserer heutigen entsprechen durch die säuerlich gewürzte

helle Soße; ob allerdings diese trockenen, durchs Backen mit der Fülle aufgeweichten Teighüllen sehr schmackhaft waren, kann bezweifelt werden.

Rezeptdateipflege

Rezeptname	.....	:	FREIBURGER PASTETLEIN				
Se, Bu, Nr, Menge, V	...	:	IIIv	L.B.	129	N	N
Hauptgruppe, Ugruppe	...	:	Pastete, Nudelteigpastet. m. Kalbsfülle				
Zubereitung	.....	:	Gebacken				
Lebensmittel 1—5	.....	:	Kalbfl.	Mehl	Eier	Butter	Wein
Gewürze 1—8	.....	:	MBL	ZITR			
Kräuter 1—8	.....	:	Kaper				
Kohlenhydrate 1—5	.....	:	Mehl	Wein			
Eiweiß 1—5	.....	:	Eier	Fleisch			
Fett 1—5	.....	:	Butter				
Gemüse 1—5	.....	:	Zwiebeln				
Obst 1—5	.....	:				

Bemerkungen:

S. IIIv, Nr. 129 Aus Nudelteig Schüsselchen formen; dazu den Teig um ein rundes Holz legen wie bei den „Stockknöpfen“, trocknen lassen. Fülle aus Kalbfleisch, Zwiebeln und Gewürzen — alles fein verwiegt — , mit Mehl, Butter, Wein und Essig aufgekocht. In Teigformen füllen, Teigdeckel darüber und im Ofen backen.

Die Herkunft dieses Kochbuchs ist trotz des Zusatzes „Freiburger Pastetchen“ nicht bewiesen, denn es werden auch Backwaren aus Bozen (Bozener Wecken), Travemünde (Travemünder Kuchen), Linz (Linzertorte) und Hannover (Hannoveraner Kuchen) aufgeführt. Dazu kommt, daß in den beiden Freiburger Kochbüchern von 1836/39 diese Pastetchen nicht angegeben werden. Statt dessen wird bei der Hagios eine ‚Freiburger Torte‘ aus Biskuitteig mit Mandeln eingeführt sowie eine ‚kalte Pastete auf Freiburger Art‘, unseren Fleischpasteten ähnlich.

6. Suppen und Soßen

5,6 % der Rezepte befassen sich mit Suppen; zum Vergleich die Freiburger Kochbücher: bei der Hagios sind 7,8 % aller Rezepte Suppen, bei der Bohrer nur noch 4,7 %. Sechs der 29 Angaben betreffen süße Suppen, bei 17 wird die Brühe über gebähtem Brot angerichtet — eine für Süddeutschland typische Gewohnheit, wie ich sie auch noch bei meiner aus dem Bayrischen Schwaben (Neuulm) stammenden Großmutter erleben konnte. Die Verwendung von Brot bedeutet jedoch nicht, daß dann kein Mehl mehr gebraucht wurde; oft finden wir beides wie in den ‚Schokoladensuppen‘, den gebrannten Mehlsuppen, die mit Zimt und Zucker gewürzt wurden. Auch bei der Hagios finden wir noch diese falsche Schokoladensuppe, während später in unserer Gegend nur noch die salzige Brennsuppe gegessen wurde, in welcher man eine Schwarzbrottrinde und ein paar rohe Kartoffelscheiben mitkochen ließ.

Süße Rahm- und Mandelsuppe, Bier- und Weinsuppe mit Zucker und vielen Eidottern wurden ebenfalls über geröstetem Brot angerichtet.

Wie bereits erwähnt wurde, nahm man zu den Fastensuppen Erbsbrühe, aus Hülsenfrüchten hergestellt, so z. B. für die drei Fisch- und drei Krebssuppen und die Froschsuppe aus gebackenen, dann verstoßenen Froschschenkeln. Bei der vierten Krebssuppe können wir wieder die Vermischung von Krebs und Fleisch beobachten, denn in die aufwendig (mit Fleischbrühe!) gekochte Krebsbrühe werden kleine Krautwickelchen aus Kalbfleisch eingelegt.

Unter den Suppeneinlagen für die Fleischbrühe fallen die vier Rezepte für Eierstich auf durch ihre verschiedenen Namen: Kaisergerste (Hd. 4), Schettel und Schotten (Hd. 3), bair. österr. Begriff, der eigentlich den aus der Molke gewonnenen Quark bezeichnet. Neben den beiden Rezepten für Fleischklößchen werden uns die Markknöpflein besonders interessieren, denn sie entsprechen bis ins Detail unseren ebenfalls mit Muskat gewürzten Markklößchen, die in einer Festtagsuppe nicht fehlen dürfen.

Aus der vielleicht zu einfachen Erbsensuppe wurde durch die Zugabe von gehacktem Schinken eine ‚Schinkensuppe‘, und mit der Kohl- und der Spargelsuppe sind auch die gebundenen Gemüsesuppen im Kochbuch vertreten. Zu diesen gesellt sich nun noch die ‚Erdapfelsuppe‘, die unserer Schwarzwälder Kartoffelsuppe schon sehr nahe kommt, denn die Kartoffeln werden auch mit Sellerie, Gelberüben, Petersilienwurzel und Zwiebeln gekocht; dieses Mal nur mit Wasser und nicht mit Fleischbrühe. Durchgesiebt wird sie ebenfalls abgeschmälzt, aber statt der Kracherle oben auf der Suppe werden die Brotscheiben wieder unten in die Suppenschüssel gelegt.

Der Eingliederungsprozess der Kartoffeln in unserem Kochbuch geschah demnach einerseits über die angedickte Suppe, andererseits über die süßen Aufläufe. Der nächste Schritt sollte über die z. T. säuerlichen Mehlsößen gehen, wie wir am Beispiel des Hl.-Geist-Spitals gesehen haben. Gleichzeitig bürgerte sich die Kartoffel offensichtlich auch als Armeleutespeise ein, in Form der gekochten Pellkartoffel.

Da die *Soßen* überwiegend bereits in den jeweiligen Rezepten besprochen wurden, sind unter diesem Titel nur noch weitere 13 Soßen angegeben worden; zusätzlich wird noch die Herstellung von Krebsbutter, Mandelmeerrettich und Senf erklärt.

Für den Senf werden die Senfkörner zerstoßen und mit Essig und Zucker auf dem Feuer zu einem sämigen Brei gerührt, wie es schon in einem wesentlich älteren Buch von 1490⁷⁴ beschrieben wird.

Auch die Herstellung des Mandelmeerrettichs beruht auf einer Überlieferung,⁷⁵ die die Zugabe von gestoßenen und geschälten Mandeln vorsieht. Unsere Barxlin ist aber bereits so an die Mehlsößen gewöhnt, daß sie sowohl Mandeln als auch Butter, Mehl und Milch zum Meerrettich gibt. Dieser wird nicht nur zum Rindfleisch, sondern auch zum gebackenen Hecht empfohlen.

Für die Krebsbutter werden auch heute noch die gekochten Schalen zerstoßen, mit Butter vermischt und aufgekocht mit Wasser. Nach dem Durchsieben setzt sich dann die rote Butter ab; sie wird in unserem Kochbuch auch für Gebäck verwendet, z. B. für den Mandelschmarren.

Die zwei klaren Soßen über einen Kapaun, die zweifellos irgendwo abgeschrieben wurden, da sie ähnlich lauten und beide mit Kalbsknochen gemacht werden (Bl. 112r Hd. 1, Bl. 115r+v Hd. 6), sollten mit ganzen zerdrückten Eiern geklärt werden.

Die übrigen Soßen werden alle mit Mehl gemacht, darunter vier mit Wein oder Essig. Neu ist der Ausdruck „Bischenmeel“ (Bl. 116r Hd. 6) Béchamel, genannt nach dem Haushofmeister Ludwigs XIV.; belegt wird diese Soße seit 1735,⁷⁶ so daß wir ein weiteres Steinchen für die zeitliche Eingrenzung unseres Kochbuchs erhalten. Bei diesem Rezept handelt es sich weniger um eine Soße, als um einen mit Rahm verdünnten dicken Kindsbrei, dem Fleisch- oder Fischstückchen beigegeben werden und der schließlich als Auflauf gebacken wird. Als ich in den Fünfzigerjahren den Haushalt einer englischen Familie versorgte, pflegte die Hausfrau die kleingehackten Fleischreste vom sonntäglichen Roastbeef ebenfalls in einer Béchamelsauce aufzuziehen.

Weitere französische Ausdrücke zeigen die immer größere Bedeutung der französischen Kochkunst: Jus, „Schu“ genannt, und „fricasirte Sose zu Huenner“ (Bl. 86r), eine helle Mehlschwitze, die mit Eigelb und Rahm legiert wird. Diese Soße wird mit fast den gleichen Gewürzzutaten heute auch noch zu Kalbs- oder Hühnerfrikassee gekocht: mit Wein, Zitronensaft, Lorbeerblättern, Nelken und Muskat; zusätzlich werden hier noch Rosmarin und Safran beigegeben.

7. Gemüse- und Obstspeisen

Das Inhaltsverzeichnis von Hd. 4 gibt acht „gemüß“ an (darunter Hirnschnitten und Fleischspieße!), zehn Gemüsespeisen sind es in meiner Hauptgruppe ‚Gemuese‘, und 223 mal zählt die Statistik ‚Gemuese 1–5‘. Ohne dieses Auswertungsverfahren wäre es nicht möglich, die in den Rezepten versteckten Gemüse (auch Kräuter usw.) herauszufinden.

Die am häufigsten verwendeten Gemüse sind:

Gemüse

Zwiebeln	81	Schalottenzwiebeln	26
Knoblauch	21	Morcheln	18
Sellerie	11	Gelberüben	10
Petersilienwurzel	8	Spinat	4
Blumenkohl	4	Kartoffeln	3

Je zweimal werden gekocht:

Gurken, Kohl, Kohlrabi, Kraut, Trüffel;

je einmal werden gekocht:

Fenchel, grünes Kraut, Kresse, Lauch, Linsen, Mangold, Meerrettich, Oliven, Salat, Sauerkraut, gelbe Rüben und Schwarzwurzeln.

Neben den Zwiebeln wurden auch die Schalotten häufig verwendet, eine Zwiebelart, die erst 1687⁷⁷ im deutschen Sprachgebiet erwähnt wird. Ähnlich verhält es sich mit dem Knoblauch, zu dem auf Bl. 34r noch der „Rockenbohl“ hinzukommt. Das deutsche Wort Rockenbollen kam über franz. Rocambole um 1680 wieder zurück und bezeichnet eine Knoblauchart.⁷⁸ Für die Barxlin war dieses Zwiebelgewächs, auch span. Schalotte genannt, noch neu, denn sie wußte den Namen nicht und ließ in ihrem Text einen Platz frei, um ihn später einzufügen.

Überraschend ist der hohe Verbrauch an Morcheln, die nicht nur zu Ragouts verwendet wurden, sondern auch frisch am Spieß gebraten oder mit Semmelbröseln und Ei gefüllt gekocht wurden. Sie waren besonders der „geschmackte Brie“, der wohlschmeckenden Brühe wegen, beliebt und waren im Winter auch gedörrt gut zu verwenden. An sonstigen Pilzen werden nur die kostbaren Trüffel erwähnt, die ins Ragout geschnitten wurden.

Die Spargeln waren ebenfalls oft in Ragouts, Aufläufen und Suppen zu finden; sie konnten jedoch auch nur gekocht und mit einer legierten Buttersoße auf die Tafel kommen. Vermutlich handelte es sich nicht um weiße Spargeln, sondern um grüne, wie sie heute noch in Frankreich angebaut werden, denn die Barxlin schreibt, daß man „das grüne und gute davon“ nehmen soll (Bl. 20v). Blumenkohl (Hd. 4) oder Karviol (Hd. 1 und 3) wurde in Aufläufen, auf Schnitten und zu Krebswurst verwendet; er konnte aber auch vorgekocht im Ölteig ausgebacken werden wie z. B. Sellerie und Salat.

Da dies neben der braunen Brunnenkresse, die zum Färben einer Eisspeise verwendet wird, die einzige Erwähnung des Salats, überhaupt roher Gemüse als Salat ist, muß man sich hier die Frage stellen, was in der Regel in einem Kochbuch notiert wurde. Außergewöhnliches, wenig Bekanntes, Variationen einer gebräuchlichen Speise, komplizierte Zubereitungsarten. Wir wissen, daß in Süddeutschland seit dem 16. Jh. viel Salat gegessen wurde,⁷⁹ ja, daß ganze Platten mit Salat auf die festliche Tafel kamen⁸⁰ und daß „antifi“ und „brunnenkres“ mit Essig und Baumöl (Olivöl) angemacht mindestens einmal wöchentlich serviert wurden.⁸¹ Gerade aus Baden war bekannt, daß man Salate aß, „... die aus allem, woraus nur immer Salat zu machen ...“ bereitet wurden.⁸² Und auch Meister Eberhard preist schon im 15. Jh. den Lattich mit Essig als Speise, die lustig und hungrig macht.⁸³

Wir müssen also annehmen, daß der Salat etwas so Alltägliches und Bekanntes war, daß es nicht für nötig erachtet wurde, ihn in der Sammlung zu erwähnen. Finden wir doch auch kein Rezept für Hülsenfrüchte, Linsen, Bohnen oder Erbsen, obwohl allein 13 mal Erbsenbrühe zugefügt wird. Lediglich beim faschierten Stockfisch wird ganz am Rande ein durchgetriebener Erbsenbrei erwähnt, der dazu gereicht werden soll. Dasselbe gilt für das Sauerkraut, das damals in jedem Haushalt selbst eingesalzen wurde, wie die Krautstanden in den Kellern beweisen.⁸⁴ Die Barxlin gibt jedoch kein Rezept für ein einfaches Sauerkraut mit Speck oder Gesalzenem an, lediglich eine süße Sauerkrauttorte wird vermerkt. Ob es sich bei dem ‚Rahmkraut‘ um Sauerkraut oder Weißkraut handelt, war nicht festzustellen. Jedenfalls verlangte dieses Gericht wiederum eine aufwendige Zubereitung, denn das Kraut mußte zuvor gekocht und geschmälzt werden, der Hase, der dazwischen gelegt werden sollte, gekocht und in Stücke geschnitten werden. Schließlich mußte der Auflauf mit Rahm übergossen im Ofen backen.

Petersilie mit Wurzel und Gelberüben wurden als Suppengrün in den Brühen mitgekocht; Lauch wird nur einmal erwähnt. Die Barxlin muß neuen Zutaten und neuen Bezeichnungen gegenüber sehr aufgeschlossen gewesen sein, denn sie verwendet neben Gelberüben auch „charotten“. Es muß ihr jedoch sehr fremdartig vorgekommen sein, denn sie hat dieses Wort in lateinischer Schrift festgehalten.

Wie wir schon gesehen haben, wurde der gekochte Sellerie auch in Scheiben geschnitten und gebraten zu Bries serviert. Zu den ‚Bayrischen Rüben‘ wurden sicherlich Zuckerrüben oder andere gelbe Rüben verwendet; ihre Zubereitung mit gebranntem Zucker und Mehl gleicht völlig einem Rezept aus dem Lindauer Kochbuch.⁸⁵

Bei den „Artefiften Wurzeln“ muß es sich um Schwarzwurzeln handeln, denn man soll sie nach dem Schaben sofort in kaltes Wasser legen, da sie sonst rot werden. Mit einer Spargelsoße werden sie schließlich zu Tisch gegeben.

Kraut, Kohl und Mangold konnten mit Fleisch gefüllt werden, wie die ‚Frösche von grünem Kraut‘ für welche eine Kalbfleischfarce in gekochte Mangoldblätter gerollt wurde. Im Lindauer Kochbuch von 1886 heißen sie ‚Laubfrösche‘ und werden mit Spinatblättern gemacht. Selbst ein ganzer Kohlkopf wird gefüllt, indem die Füllung zwischen die Blätter geschoben wird. Nun muß er mit „spagen“, umgangssprachlicher Ausdruck für Faden (u. a. in Vorderösterreich), zugebunden und gekocht werden. Rosenkohl und Rotkraut werden nicht erwähnt.

Der Spinat wurde — zumindest laut Kochbuch — nicht als Gemüse gereicht, sondern in Form von Spinatnocken und als Welsche Knödel mit Spinat. Bei Spinat und Spargeln, später noch Blumenkohl, handelt es sich um neuere Gemüsesorten, die aus dem südlichen Europa kamen;⁸⁶ aus Amerika stammen die Kartoffeln und die grünen Bohnen, auch Gartenbohnen genannt, die in unserem Kochbuch noch nicht vorkommen; dafür gab es aber die einheimischen sog. Ackerbohnen, getrocknete Bohnenkerne.

Die Gurken wurden entweder als Gemüse in Ragouts mitgekocht, oder als ganz kleine Gurken zusammen mit Fenchel lagenweise in Essigsud gelegt, um später zum gekochten Rindfleisch gegessen zu werden. Die „Kollraben“ kamen dagegen mit Morcheln und Krebschwänzen in einen Auflauf.

Insgesamt kann man feststellen, daß die Gemüsegerichte mit einem Anteil von 2 % zu kurz gekommen sind, sich jedoch dabei im Rahmen aller älteren Kochbücher bewegen. Schon gut 100 Jahre später finden wir in den Freiburger Kochbüchern einen Anteil von 7,5 % und 9,2 % bei Gemüse und Salaten. Auffallend ist wiederum das konservative Verhalten der Hagios, die 57 Gemüsegerichte, aber nur 24 Salate angibt. Bei der Bohrer sind es bereits 38 Salate und nur noch 36 Gemüsespeisen.

Neunzehn Süßspeisen mit *Obst* werden in unserem Kochbuch angegeben; die Konfituren und Säfte nicht mitgerechnet. Gekochtes Obst als Kompott mit Wein und Zucker und Aufläufe aus Obstmark, Eiern oder Eischnee wurden vor allem aus Äpfeln hergestellt, die in acht Rezepten verwendet wurden. Auffallend dabei ist, daß die geschälten, manchmal auch mit Mandeln gefüllten Äpfel oft zuerst in Schmalz gebacken wurden und man sie dann erst in süßer Weinsoße aufkochen ließ. Bei den Äpfeln mit „Kirschen Wasser“ wundert man sich etwas über die Menge an Kirschwasser, in der die Apfelstücke zusammen mit Gewürzen mehrere Stunden ziehen sollten: in einem Schoppen Kirsch, das sind 0,36 Liter! Das wurden teure Äpfel, die schließlich noch mit Eiweiß und Semmelbröseln paniert und in Schmalz gebacken zu Tisch gegeben wurden.

Neben Muskatellerbirnen wurden Johannisbeeren, Stachelbeeren, Kirschen und Marillen zu Kompott gekocht, auch wenn es z. T. ‚Sulz‘ genannt wird. Dafür heißen dann wiederum gelierte Äpfel ‚Kompott‘. Das bair.-österr. Wort ‚Marille‘ wird

manchmal durch ‚Amarille‘ ersetzt, und einmal wird sogar von ‚Apricosen‘ gesprochen, ein Ausdruck, der im 18. Jh. noch als niederdeutsches Dialektwort galt. Für Kirschen wird einmal der alemannische Ausdruck (welsche) ‚Krießen‘, gebraucht; ansonsten werden immer ‚Weichseln‘ verwendet. Vermutlich handelt es sich bei den welschen Kirschen um unsere süßen schwarzen Kirschen, während Weichseln Sauerkirschen sind.

Selbst bei den Obstspeisen kommt das Mus noch zu Ehren im Erdbeer-, Hagebutten-, Quitten- und Pomeranzenmus, das eigentlich aus geriebenen Äpfeln besteht, zu welchen noch der Saft und die abgeriebene Schale einer „baumranze“ hinzukommt. Mit Zucker und einem Eigelb wird der Obstbrei schließlich zu einem besonderen Mus gekocht, denn frische Orangen waren nicht billig. Im Gegensatz dazu mußten die Hagebutten nur von den Sträuchern gepflückt werden, bereiteten dann allerdings wesentlich mehr Arbeit, denn jede einzelne Hagebutte mußte aufgeschnitten und von ihren haarigen Kernchen befreit werden. Meist wurden sie nach dem Weichkochen, wenn sie „daig“ waren, durch ein Sieb gedrückt und dann erst mit Zucker aufgekocht. Für unser Mus wurden eingemachte Hagebutten mit viel Eischnee vermischt und gebacken.

Ohne das *Eingemachte* in 28 Rezepten wäre die statistische Liste der Obstsorten nicht vollständig, denn nun kommen noch weitere Früchte hinzu. Alle im Kochbuch angegebenen Obstsorten werden nachstehend in der Häufigkeit ihrer Verwendung aufgeführt:

Obst			
Äpfel	16	Weichseln	14
Quitten	11	Hagebutten	9
Himbeeren	9	Johannisbeeren	9
Aprikosen	7	Erdbeeren	5
Pomeranzen	6	Pfirsich	5
Traub./Birn./Kirsch.	4	Feigen	3

Außerdem werden je einmal erwähnt Dirlitzen (eine rote Kornelkirsche), Zwetschgen, Pflaumen, Stachelbeeren, Mispeln und Kastanien sowie gelbfleischige Melonen, die „Cantaluppen“ heißen und wohl ursprünglich aus Cantalupo in Italien kamen, inzwischen aber hier angepflanzt wurden, denn man sollte ‚sie wohl zeitig‘ abnehmen.

In dieser Liste fehlen Brombeeren und Heidelbeeren, Mirabellen und Rhabarber. Seit wann letzterer bei uns heimisch wurde, konnte nicht geklärt werden; bei der Newburgerin steht der „Rebarbara“ 1653 unter Hausmittelchen wie Magentäfele, Kampfer, und sie beschreibt, wie man ihn frisch hält. 1849 wird er als Gemüse gekocht,⁸⁷ 1879 heißt es, daß er bei uns nicht sehr beliebt sei⁸⁸ und noch 1905 sagt man, daß er „in den deutschen Haushaltungen noch viel zu wenig benutzt“ wird.⁸⁹ Auch hier wird er nicht unter ‚Obst‘, sondern unter Gemüse aufgeführt. In einem Kochbuch von 1886 findet man jedoch Rhabarberkuchen, in einem anderen von 1888 gleich dreimal Rhabarber als Kompott und Creme.⁹⁰ Wieder Beispiele dafür, daß die in Kochbüchern aufgeführten Gerichte noch wenig über die tatsächlich verzehrten Speisen aussagen.

Diese mit Zucker eingekochten Früchte werden in unserem Kochbuch ‚Eingemachtes‘ genannt; der Begriff ‚Marmelade‘ wird nur für die Fruchtmischungen verwendet, die anschließend zu Eis weiterverarbeitet werden (s. bei Süßspeisen), da hierzu der Zuckeranteil wesentlich höher war: zweieinhalb Pfund Zucker auf ein Pfund gekochtes und durch ein Sieb gedrücktes Obst.

Nun soll zuerst auf die völlig andere Verwendung dieses Eingemachten hingewiesen werden, das noch nicht als Brotaufstrich diente wie unsere Marmeladen und Konfituren. Dem standen nämlich einige Hindernisse entgegen, allen voran ein anderes Mahlzeitensystem,⁹¹ das die bereits erwähnte ‚Morgensuppe‘ vorsah, die u. a. mit Boll- oder Hafermehl gekocht und mit ‚gesottener‘ Butter abgeschmälzt wurde. Sie muß mit (gerösteten?) Brotschnitten angerichtet worden sein, da immer etwas Brot bei den dazu verwendeten Lebensmitteln angegeben wird.⁹²

Zweiter Hindernisgrund war das mit Anis, Kümmel, Fenchel, Koriander usw. gewürzte Brot,⁹³ zu dem ein süßer Aufstrich nicht gepaßt hätte.

Drittens wurde im süddeutschen Gebiet die Butter zum Teil zu Butterschmalz ausgelassen,⁹⁴ nicht zur Haltbarmachung gesalzen wie in Norddeutschland, und eignete sich deshalb nicht als Brotaufstrich.

Die Folge davon war schließlich, daß die Vorstellung von Brot mit Belag fehlte; das Brot gehörte zu den Hauptmahlzeiten wie heute noch bei den Franzosen die Baguette. Daß man die obenerwähnten süßen und salzigen gebackenen ‚Schnitten‘ als Vorläufer der Brote mit Aufstrich oder Marmelade ansehen könnte, scheidet somit aus.

Die Zubereitung der eingekochten Früchte unterschied sich nicht von der heutigen in bezug auf das Mengenverhältnis von Zucker und Obst: pro Pfund Früchte wurde 3/4 bis ein Pfund Zucker zugegeben. Die Zubereitungsart war jedoch anders, da man sich vor allem bemühte, die Früchte nicht zu verkochen, sie ganz zu lassen. Deshalb wurde der Zucker (evtl. mit etwas Wasser) vor Zugabe der Früchte zum Faden gekocht „biß er spinnt“ oder „biß er ganz dick ist“. Dann erst wurden die Früchte zugegeben, kurz aufgekocht und in Gläser gefüllt. Den Zuckersaft ließ man, wenn nötig, noch etwas einkochen und schüttete ihn schließlich über die gekochten Quittenschnitze, die Himbeeren, Erdbeeren usw.. Die Gläser wurden mit Papier zugebunden und aufbewahrt, bis man sie im Winter zum Füllen der ‚Torten‘ verwendete, denn zu diesem Zweck waren sie eingemacht worden (s. bei Gebäck).

An besonderen Früchten wären die Mispeln und die Dirlitzen zu nennen, die noch bis ins 20. Jh. in den Kochbüchern erwähnt werden. Die Früchte wurden mit „Khu-fen“ bzw. „Gufen“, südwestdeutsch für Stecknadeln, mehrmals eingestochen und kurz aufgekocht. Die eingemachten unreifen Feigen und Nüsse erinnern mich an die auf der Insel Thassos, Griechenland, in Sirup eingelegten Feigen und Nüsse. Die „halb gewachsene Nuß“ (Bl. 94v) wurde tagelang in immer wieder gewechseltes kaltes Wasser gelegt, dann gekocht und, mit vier bis fünf Nelken pro Nuß gespickt, in ein Glas gefüllt. Die mehrere Male aufgekochte und wieder abgeschüttete Zuckerlösung bedeckte schließlich die Nüsse wie ein zäher Sirup.

Diese eingemachten Feigen und Nüsse wurden nicht für Kuchen verwendet, sondern konnten ebenso wie die „Hagenbutzen Ladwergen“ (Latwerge = stark eingedicktes Mus oder Saft) als „Confect“ gegeben werden.

Dieses *Konfekt*, Zuckerwerk, kandierte Früchte und Latwerge, konnte „zum Trunck“ (Bl. 15r) serviert werden, wie es schon im 17. Jh. bei Besprechungen des Freiburger Rats üblich war,⁹⁵ fand aber auch seinen Platz auf einer festlichen Tafel; dieser aus dem Orient stammende Brauch⁹⁶ hielt sich bis ins 19. J. und ist auch noch 1839 bei den ‚Tischangaben‘ der Hagios zu finden. Bei ihr werden die Schalen mit Konfekt zwischen die vielerlei Schüsseln gestellt, die gleichzeitig auf den Tisch kamen, nicht in einer nach Vorspeise, Hauptgang usw. getrennten Reihenfolge wie heute. Es konnte zwar mehrere Serviergänge geben, aber die einzelnen Hauptgruppen wurden dabei nicht getrennt. Die Hagios empfiehlt beispielsweise für den zweiten Serviergang folgende Anordnung, die ich originalgetreu wiedergebe:

Creme		Konfekt		Geb. Hühner
	Konfekt		Konfekt	
Salat		Feiner Braten		Kompott
	Konfekt		Konfekt	
Blumenkohl		Konfekt		Torten

Diese Skizze einer Tafel bringt uns die Speisegewohnheiten zur Barxlinschen Zeit näher und verdeutlicht auch, daß unser Kochbuch ebenfalls in einem gutbürgerlichen Haus geschrieben worden sein muß — die Hagios war Köchin bei den Greifeneggs, den Türkheims usw. —, eine Annahme, die bereits durch die reichhaltigen Zutaten in den Rezepten sowie durch die Verwendung von teuren neuen Nahrungsmitteln wie Kaffee und Schokolade untermauert wird.

Neben den kandierten Trauben und der getrockneten Quittenpaste werden acht Rezepte für Bonbons angegeben, die aus verschiedenen Fruchtsäften hergestellt, manchmal auch gefärbt wurden, denn ihr buntes Aussehen machte die ‚Marsellen‘ erst dekorativ. Zum Rotfärben wurde Johannisbeersaft, ‚Dormisol‘, alter ‚Kermessaft‘ von der Kermesbeere und ‚Erbselnsaft‘ verwendet, blau wurde erreicht durch Veilchensaft und Kornblumen, grün durch Spinat und Mangold, gelb durch in Wasser gekochten Safran und abgeriebene Pomeranzenschale. Die Braunfärbung konnte durch mehr oder weniger stark gebranntes Karamel erreicht werden, weiß durch Zugabe von Rahm. Diese Farben wurden auch bei Sulzen und Eisspeisen angewandt.

„Karmehl Zeltlein“, Karamelbonbons, wurden zur Abwechslung mit Mandeln oder mit Schokolade versetzt; Krokant und gebrannte Mandeln durften auch nicht fehlen. Zitronat- und Pomeranzen, ‚confect‘ waren ebenfalls Bonbons, die im flüssigen Zustand in gefaltetes Papier oder in eine Kapsel gegossen und später nach Belieben geschnitten wurden, bevor sie ganz hart waren. Magenmarsellen mit vielen Gewürzen fehlen ebensowenig wie das Marzipan, von welchem in einem Hamburger Kochbuch gesagt wird, „diß ist gut den Kindern eine Freud damit zu machen“.⁹⁷

Wie Konfekt wurden auch die *Früchte in Alkohol* (3 Rezepte) verwendet, die „in den gläblein auf die tafel“ gestellt werden sollten. Über die ganzen Pfirsiche und die Weichseln, auch ‚Visigone‘ genannt, wurde außer Zucker und Gewürzen Kirschwasser oder „brantenwein“ gegossen, ein hochprozentiger Alkohol, der durch den 30jährigen Krieg weite Verbreitung fand.⁹⁸

Acht *Säfte und Limonaden* wurden aus Trauben, Himbeeren, Quitten und Weichseln hergestellt, die gesüßt in die „budell“, später schon ganz französisch in die „Bouteille“ gefüllt wurden. Mit Wasser vermischt wurden sie dann getrunken. Die beiden Zitronenlimonaden wurden gleich mit Wasser versetzt und waren zum baldigen Verbrauch bestimmt.

Unter der Bezeichnung „rattaffe“ verbirgt sich ein Sauerkirschlikör, der mit Zucker und Kirschwasser hergestellt wurde. Er sollte einige Tage an die Sonne gestellt werden, bevor er durch Fließpapier oder durch ein Baumwolltuch gefiltert werden konnte.

Der Likör bildet den Abschluß der Vorratshaltung von Früchten, denn gedörnte Apfel- und Birnenschnitze, getrocknete Kirschen und Zwetschgen werden nicht erwähnt, obwohl sie zweifellos auch hergestellt wurden. Gehörten doch „dür schniz“ mit Speck und „dürr grüßen“, Kirschen, zum Standardessen wie Mus und gekochtes Rindfleisch.⁹⁹

8. Süßspeisen

Die 42 kalten Süßspeisen (die überwiegend aus Obst bestehenden wurden unter ‚Kompott‘ aufgeführt) teilen sich folgendermaßen auf:

16 x Eis	13 x Sulzen
12 x Creme	1 x Kastaniendessert

Die große Anzahl der *Eissspeisen* zu diesem frühen Zeitpunkt (Bl. 20 bis 25) verblüfft etwas;¹⁰⁰ nicht zuletzt deshalb, weil es sicherlich schwierig war, das für die Zubereitung nötige Eis zu bekommen und die fertige Eissspeise anschließend auch noch lange genug kalt zu halten. Immerhin sollte es in einem kühlen Keller drei bis vier Stunden ‚eisig‘ gehalten werden können (Bl. 24r). Das Speiseeis war im Zuge der aus Frankreich herübergekommenen verfeinerten Küche hier bekannt geworden und erfreute sich großer Beliebtheit, vor allem in Form von dekorativen Schaugerichten, als welche sie auch bei der Barxlin vorkommen.

Als Eisgrundlage dienten einmal die bereits erwähnte Marmelade von Früchten, dazu noch die „Natürliche Marmolat zu Spargeln“, hergestellt aus gekochten und durchgetriebenen Spargeln. Das Spargelmark wurde dann mit der dreifachen Menge an Zucker aufgekocht und bis zum Gebrauch in einem Glas aufbewahrt. Diese ‚Spargelmarmelade‘ wird auch noch von der Hagios 1839 verwendet; sie gibt jedoch kein Rezept mehr dafür an.

Neben diesen ‚Marmeladen‘ dient die „Sabina Butter“ zur Eisherstellung, eine Eigelb/Rahm/Zucker- Masse, die auf dem Feuer dick gerührt wird. Dies ist auch heute noch die Grundsubstanz für feines Eis.

Gerade bei den Eissspeisen läßt sich eine Spanne zwischen den von der Barxlin verfaßten Rezepten und den Nachträgen von Hand 2 feststellen, denn während bei dieser ‚normales‘ Eis beschrieben wird (Vanille, Schokolade, Kaffee, Rahm und Punsch), sind es bei der Barxlin höchst komplizierte Gebilde in Form von Früchten und Tieren, die das Besondere dieser neuen Speise hervorheben. Die Eismasse, die meist aus einer Mischung von obiger Creme und einer der unterschiedlich gefärbten Fruchtmassen besteht, wird „in einer bigse fleißig in Eis umgerührt“, das gut gesalzen sein

muß, und anschließend in die Model gefüllt. So werden Spargeln nachgeformt, Zuckererbsen, Vögel, ein Feldhuhn und eine Waldschnepfe, die echte oder geschnitzte Schnäbel erhalten müssen, und sogar ein Schinken. Verschiedene Früchte wie Zitronen, Aprikosen und Pfirsiche werden als Wassereis in den entsprechenden Formen gefroren und naturgetreu mit einem Zweiglein versehen.

Die für die verschiedenen Gebilde nötigen Formen müssen demnach vorhanden gewesen sein, und man konnte anschließend zur schwierigsten Aufgabe übergehen: zum Anmalen und Färben, bis „sie natürlich“ aussahen. Wollte man beispielsweise Karminetel, Koteletts, nachmachen, so mußte die dazu verwendete Pfirsichmarmelade so lange mit rotem Saft gefärbt werden, bis die Masse die Farbe von Kalbfleisch hatte. Nach dem Entfernen der Form sollten die Koteletts mit der „Brathfarb“ angestrichen und die Rillen des Rostes nachgemacht werden; das Beinlein sollte aber weiß bleiben. Man kann sich vorstellen, wie schwierig dann erst eine Waldschnepfe auf Schnitten (s. Bl. 14) nachzumachen war!

Die *Sulzen*, Frucht- und Mandelgelees benötigten ebenfalls viel Zeit zur Zubereitung, da zuerst ein Gallert aus Kalbsfüßen gekocht werden mußte, was einige Stunden in Anspruch nahm. Anschließend hatte man den Sud unter Zugabe von zerdrückten Eiern mit Schale zu klären und durch ein Tuch zu gießen, damit die Brühe ganz klar wurde. Die Barxlin bereitete deshalb das Gallert in größeren Mengen zu, damit sie die für die Süßspeise benötigte ganze oder halbe Schale voll „von dem Stock“ (Bl. 19v) nehmen konnte.

Die Himbeersulz bildet eine Ausnahme, da sie hierfür „ein paar Blezlein Husenblasen“ (Bl. 13v) nahm, ein Geliemittel, das aus der Blase des Hausen, einer Störart, hergestellt wurde. Es ist zu vermuten, daß davon ein Fischgeruch ausging, sonst wäre es sicher häufiger verwendet worden.

Die wohl älteste Geleespeise ist das Blancmanger, auch Blaumaschen und weiße Sulz genannt. Im 14. Jh.¹⁰¹ stand sie ebenso auf der Tafel wie bei der Welserin im 16. Jh., wobei beide es noch nach der wohl ursprünglicheren Methode herstellten mit zusätzlich gekochter und zerstoßener Hühnerbrust, Reismehl und Milch. In unserem Kochbuch finden wir nur noch die Hauptingredienzen: Kalbsfußgallert, Zucker und geschälte, fein gestoßene Mandeln; nur einmal wird auch noch Milch dazugegeben. Nach dem Aufkochen wird die Flüssigkeit durch ein Tuch gegossen, der Mandelbrei gut ausgedrückt. Was liegt näher, als diese weiße Sulz durch „recht starcken Cafee“ in eine schwarze zu verwandeln! Dieses Rezept der Barxlin (Bl. 35v) zeigt die frühe Verwendung des Kaffees, der in Freiburg mindestens seit 1716 belegt ist.¹⁰² Für ihre ‚Eierspeise mit Kaffee‘ läßt sie den gemahlene Kaffee in Rahm sieden. Insgesamt wird sechsmal Kaffee verwendet für Gefrorenes, Sulzen und Cremes.

Selbst mit dem Tee ist die Barxlin bereits vertraut, denn sie gibt zu ihrem Blätterteig „ein halbes Thee schällele voll waßer“ (Bl. 82v). Dies ist umso erstaunlicher, da der Teekonsum sich erst zwischen 1720 und 1730 richtig einbürgerte.¹⁰³ Hier handelt es sich wiederum um eine schnell rezipierte Neuerung, die zu diesem Zeitpunkt nur in besseren und wohlhabenderen Häusern Fuß fassen konnte. Diese nebenbei eingestreute Bemerkung zeigt aber auch, daß vieles vorhanden war, von dem nie explizit gesprochen wird.

Neben dem mit Mandeln gewürzten Gelee gab es noch weitere Geschmackszutaten wie Sud von Rosenblättern, Rotwein, Zitronen, Erdbeeren; Himbeeren und Kaffee wurden bereits erwähnt.

Noch häufiger als Kaffee wurde die Schokolade zu Gebäck, Eis und *Crème* verwendet; gleich zehnmal zählte die Statistik. Auch hier kann man sich nur wieder wundern, wie schnell die Barxlin dieses erst Mitte des 17. J. in Frankreich und England eindringende neue Genußmittel einsetzt,¹⁰⁴ das vor allem als Trinkschokolade bekannt war. Auf Seite 2v, also 1715, gibt sie bereits ein Rezept für eine Schokoladencreme an, zu welcher 12 Eigelb, ein Maß Milch und ein „täfele“ geriebene Schokolade auf dem Feuer gekocht werden. Pomeranzen-, Milch-, Kaffee- und Aniscreme werden ebenfalls nur mit Eiern gemacht, während zur Zitronen-, der zweiten Schokoladencreme und der französischen *Crème* außerdem Mehl zum Andicken hinzugefügt wurde.

Im Prinzip haben wir damit die beiden noch heute gebräuchlichen Methoden der ‚echten‘ *Crème* (nur mit Eigelb) und des sog. Puddings mit Kartoffelmehl und evtl. Eiern.

Mit einem offensichtlich altertümlichen Begriff wurde eine heiß in Schalen servierte Weinsoße bezeichnet: Phabo; Hand 2 mußte deshalb zur Verdeutlichung den moderneren Namen ‚Chaudreau‘ hinzufügen. Diese schaumig geschlagene Soße, vergleichbar mit dem Sabayon, wurde nach dem Essen als warmes Getränk serviert. Die Qualität des Weines war natürlich auch wichtig, und die Barxlin bestimmt kategorisch: „der beste ist Rein wein“ (Bl. 23v).

Zum Schluß wird unter dem nichtssagenden Titel ‚Kompott von Kastanien‘ ein ausgesprochenes Schaudessert beschrieben, zu welchem gebratene, zwischen zwei Tellern zerdrückte Kastanien den Namen gaben. „Wie ein piramiden“ sollen nun abwechselnd Kastanien, in Blättchen geschnittene Birnen, Äpfel (Renetten!), rote Früchte, Zitronat und Orangeat aufgebaut werden, mit Zitronenscheiben garniert und mit Zitronensaft übergossen.

9. Gebäck

Mit 111 Rezepten für Kuchen, Kleingebäck, Waffeln und Fettgebackenes ist dies die größte Hauptgruppe; das bedeutet, daß 21,5 % aller im Kochbuch angegebenen Speisen süße Backwaren sind. Zum Vergleich: Von den 1694 Rezepten der Davidis in der Ausgabe von 1898 betreffen nur 11,8 % die gleichen Gruppen, bei der Hagios sind es immerhin 18,2 %.

Insgesamt läßt sich feststellen, daß über 60 aller angegebenen Gerichte Mehl-, Brot-, Milch-, Eier- und süße Speisen sind, d.h., daß wir im Barxlinschen Kochbuch ein Speisesystem vorfinden, wie es für die süddeutsche und österreichische Kost typisch war.¹⁰⁵ Die Statistik wird dies später noch durch Zahlen belegen.

Bei dieser großen Zahl von Backwaren wundert es auch nicht, daß die Palette der verschiedenen Teigarten unserer heutigen in nichts nachsteht, denn es werden Backwaren angegeben aus:

Hefeteig	Brandteig	Knetteig
Rührteig	Biskuitteig	Blätterteig
	Strudelteig	

Diese Grundteigarten suchen wir z. B. bei der Welserin zum größten Teil vergeblich; sie nennt nur den einfachen Knetteig ohne Fett für ihre Obstfladen und Pasteten und den Brandteig für das Fettgebäckene. Reichhaltig waren lediglich ihre Eiweiß/Mandel-Gebäcke, die sich in obige Kategorien nicht einordnen lassen; am ehesten könnte man von Baiser- oder Makronenmasse sprechen, wobei im Unterschied zu heute das Eiweiß meist nicht zu Schnee geschlagen wurde.

Kleingebäck

Gerade diese Art von *Mandelbaiser* ist in unserem Kochbuch stark vertreten und weist auf eine Eigenart der damaligen Küche hin: den häufigen Gebrauch von Mandeln in den verschiedensten Speisen. 49 mal, also zu knapp der Hälfte der Backwaren, wurden sie verwendet, und weitere 19 mal kommen sie in Mehl-, Süßspeisen und sogar in Fleischspeisen vor, wie wir bei den Kalbsfußsülzen gesehen haben. Da die Mandeln über 50% Fett enthalten, konnten sie zum einen das früher nicht ausreichend vorhandene Fett und Öl ersetzen,¹⁰⁶ zum anderen besitzen sie eine hohe Emulgier- und Gelierfähigkeit, wichtig für Cremes und Sulzen. Bis 1491¹⁰⁷ mußte zudem die Mandel ‚milch‘ — aus geschälten und feingestoßenen Mandeln mit Wasser hergestellt — die für Fastenspeisen verbotene Milch von Tieren ersetzen.

Die Makronenmasse wurde zu Kleingebäck, ‚Mandellaible‘, und Mandelschmarren (5 Rez.) verwendet, irreführender Ausdruck für auf dem Blech gebackene Makronenmasse, die anschließend in Streifen geschnitten und über einem Wellholz rund gebogen wurde. Daß dieses Gebäck weder „ergiebig“ noch gut zu schneiden war, wundert nicht. Auf dieselbe Art und Weise wurden zwei Mandel ‚torten‘ hergestellt, ebenfalls dünne, harte Kuchen wie auch der statt aus Mandeln mit Pistazien gebackene Boden. Es gibt jedoch ebenfalls Rezepte für Mandelbiskuittorten, wie wir sie heute noch kennen, zu welchen 15 Eier verwendet wurden.

Unter den 32 Rezepten für *Kleingebäck* fallen außerdem Oblatenküchlein (3 Rez.) auf, zu welchen man Eingemachtes in Oblaten wickelt, das Päckchen anschließend in einen mit Wein angemachten Ausbackteig taucht und in Fett bäckt. Mit Anis werden fünfmal Biskuitküchlein gewürzt, Schokolade wird für Busserln und Hippen benötigt. Aus Baisermasse sind ‚Spanische Luft‘, Zitronenküchlein, Busserln und Hobelspäne, sehr kompliziert herzustellende Gebilde, die so lange über die Glut gehalten werden mußten, bis sie trocken waren.

Eine große Gruppe bildet das mit Zimt und Muskat gewürzte Kleingebäck, das z. T. eine unglaubliche Menge an Gewürz enthielt. Für die Zimtbrötlein wurden zur Masse aus einem halben Pfund Mandeln und vier Eiern 80 g Zimt hinzugefügt, während die ‚Muscatcina‘, bei der Hagios ‚Muskatzinen‘ genannt, zweifellos bitter schmeckten durch die Zugabe von je einem Lot (rd. 15 g) Nelken, Zimt und Muskatnuß. Ohne die seit vielen Jahrhunderten zu Weihnachten gebackenen Lebkuchen wäre die Liste des Gewürzgebäcks unvollständig. Die ‚Krachleckerlein‘ aus Honig, Brotmehl, Mandeln und vielerlei Gewürzen werden nach Rezepten hergestellt, die schon die Günterstaler Nonnen 1512 kannten.¹⁰⁸ Schön glaciert mit Zuckerguß und mit Mandeln besteckt waren sie ein beliebtes Geschenk für Kinder zum Nikolaus.¹⁰⁹

Bei keinem Festmahl durften die im Hippeneisen gebackenen und anschließend rundgebogenen Hohlhippen fehlen,¹¹⁰ ein zartes *Waffelgebäck*, wie es schon die Welserin liebte. Fürs normale Waffeleisen, das ebenfalls auf die Glut gestellt wurde, sind

weitere vier Rezepte angegeben, darunter gefüllte ‚Spitzkrapfen‘ und Waffeln aus Hefeteig.

Von den elf Rezepten für *Schmalzgebäck* sollen die bereits 1490¹¹¹ belegten Strauben zuerst erwähnt werden, für welche man den Brandteig durch einen ‚Striebltrichter‘ ins siedende Fett laufen ließ. Schneeballen entstanden — wie auch heute noch — aus um einen Kochlöffel gewickelten Teigstreifen, für die Apfelküchle mußte der Teig mit siedendem Wein angerührt werden. Sehr dekorativ sahen die ‚Gelberüben‘ aus, deren Mandelteig, mit Safran gefärbt, zu kleinen Gelberübchen geformt und in Schmalz gebacken wurde. Oben sollte man dann noch etwas ‚grünes‘ hineinstecken. Echten Walnüssen sahen die ‚gebackenen Nüsse‘ täuschend ähnlich, da der Mürbteig nach dem Füllen mit Eingemachtem in Nußmodeln geformt wurde.

Kuchen

Die Bezeichnung ‚Kuchen‘ wird in unserem Kochbuch nur fünfmal verwendet, dreimal in Verbindung mit Ortsbezeichnungen: Hannoveraner-, Travemünder- und portugiesischer Kuchen. Auf den Kirsch- und Weichselkuchen kommen wir noch zurück. Alle übrigen Gebäcke werden *Torten* genannt, auch die aus Biskuit- und Rührteig hergestellten. In der Regel verstand man jedoch unter ‚Torten‘ flache, trockene Kuchen, die mit eingemachten Früchten gefüllt und mit einem Gitter aus Teigstreifen belegt wurden; hergestellt aus Knet- oder Buttermilch waren sie ein von der vornehmeren Bürgerschaft¹¹² bevorzugtes Gebäck; bei den weniger Begüterten kamen diese Torten nur selten auf den Tisch, denn Zucker und auch Butter waren teuer, so daß dort ein einfacher Brotteig als Tortenboden genügen mußte. Für ein Pfund Butter mußte 1720 19 — 24 Pfennig bezahlt werden; der Taglohnsatz des gleichen Jahres lag zwischen 30 und 45 Pfennigen.¹¹³

Crescentia Bohrer unterscheidet 1836 deutlich die mit Eingemachtem gefüllten ‚Torten‘ von den mit frischem Obst belegten ‚Kuchen‘. 1715 werden nur zwei Kuchen mit frischen Früchten gebacken: die o. a. Kirschkuchen, eigentlich Kirschenplotzer, da sie mit Brot zubereitet werden. Auffallend ist, daß die Barxlin dafür 5 Handvoll „Kerschen oder Emelen“ (Bl. 96v) nimmt, ein im Markgräflerland gebräuchlicher Ausdruck für Weichseln.¹¹⁴

Für die Butter-, Gitter-, Ringel- und anderen *Torten* diente ein Knetteig als Boden, zur Muskaziener- und Kränzeltorte wurde eine Makronenmasse verwendet. Himbeeren waren gut, um solche „dorten zu fillen“, vor allem die Linzertorte, deren Zutaten im gleichen Mengenverhältnis wie heute verwendet wurden. Während hier die traditionellen Gewürze Zimt und Nelken fehlen, sind sie bei der Zimttorte angegeben. Über die eingemachten Himbeeren machte die Barxlin schließlich ebenfalls ein „Gätter“ aus Teig.

Für die ‚Sauerkrauttorte‘ wurde ebenfalls ein Linzerteig verwendet, auf welchen Eingemachtes kam. Zusätzlich wurden „1 oder 2 handvoll Saur Kraut“ gut gewaschen und in gesponnenem Zucker geröstet darauf verteilt. Karamellisierte Mandeln bekrönten schließlich diesen etwas ungewöhnlichen Kuchen; aber wir essen ja auch Gelberüben- und Linzertorte. Dies ist übrigens die einzige Erwähnung von Sauerkraut, das mit ‚grünem‘ oder ‚dürrem‘ Speck in unserer Gegend ein traditionelles Winteressen war und im Hl.-Geist-Spital häufig auf den Tisch kam.

‚Biskottentorte‘ oder *Biskuit* konnte mit 5 oder 18 Eiern gerührt werden, je nach Rezept. Mit Mandeln wurde er zur Mandeltorte, mit gekochtem und fein gehacktem grünen Kraut zur Spinattorte. Gewürzt mit Saft und Schale von Zitronen oder Pomeranzen, mit Anis oder Zimt, versuchte man, die vielen Biskuitkuchen abzuwandeln. Beim ‚Feinen Biskuit‘, der sich als Rezept für Löffelbiskuits entpuppt, wird man belehrt, daß die „instrumenten zu allen Eyer Schnee ganz fettfrei und sauber sein müssen“ und daß man das Eiweiß ungefähr „3. Vatterunserlang“ zu schlagen hat. Ein besonders feines Zuckerbrot wird sogar mit halb Mehl, halb „stärke Mehl“ gemacht, wobei ich nicht glaube, daß es sich bereits um unser Kartoffelmehl handelt, sondern eher um eine besondere Art von Mehl wie z. B. den „Moltzer“, ein sehr feines Staubmehl.

Aus *Rührteig* konnten ‚Allerhand Torten‘ und ein ‚Portugiesischer Kuchen‘ gebacken werden, wobei eine für uns heute selbstverständliche Zutat noch fehlte: das Backpulver. Selbst 100 Jahre später mußte man noch ohne chemisches Triebmittel auskommen und 1888 wird erst einem einzigen Kuchen, dem Natronkuchen, Natron und Weinstein hinzugefügt.¹⁵ In unserem Kochbuch wird zwar einmal Hirschhornsalz verwendet — heute noch Triebmittel für Lebkuchen — jedoch zur Herstellung einer Kalbsfußsülze (Bl. 7r).

Der *Blätterteig* wurde vorwiegend für die großen und kleinen Pasteten gebraucht (siehe dort); richtiger *Strudelteig* mit sehr wenig Fett, der von Hand so dünn wie möglich ausgezogen werden mußte, wurde nur zum Krebsstrudel genommen; der Mandelstrudel wiederum ist aus Buttermehl gebacken worden.

Durch die Backwaren aus *Hefeteig* läßt sich die These untermauern, daß bei vielen Speisen die Zubereitungsart als so bekannt vorausgesetzt wurde, daß sie nicht mehr beschrieben werden mußte. So sind unter den elf Hefeteigrezepten zwar vier Versionen von Ofennudeln, die Dampfnudeln werden jedoch nicht angegeben, obwohl es immer wieder heißt, daß man einen festen Teig machen solle „als wie zu denen dampf nudlen“ (Bl. 61r), „wie die dampf nudlen“ (Bl. 12v). Ähnlich ist es beim „Gugelhupf“, der nicht als einfacher, sondern nur als abgerührter Guglhupf vorkommt. Die Hefeteige sollen auf dem Nudelbrett geknetet und ausgewellt werden, aber ein Nudelteigrezept suchen wir vergebens. Ein weiteres Beispiel: Ein Backofen — zwar nicht ständig beheizt — war in der Barxlinschen Küche ja vorhanden, aber wir erfahren nicht, ob darin auch Brot gebacken wurde. Wir lesen nur, daß Eiweißgebäck ‚nach dem Backen‘ im Ofen getrocknet werden solle. Eigenartig ist auch, daß die Welserin ihre Lebkuchen dem Bäcker zum Backen brachte, obwohl ein Backofen im Haus war (S. 132).

Solche Auslassungen würden nun präzise Aussagen über die damaligen Speisegewohnheiten verhindern, wenn man nicht aus zusätzlichen Quellen schöpfen könnte. Auf jeden Fall kann man jedoch Zeittendenzen, Reliktverhalten und Innovationen herausfiltern.

Mit Dampfnudeln und Guglhupf haben wir zwei ausgesprochen süddeutsche Hefengebäcke vor uns, zu welchen sich noch die Gollatschen gesellen, die weiter östlich im österr.-böhm. Raum anzusiedeln sind. Bozen in Südtirol gab seinen Namen zu einem üppigen Früchtebrot, das aus verschiedenen Trockenfrüchten, dreierlei Nußsorten, siebenerlei Gewürzen und Hefeteig gebacken wurde.

III. Statistikauswertungen

Wie bereits erwähnt, ermöglicht dieses spezielle Software-Programm statistische Erfassung von Lebensmitteln, Gewürzen und Kräutern. Desgleichen läßt sich die Art der Nährstoffe feststellen, so daß man trotz aller Auslassungen (s.o.) auf ein bestimmtes Speisesystem wird schließen können. Schließlich wird noch etwas über die ebenfalls erfaßte Vorratshaltung ausgesagt werden können.

1. Gewürze und Kräuter

Die übertriebene Verwendung von Gewürzen hatte im 18. J. in den besseren Kreisen durch die Verfeinerung der Kochkunst bereits abgenommen,¹¹⁶ eine Tendenz, die auch im Barxlinschen Kochbuch festzustellen ist bis auf einige Ausnahmen. Den Gepflogenheiten gutbürgerlicher Häuser entsprechend, zog man nun ‚duftende‘ Würzungen vor¹¹⁷ wie Rosenblätter, Orangenblüte und Zitronenaroma, gewonnen durch Abreiben der Schalen an Zucker (Bl. 46r). Das sollte jedoch unsere Köchinnen nicht daran hindern, die typisch ‚deutschen‘ Gewürze¹¹⁸ Zimt und Muskat häufig zu verwenden, wobei Muskat in zwei verschiedenen Formen verwendet wurde: als Muskatnuß und Muskatblüte. Diese wird aus dem Samenmantel, der die Nuß umgibt, durch Trocknen gewonnen und ist sehr aromatisch.

Nachstehende Statistik zeigt die Beliebtheit bestimmter Gewürze, auch wenn die Angaben im Verlauf der über 500 Rezepte nachlassen. Auffallend dabei ist der relativ geringe Verbrauch an Pfeffer, einem Gewürz, das noch 100 Jahre zuvor im Übermaß genossen wurde;¹¹⁹ als Ursachen werden wohl einerseits die verfeinerten Speisesitten, andererseits die geringe Anzahl an Fleischspeisen in Frage kommen.

Zu den vielen säuerlichen Mehlsößen dienten ein Teil der Nelken, dann der Lorbeer und Wacholder, oft auch noch geriebene Muskatnuß und Zitronen.

Der bereits am Oberrhein angebaute, sehr teure Safran¹²⁰ wurde dem Gebäck, den süßen Suppen und Frikassees zugegeben und diente auch zusammen mit Ingwer zum Würzen der Fischgerichte.

Die Vanilleschote und der Stangenzimt wurden in Stücklein den süßen Speisen zugegeben. Je nach Rezept mußten die Gewürze aber auch „klein gestoßen“ werden im Mörser, eine sehr mühsame Arbeit.

Gebäck und süße Speisen wurden nicht nur mit Zimt, Ingwer, Nelken und Muskatblüte aromatisiert, sondern vor allem auch mit Zitronenschale und -saft.

Gewürze

Muskatblüte	77	Muskatnuß	55
Nelken	74	Zimt	61
Pfeffer	43	Ingwer	35
Lorbeerblätter	18	Safran	13
Wacholder	13	Anis	9
Vanille	5	Orangenblüten	3
Fenchel	1	Kümmel, Koriander	1

Zitronen wurden so häufig verwendet, daß von der Statistik die unglaubliche Zahl von 210 × errechnet wurde. Die durch das Zitronenöl zart duftende Schale wurde allein 149 × süßen und salzigen Speisen zugesetzt. Die herbschmeckende Pomeranze wurde viermal als frische Frucht verwendet.

Wenn man bedenkt, daß die Welserin 1553 zweimal Pomeranzen und nur einmal Zitronen verwendet, die in „fein dinne fledlach“ geschnitten zum Kapaun serviert wurden (S. 166), erkennt man, daß unser Kochbuch in einem und für ein wohlhabendes Haus geschrieben worden sein muß. Kostete doch eine einzige Pomeranze 1612 acht Pfennige.¹²¹ Dies gilt auch für die Gewürze (und den Zucker), deren Preise zwar im 17. und 18. J. gefallen waren,¹²² aber die dennoch nur für Begüterte in diesen Mengen erschwinglich waren.

Nehmen wir zum Vergleich einige Posten der fürs Jahr 1657 zugekauften Lebensmittel des Heilig-Geist-Spitals, wobei berücksichtigt werden muß, daß das Spital bereits über Getreide, Früchte und Fleisch von eigenen Gütern und Zinsabgaben verfügte und daß es auch viele wohlhabenden ‚Herrenpfündner‘ beherbergte.

Von 432 Pfund (1 Pf. = 20 bz) wurden ausgegeben für:

Fleisch zusätzl.	244 Pfund	Obst u. Gemüse	32 Pf.
Salz	40 Pfund	Gewürz	11 Pf.
Zucker	71 Pfund		

Man kann sich nun vorstellen, wie wenig Gewürze an die Speisen gegeben werden konnten, wenn allein die Kosten für das Salz rund viermal höher lagen. Ähnliches gilt für den immerhin noch recht hohen Betrag an Zucker, für welchen noch 1850 der Durchschnittsverbrauch pro Kopf und Jahr bei nur 2 kg lag¹²³ (1984 betrug er ca. 37 kg).

Durch das Verkaufsbuch des Freiburger Kaufmanns Morell,¹²⁴ das allerdings 100 Jahre älter ist als unser Kochbuch, sind wir in der glücklichen Lage, etwas mehr über die Preise ausgefallener Nahrungsmittel, Gewürze usw. zu erfahren. Dieser Kaufmann lieferte in wohlhabende Häuser von beständigen Räten, Adligen und Herren des Basler Domstifts.

1 Pfund Zucker	9 bz	1 Lot Safran	8 bz
1 Pfund Mandeln	3 bz 6 d	1 Lot Nelken	15 d
1 Pfund Reis	1 bz 4 d	1 Lot Zimt	1 bz
1 Pfund Rosinen	3 bz 6 d	1 Lot Ingwer	3 d

Wir können diesen Preisangaben entnehmen, daß das Lot (ca. 15 g) Safran fast so viel kostete wie das Pfund des noch sehr teuren Zuckers. Trotz der im Verlauf des nächsten Jahrhunderts gesunkenen Preise konnte demnach das Kochbuch der Barxlin nur in einem wohlhabenden Haus benutzt werden.

2. Kräuter

Im Vergleich zu den Gewürzen, unter welchen lediglich das Pulver des später aus Amerika herübergekommenen Paprikas noch fehlt, werden die Kräuter stiefmütterlich behandelt. Abgesehen von der Petersilie und dem nicht näher bezeichneten ‚Grünen‘ sieht die Liste dürftig aus:

Kräuter

Petersilie	23	Grünes	21
Rosmarin	19	Sedelkraut	7
Schnittlauch	7	Basilikum	5
Salbei	3	Selleriekraut	3
Majoran	2	Bührblättlein ?	1

Sedelkraut (vielleicht Bohnenkraut = Satureja?) und Bührblättlein konnten leider nicht identifiziert werden, zumal die Verwendung der Kräuter offensichtlich keinem System unterlag, d. h. daß bestimmte Kräuter nicht bestimmten Speisen zugeordnet wurden. So finden wir Rosmarin und Sedelkraut häufig in Fischgerichten, aber auch bei Geflügel, Fleisch und Wild. Basilikum diente ebenfalls zum Würzen von Geflügel, Fleisch und Fisch, und der Schnittlauch war nicht nur in Suppen zu finden, sondern auch bei den übrigen Gerichten. Nur der Majoran würzt zutreffend die Blutwürste wie heute noch.

Die Liste der fehlenden Kräuter dürfte die der vorhandenen übertreffen: Borretsch, Estragon, Liebstöckl, Dill, Pimpernell, Thymian und Zitronenmelisse, um nur einige zu nennen.

Dafür war der Verbrauch an Knoblauch und Zwiebeln umso höher:

Zwiebeln	81	Knoblauch	21
Rocambole	12	Kapern	10

Kapern wurden sowohl den säuerlichen Mehlsößen zugegeben, als auch zu Fisch und Pasteten verwendet. Rocambole wurde wie Knoblauch und Zwiebeln den salzigen Speisen zugefügt, gewöhnlich kleingeschnitten und in Butter gedämpft.

3. Die Nährstoffe

Unter den Nährstoffen sind die Fette und Öle zu verstehen, die Kohlenhydrate (nur Vielfachzucker) z. B. in Form von Mehl, Brot, Reis, Zucker und Honig, sowie die Eiweißstoffe, die überwiegend in Fleisch, Fisch, Eiern und Milchprodukten vorkommen. Hülsenfrüchte wurden unter den Kohlenhydraten eingeordnet, da sie davon 56 % enthalten, Eiweiß nur 24 %. Kleinstmengen wurden nicht berücksichtigt, so z. B., wenn einer salzigen Speise ‚ein wenig‘ Zucker beigegeben wurde oder wenn ein Fleischknopf mit ‚ein paar‘ Pistazien besteckt wurde.

Durch die statistische Auswertung sollte versucht werden, die Hauptlieferanten obiger Nährstoffe herauszufiltern und das daraus resultierende Speisesystem festzustellen.

Fette

Der Anteil pflanzlicher Fette und Öle ist in unserem Kochbuch relativ gering — die ersten Versuche mit Margarine begannen erst um 1870¹²⁵ — und überwiegend in den Nüssen enthalten:

Nüsse	76	Öl	13
-------------	----	----------	----

Unter den Nüssen herrschen die Mandeln vor; Haselnüsse, Walnüsse und Pistazien werden nur selten verwendet.

Das Öl ist meist nicht näher definiert; einmal wird ‚Baumöl‘, Olivenöl, angegeben, einige Male „bravancer öhl“, Öl aus der Provence (Bl. 52v).

Der Anteil tierischer Fette ist wesentlich höher; auffallend dabei ist der Butterverbrauch:

Fett

Butter	206	Rahm	63
Schmalz	61	Speck, fett	20
Nierenfett = Talg	9	Rindermark	5
Fleischfett	4		

Die Problematik bei Angaben wie „thu ein butter in ein Kachel“ liegt darin, daß wir nicht erfahren, ob unter Butter immer frische und nicht ausgelassene Butter zu verstehen ist. In einem Rezept wird *expressis verbis* darauf hingewiesen, daß man Butter und nicht Schmalz verwenden sollte, also kein Butterschmalz.

Ein Vergleich mit dem Heilig-Geist-Spital zeigt, daß sowohl frische als auch ausgelassene Butter verwendet wurde.¹²⁶ In anderen Freiburger Quellen¹²⁷ findet man gleichfalls ‚ingesottene Butter‘ im Vorrat; in einem Haushalt sogar 66 Pfund.

Unter ‚Schmalz‘ kann man Schweine- oder Butterschmalz verstehen; beides wird nicht explizit genannt. Es läßt sich nur feststellen, daß in einigen Rezepten sowohl Butter als auch Schmalz verwendet wird, so z. B. für den Guglhupf und den braun gesottenen Karpfen. In dem Rezept für ‚Allerhand Torten‘ heißt es, daß das Schmalz so lange gerührt werden soll, „bis es schön weiß wird“. Schweineschmalz ist jedoch bereits weiß, während das gelbe Butterschmalz erst durchs Rühren weiß wird wie auch die Butter.

Da in unserem Kochbuch so wenig Schweinefleisch verbraucht wird und da die Ausbeute an Schweineschmalz durch den hohen Speckanteil sehr gering war (11 Pf. Schmalz, aber 102 Pfund Speck), möchte ich annehmen, daß wir es überwiegend mit Butterschmalz¹²⁸ zu tun haben, eine Annahme, die auch durch das typisch süddeutsche Speisesystem unterstützt wird, das sich immer mehr herauskristallisiert.

Kohlenhydrate

Unter den Kohlenhydraten spielt der Zucker eine überragende Rolle, da er laut Statistik fast in der Hälfte aller Rezepte vorkommt:

Kohlenhydrate

Zucker	245	Mehl	163
Brot	99	Semmelbrösel	52
Schokolade	7	Reis	5
Kartoffeln	3	Honig	2
Hülsenfrüchte	2		

Der Anteil an Brot und geriebenem Brot, der in den Speisen enthalten war, stellt jedoch noch nicht den gesamten Verbrauch dar, da in der Regel noch Brot extra zu den Mahlzeiten gegessen wurde. Im Heilig-Geist-Spital erhielten die Pfründner der 1. und 2. Klasse pro Tag zusätzlich einen halben Laib Weißbrot, das sind etwa 350 g, die 3. und 4. Klasse einen halben Laib Schwarzbrot à ca. 700 g.¹²⁸

Das Mehl wurde zu Backwaren, Mehlspeisen und Mehlsößen verwendet, der Zucker zum Süßen der Speisen und zum Konservieren des Obstes. Die Schokolade enthielt damals außer Zucker auch noch viel Fett, da der Kakao noch nicht entölt werden konnte.¹²⁹

Eine Extra-Gruppe bilden die *Alkoholika*, da sie zwar Energielieferanten sind, sich jedoch nicht unter die obigen Gruppen einordnen lassen.

Alkoholika

Wein	36	Branntwein	2
Schnäpse	3	Arrak	1
Bier	1	Malvasier	1

Auffallend ist der hohe Weinverbrauch — eine typische Eigenart der süddeutschen Küche. Der Wein wurde in Freiburg nicht nur gebraucht, um „fremden Leuten zu Zeiten einen Trunckh zue geben“, sondern auch „zue däglicher haußhaltung mit Kochen“.¹³⁰

Eiweißstoffe

Unter dieser Gruppe fällt ein Lebensmittel durch seinen für Süddeutschland typischen hohen Verbrauch auf: die Eier.⁶⁶

Eiweiß

Eier	194	Eigelb	49
Eiklar	44	Milch	52
Quark	4	Käse	1
Fleisch/Wild	111	Geflügel	16
Fisch	63	Krebs	24

Insgesamt 287 x werden ganze Eier bzw. Eigelb oder Eiklar verwendet; zusammen mit dem hohen Zuckerverbrauch ist dies auf die vielen Mehlspeisen und Backwaren zurückzuführen.

Die höhere Zahl an Fisch und Fleisch kommt durch Zugabe von oft kleinen Mengen bei Mehlspeisen, Pasteten, Omeletts usw. zusammen; so werden allein 17 x Schinkenstückchen zugegeben, Omeletts werden mit Bries, Ohren und Krebs gefüllt (das führt zu je einem Eintrag bei Fleisch und Krebs), für den ‚Gebackenen Kuchen‘ wird ein wenig verwiegtes Kalbfleisch unter den Brandteig gerührt, der Brotfüllung wird Hechtleber zugegeben.

Außer Parmesan wird kein Käse verwendet, und sämtliche für Freiburg belegten Sorten wie Münster-, Schweizer-, Kuh- und Schmierkäse¹³¹ fehlen. Sogar Holländerkäse wurde bereits von Fuhrleuten hierher gebracht.¹³² In der Regel wurde Käse mit Brot zum Vesper gegessen; das Kochen mit Käse wurde erst später Sitte, als mit den industriell gefertigten Makkaroni die italienischen Nudelspeisen populär wurden; eine Ausnahme bildet die Welserin, die bereits 1553 ein Rezept für Ravioli mit Käse notierte.

4. Vorratshaltung

Das Aufbewahren von Lebensmitteln beschränkt sich in unserem Kochbuch auf

Konservieren durch Zucker bei Früchten	→	Konfitüre	23 x
Konservieren durch Zucker, ganze Früchte	→	kandierte Fr.	4 x
Konservieren durch Alkohol b. Früchten	→	Schnapsfrüchte	3 x
	→	Kirschlikör	1 x
Konservieren durch Zucker bei Obstsaft	→	Säfte	7 x
Konservieren durch Essig bei Gemüse	→	Gurken	1 x
Konservieren durch Salz bei Fleisch	→	Saukäse	1 x
	→	Kröswürste	1 x

Dazu kommen noch 11 Rezepte für Bonbons.

Nicht erwähnt wird das Einsalzen von Gemüse, z. B. von Rüben und Sauerkraut, das man sich schneiden ließ,¹³³ das Dörren und Trocknen von Bohnen, Zwetschgen, Kirschen und Äpfeln.¹³⁴ Gerade „düre schniz“, gedörrte Apfelschnitze, stellten mit Speck gekocht ein hier häufig gegessenes Gericht dar.¹³⁵ Ob sie allerdings in diesem doch wohlhabenden Haus auf den Tisch kamen, ist fraglich.

Über das Einsalzen und Räuchern der Schinken wird nicht gesprochen; wir erfahren jedoch, daß ein Kamin vorhanden war, in welchem einmal Felchen mit Wacholderholz geräuchert wurden.

IV. Ergebnisse

Anhand der Auswertung der über 500 Rezepte ließ sich die Zugehörigkeit zum *süd-deutschen Speisesystem* feststellen durch

- die vielen Mehlspeisen, Süßspeisen und Kuchen,
- die säuerlichen Mehlsößen,
- die häufige Verwendung von Semmelbröseln und Eiern,
- das Fehlen von Brotaufstrich in Form von Marmelade oder Mus,
- den relativ geringen Verbrauch an Fleisch und Gemüse,
- den Vergleich mit anderen süddeutschen Kochbüchern und Quellenmaterial.

Durch Wortuntersuchungen konnte die *sprachliche Herkunft* der drei Hauptautorinnen dieses Kochbuchs ebenfalls dem süddeutschen, genauer westoberdeutschen Raum zugeordnet werden, wobei sowohl der nördliche alemannische Sprachraum vertreten ist mit Wörtern wie Gufe, Kriese, Bresemlein, gebaites Brot, bräglen, luck, gebuckt usw., als auch der bairisch-österreichische mit Wörtern wie Topfen, Semmelschmollen, Striezel, Arbeß (Erbsen), Knödel und Koch.

Aufgrund des Vergleichs mit anderen Freiburger Quellen und Kochbüchern, hier besonders mit dem Büchlein der in die Steiermark verzogenen Freiburger Ordensschwester, läßt sich eine Vermischung feststellen, die auf den vorderösterreichischen Raum — evtl. auch auf Freiburg — weisen könnte. Zu dieser These würden die vielen aus dem Französischen übernommenen Wörter passen, die nicht nur auf dem Vordringen französischer Kochkunst beruhen, sondern auch symptomatisch für ein Gebiet wie Freiburg sind, das zeitweise — von 1677 bis 1698 — französisch war.

Sehr schnell sind hier Ende des 17. J. französische Bezeichnungen und Gerichte übernommen worden wie Ragout,¹³⁶ Haschee, Timbale (Hd.4) und Omelette; wir finden aber auch ‚subtil (Hd. 4 Bl. 63v), ‚feritable (véritable, Bl. 28r), ‚Bouteille (Bl. 66r), ‚castrol‘, ‚Farsch‘, ‚Schu‘ = Jus (Hd. 4), ‚conserviern‘ (Hd. 4), ‚grülliert‘ (Hd. 4) und ‚abblanschieren (Hd. 4).

Besonders viele französischen Ausdrücke wurden von Hand 4 verwendet, die auch als einzige von Semmelschmollen und Knödeln schreibt.

Was die Einordnung des Kochbuchs und seiner Autorinnen zu einer bestimmten *Gesellschaftsschicht* anbetrifft, so können wir von den Speisen und den verwendeten Zutaten auf ein wohlhabenderes Haus schließen, in welchem auch öfters ‚Gastereyen‘ stattfanden. Der Hinweis, daß ein Rezept von dem adligen Fräulein Langin übernommen wurde, deutet ebenfalls auf ein wohlsituiertes Haus hin.

Unsere Köchinnen waren Neuem gegenüber aufgeschlossen, sie — vor allem die Barxlin — versuchten, die Erdäpfel, den Kaffee und die neuen Früchte und Gemüse in ihrem Speiseplan unterzubringen. Sie schrieben ein gutes Deutsch in schöner Schrift, was für die damalige Zeit und gerade für Frauen nicht selbstverständlich war.

Warum aber schrieben mehrere Frauen zur gleichen Zeit in das Kochbuch? Handelte es sich um Verwandte? Oder um Köchinnen, die im selben Haushalt tätig waren, z. B. bei Regierungsbeamten des Vorderösterreichischen Wesens oder bei Adligen wie dies bei der Hagios der Fall war, die bei den Greifeneggs, den Türkheims und auch bei den Gebrüdern Gäß gekocht hatte? Auch weitere Freiburger Quellen halfen nicht, und so muß diese Frage offen bleiben.

QUELLEN

Stadtarchiv Freiburg (StadtA Freib.) (im fgd. beziehen sich alle Archivsignaturen ohne Archivangaben auf das Stadtarchiv Freiburg)

- A 1 Urkunden : X b Policey Ordnungen
XXIII a Gesellsch. z. Gauch
- B 1 Handschriften : Nr. 31 Kochbuch vor Maria Anna Barxlin
Nr. 164 Kochbüchlein von Maria Salome Newburgerin
- B 3 Ordnungen : Nr. 13 Holzbüchlein
- B 5 Protokolle : XIII b Ratsbeschlüsse
VI a Kaufhausprotokoll Nr. 10
- C 1 Akten : Gewerbe und Handel Nr. 49
Erbschaften/Inventare
- E 1 Rechnungen : A I b 2 Ausgabebücher Nr. 149
A III c Nr. Kaufhausrechnungen
B I b 3 Gesellschaft z. Gauch
B II c 1 Heilig-Geist-Spital
B II c 6 Gutleuthaus
B II c 7 Findelhaus
B III Nr. 3 Verk.buch Morell

Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA):

Handschriften Abtl. 65, Nr. 247 Notizenbuch der Priorinnen und Äbtissinen von Günterstal, 1480 1512

Benutzte Kochbücher:

- BOHRER, Crescentia: Freiburger Kochbuch; Freiburg i.Br. 1836
- DAVIDIS, Henriette: Praktisches Kochbuch für die gewöhnliche und feinere Küche; von Holle, Luise neu bearb., Bielefeld 1898
- FEYL, Anita: Das Kochbuch Meister Eberhards; Diss. Freiburg 1963
- FISCHER, Hans W.: Das Leibgericht; Darmstadt 1955
- HAGIOS, Babette: Freiburger Kochbuch . . . , Freiburg 1839
- „KOCHE AUF VORRAT!“, Handbuch für die Frischhaltung aller Nahrungsmittel mit den „Weck’schen Einrichtungen“, Frankfurt a. M. 1905
- KÜBLER, Susanne: Das Hauswesen . . . , Stuttgart 1899
- REZEPTBUCH der Fürstin Augusta Maria . . . , ab 17. 9. 1689; GLA Abtl. 65 Handschriften Nr. 85
- RIEDL, Charlotte: Lindauer Kochbuch; Lindau 1886
- SCHILLERN, Benjamin: Neu=eröffnete Kunst= und Schatz=Kammer rarer und neuer Curiositäten . . . , Hamburg o. J. (17. J.), in Privatbesitz bei d. Pädagogischen Hochschule Freiburg
- SCHMIDT, Marie: Neuestes vollständiges Kochbuch; Ravensburg 1854
- STOPP, Hugo Hrsg.: Aus Kochbüchern des 14. bis 19. Jahrhunderts; Heidelberg 1980
- STOPP, Hugo Hrsg.: Das Kochbuch der Sabine Welserin; Heidelberg 1980. (Aus Augsburg, 1553)
- WIEL, Dr. Josef: Diätetisches Koch Buch für Gesunde und Kranke . . . , Freiburg 1874
- WUNDT, E., Rothmund, A., Künzler, M.: Kochbuch der Koch und Haushaltungsschule; Karlsruhe 1924
DIES.: Koch= und Haushaltungsbuch; Karlsruhe 1960

ANMERKUNGEN

- ¹ B 1 Nr. 31.
- ² Huggle & Partner, Softwarehaus, 7800 Freiburg, Mozartstr. 68.
- ³ Welserin, Newburgerin, Eberhard, Fürstin Augusta, s. Quellen u. Kochbuchverzeichnis.
G. WIEGELMANN: Alltags- und Festspeisen, Wandel und gegenwärtige Stellung; 1967, S 73.
- ⁴ WIEGELMANN (wie Anm. 3), S. 36.
- ⁵ s. dazu W. ARTERLT: Die deutsche Kochbuchliteratur des 19. Jahrhunderts, in: Ernährung und Ernährungslehre im 19. Jahrhundert, Hg. v. E. Heischkel Artelt; 1976. S. 350 385.

- 6 H. J. TEUTEBERG u. G. WIEGELMANN: Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung; 1972; S. 133 (Teuteberg).
- 7 E 1 B II c 1 Heilig-Geist Spital Rechnungen v. 1720.
- 8 Hl.-Geist Rechn. (wie Anm. 7) von 1735 und 1740; die Preise werden in Kreuzern angegeben, die Abrechnungen werden noch mit Batzen gemacht.
- 9 WIEGELMANN (wie Anm. 3), S. 16f.
- 10 Ders., S. 69ff.
- 11 R. HAUSCHILD: Das Buch vom Kochen und Essen; 1975, Abbildung S. 210.
- 12 Bohrer und Hagios, s. Kochbuchverz.
- 13 Wundt/Künzler von 1924 und 1960, s. Kochbuchverzeichnis.
- 14 E 1 B II c 6 Gutleuthaus Rechnungen, 1615; Ausgaben für Stockfisch und Plattnißlin.
- 15 B 3 Nr. 13 Holzbüchlein.
- 16 E 1 A III c Nr. 2 Kaufhausrechnungen von 1621 1634.
- 17 H. H. VON AUER: Das Finanzwesen der Stadt Freiburg i. Br. von 1648 1806, I. Teil; Diss. Karlsruhe 1910; S. 19.
- 18 FEYL, s. Kochbuchverzeichn., S. 78.
- 19 R. SÜSS: Vom Freßbädle zur armen, braven Marie; 1976. S. 45 beschreibt Süß dieses Gericht der Barxlin als „Kalbsbrust ... zusammen mit Fröschen, Karnikeln oder Wurzeln ...“!
- 20 Hl. Geist Rechn. (wie Anm. 7) v. 1775, S. 44.
- 21 WIEGELMANN (wie Anm. 3), §§ 130 und 131
- 22 F. KLUGE: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache; 1967; die Mehlspeise ‚Strudel‘ soll zuerst 1715 genannt worden sein.
- 23 B 3 Nr. 13 Holzbüchlein.
- 24 A 1 X b, Policity Ordnungen; darin Hochzeitsordnung von 1667.
- 25 Hl. Geist Rechn. (wie Anm. 7) v. 1775.
- 26 siehe dazu W. ABEL: Wandlungen des Fleischverbrauchs und der Fleischversorgungen in Deutschland seit dem ausgehenden Mittelalter; in: Berichte über Landwirtschaft, Bd. XXII, Heft 3, 1937.
- 27 WIEGELMANN (wie Anm. 3), S. 39.
- 28 Ders., S. 118.
- 29 B 5 XIII b 1. Buch Ratsbeschlüsse, 1666 1683.
- 30 Hl.-Geist Rechn. (wie Anm. 7), Kucheljournal v. 1775.
- 31 WIEGELMANN (wie Anm. 3), S. 31; auch bei WIEL, s. Kochbuchverz.
- 32 Ders., Karte 24 und S. 55.
- 33 B 5 XIII b Nr. 1, Ratsbeschlüsse 1666 1683.
- 34 E 1 B I b 3 Gesellschaft zum Gauch v. 1624.
- 35 SCHILLERN, s. Kochbuchverz.
- 36 Auskunft von meinem Vater, Metzgermeister E. Frey; Schweine heute: 100 kg Lebendgewicht; früher: 150 kg; Schlachtgewicht ca. 20 % weniger.
- 37 C 1 Gewerbe und Handel Nr. 49 v. 1648.
- 38 Hl. Geist Rechn. (wie Anm. 7), Notizprotokoll v. 1775.
- 39 E 1 B I b 3 Gauch 1624 „Gallerey“ zum Festmahl und I. ORIGO: „Im Namen Gottes und des Geschäfts“, Lebensbild eines toskanischen Kaufmanns der Frührenaissance; 1985. „Da wir diesen Leuten große Ehre antun wollen ... mache morgen eine ganz große Schüssel Schweinssülze.“ S. 260.
- 40 E 1 B I b 3 Gauch
- 41 SCHILLERN (wie Anm. 35), S. 208.
- 42 WIEGELMANN (wie Anm. 3), S. 44, Anm. 17.
- 43 Ders., S. 218.
- 44 KLUGE (wie Anm. 22).
- 45 B 5 XIII b 1. Buch, Ratsbeschlüsse v. Sept. 1683.
- 46 WIEGELMANN (wie Anm. 3), S. 33.
A 1 X b (wie Anm. 24), Hochzeitsordnung v. 1667.
- 47 Notizenbuch im GLA Karlsruhe, s. Quellenverz.
- 48 C 1 Gewerbe u. Handel Nr. 49 v. 1648.
- 49 A XXIII a Nr. 38/39 v. 1585, Gesellsch. z. Gauch.
- 50 B 5 VI a Kaufhausprotokoll Nr. 10, Bl. 6lv und E 1 A I b 2 Nr. 148 v. 1670, S. 29.

- 51 WIEGELMANN (wie Anm. 3), S. 55.
- 52 E 1 B I b 3 Gauch v. 1624; auch im Kochbuch der Welserin und des M. Eberhard, s. Kochbuchverz.
- 53 WIEGELMANN (wie Anm. 3), S. 233.
- 54 Ders., S. 192 ff.
- 55 Ders., S. 193, Anm. 12.
- 56 Dazu auch WIEL, s. Kochbuchverz.
- 57 TEUTEBERG WIEGELMANN (wie Anm. 6), S. 258 (Teuteberg) und Hl. Rechn. (wie Anm. 7) v. 1775, F; hier wird die tägliche Brotration angegeben.
- 58 FISCHER, s. Kochbuchverz., S. 321.
- 59 STOPP, Aus Kochbüchern, s. Kochbuchverz., S. 19: Ostfränkische Handschrift 14. J., und FEYL (wie Anm. 18), S. 86.
- 60 E 1 B II c 7 Findelhaus v. 1630 1637.
- 61 STOPP, Welserin, s. Kochbuchverz., S. 124/125.
- 62 F. BRAUDEL: Der Alltag, Sozialgeschichte des 15. 18. Jahrhunderts; 1985, S. 174.
- 63 WIEGELMANN (wie Anm. 3), S. 84 ff, S. 94.
- 64 H. J. TEUTEBERG: Zur sozialgeschichtlichen Bedeutung der Kartoffeln und ihrer Eingliederung in der deutschen Volkskost, in: Ethnologische Nahrungsforschung, Internationalen Kongreß August 1973, Helsinki 1975; S. 237 266. Teuteberg betont die Verwendung der Kartoffel als Schweinefutter und setzt die endgültige Einbürgerung in Süddeutschland um 1820 an.
- 65 Hl. Rechn. (wie Anm. 7), v. 1719/1720 und v. 1776, 1. April bis 31. Dezember. Geist
- 66 TEUTEBERG WIEGELMANN (wie Anm. 6), S. 258 (Teuteberg).
- 67 WIEGELMANN (wie Anm. 3), S. 56.
- 68 Hl. Rechn. (wie Anm. 7), v. 1775, F. Geist
- 69 Ebd.
- 70 Diese franz. Bezeichnung soll erst seit 1710 in deutschen Kochbüchern sein, KLUGE (wie Anm. 22).
- 71 STOPP, Aus Kochbüchern (wie Anm. 59), S. 16 „von Pasteden“ und Origo (wie Anm. 39), S. 261 Fleisch und Kräuterpasteten; beide 14. J.
- 72 Ders., S. 16 Nr. 30 (14. J.), S. 54 Nr. 16 (1544).
- 73 STOPP, Welserin (wie Anm. 61), S. 72/73.
- 74 STOPP, Aus Kochbüchern (wie Anm. 59), S. 29 f.
- 75 FEYL (wie Anm. 18), S. 77.
- 76 P. ROBERT: Dictionnaire Alphabétique & Analogique, Paris 1972.
- 77 KLUGE (wie Anm. 22).
- 78 WIEGELMANN (wie Anm. 3), S. 210 Anm. 17.
- 79 Ders., S. 55 und S. 230.
- 80 E 1 B I b 3 v. 1624, Gauch.
- 81 Hl. Rechn. (wie Anm. 7) v. 1720 und Notizprotokoll v. 1775. Geist
- 82 WIEGELMANN (wie Anm. 3), S. 58 f.
- 83 FEYL (wie Anm. 18), S. 93.
- 84 C 1 Erbschaften, Inv. J. Simler v. 1655/1675/1676.
- 85 RIEDL, s. Kochbuchverz., S. 127.
- 86 BRAUDEL (wie Anm. 62), S. 234.
- 87 KÜBLER, s. Kochbuchverz.
- 88 MEYERS Konversationslexikon Bd. 13, 1879; S. 614 unter ‚Rheum‘ für Rhabarber.
- 89 Koche auf Vorrat, s. Kochbuchverz., S. 54.
- 90 RIEDL (wie Anm. 85) und M. Schmidt, s. Kochbuchverz.
- 91 TEUTEBERG WIEGELMANN (wie Anm. 6), S. 227 (Wiegelmann).
- 92 Hl. Rechn. (wie Anm. 7) v. 1775. Geist
- 93 TEUTEBERG WIEGELMANN (wie Anm. 6), S. 298 f (Wiegelmann).
- 94 Hl. Rechn. (wie Anm. 7) v. 1776, S. 100. Geist
- 95 E 1 A I b 2, Ausgabebücher, Nr. 149, S. 39 r.
- 96 GLEICHEN RUSSWURM, A. v., Hg.: Kultur und Sittengeschichte; Das Jahrhundert des Barock, Bd. 13: Gesellschaft und Sitte (1600 1700), Hamburg o.J.; S. 393.
- 97 SCHILLERN (wie Anm. 35), S. 197.

- 98 H. WISWE: Kulturgeschichte der Kochkunst, Kochbücher und Rezepte aus zwei Jahrtausenden mit einem lexikalischen Anhang zur Fachsprache v. E. Hepp; 1970, S. 128.
- 99 Hl. Rechn. (wie Anm. 7) v. 1775 und E I B II c 7 Findelhaus v. 1639 42. Geist
- 100 TEUTEBERG, WIEGELMANN (wie Anm. 6), S. 244; Teuteberg setzt das Aufkommen des Speiseeises erst Ende des 18. J. an.
- 101 STOPP, Aus Kochbüchern (wie Anm. 59), HS 14. Jh., S. 21.
- 102 C 1 Erbschaften Inv. Dr. Peter Fadet 1716.
- 103 BRAUDEL (wie Anm. 62), S. 265.
- 104 Ders., S. 263.
- 105 TEUTEBERG, WIEGELMANN (wie Anm. 6), S. 258 ff (Teuteberg).
- 106 Ders., S. 162.
- 107 WISWE (wie Anm. 98), S. 88 und 91.
- 108 Notizenbuch im GLA, Karlsruhe (wie Anm. 47).
- 109 E 1 B II c 7, Findelhaus v. 1639 42.
- 110 E 1 B I b 3, Gauch 1623 und 1624.
- 111 STOPP, Aus Kochbüchern (wie Anm. 59), S. 40.
- 112 TEUTEBERG, WIEGELMANN (wie Anm. 6), S. 303 (Wiegelmann).
- 113 Hl. Rechn. (wie Anm. 7) von 1720. Geist
- 114 BAUM, H.: Alemannisches Taschenwörterbuch für Baden, 1978; S. 16.
- 115 SCHMIDT (wie Anm. 90), S. 271.
- 116 H. H. MAURUSCHAT: Gewürze, Zucker und Salz im vorindustriellen Europa, Diss. Göttingen 1975; S. 162.
- 117 BRAUDEL (wie Anm. 62), S. 235.
- 118 Ders., S. 233.
- 119 Ders., S. 234.
- 120 SÜSS (wie Anm. 19), S. 36 .
- 121 E 1 B III Nr. 3, Verkaufsbuch Morell, 1612, 1616.
- 122 MAURUSCHAT (wie Anm. 116), S. 131.
- 123 Siehe dazu: W. ABEL: Stufen der Ernährung, 1981.
- 124 E 1 B III Nr. 3, Morell (wie Anm. 121).
- 125 R. TANNAHIL: Kulturgeschichte des Essens, 1979, S. 315 f.
- 126 Hl. Rechn. (wie Anm. 7) v. 1. 4. bis 31. 12. 1776. Geist
- 127 C 1 Erbschaften, Inv. Dr. Peter Fadet 1716.
- 128 TEUTEBERG, WIEGELMANN (wie Anm. 6), S. 307 (Wiegelmann).
- 129 WISWE (wie Anm. 98), S. 131.
- 130 C 1 Erbschaften, Inv. A. M. Leiteneggerin 1676.
- 131 Hl. Rechn. (wie Anm. 6) v. 1775. Geist
- 132 E 1 B III Nr. 3 Morell (wie Anm. 121).
- 133 E 1 B II c 7, Findelhaus, v. 1670/71.
- 134 Ebd. v. 1639 42 „dürr grüßen“.
C 1 Erb. Inv. Dr. P. Fadet 1716: Zwetschgen, Apfelschnitz.
- 135 Hl. Rechn. (wie Anm. 7), Notizprotokoll v. 1775. Geist
- 136 C 1 Erb. Inv. W. Eggs, 1703: „ragu“, „Amolettenpfannen“ usw.

Eine Buchhandlung in Freiburg

Zur Geschichte der Wagnerschen Buchhandlung

Von
KARL ZIMMER

Die Anfänge

1749 eröffnete der Buchhändler Ignaz Wagner eine Buchhandlung in Freiburg.¹ Er kam von Augsburg, wo er den Buchhandel erlernt hatte und seit 1747 ein selbständiges Geschäft betrieb. Die Freiburger Firma führte er zusammen mit seinem jüngeren Bruder Anton, der für Dauer ansässig wurde, während er selbst nach wenigen Jahren endgültig in sein Stammhaus zurückkehrte. Anton Wagner wurde damit zum eigentlichen Begründer der Freiburger Buchhändlerfamilie Wagner.² Einzelheiten der Trennung sind nicht überliefert, auch ist die Verlagstätigkeit jener Zeit nur lückenhaft bekannt. Noch 1767 bestand, wie aus einem Schreiben Hagenbuchs hervorgeht (s. u.), zwischen den Brüdern ein Korrespondenten- oder Kommissionärverhältnis; 1769 weist der Titel eines Verlagswerks noch beide Orte aus;^{2a} erst ab 1773 tritt Anton eindeutig in Erscheinung. Man kooperierte offensichtlich nach Bedarf und tauschte Erfahrungen aus, zumal Ignaz an einem günstigeren Verkehrspunkt saß. Antons Selbständigkeit wurde dadurch nicht beeinträchtigt.

Die Kriegsergebnisse eines ganzen Jahrhunderts hatten 1745 für Freiburg, das zeitweise zu einem der Zentren europäischer militärischer Ereignisse geworden war, mit der Schleifung der wesentlichen Festungswerke ein Ende gefunden. Die Ausdünnung der Bevölkerung als Folge des Dreißigjährigen Krieges und die Vaubansche Befestigung hatten die Stadt nach Einwohnerzahl und bewohnbarem Areal reduziert. Garnison und öffentliche Arbeiten hatten zwar Beschäftigung gebracht, was aber die Lasten nicht aufwog. In ihrer wirtschaftlichen Geschichte hatte die Stadt einen Tiefpunkt erreicht. Die neuen Initiativen gingen vor allem von Zuwanderern aus, die während und nach den Kriegen des 17. Jahrhunderts Fuß gefaßt hatten. Sie waren meist Handelsleute aus der weiteren Umgebung oder den Voralpenländern, wie etwa aus Savoyen, der Gegend südlich von Genf.³ Als 1698 die Stadt nach 20jähriger französischer Herrschaft zu Österreich zurückkehrte, war der Rat verpflichtet worden, nur Bürger katholischen Glaubens aufzunehmen.⁴ Für Hugenotten, die in protestantischen Ländern die industrielle Entwicklung stimulierten, konnte Freiburg kein Ziel sein. Die Brüder Wagner stammten aus dem Ammergau, also dem bairischen Voralpenraum.⁵

Die Universität, von Jesuiten geleitet, hatte keine Bedenken gehabt, ihre Geschäftsbeziehungen zu dem protestantischen Buchhändler Wohler aus Ulm durch die Verleihung des akademischen Bürgerrechts zu festigen. Sie glaubte aber, es seinem Sohn und Nachfolger verweigern zu müssen.⁶

Man legte jedoch Wert auf einen Buchhändler am Ort, so daß Wagner, der katholische

lisch war, in die Lücke treten konnte. Er wurde akademischer Bürger, wodurch er außerhalb des Zunftwesens stand. Dies brachte zwar unstreitig Vorteile aber auch besondere Verpflichtungen der Universität gegenüber, die ihn berufen hatte.⁷ 1753 tritt Anton Wagner an die Stelle seines Bruders als akademischer Bürger.⁸

Beziehungen zu einem Buchführer Martin Wagner aus Augsburg, der bereits 1716 um das Freiburger akademische Bürgerrecht nachgesucht hatte und vom Senat mangels Bedarf abschlägig beschieden worden war, konnten bis jetzt nicht nachgewiesen werden, ebensowenig ein Zusammenhang mit einem Buchführer Thomas Wagner, der 1722 das städtische Bürgerrecht erwerben wollte.⁹ Auch führen keine Fäden zu dem Gründer der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung in Innsbruck,¹⁰ wenn zwar auffällig ist, daß dieser in unmittelbarer Nähe Augsburgs beheimatet war, etwa zwei Wegstunden von der Ortschaft entfernt, in der die Schwiegereltern von Ignaz Wagner einen Gasthof betrieben.¹¹ Die mündlich überlieferte Herkunft von einer alten Augsburger Patrizierfamilie, die sich mit Buchhandel beschäftigt habe, entbehrt konkreter Hinweise und ist wohl als spätromantische Legende des 19. Jahrhunderts anzusprechen.¹²

Die Quellen zur eigentlichen Firmengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, von L. Klaiber nach bestem Vermögen ausgewertet, sind lückenhaft, gaben auch teilweise zu Widersprüchen Anlaß. Durch neue Funde zur Familiengeschichte, Heranziehen sekundären Materials, Überprüfung von späteren Entscheidungen und Überlieferungen sowie eine stärkere Berücksichtigung der gleichzeitigen landes- und buchhandelsgeschichtlichen Ereignisse und nicht zuletzt der bedeutsamen politischen Tätigkeit der einzelnen Wagnergenerationen ist eine weitgehende kontinuierliche Aufhellung möglich. Ein Verlag, durch Buchtitel und Autoren präsent, ist historisch stets besser zu erfassen als eine Sortimentsbuchhandlung mit ihren wechselnden Objekten. Wir sind bestrebt, auch diesem Ungleichgewicht Rechnung zu tragen. An eine strenge chronologische Ordnung können wir uns nicht halten, da wir Überschneidungen nach Möglichkeit vermeiden wollen.

Die Geschichte der Buchhandlung wie des damit verbundenen Verlags kann als beispielhaft gelten für eine Provinzstadt im Süden Deutschlands, die sich in einem geschichtsträchtigen, in seiner Bedeutung jedoch zeitweise zurückgefallenen Umfeld befand, keine Residenz eines deutschen Fürsten war und seit langen Jahrhunderten am Fernhandel nicht teilgenommen hatte, deren Universität nach einem Jahrhundert Kriege und Belagerungen sich allmählich zu hohem Ansehen emporentwickelte. Wenn Wagner die Leipziger Messen nur selten beschickt bzw. besucht zu haben scheint, deutet dies nicht auf mangelndes Interesse, sondern auf die unterschiedliche Marktstruktur und -lage im Norden und im Süden. Für die lateinischen Universitätschriften Anton Wagners, teils theologischen Inhalts, war in protestantischen Ländern keine Absatzmöglichkeit mehr.¹³ Außerdem war mit der zügigen Entwicklung des Geld- und Rechnungsverkehrs im Buchhandel die persönliche Anwesenheit eines Buchhändlers in Leipzig immer gegenstandsloser geworden. Die Kommissionäre nahmen in verschiedenem Umfang die Geschäfte wahr. Sie waren meist auch im Ost-West-Pelzhandel engagiert, wo gut verdient wurde, so daß sie dem Buchhandel gegenüber als Kreditgeber auftreten konnten. Es war aber Geschäftsprinzip Wagners in allen Generationen wie auch anderer angesehener Buchhandlungen, auf derartige

Kredite zu verzichten und aus Eigenmitteln zu finanzieren. Die Kommissionäre brauchte man hilfsweise als Spediteure. Die recht späten engeren Kontakte zu Leipzig dürften auch hierin eine Erklärung finden. Die nach Wien weisenden Beziehungen scheinen wenig ergiebig gewesen zu sein, zumal sie von dem dortigen Privilegienschacher überschattet wurden. Politische Argumente traten hinzu. Als der Buchhandel bereits überall mit der Forderung nach Bekämpfung des Nach-(heute Raub)-Drucks Widerhall fand, wurde dieser in Österreich aus merkantilistischer Sicht mit dem Adelsprädikat belohnt.¹⁴

Die Familie Wagner war in ihren Vorstellungen und Lebensgewohnheiten wie in ihrer Tätigkeit eine typische Freiburger Bürgerfamilie des 18. und 19. Jahrhunderts, ursprünglich zugewandert und der Welt aufgeschlossen. Ihre berufliche Tätigkeit, die in eine politische hineinwächst, ist, soweit sie Firmen- und Stadtgeschichte umfaßt, Thema dieser Arbeit, während das zu weit führende reizvolle Persönliche einem anderen Rahmen vorbehalten sein soll.¹⁵ Detailprobleme rechts- und wirtschaftsgeschichtlicher Art von überregionalem Interesse, die speziell Buchhandel und Bibliotheken betreffen, wird eine Untersuchung behandeln, die beim Börsenverein der Deutschen Buchhändler in Frankfurt erscheinen wird.

Das 18. Jahrhundert ist eine Zeit großer Reformen wie auch der wirtschaftlichen Entwicklung der hierzu nötigen Gewerbe- und Handelszweige, zu denen gerade der Buchhandel und die sich damals herausbildenden Vertriebs- und Informationsweisen wie auch Rechnungsarten gehören. Der zeitliche Vorsprung in Nord- und Mitteldeutschland im Hinblick auf das Ziel eines liberalisierten Wirtschaftsverkehrs im 18. Jahrhundert, der auch wieder Rückschläge erlitt, ging Hand in Hand mit politischen Vorgängen, wie z. B. der Aufhebung der Leibeigenschaft oder allgemeinen Bildungs- und Schulreformen.¹⁶ Scheinbar Unzulängliches im Verhältnis der Firma zur Universität in den ersten Jahrzehnten erweist sich als Unsicherheit diesen vibrierenden Ereignissen einer vorrevolutionären Zeit gegenüber, deren örtliche Probleme durch die Auflösung des Jesuitenordens noch vermehrt wurden.¹⁷

Die Firma wurde als Universitätsbuchhandlung gegründet für den Bücherbedarf des kleinen Lehrkörpers und der Studenten, aber auch für Schulbücher aller Art, denn die Gymnasiasten wurden zeitweise den Studenten zugerechnet.¹⁸ Sie war verpflichtet, jährlich ein Verlagswerk zum Mindesten herauszubringen, dessen Autor der Universität angehörte.¹⁹ Daß ein Buchhändler gleichzeitig Verleger sei, war damals noch selbstverständlich und ist bis heute im Universitätsortiment üblich.

Wenn auch im Maßstab der Zeit in manchen Jahrzehnten die Verlagstätigkeit nicht unbedeutend gewesen ist,²⁰ so hatten trotzdem wirtschaftlich wie kulturell Beschaffung und Lagerhaltung offensichtlich Vorrang, d. h. die Wünsche der Kunden standen — manchmal vielleicht zu sehr — im Vordergrund. Dies erklärt wohl auch, daß aus keiner Periode der Firmengeschichte ein Verlagsprogramm überliefert ist. Wo verlegerische Ambitionen zu vermuten sind, treffen sie nur auf einzelne Buchtitel zu. Außerdem widersprach es spätestens seit Alois Wagner den aufgeklärten und toleranten fortwirkenden Grundsätzen der Firma, sich bestimmten Richtungen irgendwelcher Art zu verpflichten.²¹

Ohne die Universität hätte ein Buchhändler in einer Stadt nur noch regionaler Bedeutung nicht existieren können. Ebensowenig wäre die Belieferung der Universität

allein ausreichend gewesen, denn die Anzahl der Studenten, von denen durchschnittlich zwei Drittel der theologischen Fakultät angehörten, nahm innerhalb des ersten Jahrhunderts der Firma nur zögernd um etwa 100 auf ca. 300 zu.²² In der Stadt selbst war zwar die Erinnerung an eine größere Vergangenheit, deren sichtbares Erbe das Münster war, lebendig geblieben,²³ doch hatten die Träger gewechselt. Die alten Geschlechter waren meist erloschen oder hatten die Stadt verlassen. Der unternehmerische Elan war schon im ausgehenden Mittelalter versiegt, und die großen Vermögen waren abgewandert, umgeschichtet, aufgebraucht oder Stiftungen zugeflossen.²⁴ Freiburg war kein Bischofssitz. Auch die Reformation hatte keinen Widerhall gefunden. Es war keine landesherrliche Residenz, aber auch keine bedeutende Festung mehr. Sie stand einer neuen bürgerlichen Entwicklung offen, wenn auch erst sehr viel später. Für einen Buchhändler, der die Chancen des bildungsfreudigen 18. Jahrhunderts und die Möglichkeiten der Landschaft klug zu nutzen verstand und die unerläßlichen Einschränkungen richtig einzuschätzen wußte, öffnete sich auf lange Sicht ein dankbares Feld, in gewissem Sinne Neuland.

Man war also von Beginn auf alle sich bietenden Absatzmöglichkeiten angewiesen, nicht nur in der Stadt sondern auch im Umland, wo Klöster und begüterte Leute von Stand als Kunden zu gewinnen waren. Der Wettbewerb war nicht leicht, denn in St. Peter wie in St. Blasien war Wohler aus Ulm gut eingeführt²⁵ — und blieb es allem Anschein nach auch —, der über weitreichende Verbindungen zur Beschaffung älterer Bücher verfügt haben muß. Zu erwähnen ist noch, daß man z. B. in St. Blasien Werke hoher Qualität im Eigenverlag produzierte, um, wie man offen zugab, durch Tausch die Aufwendungen für die Bibliothek niedrig zu halten.²⁶

Den persönlichen Beziehungen kam in dieser Situation besondere Bedeutung zu. Anton Wagner hatte 1754 Catharina Priffon geheiratet, die einer zwei Generationen vorher eingewanderten Kaufmannsfamilie aus Savoyen entstammte und die Mutter von Alois Wagner wurde. Nach ihrem frühen Tode nahm er ihre Cousine Catharina Michon zur Frau.²⁷ Welches Gewicht diesen Neubürgern für die Regeneration des städtischen Lebens zukam, ermißt man daraus, daß zu jener Zeit der Bürgermeister von Freiburg Montfort hieß. Der Vormund der Geschwister Michon war Franz Gaess, Inhaber verschiedener kommunaler Ehrenämter (Waldmeister, Zunftmeister der Zunft der Handelsleute usw.), dessen Großvater aus dem Oberrieder Tal gekommen war.²⁸ Er sollte später der Schwiegervater von Alois Wagner werden. Sein Haus wird als musischer Treffpunkt geschildert, auch zählte er zu den ersten Mitgliedern der 1784 von Johann Georg Schlosser, badisch-markgräflichem Amtmann in Emmendingen und Schwager Johann Wolfgang von Goethes, gegründeten Freiburger Freimaurerloge, der alsbald auch seine Schwiegersöhne beitraten.²⁹ Daß er (in aller Heimlichkeit natürlich) als erster Freiburger Geschäftsmann einen protestantischen Commis beschäftigte, sei noch erwähnt.³⁰ Tradition des oberdeutschen Raumes, alemannische Weltoffenheit und eine auf Generationen unübersehbare französische Bildungskomponente bestimmen nunmehr trotz aller Enge der arm gewordenen Kleinstadt Leben und Wirken der Familie Wagner.

Im Verhältnis Wagners zur Universität zeichneten sich bereits in den ersten Jahren Probleme ab, die bis in unser Jahrhundert immer wiederkehrende Gesprächsthemen zwischen Buchhandel und Bibliotheken waren, nicht nur in Freiburg. Der Universi-

tätsbuchhändler Wagner erwartete als Gegenleistung für Beschaffung und Lagerhaltung ein existenzsicherndes Lieferprivileg, d. h. vor allem den Schutz gegen auswärtige Konkurrenten und Außenseiter.³¹ Trotz etwaiger ursprünglicher Versprechungen konnte dies die Universität nicht verbieten, da sie alte freundschaftliche Beziehungen (auf Autoren gestützt) nicht aufgeben und bei preisverschiedenen Angeboten Wagner nur zum Zug lassen wollte, wenn er günstiger oder zum selben Nachlaß liefern konnte. Hinter diesen vordergründigen Argumenten dürften sich jedoch Umstände verbergen, die naturgemäß keinen schriftlichen Niederschlag fanden. Wir müssen uns daher im Umfeld nach Spuren umsehen.

In Vorderösterreich am Vorabend der Französischen Revolution

Die Tätigkeit eines Buchhändlers am Oberrhein vollzieht sich damals in einer Zeit sich wandelnder Geschäftssancen des Buchhandels und der Entstehung des modernen Urheber- und Verlagsrechts in einem politischen Spannungsfeld, das durch Bücherzensur (bei Verlagen) und Büchervertriebsverbote (bei Sortimentern) gekennzeichnet ist.³² Die Richtlinien waren in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts von Staat zu Staat recht verschieden, erst recht war die Handhabung völlig unterschiedlich. Ihre Legitimation leiteten sie aus kirchlicher und staatlicher Autorität ab, ihre Durchsetzung spiegelte die realen Machtverhältnisse.³³ Gleichzeitig war angesichts der aufziehenden Gewerbe- und politischen Freiheit der allmähliche Zerfallsprozeß des überkommenen Zunft- und Privilegienwesens im Gang, der die Überwachung erschwerte. Als Verleger hatte Anton Wagner mit der (Vor)Zensur, die von den Fakultäten ausgeübt wurde,³⁴ sicher keine Schwierigkeiten, der Verkauf verbotener Bücher jedoch war für ihn ein heikles Problem, da er die literarisch und wissenschaftlich interessierten Kunden befriedigen und sich seiner privilegierten Stellung gemäß, d. h. den Zensurvorschriften entsprechend verhalten sollte.

In Vorderösterreich galten die strengen Wiener Verbotsbestimmungen, doch scheint in theresianischer Zeit die Beobachtung der ambulanten Buchführer³⁵ auf den Märkten — oft ohne festes Domizil — vorgeherrscht zu haben, während man sich auf die Selbstkontrolle der ortsansässigen Buchbinder, Buchdrucker und Buchhändler verließ, deren Zunftzugehörigkeit bzw. akademisches Bürgerrecht im Übertretungsfalle gefährdet waren. In vielen Ortschaften des Breisgaus (z. B. Emmendingen, Haslach bei Freiburg) galt markgräfllich-badisches Recht, im nahen Elsaß dominierte der Einfluß Frankreichs, in der freien Reichsstadt Ulm gab es kaum Behinderungen. Diese Zustände mußten zwangsläufig zur Entstehung illegaler Produktions- und Vertriebsnetze führen, wie sie für Frankreich bekannt sind, wo schließlich fast alle Werke der Aufklärer auf den Markt kommen konnten — aber nicht legal. In Paris waren an die Stelle der von den Zensoren selbst erteilten Privilegien allmählich die „stillschweigenden Zulassungen“ (permissions tacites) getreten, die die zahlreichen Untergrunddruckereien (imprimeries clandestines) nutzten, deren sich auch das Ausland bediente. In Straßburg konnte man sogar die verbotenen Novitäten lieferbar per Erscheinen abonnieren.³⁶ Zahlreiche Sondergenehmigungen für bestimmte Persönlichkeiten gab es in allen Zensurgebieten. Die Zustellung an die Letztabnehmer besorgten Domestiquen und Lakaien, die Mitnahme von Einzelexemplaren war Privat-

personen gewöhnlich sowieso gestattet. Unter Joseph II. wurde für eine kurze Zeit die Zensur überhaupt aufgehoben, ebenso bei Beginn der Französischen Revolution, hernach in Napoleons Wirkungsbereich teilweise scharf gehandhabt.³⁷ Der Markgraf Carl Friedrich hatte eine neue Bücher-Censur-Ordnung erlassen. Unter den mittelbaren Auswirkungen der unübersichtlichen Vorgänge hatte vor allem der reguläre Buchhandel zu leiden.³⁸

Anton Wagner, der 1765 ein Schulbücherprivileg für die österreichischen Vorlande erhalten hatte,³⁹ beschwerte sich 1767 beim Stadtrat über Wohler, der die Zulassung für Freiburg durch die Errichtung einer „Niderlag“ bei dem Buchbinder Hagenbuch zu umgehen suchte.⁴⁰ Aus dessen ausführlicher Darstellung zur Sache entnehmen wir, daß zwar der Bestand gering, wesentlich aber die Annahme von Bestellungen war, zumal weder Wagner noch sein Bruder in Augsburg in der Lage seien, jeden Auftrag zu erledigen.⁴¹ Nebenbei bemerkt Hagenbuch, daß er keine verbotenen Bücher führe, auch daß Wohler sein Depot ebensogut im Durchlachischen, also in Emdendingen oder Haslach einrichten könne.⁴² Seinen weithin bekannten Ruf verdanke Wohler der Lieferung guter billiger Bücher, die Wagner nicht beschaffe. Hagenbuch wirft Wagner vor, er neide ihm den Verdienst, trotzdem er als akademischer Bürger exempt, d. h. von den bürgerlichen Verpflichtungen eines Zunftangehörigen befreit sei.⁴³

Wenn auch die Überlieferung recht lückenhaft ist, dürfen wir mit gewisser Sicherheit einige Vermutungen aussprechen. Wohler genießt die Vorteile der Toleranz der Reichsstadt Ulm, ist durch seine regelmäßigen Reisen nicht nur seinen Kunden, sondern auch subalternen Dienstleistenden bestens bekannt und übt seine Tätigkeit praktisch frei von Beschränkungen aus. Wagner vertrieb damals keine unerlaubten billigen Nachdrucke,⁴⁴ mied inkorrekte Verhaltensweisen und verfügte nicht über illegale Beziehungen. Daß er erst 1779 und nur für einige Jahre in den Leipziger Meß-



F I N.



Abb. 1

katalogen erscheint, deutet auch auf geringe Geschäftsverbindungen im protestantischen Raum in den Anfangsjahrzehnten.

Der Freiburger Buchdrucker Andreas Satron erhielt 1767⁴⁵ von der Regierung das Buchhandelsprivileg, wodurch er Wagner in gewissem Sinn gleichgestellt wurde. Dies scheint der Anlaß gewesen zu sein, daß die Universität sich zu einer nach bisheriger Kenntnis im deutschen Buchhandel einmaligen Lösung entschloß, die tunlichst allen Aspekten gerecht werden sollte, nicht zuletzt ihrem eigenen Interesse an stabiler geschäftlicher Partnerschaft. Die Tätigkeit Wohlers, dem man offensichtlich Einiges verdankte, blieb unangetastet. Wagner wurde als „Universitätsbibliothekar und Buchhändler“ mit einem jährlichen Salär von 200 fl. Bediensteter der Universität, der nunmehr als deren Beauftragter ohne etwaige Einschränkungen von dritter Seite Geschäfte vornehmen konnte.⁴⁶

Das Amt war nicht nur ein Trostpflaster, mit Ehrensold und Titel garniert, wie später vermutet wurde, sondern wurde wahrgenommen. Wenden wir uns den Einzelheiten zu, so dürfen wir uns auf P. Schmidt stützen, der jüngst die Quellen in bibliotheksgeschichtlicher Hinsicht aufschlußreich bearbeitet hat. Demnach wurde Wagner bei der Besetzung der Stelle eines zweiten Bibliothekars der Universitätsbibliothek verschiedenen Bewerbern teils besserer Qualifikation mit Rücksicht auf frühere Zusagen vorgezogen. Sein Tätigkeitsbereich weitete sich durch das Wachstum der Bibliothek ebenso aus wie durch ihm zufließende Verwaltungsaufgaben, für die man seinen Einsatz gerne begrüßte, wie etwa die damals nicht immer problemlose Ausleihe. Damit war aber Wagner nach Autorität und Arbeitsumfang überfordert, da er ja seiner Doppelfunktion als Bibliotheksadjunkt und Buchhändler gerecht werden mußte. Gelegentliche Schwierigkeiten, die sich bei dieser Situation ergaben, konnten zwar behoben werden, führten aber schließlich (nach immerhin anderthalb Jahrzehnten) zu Wagners Entlassung, der aber umgehend seine Wiedereinstellung zusätzlich neben seinem Nachfolger jedoch zum halben Salär (100 fl.) folgte. Er starb im darauffolgenden Jahr.

Das ungewöhnlich enge Vertrauensverhältnis, dessen Hintergründe wir zu erklären versuchen, beruhte auf persönlicher Qualität und war im Rahmen der damaligen politischen und wirtschaftlichen, geistigen und kulturellen Lage am Oberrhein begründet. Man schätzte einen Fachmann, der in der turbulenten Zeit josefinischer Reformen bestimmte Funktionen zuverlässig ausführte. So hat Wagner auch seine Geschäftsverbindungen zur Verflüssigung größerer Posten von Dubletten der Bibliothek zur Verfügung gestellt, auch offenbar beratend zur günstigen Nutzung der begrenzten Beschaffungsmittel beigetragen. Abgerechnet wurde bar, durch Verrechnung und vielleicht fallweise durch Tausch.⁴⁸

Die Rückendeckung der Universität hatte die wirtschaftliche Basis wesentlich gestärkt, so daß in den Siebziger Jahren Anton Wagner, tatkräftig von seinem Sohn Alois unterstützt, den Aktionsbereich erheblich ausdehnen konnte. Als größere Bibliotheksbestände dem Markt zugeführt wurden, war es möglich, in geschickter Nutzung der Situation Qualität und Umfang des Warenlagers beträchtlich zu steigern.⁴⁹ In seinen letzten Lebensjahren — er starb 1786 — hatte sich Anton Wagner schrittweise aus gesundheitlichen Gründen zurückgezogen und seinem Sohn die Initiative überlassen. Vater und Sohn scheinen sich hervorragend ergänzt zu haben, der Vater

mehr dem 18. und der Sohn schon dem kommenden Jahrhundert zugewandt, beide der Aufklärung folgend. Ihre jahrelange Zusammenarbeit wurde späteren Generationen zum Vorbild.

Die Stifter-Insel



*Die Menschen durch Menschen nur.
Mittelt der Stifter der Stifter.*

Abb. 2 Der ungenannte Verfasser ist H. Sautier.

Die
Philanthropen
von Freyburg;
oder
die Stifter und Wohlthäter

der Hauptstadt Freyburg im Breisgau,
und der Albertinischen Hochschule.

Sammt einem Grundrisse
der Freyburger Chronik,
und einem Titellupfer:
die Stifter Insel.

Freyburg im Breisgau,
gedruckt mit Felner'schen Schriftsen,
zu finden bey Alois Wagner, Buchhändler.

1 7 9 8.

Von Österreich zu Baden
Alois Wagners kommunalpolitische Tätigkeit

Die Geschäftsräume befanden sich in der Nähe des Martinstors, in welcher Gegend auch Mitglieder der Familien Briffon und Michon wohnten, und bestanden aus mindestens zwei Räumen, von denen einer abschließbar war. Gegen Ende der (Achtziger)Jahre besaß Alois Wagner die größte „Privatbibliothek“ in Freiburg, wie Hirsching berichtet,⁵⁰ die er aber nach behördlichen Schwierigkeiten in einem separaten Raum einschloß (in dem sie sich nämlich schon vorher befand). Wie er in dem Interview äußerte, hätte er sie an die Freimaurerloge verkaufen müssen, doch seien die Bücher für ihn jederzeit zugänglich, da er ja der Bibliothekar der Loge sei.⁵¹ Es

finden sich jedoch weder in der Geschichte der Loge noch anderswo irgendwelche Hinweise auf diesen Verkauf noch den weiteren Verbleib des Bestands. Die damaligen Ausgabenposten der Loge bewegten sich, soweit bekannt,⁵² in einem für den Erwerb unzulänglichen Rahmen. Hingegen konnte Alois 1823 seinem Sohn Friedrich d. Ä. vor der Familie geheim gehaltene Ersparnisse zum Erwerb einer Druckerei übergeben.⁵³

Die „Privatbibliothek“ war eine Leihbibliothek, was der Besitzer offen erläuterte, die auch in weiterem Umkreis bekannt und sicher auch Treffpunkt für Gedankenaustausch und Diskussion — wohl nicht nur literarischer Art — gewesen ist. Sie hat sicher Bücher enthalten, die die Universitätsbibliothek nicht anschaffen wollte oder konnte, vielleicht auch abgegeben hatte.⁵⁴

1790 erwarb Alois Wagner das Haus „Zur Meigen“ (später Kaiserstraße 115) zum Preis von 2800 fl., und besaß nun ein eigenes Geschäftshaus.⁵⁵ Das Vertrauen seiner Mitbürger ließ ihn — in den Fußstapfen seines Schwiegervaters — zum Zunftmeister der Handelsleute werden.

Hoff Wagner
 Ein Anweisung p. Caf. für die gellen
 Franken Brauer Johann Wagner geb. 1764
 hat, ohne die für den Code Napoleon
 gelte, den in auf Caff. unter dem 1. Aug.
 d. J. abgekauft, nach wiff.
 Es ist, das auf das Conto d. d. d.
 Wagner geb. und Hugo ist also sein
 vordere Einverständnis bei, das ist nun
 gültig angenommen.

Alois Wagner
 1810

Wagner

Abb. 3 Geschäftsbrief Aloys Wagners von 1810. StadtAF C 1 Bücher.

Alois Wagner ist ferner als Armenvater, welches Amt er bis ins Alter bekleidete, im Stadtrat für Sozialangelegenheiten zuständig gewesen, nicht zuletzt für die Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit und die Vermittlung von Arbeitsstellen wie auch von Möglichkeiten zur Auswanderung. In dem Treffen von Wagenstadt nahm er 1796 in seiner Eigenschaft als Zunftmeister als Hauptmann und Kompaniechef teil.

Das starke kommunalpolitische Engagement hatte sicherlich berufliche Vorteile, zumal mit der Zunftzugehörigkeit die volle Integration in die Bürgerschaft sichtbar vollzogen war, das Odium der Ausnahmestellung des *Civis academicus* gegenstandslos wurde. Man darf aber nicht übersehen, daß die Inanspruchnahme durch Ämter und Geselligkeit in einer sehr bewegten Zeit hohe Ansprüche an einen kontaktfreudigen und verantwortungsbewußten Mann wie Alois Wagner stellte, so daß die durch die europäischen Ereignisse gebotenen Möglichkeiten nicht immer in vollem Umfang genutzt werden konnten. Der Hinwendung zur Stadtgemeinde entsprach auch Alois Wagners Interesse an Schulbüchern, das er hart verteidigte.⁵⁶ Ob er — als Armenvater — der Initiator oder nur der Ausführende kostenloser Versorgung minderbemittelter Schüler mit Schulbüchern, eine in Freiburg kontinuierlich bis nach dem Zweiten Weltkrieg praktizierte Art der Lernmittelfreiheit, gewesen ist, läßt sich bis jetzt nicht feststellen.

Mit dem Übergang Freiburgs an Baden wurde zwar die rechtliche Stellung des Buchhandels definitiv gestärkt, wurden seine Handelsbräuche ebenso anerkannt wie in norddeutschen Staaten,⁵⁷ es wurde aber auch eine Umorientierung nötig, die Alois Wagner nicht leicht fiel. Die Familie Wagner gehörte zu jenem Kreis legitimistischer Vorderösterreicher, die die Josephinischen Reformen im Wesentlichen durchaus bejaht, ihre Zugehörigkeit zu Österreich aber nie in Zweifel gezogen hatten. Als das Haupt jenes Kreises, der Freiherr Karl von Baden, 1814 nach Wien reiste, um einen letzten Versuch beim Kongreß zu unternehmen, den Breisgau dem Hause Österreich zu erhalten, nahm er den ältesten Sohn Alois Wagners, Josef, als seinen Begleiter mit.⁵⁸ Erst 1816 gab man endgültig alle Hoffnungen auf und wandte nun seine Loyalität dem neuen Fürstenhause in vollem Umfang zu.⁵⁹ Josef Wagner allerdings, der die Nachfolge des Vaters nicht antreten wollte, Jurist geworden war und eine Stelle am Großherzoglichen Landamt innehatte, trat 1816 in österreichische Dienste über und starb schließlich 1859 als Gubernialrat in Graz. Auch seine vier Söhne, teils Ingenieure, schlugen die österreichische Beamtenlaufbahn ein. Ihre Beteiligung am Freiburger Vermögen erlosch erst aus Anlaß der Erbauseinandersetzung von 1861.⁶⁰

Zu den Persönlichkeiten, die dienstlich⁶¹ wie Josef Wagner oder gesellschaftlich dem Freiherrn von Baden nahestanden, gehörte auch der Kreisrat Dr. Josef Kern, auch er ein Verfechter der Interessen der ehemals vorderösterreichischen jetzt badischen Gebiete gegenüber Regierung und Residenzstadt, aber auch in Anbetracht drohender Überforderung durch unfundierte Entwicklungen. Als nach Erlaß der badischen Verfassung (1818) die Zweite Kammer 1820 erstmalig zusammentrat, wurde er ihr erster Präsident.

Friedrich Wagner d. Ä., Buchhändler, Drucker, Verleger, Presseemann, langjähriger Bürgermeister der Stadt Freiburg

Durch die Berufswahl seines älteren Bruders Josef war Friedrich Wagner (d. Ä.) fast zwangsläufig die Aufgabe zugefallen, seinem Vater Alois nachzufolgen. Schon dies allein bedeutete nicht nur Bildung und Wirken eines Buchhändlers, sondern ebenso Verflechtung in das politische Geschehen der Stadt. Wir können deutlich mehrere Einflußlinien erkennen, die ihn zu einer Persönlichkeit von hoher Selbständigkeit formten, so daß er schließlich an die Spitze des Gemeinwesens gelangte, von der er nach langen Jahren in großen Ehren scheiden konnte. Der Vater Alois bot das Vorbild europäischer Gesinnung und eines ständigen Strebens nach umfassender Allgemeinbildung. Die Wanderjahre führten ihn nach Innsbruck, wo er in der dortigen Wagnerschen Universitätsbuchhandlung seine Lehrzeit als Drucker verbrachte, und sodann nach Wien zur Firma Anton Pichler, um auch einen Verlagsbetrieb kennenzulernen. Die insgesamt fünfjährige Abwesenheit benutzte er auch zu zahlreichen Abstechern in die umliegenden Landschaften, wie er überhaupt jede Gelegenheit wahrnahm, seinen Bildungshorizont zu erweitern. Als er Ende 1815 nach Hause zurückkehrte, hatte die große Veränderung auf der politischen Bühne einen Abschluß erreicht, den er in seinen Wiener Jahren aus nächster Nähe als Zuschauer miterlebt hatte. Diese Erfahrungen prägten seine politischen Grundauffassungen und seine Fähigkeit, berufliche oder ehrenamtliche Arbeitsprogramme souverän zu bewältigen. Auch die sich vorbereitende Laufbahn des älteren Bruders trieb seinen Ehrgeiz an. Zunächst hatte er den Vater im Betrieb zu entlasten, die weite Welt lag wieder fern.

Hier setzte der Einfluß des von Badenschen Kreises, vornehmlich des Dr. Josef Kern ein.⁶² Friedrich Wagner zeichnete sich aus durch sicheres Auftreten, schnelle Auffassungsgabe und knappe logische Formulierung, zielstrebiges Erkennen des Wesentlichen. Er nahm die üblichen gesellschaftlichen Verpflichtungen, die die Stellung seines Vaters bedingten, als selbstverständlich auf sich, heiratete — nicht ganz nach den Vorstellungen der Familie — eine tüchtige Frau, die ihm in der Folgezeit nach besten Kräften den Alltag so erleichterte, daß er seinen Aufgaben gerecht werden konnte. Ihr verstorbener Vater hatte einen Gasthof in Breisach und sie hatte Sinn fürs Geschäft. Ihr Schwager war übrigens Historiker und Ordinarius in München.⁶³ Die Tatkraft Friedrich Wagners ist in diesen Jahren noch voll auf die Entwicklung des Betriebes ausgerichtet, wenn sich auch die künftige politische Tätigkeit im Verlagsschaffen und in den persönlichen Verbindungen ankündigt. 1823 veräußerte Dr. J. Kern das früher der Gauchgesellschaft gehörige Haus (später Kaiersstraße 52) an Friedrich Wagner, das er ein Jahrzehnt vorher von den Erben Stapf erworben hatte. Seit 1821 liefen bereits Bemühungen, die Hofbuchdruckerei Springing in Rastatt, „mit dem großen Privilegium des Schulvertrags“ verbunden, zu übernehmen. Nach erfolgtem Hauskauf und Erhalt der großherzoglichen Genehmigung konnte dann 1823 die Übersiedlung vorgenommen werden. Wenige Monate später fand die Heirat statt.⁶⁴ 1824 überließ Alois altershalber seinem Sohn das Sortimentsgeschäft samt Bücherlager und widmete sich hinfort mehr der Repräsentation.

1819 war bereits ein ab 1822 praktizierter Liefervertrag mit der Universitätsbibliothek geschlossen worden, der den Freiburger Buchhandlungen durch Zuweisung



Abb. 4 In dem 2. Haus von links, zuletzt Adolf Hitler Straße 186, früher Kaiserstraße 52, befand sich bis 1944 die Wagnersche Universitätsbuchhandlung Karl Zimmer.
StadtAF M 72 B 556.

jeweiliger Jahreskontingente einen gewissen Bestandsschutz gewährte, während die Bibliothek in den Genuß von Umtauschmöglichkeiten kam. Damit wieder aufgenommene Grundgedanken blieben so in sich wandelnder Form bis zu unserem Jahrhundert erhalten.

Die Firma konnte nunmehr ihre Aktivitäten auf alle damals bekannten Gebiete des Buchwesens ausdehnen, wozu sich ein weiterer Beleg findet. Im Rahmen seiner Tätigkeit als Universitätsbibliothekär hatte bereits Anton Wagner Antiquariatsgeschäfte,

wahrscheinlich sogar von größerem Umfang getätigt, ob für eigene Rechnung sei dahingestellt, jedenfalls gibt es Hinweise.⁶⁵ Nach dem Tode des Herrn von Baden übernahm Friedrich Wagner d. Ä. die Veräußerung seiner umfangreichen Bibliothek, wozu 1830 ein Katalog erschien. Auch in späterer Zeit war stets Antiquariat mit der Buchhandlung verbunden.

Der Besitz einer eigenen Druckerei förderte die Entwicklung des Verlags, der weiterhin mit der Buchhandlung vereinigt blieb.⁶⁶ Feste Verlagsprogramme hat Wagner nie herausgebracht, was auch aus Zeitungsinserten hervorgeht, die stets gezielt für einzelne Buchtitel vor oder kurz nach Erscheinen werben. Die Schnelligkeit der Information war wesentlich, Wiederholungen traten erst in der zweiten Jahrhunderthälfte auf. Man legte Wert auf häufige kleine Erinnerungen und verzichtete auf die Ankündigung von ganz- oder halbjährigen Programmen, wie es etwa Herder vorzieht. Die Verlagsarbeit in den zwanziger und dreißiger Jahren läßt auch Rückschlüsse auf den Kundenkreis der Buchhandlung zu, über den wir ebenso wenig Einzelheiten erfahren wie über viele näheren Lebens- und Arbeitsumstände Friedrich Wagners d. Ä. Wissenschaftliche Werke wie die Schriften von Ittners oder die Flora Friburgensis von Spenner, die erste deutsche lokale Flora,⁶⁷ die Schriften von E. Münch u. a. stehen neben dem Freiburger Volkskalender, der von 1827 bis 1862 erscheint.⁶⁸ Die Werke von Chateaubriand erschienen in zahlreichen Lieferungen, von Professoren der Freiburger Universität übersetzt.⁶⁹ Die Basis für verlegerische Unternehmungen bleibt aber sichtlich ein regionaler Abnehmerkreis, dessen Interessen auf eine rasche Erholung der Stadt seit den Jahren deutet, in denen Ignatz und Anton Wagner den Grundstein zur Firma gelegt hatten.

Die geistige Spannweite der Produktion stand durchaus im Zeichen der Firma eigener Toleranz, politisch, wissenschaftlich, religiös. 1830 bis 1834 verlegt Wagner die Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg, 1833 bis 1840 das badische evangelische Kirchenblatt, ab 1839 die Zeitschrift für Theologie.⁷⁰ Von seiner liberalen Einstellung zeugt auch eine Petition katholischer Geistlicher gegen den Zölibat. Für sein süddeutsches Denken bezeichnend ist eine Schrift von 1833, die er vermutlich selbst verfaßt hat, und die vor einem Anschluß an den Preußisch-Hessischen Zollverein warnt.

Daß in der fruchtbaren Zeit von 1825 bis 1850 nur wenige Titel praktischer Jurisprudenz auftreten, ist sicher auf das Aufkommen der aus Karlsruhe zugezogenen Gebrüder Groos zurückzuführen, die über direkte Verbindungen verfügten.⁷¹ Wagner griff keineswegs wahllos alle Gebiete auf, aber er hielt inne, wenn er keinen Vorteil sah. Auch dieses Verhalten entsprach seiner Toleranz, wie sie überall sichtbar wird. In dieselbe Richtung weist auch die relativ geringe Betonung regionaler Literatur, zumal gerade hier die Gesamtzahl recht kleine Broschüren bzw. Karten und Ansichten einschließt. Allerdings brachte er Rosmanns Geschichte Breisachs, der Heimatstadt seiner Frau heraus.

Zeitgeschichtliche Themen, die nie eine besondere Rolle spielten, nehmen nach der Wahl zum Stadtrat und später zum Bürgermeister fühlbar ab bis zum Verschwinden, wohl ein Akt der Selbstdisziplin. Geschichte war nie stark vertreten, hingegen überrascht die Reformfreudigkeit der Theologie bei gleichzeitigen kirchenamtlichen Aufträgen; Diskussion des Zölibats, protestantische Predigten und Feiern treten auf.

Der
Wundschub zu Lehen
 im Breisgau,
 aus
 der arme Konrad zu Bühl;
 zwei Berichten
 des deutschen Bauernkrieges.

Aus den Quellen bearbeitet
 von
 Dr. Heinrich Schreiber.

Freiburg im Breisgau.
 Im Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.
 1 8 2 4.

DIE
 NEUENTDECKTEN
HÜNENGRÄBER
 IM BREISGAU.
 von
 Dr. HEINRICH SCHREIBER.

Mit Abbildungen und einem Kärtchen.

FREIBURG IM BREISGAU
 IM VERLAG DER FRIEDRICH WAGNERSCHEN
 BUCHHANDLUNG.
 1 8 2 6.

Abb. 5

So erklärt sich auch leicht das Nachlassen und schließlich weitgehende Fehlen literarischer Titel, denen allzu leicht Revolutionäres nachgesagt werden konnte. Man war liberal, aber legitimistisch. Außerdem waren zwar die Kosten noch niedrig, Gewinn und Verluste waren überschaubare Größen, die Lebenshaltung der Freiburger Bürgerfamilien war sparsam auch in den tonangebenden Familien, die Vermögen aber wuchsen langsam und der Buchhandel zählte nicht zu den gesegnetsten Handelszweigen. Friedrich Wagner d. Ä. war ein sehr klarer Rechner, der aus Fehlern nüchtern zu lernen verstand.

Daß Themen der Tagespolitik tunlichst vermieden werden, ist wohl nicht nur auf Drohungen der Zensur zurückzuführen. In glaubhaften späteren Überlieferungen treffen wir auf verschiedene Ursachen. Wie sein Vater Alois zur Zeit der Französischen Revolution — und wie viele junge Buchhändler aller Zeiten — machte auch Friedrich seine Erfahrungen mit den Illusionen begeisterter Intellektueller.⁷² Er lernte — nicht zuletzt von Dr. Josef Kern — daß man das Erreichen möglicher Ziele nicht durch unzeitige und unerfüllbare Forderungen gefährden dürfe. Vieles in den großen Zentren verlegerischen Schaffens Realisierbare konnte in einer Stadt, die am Beginn ihrer modernen Entwicklung stand, nicht unter vertretbaren wirtschaftlichen Gesichtspunkten verwirklicht werden. Reaktionär, wie es ihm später vorgeworfen wurde, war er deshalb ebensowenig wie seine Freunde. Nicht zu übersehen ist auch

das Taktgefühl des Buchhändlers, der auf die Verletzbarkeit seiner Kunden Rücksicht nehmen muß, wenn er seine unabhängige Stellung bewahren will, ein Zug, der es später dem Bürgermeister ermöglichen sollte, über den Meinungen zu stehen.

Im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts erreicht die Verlagstätigkeit einen gewissen Höhepunkt, durch eigene Druckerei, Persönlichkeit Friedrich Wagners d. Ä. und günstige Wettbewerbsverhältnisse sowie relativ niedrige Kosten bedingt.⁷³ Ehe wir Wagners politische Verpflichtungen weiterverfolgen, scheint es daher angebracht, die verlegerischen Aktivitäten zu untersuchen. Wir dürfen davon ausgehen, daß der Verlagskatalog von 1875 etwa ab 1820 ziemlich vollständig ist, und daß die statistische Auswertung für die Jahre nach 1850 keine erheblichen Abweichungen mehr bringt, so daß wir vorzugreifen uns erlauben können.

Der Verlagskatalog von 1875 ist ein Auslieferungsverzeichnis, das aus Anlaß der Einführung der Markwährung erstellt wurde. Während eine Anzahl deutscher Verlage die Gelegenheit zu einer Gesamtdarstellung ihrer Produktion nutzte,⁷⁴ beschränkte sich Wagner auf lieferbare Titel und solche, die man wieder auflegen bzw. nicht missen wollte. Es fehlen daher auch manchmal Jahreszahlen. Insgesamt enthält er 426 Titel in 594 Bänden oder Heften. Schul- und Alltagsbücher sind oft Nachdrucke älterer Auflagen. Im allgemeinen wird nicht zwischen Eigenverlag, Kommissionsverlag und der Auslieferung von Druckaufträgen unterschieden. Für die Gesamtzahl der Wagnerschen Veröffentlichungen dürfte bis 1875 mit weiteren 50, von da bis 1978 mit etwa 70 Titel zu rechnen sein.⁷⁵

Die 426 Titel gehören folgenden Gebieten an:

	Anzahl der Titel	Anzahl der Bände bzw. Hefte
Medizin	54	60
Recht, Verwaltung	44	44
Theologie, Kirchenrecht	82	112
Philosophie, Philologie	32	32
Naturwissenschaften	24	24
Geschichte	16	19
Forstwesen und Forstrecht	12	12
Literatur	32	99
Politik, Zeitgeschichte	22	22
Schulbücher und -wesen	44	44
Handwerk, Landwirtschaft, Ratgeber, Kochbücher usw. Volkskalender	33	95
Freiburg, Region	31	31
	426	594

Berücksichtigt man, daß Medizin, Theologie, Philosophie und Forstwesen auch volkstümliche Schriften enthalten, dann entfällt etwa die Hälfte der Titel auf wissenschaftliche Literatur, und zwar zu etwa gleichen Teilen auf Geisteswissenschaften und

Medizin/Naturwissenschaften. Die Annalen der Staats-Arzneikunde, das Archiv der Forst- und Jagdgesetzgebung der deutschen Bundesstaaten, die Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg, die Zeitschrift für Theologie zeugen von dem Versuch, einen wissenschaftlichen Zeitschriftenverlag zu gründen. Zur selben Zeit erscheint auch das badische evangelische Kirchenblatt (1833–40) bei Wagner. Später kommen christkatholische Bücher hinzu.

Die Veröffentlichungen, die sich an akademische Leser wandten, hoben zwar kräftig das Ansehen der Firma, mußten aber von einem breiten geldbringenden Sektor getragen werden, dessen Kundenkreis wir beim Freiburger Volkskalender und dem Freiburger Boten,⁷⁶ einem Haus- und Wirtschaftskalender finden. Ebenso wie anspruchslose Schulbücher wurden Ratgeber immer wieder nachgedruckt, die Kochbücher in mehreren Auflagen neu bearbeitet. Mit diesen Käuferschichten bestanden jedoch noch Geschäftsbeziehungen anderer Art, soweit sie im Umland ansässig waren. Wie sein Vater Alois legte auch Friedrich Wagner d. Ä. die Erträge in Darlehen an, die er gegen Zins an Gemeinden und Handwerker oder Landwirte vergab. Sie waren dann die natürlichen Werber für die Breisgauer Zeitung.⁷⁷

Auflagenhöhen sind nicht überliefert, auch keine Absatzzahlen. Immerhin waren 1944 noch einige Titel aus den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts regulär lieferbar,⁷⁸ auch weist der Katalog 1875 recht alte Titel als noch lieferbar aus. Wenn mit der wachsenden politischen Tätigkeit des Bürgermeisters ein allmähliches Nachlassen der zeitweise stürmischen Verlagsentwicklung einhergeht, hatte dies verschiedene Gründe. Zunächst bedurfte der Betrieb einer gewissen Konsolidierung, da er in seinem Anspruch der damaligen Situation vorausgeeilt war. Sodann hatte Friedrich Wagner d. Ä., von Freunden gedrängt, seinen Beruf als Politiker erkannt, vom Bruder wohl noch bestärkt. Sein redliches außergewöhnliches Pflichtbewußtsein hatte ihn zur Einsicht gebracht, daß er in der Politik an der Beschleunigung wirtschaftlicher Prozesse mitwirken konnte, die vielleicht einer späteren Generation die Realisierung seiner Vorstellungen gestatten würden.

1833 wurde Friedrich Wagner in den Stadtrat gewählt, ein erster erkennbarer Schritt zu seiner politischen Zukunft. 1838 unternahm er eine längere Reise,⁷⁹ die ihn in Begleitung seiner Schwester Sofie — seiner Gattin waren Kinder und Geschäft anvertraut — durch das damalige südliche Österreich führte, also über Verona, Venedig, Triest nach Laibach, dem Wohnort seines Bruders Josef. Die Gespräche mit dem zehn Jahre Älteren, einem nunmehr erfahrenen österreichischen Beamten, Friedrich in dauerndem Briefwechsel verbunden, sind leider nicht überliefert, aber sicher nicht ohne wesentliche Bedeutung für Friedrichs Verhalten in den nächsten Jahren gewesen. Josef war Jurist, hatte Jahre in Frankreich verbracht und sah von Slowenien aus die Welt mit weiterem Blick.

Friedrich Wagners politische Führungsqualitäten und die Resonanz seiner Persönlichkeit in der Bürgerschaft treten uns deutlich bei einem Vorfall gegenüber, der seine natürliche Autorität mit der Unentschlossenheit des Bürgermeisters von Rotteck konfrontierte. Wir zitieren wörtlich aus dem Protokoll jener Versammlung des Großen Bürgerausschusses vom 2. September 1838: „Als man zur Berathung . . . übergehen wollte, erbath sich das Ausschußmitglied Buchhändler Wagner das Wort und gab sohin folgende Erklärung: Er seye von einer großen Anzahl der anwesenden Ausschuß-

mitglieder beauftragt zu erklären, daß sie die Versammlung verlassen und so lange nicht abstimmen werden, bis der kleine Ausschuß, der vor zwei Jahren hätte erneuert werden sollen, erneuert seyn wird und daß sie genötigt wären, dieses als Selbsthilfe zu tun. Diejenigen, welche eines Sinnes seyen, werden sich durch Aufstehen melden. Der Bürgermeister forderte dahin die Anwesenden insofern sie dem Buchhändler Wagner beistimmen sollten, auf, sich von ihren Sitzen zu erheben, und nachdem bei weitem über die Hälfte der Anwesenden aufgestanden waren, so erklärte der Bürgermeister das Fortgehen nicht verhindern zu können, allein er fordere sie auf dazubleiben und sie hätten ihm gesetzlich zu gehorchen. Dessen ungeachtet entfernten sich alle der Anwesenden mit Ausnahme der Mitglieder des Gemeinderaths und kleinen Ausschusses und derjenigen, welche am Schluß dieses Protokolls namentlich verzeichnet sind.“^{79a} Es folgen 7 Namen. — Als im darauffolgenden Jahre die Neuwahl des Bürgermeisters anstand, erhielt der zurücktretende Josef von Rotteck 36, Wagner 107 Stimmen, der damit gewählt war.^{79b}

Als Mann der Tat hinterließ der Bürgermeister Wagner keine biographischen Notizen, wie auch ein gewisses Understatement zur Firmentradition gehörte. Sein Ar-

The image shows a page of handwritten text in German, likely a council decision or protocol. The text is written in a cursive script. At the top, it reads: "Zur Prüfung in gerichtlichem Sinne & Zug". Below this, there is a line: "Dazu ist aus der nachstehenden Verfügung". A signature, possibly "H. H. H. H.", is written below. Further down, the number "No. 166" is written, followed by another signature. The main body of text consists of several lines of cursive script, which are difficult to decipher but appear to be a formal decision or report. At the bottom, there are several more signatures and dates, including "Juli 1846" and "August 1846".

Abb. 6 Aus der Alltagstätigkeit des Bürgermeisters von 1846, der damals noch die Beschlüsse eigenhändig schrieb. StadtAF.

beitsstil wird jedoch in seiner öffentlichen Tätigkeit selbst offenkundig. Mit seiner Amtsübernahme werden die Ratsprotokolle knapp und prägnant, der Schreiber mußte sich beeilen, um folgen zu können. Er pflegte möglichst viele Akten zu Hause vorzubereiten, erschien pünktlich zur Sitzung und ging sofort ohne lange Unterhaltung an ihre Behandlung, die Vorlagen der anderen Stadträte hatten sich anzuschließen.⁸⁰ Seine energische und charakteristische Handschrift, oft schwer lesbar, zeugte von höchstem Arbeitstempo und großer Eigenwilligkeit. Bei seinem ersten Amtsantritt sprach er einige Begrüßungsworte, in denen er mit der Erwartung gemeinschaftlicher Tätigkeit etwaigen Gegnern die Hand bot. Seine Wiederwahl quittierte er mit kurzem Dank und Eintritt in die Diskussion seiner bereits mitgebrachten Akten. Diese schnell entscheidende und in der Sache unbestechliche Arbeitsweise, sein wohl bewußter Verzicht auf Demagogie sicherten ihm das Vertrauen und das Ansehen der Bürgerschaft, aber nicht nur dies.

Die badische Gemeindeordnung war von einem Auschuß vorbereitet worden, dessen Vorsitzender Dr. J. Kern war, Freund der Familie Wagner, von dem Friedrich Wagner sein Geschäftshaus erworben hatte. Er ist wohl als der eigentliche Schöpfer der Gemeindeordnung anzusehen, der daran interessiert war, daß Freiburg von einem Bürgermeister regiert wurde, der sie anzuwenden verstand. Kerns Vater war vorderösterreichischer Verwaltungschef in Waldshut gewesen. Weder ihm noch Wagner konnte man nachsagen, sie seien von Karlsruhe her in die neuen badischen Gebiete delegiert. Kern ist ohne Zweifel Wagners Förderer gewesen, auf dessen Rat sich Wagner in seiner Amtsführung stützen konnte. Die Freiburger wußten, was Wagners Beziehungen wert waren. Von den anderthalb Tausend Stimmberechtigten der Bürgerversammlung setzte sich die überwiegende Mehrzahl aus Leuten zusammen, die eine effiziente, wenn auch sparsam wirtschaftende Stadtführung großen Idealen vorzogen.⁸¹

Als Buchhändler war Wagner der Umgang mit Menschen aller Volksschichten vertraut; um gleichzeitig Buchhändler, Drucker, Verleger und sein eigener Redaktor zu sein, bedurfte es besonderen Geschicks, die Alltagsarbeit zügig zu bewältigen. Seine Erfahrungen hatte er in sein öffentliches Amt eingebracht. Als er 1848 von der Bühne abtreten mußte, war seine Firma 99 Jahre alt. Als Jahrhundertgabe veröffentlichte er einen Kupferstich, der das Panorama der Stadt vom Schloßberg aus bot, gleichsam ein stiller Rechenschaftsbericht, der Vieles zeigte, was unter seiner Leitung entstanden war. Auch der Bahnhof war zu sehen, zu dessen Einweihung er den Großherzog mit einer Rede begrüßt hatte, der sehr bedauerte, daß er die Einladung seines lieben Wagner, in Freiburg zu übernachten, dringender Geschäfte wegen nicht annehmen konnte.⁸²

Über die Aktivitäten der Buchhandlung haben wir für die vierziger Jahre ein außergewöhnliches Zeugnis, das auch Friedrich Wagners d. Ä. Bestreben nach organisatorischer Entlastung und betriebswirtschaftlicher Perfektion kennzeichnet. Die Firma gibt in einzelnen Jahrgängen des Andreßbuchs für den Deutschen Buchhandel im Anschluß an den Eintrag der Anschrift zunächst zögernd, dann erschöpfend an, wieviele Exemplare einer Neuerscheinung sie in jedem Fachgebiet zur Ansichtsvorlage benötigt und bittet um unverlangte Zusendung. Wir dürfen annehmen, daß auch das Warenlager ebenso eingeteilt war.⁸³

1844:

„Nova nur von den Handlungen, von denen solche erbeten wurden. Keine Romane und Localschriften . . .“

1845:

„Nova; katholische besonders wissenschaftliche in 3–4facher Anzahl. *Dringend verboten*: Ritter- und Räuberromane, Militaria, israelitische Literatur,⁸⁴ Localschriften.“

1846:

„Nova; katholische besonders wissenschaftliche in 3–4facher Anzahl, wissenschaftliche Erscheinungen aus anderen Literaturgebieten 2fach. Verboten werden israelitische Literatur, Ritter- und Räuberromane, Localschriften, versiegelte Geheime, kleinere Piecen, wenn nicht von besonderem allgemeinem Interesse. Außerdem Wahlzettel (d. h. Bestellformulare d. Vf.) vor der Novasendung, namentlich für Reiseliteratur einschl. der für reisende Franzosen und Engländer berechneten sprachlichen und sonstigen Hilfsmittel wie bessere französische und englische Belletristik.⁸⁵ Von deutscher schönwissenschaftlicher Literatur nur Hervorragendes.

Besorgt Inserate in der „Freiburger Zeitung“, wenn nur ihre Firma (als Bezugsquelle, d. Vf.) genannt ist . . . Beilagen mit Firma werden 1400 mit derselben verbreitet . . .“

1848:

„Ersucht um Nova in folgender Anzahl:

1 Archäologie	1 Philologie orientalische
2 Belletristik, höhere auch bessere in franz. und engl. Sprache	2 Philosophie
2 Chemie und Parmazie	2 Physik
2 Chirurgie	2 Reiseliteratur im Allgemeinen
1 Eisenbahnwesen	2 Reiseliteratur sprachliche und son- stige Hilfsmittel f. Reisende
1 Flugschriften, politische	namentlich Franzosen und Eng- länder.
1 Flugschriften, kirchliche	1 Romane
1 Forst- und Jagdwissenschaft	3 Schriften für Auswanderer
2 Geburtshülfe	2 Staats- und Cameralwissenschaften
1 Gedichte	1 Technologie
1 Geographie und Statistik	1 Theaterliteratur
2 Geschichte und Biographien	1 Theologie protestant. wissensch.
1 Gymnastik allgemein	3 — 4 Theologie katholisch
2 Handlungswissenschaft	1 Thierheilkunde
1 Hauswirtschaft	1 Volksliteratur
2 Illustrierte Werke	Musikalien:
2 Jugendschriften neue	1 Vierstimmige Gesänge, Liedertafeln
2 Jurisprudenz allgemein	Landkarten etc.
1 Kunstliteratur	1 Atlanten
2 Landwirthschaft	2 Reisekarten.
1 Literaturgeschichte	Vertriebsmittel
2 Mathematik	

2 Medizin allgemein
 1 Münzwesen
 1 Musikwissenschaft
 1 Naturgeschichte
 2 Pädagogik
 1 Philologie alsclass.
 2 Philologie moderne

3 Placate
 25 Prospekte und Anzeigen ohne
 Firma
 3 Suskriptionslisten
 12 Versendungsbriefe
 ... Versendungsbriefe

Der Versand der Nova erfolgte damals über die Comissionäre, d. h. Wagner durch Fleischer (Leipzig), Köhler = (Stuttgart) und Streng = (Frankfurt), die am Kommissionsplatz die Einzelsendungen einsammelten und in Ballen spedierten. Die Eisenbahn änderte zunächst nicht viel. Die Einführung des Postpakets erst bewirkte, daß größere Buchhändler der Provinz, insbesondere in Universitätsstädten zum Direktverkehr mit den bedeutenderen Verlagen übergingen. Carl Zimmer d. Ä. ging dann später völlig vom Frachtverkehr ab, verringerte die Laufzeit einer Sendung aus Leipzig auf 2,5 und aus Ostpreußen auf 3,5 Tage, doch gelang es ihm nicht, für die Freiburger Buchhändler bei der Bahn einen Bücherwagen durchzusetzen, wie er in 1,5 Tagen von Leipzig nach Basel lief. Der eine Tag wurde in unserem Jahrhundert zwischen den Kriegen bereits als schwere Beeinträchtigung Freiburgs empfunden.

Die Jahre die den 48ern folgten nutzte Friedrich Wagner d. Ä. zum Einstieg in das Zeitungswesen.⁸⁶ Er gründete die „Breisgauer Zeitung,“ die er sodann bis zu sei-

Breisgauer Bote,

Verkündigungs-Blatt

für die

Großherzogl. Amtsbezirke Breisach, Emmendingen, Ettenheim, Stadt- und Landamt Freiburg,
 Hornberg, Kenzingen, Staufen, St. Blasien, Triberg und Waldkirch.

Dieses Blatt erscheint wöchentlich dreimal; der Preis desselben ist für die Monate November und December in Freiburg 35 fr., durch die Post im ganzen Großherzogthum 40 fr. Einrückungsgebühr für die Zeile 2 Kreuzer.

Donnerstag,

N^{ro}. 1.

Freiburg, 1. Nov. 1849.

Druck und Verk. d. Fr. Wagner'schen Buchhandlung.

Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Abb. 7 Mit einem Leitartikel über die öffentliche Presse erschien die 1. Nummer des Breisgauer Boten, der ab 1853 Breisgauer Zeitung hieß. StadtAF.

nem Tode redigierte, ein liberal-konservatives Blatt, das etwa dem Kurs liberal gesinnter Regierungskreise entsprach. Im geschäftlichen Alltag der Buchhandlung wurde er fühlbar durch seinen Sohn Friedrich Wagner d. J. entlastet, der 1841 die Schule abgeschlossen, sodann beim Vater 4 Jahre gelernt hatte, woran sich Wanderjahre in Frankfurt, Leipzig⁸⁷ und Dresden anfügten. 1849 rief ihn der Vater — der politischen Ereignisse wegen besorgt — nach Freiburg und zu seiner Unterstützung zurück. 1855 übergab er ihm mit wenigen Ausnahmen die Geschäftsleitung.⁸⁸

Die Gründe, warum Friedrich Wagner d. Ä. erst dann mit einer eigenen Zeitung vor die Öffentlichkeit trat, als er nicht mehr Stadtoberhaupt war, sind nicht belegt, aber aus den Fakten leicht zu erschließen. Zu seinen Pflichten als Bürgermeister gehörte nämlich die Aufsicht über die wirtschaftliche Geschäftsführung und die Personaldisposition der damals stadteigenen „Freiburger Zeitung“, die von der Druckerei Wangler gedruckt wurde. Die Abrechnungen, Schriftwechsel und Verträge, die seine Unterschriften trugen, erstrecken sich über die vierziger Jahre und machten ihn mit allen wirtschaftlichen Problemen des Pressewesens bekannt, eine „Lehrzeit“, die ihm später zugute kam. Selbstverständlich widersprach es seinen Auffassungen von Ehrenamt und Wettbewerb, ein Konkurrenzobjekt zu betreiben. Polizeisachen wies er als Bürgermeister stets zuständigkeitshalber von sich, wenn sie zu ihm kamen, ebenso ging er der ärgerlichen Zensur aus dem Wege. Daß später sein eigenes Blatt nicht nur wegen der allgemein fortschreitenden Liberalisierung keinerlei Unbill ausgesetzt war, hatte sicherlich auch diese Erfahrungen zur Ursache.

Aus den Unterlagen über die „Freiburger Zeitung“ können in gewissem Rahmen auch Organisation und Geschäftsablauf der „Breisgauer Zeitung“, von der wir keine ähnliche Hinterlassenschaft besitzen, rekonstruiert werden, wobei ein niedrigerer Ansatz für die Anlaufzeit zu berücksichtigen ist. In den vierziger Jahren schwankte der Abonnentenstand der „Freiburger“ zwischen 1000 und 1200, der Einzelverkauf war noch unbedeutend. Die Zustellung erfolgte ab etwa 8 Uhr vormittags nach Freigabe durch die Zensur. In der Umgegend war die Zeitung verbreitet, doch wurden nur selten mehr als ein Abonnement in einer Ortschaft aufgegeben. Das Anzeigengeschäft war bei der „Breisgauer“ von Anfang an geringer. Die Personalkosten lagen wahrscheinlich etwa gleich und waren über einen längeren Zeitraum offenbar konstant. Beschäftigt waren 1 Redakteur (oder der Herausgeber selbst), 1 Faktor, 1 Buchhalter, 3 Setzer oder Drucker, 2 Lehrbuben bzw. Hilfskräfte und bei Wagner 1 Faktotum für den Gesamtbetrieb.⁸⁹ Es gab bereits einen Zeitungspostversand.

Ab 1852 wurde Friedrich Wagner d. Ä. durch seinen Faktor Böhmel so entlastet, daß er trotz Herausgeberschaft der Zeitung noch das Amt des Oberbürgermeisters ausüben konnte. Böhmel, ein angesehener Mann führte jahrzehntelang die Hilfskasse der Freiburger Buchdrucker, die einen lebhaften geselligen Kontakt pflegten.⁹⁰ Für das Selbstverständnis dieses Kreises ist bezeichnend, daß Meinrad Poppen zwar ausscheiden mußte, als er Prinzipal wurde, man ihn aber später zum Ehrenmitglied ernannte. Herder und Wagner hingegen findet man nicht erwähnt, denn sie rechneten zu den Buchhändlern, die mittlerweile ein ebenso spezifisches Standesbewußtsein entwickelt hatten. Die Mitglieder dieses Buchdruckervereins waren zum größten Teil Zugewanderte aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet, deren Integration das künftige Wachstum der Stadt positiv beeinflusste, die aber auch die fachlichen Traditionen vorgewerkschaftlicher Gesellenvereine trotz wirtschaftlich akzeptierter Gewerbefreiheit in die neue Zeit einbrachten.

Im Oktober 1852 wurde Friedrich Wagner d. Ä. gedrängt, noch einmal das Amt des Bürgermeisters anzunehmen und einstimmig gewählt. Er bat sich aus, jederzeit zurücktreten zu dürfen, wenn er sich altershalber den Aufgaben nicht mehr gewachsen fühlen sollte, was gewährt wurde.⁹¹ 1859 machte er dann von dieser Erlaubnis Gebrauch, was übrigens zu einer mehrwöchigen Kontroverse unter den Behörden

fürte, bis man sich über den in diesem Fall einzuschlagenden Dienstweg einig geworden war.⁹² So wie er seine Tätigkeit als Oberbürgermeister pünktlich und an den Geschäftsgang gewohnt, ohne große Worte wieder aufgenommen hatte, so beendete er sie auch mit würdiger Selbstverständlichkeit. Der Großherzog hatte ihm das (nicht häufige) Eichenlaub zum Zähringer-Löwen-Orden verliehen, zum Abgang verehrte ihm die Stadt eine Pendule (Anschaffungspreis fl. 500), seine Aufwandsentschädigung war schon vorher von 1200 auf 1500 fl. erhöht worden. Die restlichen Jahre seines Lebens verbrachte er hochgeehrt.

Was sein Sinn für geordnete Verhältnisse und sparsame und effektive Verwaltung vorbereitet hatte, so die Stadterweiterung, die Wirtschaftsförderung, das Aufblühen der Universität, der Aufschwung des städtischen Gemeinwesens überhaupt kam knapp 10 Jahre nach seinem Tode zum Zug. Was Freiburg seiner Freundschaft mit dem städtischen Bezirksförster Näher verdankte, seiner zielstrebigem unternehmerhaften Führung der ersten größeren Erschließungen, der Bau der Festhalle u. s. f. wurde vom glanzvollen Schein späterer Gründerjahre überschattet. Eine Friedrich-Wagner-Straße gibt es in Freiburg nicht.⁹³



Abb. 8 Friedrich Wagner d. Ä. als Oberbürgermeister und Träger des Eichenlaubs zum Zähringer Löwen; nach 1853. Bildarchiv K. Zimmer.

Friedrich Wagner d. J. und seine Söhne. Ausklang des 19. Jahrhunderts

Mit dem Tode seines Vaters, der 1862 einer Lungenentzündung erlag, ging die Fülle der Verantwortung auf Friedrich Wagner d. J. über. Das Erscheinen der Volkskalender stellte er unverzüglich ein, die Redaktion der „Breisgauer Zeitung“ behielt er in seiner Hand, und der Verlagsproduktion wissenschaftlicher Titel nahm er sich in den folgenden Jahren wieder stärker an. Er ließ den Hof des Grundstücks so überbauen, daß die Räumlichkeiten dem damaligen Stand der Druckerei angemessen schienen, der Maschinenpark wurde ergänzt. Das Erdgeschoß der der Kaiserstraße zugewandten Fassade erhielt einen aufwendigen Dekor, der die Büsten von Homer, Schiller, Kant, Goethe und Humboldt zeigte. Die Buchhandlung wurde mit weiß gestrichenen Regalen, mit Goldleisten geziert, ausgestattet. Ein runder Tisch, der zum Verweilen einlud, und einige Biedermeierstühle scheinen schon vorhanden gewesen zu sein. Gearbeitet wurde an einigen Stehpulten mit lederbezogenen (Bar-)Hockern. Der Fuhrpark der Druckerei bestand aus zwei gußeisernen Kastenhandkarren und einem hölzernen Handkarren, wie sie bei den Bauern üblich waren. Die Anlage der Schaufenster läßt auf einen relativ ausgeprägten Sinn für ihren Werbewert schließen. Organisatorisch war kaum Nennenswertes reformbedürftig, da der Vater schon um 1850 einen völlig modern anmutenden Vertriebsplan und eine entsprechende Lagerordnung buchhandelsintern veröffentlicht hatte.⁹⁴

Friedrich Wagner d. J., ein hoch gebildeter und von Natur geselliger Mann,⁹⁵ in seinem Wesen eher dem Großvater als dem Vater ähnlich, versuchte unter Einsatz seiner ganzen Kraft, allen Zweigen seines Unternehmens gerecht zu werden, bei gleichzeitiger gewissenhafter Wahrung seiner Stadtratspflichten, ein guter Familienvater obendrein. Seit jungen Jahren sammelte er Autographen von Zeitgenossen. Die schon auf seinen Großvater zurückgehende Kunstabteilung förderte er, angeregt durch einen Kreis von Freunden, wie die Malerfamilie Dürr.

In die Jahre seines Wirkens fallen Wandlungen an der Universität, die ihm neue Aufgaben stellten. Im Sommersemester 1862 waren 301 Studenten, wovon 54 Nichtbadener immatrikuliert gewesen, nämlich 179 Theologen, 27 Juristen, 47 Mediziner, 30 Cameralisten und 18 der philosophischen Fakultät Zugehörige. Im Wintersemester 1876/77 betrug die Zahl der Studenten 319, darunter 183 Nichtbadener, davon 39 Theologen, 78 Juristen einschließlich Cameralisten, 134 Mediziner und 68 in der philosophischen Fakultät. Bei nur unbedeutender Zunahme der Gesamthörerzahl war ein tiefgreifender Umschichtungsprozeß vor sich gegangen, der den Kundenstamm auf Dauer veränderte. Friedrich Wagner d. J. versuchte dieser neuen Lage durch Einsatz seiner ganzen Begabung als Buchhändler, Verleger und Zeitungsmann zu entsprechen. Die Buchhandlung war gerüstet. Für den Verlag strebte er eine engere Verbindung zu Freiburger medizinischen Autoren an, Naturwissenschaften wurden gepflegt, kulturgeschichtliche und literarische Themen sowie Zeitprobleme z. B. ärztlicher oder militärischer Art treten auf.⁹⁶ Ad. Wagners System der Zettelbankpolitik erreichte internationale Aufmerksamkeit und eine zweite Auflage. Daneben durften die vom Vater begünstigten breiteren Kreise schon der Zeitung wegen nicht übersehen werden. Schulbücher wurden immer noch aufgelegt, Ratgeber brachten

<p>FR. WAGNER'sche BUCHHANDLUNG</p> <p>in Freiburg im Breisgau. (Kaiserstrasse Nr. 97.)</p> <p>Reichhaltiges Lager von Büchern aus allen Fächern. Theologie, Staats- und Rechtswissenschaft, Medicin, Sämmtliche Naturwissenschaften, Philosophie, Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft, Gebet- und Andachtsbücher, Schulbücher, Classiker, Altclassische und neuere Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Handlungswissenschaft, Gewerbs- und Maschinenkunde, Bauwissenschaft, Forst- und Jagdwissenschaft, Bergbau und Hüttenkunde, Haus- und Landwirtschaft, Kochbücher, illustrierte Prachtwerke, Miniaturarbeiten elegant gebunden, Gedichte, Romane, Kunstliteratur, Französische und englische Literatur, Wörterbücher, Jugendschriften und Bilderbücher, Musik, Volksschriften, Vermischte Schriften, Vorlagen zum Schreiben, Zeichnen und Stechen etc., Landkarten, Wandkarten und Atlanten, Kunstblätter zu Zimmerverzierungen, Kupferstiche, Stahlstiche, Photographien, Farbendruckbilder, Albumbilder, Ansichtskarten etc.</p> <p>Was nicht vorrätig sein sollte, wird schnellstens und ohne Preisserhöhung besorgt. Bücher, von anderen Handlungen angezeigt, sind auch stets durch uns zu beziehen. Ansichtsendungen stehen gerne zu Diensten.</p>	<p>FR. WAGNER'sche BUCHDRUCKEREI</p> <p>in Freiburg im Breisgau (Gauhofgasse Nr. 97)</p> <p>empfiehlt sich hiermit zur Uebernahme des Druckes grösserer und kleinerer Werke, Brochüren, Programmen, Gedichten, Anschlagzetteln, Concert- und anderen Zetteln, Geschäftsbüchern, amtlichen Formularen (Imprissen), Rechnungen, Anweisungen, Wechseln, Preis-couranten, Facturen, Etiquetts, Fracht- und Avisbriefen, Circularen, Adress-, Empfehlungs- und Visitenkarten etc. in Schwarz- und Buntdruck.</p> <p>Durch Anschaffung einer reichen Auswahl der neuesten Schriften, sowie sonstiger Druckereisensilien sind wir in Stand gesetzt, allen Anforderungen, welche die Jetztzeit an die Buchdruckerkunst stellt, auf das Beste zu entsprechen, und sehen wir bei billiger Preisberechnung geneigten Aufträgen entgegen.</p>
--	---

Abb. 8 Werbung für Buchhandlung und Buchdruckerei, Breisgauer Zeitung 31. 12. 1862;

**Der getreue
Mithgeber**
bei den Geschäften in der
Küche und in der Haus-
haltung. Belehrende Mit-
gabe einer Mutter für
ihre Tochter beim Ein-
tritt ins häusliche Leben
von einer erfahrenen
Hausfrau.
Preis geb. 1 fl. 21 fr.

In der Fr. Wagner'schen Buchhandlung, Kaiserstrasse Nr. 97, in Freiburg sind zu haben:
**Freiburger
Kochbuch.**
enthält
1427 Vorschriften
zur
schmackhaften Bereitung aller
sowohl in herrschaftlichen als
bürgerlichen Küchen vorzukom-
menden Speisen jeder artent-
lichen Art.
Von
Crescentia Scherr.
Preis: geb. 1 fl. 30 fr.

Abb. 9 Eigeninserate der Firma in der Breisgauer Zeitung vom 31. 12. 1862. UB Freiburg.

— wenn auch in kleinen Beträgen — Geld, die bestgehenden Titel waren Kochbücher, von denen auch späterhin noch Neuauflagen erschienen.⁹⁷

Der Aufbau eines umfangreichen und entwicklungsfähigen wissenschaftlichen Verlages, wie es dem Anschein nach Wagner gehofft hatte, gelang trotz einiger Erfolge nicht. In jenen Jahrzehnten trennten sich übrigens die meisten der späteren größeren wissenschaftlichen Verlage von ihren Sortimentsbuchhandlungen und übersiedelten in günstigere Standorte.⁹⁸

Der Beitritt der Familie Wagner zur altkatholischen Gemeinde hatte kaum geschäftliche Konsequenzen und lag in einer Linie, die schon Generationen zurückzuverfolgen ist. Die konfessionelle Haltung der Firma während des 19. Jahrhunderts würde man heute als ökumenisch bezeichnen.⁹⁹ Als Buchhändler richtete man sich nach den Wünschen seiner Kunden und stellte Sachkompetenz und Toleranz über weltanschauliche Impulse. Die vorhandenen Aufzeichnungen über das Warenlager bestätigen dies, wenn sie auch nur fragmentarisch sind.¹⁰⁰ Als Bismarckverehrer begrüßte Friedrich Wagner d. J. die Reichsgründung von 1871 lebhaft als zukunftssträchtigen Schritt, der auch seiner Heimatstadt den Weg zum Aufstieg bereitete. In seiner Zeitung konnte er diesen Erwartungen Ausdruck verleihen, die Eigeninserate der Buchhandlung zeigten einen Zuschnitt, der in eine überregionale Richtung weist. 1875 erwarb er von seinem Freunde Pyrrh ein großes unbebautes Grundstück in der Neuburg, das in einigen Raten bezahlt wurde, womit er offensichtlich für ein künftiges Betriebsgebäude vorsorgte, das Enge und bauliche Mängel der Druckerei überwinden sollte. Vor allem hoffte er auf die Söhne. — Jahrelang von der Last der Arbeit und der Verantwortung gedrückt und von einer weniger kühlen Robustheit wie sein Vater — aber immer an ihm gemessen — erlag er im Alter von erst 51 Jahren einer akuten Krankheit im Jahr 1877.

In der Erinnerung der Bevölkerung verschmolzen Vater und Sohn zu einem Bild, das noch nach dem Zweiten Weltkrieg stellenweise lebendig war, in dem Elemente der letzten Bürgermeisterperiode, des Kulturkampfes (Übertritt zur altkatholischen Gemeinde), des Nationalliberalismus sich mit Reminiszenzen an Aloysens Bürgerlichkeit und der täglichen Präsenz der alten Kochbücher in den Haushalten mischten. Die Wirklichkeit war nüchtern. Während Händler anderer Branchen mit der Eröffnung von Bankgeschäften in das Großbürgertum aufstiegen, und wenn Andere durch Qualitätsarbeit — auch als Drucker und Verleger —, weltweit bekannt, derselben Schicht zugerechnet wurden, so mußte dies den Wagner verwehrt bleiben, solange sie im Einzelhandel mit Büchern verharren. Die Legendenentstehung ist um das Jahr 1880 anzusetzen.¹⁰¹

Friedrich Wagner d. J. hinterließ kein Testament und scheint sich auch noch keine Zeit genommen zu haben, die Ausbildung der Söhne zu diskutieren, auch war seine Stellvertretung noch nicht geregelt. Seine Söhne Berthold (geb. 1856) und Hubert (geb. 1859) waren für ihre Aufgaben noch nicht vorbereitet, seine Witwe nicht in Einzelheiten eingeführt.¹⁰² Sie ließ ihren Schwager notariell zum Geschäftsführer, mit der Kontrolle betraut, bestellen, der aber nicht aktiv wurde¹⁰³ und ersparte den Söhnen die Wanderjahre, um vertraute Menschen um sich wissen. Sie hat mit großem Pflichtbewußtsein aus der unerwarteten Situation würdig das Beste gemacht. 1880 gelang es, in Dr. Ferdinand Bissing einen gut renommierten Redakteur zu finden, mit dem während seiner Konstanzer Zeit nachweislich schon 1875 Beziehungen bestanden.¹⁰⁴

1882 wurde das 1875 erworbene Gelände in der Neuburg an das erzbischöfliche Ordinariat weiterverkauft, wahrscheinlich, um die Ausstattung der Töchter sicherzustellen.

1884 gab Ida Wagner die Unternehmen an ihre Söhne ab. Berthold widmete sich künftig mehr der Buchhandlung, Hubert der Druckerei und der „Breisgauer Zei-

tung“. Die Verlagstätigkeit war zurückgegangen. Gleichzeitig wurde der zum Prokuristen aufgestiegene P. Küppers als Teilhaber aufgenommen. Um den Tatsachen Rechnung zu tragen, wurde, wahrscheinlich auf Anregung, auf jeden Fall mit Zustimmung¹⁰⁵ der Universität die Firma endlich in Wagnersche Universitätsbuchhandlung umbenannt. Die Bezeichnung Universitätsbuchhandlung ist im deutschen Sprachgebiet in der Regel im 17. bis 19. Jahrhundert verliehen worden und schloß Rechte und Pflichten ein.¹⁰⁶ In Freiburg tritt der Titel erst nach 1830 bei der 1828 gegründeten Buchhandlung Gebr. Groos auf, einer Schwesterfirma eines Karlsruher und Heidelberger Unternehmens in Zusammenhang mit einem Pachtvertrag über eine universitätseigene Zeitschrift, die in der Grooschen Druckerei hergestellt werden sollte. Die Nachfolger anderen Namens übertragen dann die Bezeichnung. Anton Wagners Matrikeleintrag 1753/54 als akademischer Bürger lautete „Universitatis nostrae bibliopola“, also unserer Universität Buchhändler.¹⁰⁷ In Freiburg mit seinen sehr persönlichen Beziehungen war Wagners Stellung selbstverständlich, man brauchte keine äußere Bekräftigung des Zustandes de jure. 1884 fanden lediglich die Fakten formellen Ausdruck.

Durch Alter und Solidität galt die Firma als eine der führenden deutschen Sortimentsbuchhandlungen. Keine Wagnergeneration jedoch hatte sich berufspolitisch engagiert. So beobachtete man gelassen die großen Bewegungen, die in den (achtziger) Jahren des 19. Jahrhunderts die noch heute geltenden Grundlagen rechtlicher und organisatorischer Art für die weltweiten Aufgaben des deutschen Buchhandels schufen.¹⁰⁸ 1888 weilte Carl Zimmer als junger Gehilfe bei Wagner. Er hatte bei Eugen Crusius in Kaiserslautern gelernt und auch in Ludwigshafen gearbeitet.¹⁰⁹ 1889 endlich trat Wagner dem Börsenverein der Buchhändler in Leipzig bei, wahrscheinlich auf Anregung Zimmers, denn die Mitgliedschaft war damals weithin längst Selbstverständlichkeit.¹¹⁰ Seit mindestens 50 Jahren war C. F. Fleischer in Leipzig¹¹¹ zwar Kommissionär, auch besaß man alle maßgeblichen Bibliographien¹¹² und ergänzte sie laufend, man dachte schon aus österreichischer Zeit her immer gesamtdeutsch, unterließ aber, was man nicht für nötig hielt.

1890 wurde Carl Zimmer (geb. 1866), der mittlerweile nach Minden i. W. weitergewandert war,¹¹³ mit der Aussicht auf einen Geschäftsführerposten zurückberufen. 1891 schied der Teilhaber Küppers aus. Neue Initiativen waren unerlässlich, zumal auch der dem Redakteur Dr. F. Bissing zuzuschreibende Aufschwung der Zeitung nicht die drängenden Mängel der veralteten Druckerei verdeckte, deren Konkurrenten sich zu Spitzenpositionen von überregionaler Bedeutung emporarbeiteten.¹¹⁴ Es fehlte zur Führung des Gesamtkomplexes die schöpferisch begabte Persönlichkeit, damals keineswegs eine Einzelpersönlichkeit in den alten Familien. Es fehlte ebenso an Kapital, da seit vielen Jahren bereits die Sicherung von Mitgift und Zinseinnahmen, also auch Erbteilungen für vorrangig angesehen wurden. Noch um 1880 hätte der Vermögensbestand zu einer aktiven Geschäftspolitik ausgereicht, doch fehlte der einheitliche organisatorische Unternehmerwille.

Carl Zimmer d. Ä.

Das 20. Jahrhundert, Krieg, Inflation, Wirtschaftskrise, Hitler

Der künftige Weg war nun vorgezeichnet. 1898 wurden Zeitung und Druckerei verkauft, Hubert Wagner begann sich zurückzuziehen. 1906 gingen Buchhandlung und Verlag käuflich an Carl Zimmer (d. Ä.) über. Die Brüder Wagner hatten keine Nachkommen, sie blieben unverheiratet. Für den Aufschwung, den die Buchhandlung nahm, darf man verschiedene Gründe annehmen. Wie ihr Vater waren auch die beiden Brüder Wagner in der Freiburger Gesellschaft zeitweise sehr aktiv, auch Hubert war erst Stadtverordneter, dann Stadtrat, sie waren nach den Vorstellungen der Zeit gebildete Leute, auch wissenschaftlich interessiert, sie konnten Carl Zimmer repräsentativ entlasten. Dieser wiederum war fachlich-kaufmännisch, als Lehrchef (er war Lehrersohn) und durch ein Sachinteresse überlegen, das ihm schnell einen hohen Bekanntheitsgrad gesichert hatte. Die Firma florierte immer, wenn Vorgänger und Nachfolger lange Jahre zusammenarbeiten konnten, was nach dem plötzlichen Tod Friedrichs d. J. nicht möglich gewesen war. Dennoch hatten die Brüder Wagner noch soviel miterlebt, daß sie C. Zimmer die Wagnerschen Traditionen und jahrhundertalten Erfahrungen übermitteln konnten, in bester Loyalität, Radfahrer, Skiläufer und Wanderer waren sie alle,¹⁵ Carl Zimmer verkehrte an dem bekannten Inselstammisch, hatte Naturwissenschaftler, Künstler und Juristen zu Freunden,¹⁶ während die Brüder Wagner Studentenverbindungen nahestanden. Sie ergänzten sich bei den Mit-



Abb. 10 Carl Zimmer d. Ä.; um 1930. Bildarchiv K. Zimmer.

gliedschaften in Vereinen, die nach der Übernahme in der Regel beim Geschäft verblieben und später meist auf Karl Zimmer d. J. übergingen. Die erbgroßherzogliche und Jahrzehnte später die großherzogliche Hofhaltung mit ihrer Umgebung waren treue Kunden, ebenso der badische Adel.¹¹⁷ Noch zwischen den Kriegen mußte jeder Lehrling schon in den ersten Lehrtagen die peinlich genaue Anwendung der Titulaturen kennenlernen, die akademischen eingeschlossen.¹¹⁸

Nachdem im 19. Jahrhundert die Entwicklung des Urheber- und Verlagsrechts zu wirksamem Schutz der Interessen der Autoren, Verlage und Buchhändler geführt hatte, ohne den die spätere Qualitätssteigerung der wissenschaftlichen Literatur nicht denkbar gewesen wäre, fanden nach 1900 mehrjährige Auseinandersetzungen über die den großen Bibliotheken zu gewährenden Nachlässe statt, mit dem Ziel, einheitliche und den Umständen angemessene Preise zu garantieren. In Freiburg, wo die Kontroversen zeitweise besondere Härte erreichten, so daß der Streit hier zentrale Bedeutung für das ganze Reichsgebiet gewann, überließen die Brüder Wagner ihrem Geschäftsführer und Prokuristen völlig die Initiative, der zunächst noch in diskreter Zurückhaltung, nach dem Erwerb des Geschäftes 1906 aber als Beauftragter der Freiburger Buchhändler agierte.¹¹⁹ Durch Festigkeit und konziliante Flexibilität mit stetigem Verständnis beider Seiten gegenüber gelang es ihm, nicht nur für Freiburg den Frieden wiederherzustellen und örtlich auf Jahrzehnte hinaus ein Klima zu sichern, das von Fairness und Gegenseitigkeit getragen war. Das noch vom Bürgermeister her bestehende Vertrauen in die Redlichkeit des Namens Wagner war damit auch nach außen auf Carl Zimmer übergegangen. Darüber hinaus wurde er in den kommenden Jahren des Krieges und des Währungszerfalls und seiner Folgen wegen seines Verhandlungsgeschicks und seiner Fähigkeit, durch seine Autorität zu schlichten, im Buchhandel weithin bekannt. Als guter Kenner der Firmengeschichte allerdings pflegte er grundsätzlich außer dem Vorsitz des Vereins der Freiburger Buchhändler allen Ehrenämtern aus dem Wege zu gehen, da man nur Politiker oder Geschäftsmann sein könne, Beides zusammen sei von Schaden. Er glaubte — wohl mit Recht —, daß kommunalpolitische Ämter nicht von einem Buchhändler wahrgenommen werden könnten, da ihm die für seinen Alltag notwendige Informationsmenge (damals schon!) keine übrige Zeit lasse.¹²⁰

Von der Ausbildungstätigkeit der Firma in älterer Zeit liegen nur wenige Andeutungen vor. Wir müssen daher mit zeitgenössischen Verhältnissen vergleichen. Lehrlinge dürften schon im 18. Jahrhundert, wohl sicher nach dem Hauserwerb 1790 beschäftigt worden sein. Sie arbeiteten in Kost und Logis, auch war Aloys Wagner Armenvater. Daß bei Engpässen seine Kinder und deren Freunde zupacken mußten, ist überliefert.¹²¹ Friedrich d. Ä. war gelernter Drucker und beschäftigte gewerbliches Personal, sicher auch gelernte oder lernende Kräfte in Buchhandlung und Verlag. Ein Lehrzeugnis der Wagnerschen Buchhandlung soll in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts als eine sehr gute Empfehlung gegolten haben, auch ist von Friedrich d. J. bezeugt, daß er seine Lehrlinge als echte Mitarbeiter am Betriebsablauf mitdenkend teilnehmen ließ, mit denen er auch später noch in Verbindung stand.¹²² Eine Lehrzeit bei Carl Zimmer d. Ä. war eine Garantie für solide praktische Berufskenntnisse, Pünktlichkeit und Fähigkeit zu selbständigem Denken. Es gab natürlich auch Ausnahmen. Als erster Freiburger Buchhändler nahm er um 1910 einen weiblichen Lehr-

ling auf und richtete sich fortan nur nach Eindruck und Schulkenntnissen ohne Ansehen des Geschlechts. Er war tief überzeugt, daß der Buchhändler Mittler sein müsse und sein Handwerk zu beherrschen und mit seiner Person vor den Aufgaben zurückzutreten hätte. Wer täglich hinzulernen wollte, war angenehm.¹²³



Abb. 11 Außenfront des Geschäfts Kaiserstraße 52, heute Grundstück der Sparkasse Kaiser Joseph-Straße 186, um 1904.
Fünfter v. l. vermutlich Berthold Wagner. Bild-Archiv W. Vetter.

Antiquariat und Verlag erhielten ebenfalls durch Carl Zimmer d. Ä. neue Impulse, wenn er sich auch nicht verhehlte, daß er ohne eigene Druckerei nur gelegentlich veröffentlichen konnte. Er brachte 1908 die 4. Auflage von Paulckes Lehrbuch des Skilaufs heraus, es folgten neben anderem der Kommentar zum badischen Jagdgesetz von Klotz, in Kommission waren die Veröffentlichungen des Stadtarchivs. Zur Aufnahme von Ausstellungen ließ er in der Gauchstraße ein dem Antiquariat vorbehaltenes Fenster durchbrechen. Die Entwicklung der Kunstabteilung, die nach dem Aufkommen von Kunsthandlungen gelitten hatte, wurde zurückgestellt.

Das Geschäftshaus hatte die Familie Wagner nicht verkauft.¹²⁴ Carl Zimmer beabsichtigte daher verschiedentlich, selbst ein Haus zu erwerben, denn mit kurzen Mietverträgen konnte er seine Pläne, vor allem was die Ausstattung betraf, nicht in Angriff nehmen. Umso mehr wandte er sich organisatorischen Fragen zu, schaffte als erster seiner Kollegen eine Registrierkasse an, traf bereits um 1912 Maßnahmen zur

Selbstbedienung, begrenzte die Arbeitszeit durch Straffung des Arbeitsverlaufs und zahlte stets angemessene Gehälter. Der Stil der Schaufenster entsprach dem Sachinteresse der Käufer. Neue Ideen griff er sofort auf. Die neue Einteilung der Leipziger Bibliographie bot Anlaß zu einer eigenen Lagerordnung, die Kontrolle und Selbstbedienung förderten. Daß man zu den frühesten Postscheckteilnehmern zählte (4 3 2), war selbstverständlich.

Bei Kriegsausbruch 1914 rückten die Mitarbeiter ein,¹²⁵ darunter auch der Prokurist Carl Sintermann. Frauen, meist ungelernt, traten an ihre Stelle. Richard Hellmann, als Kriegsfreiwilliger im Osten schwer verwundet, kam 1915 wieder in den Betrieb zurück, um Carl Zimmer zur Seite zu stehen. 1918 veröffentlichte er eine Arbeit über die deutschen Feldzeitungen, die im Verlag der Firma erschien.¹²⁶ Später wurde er mit einer Versandbuchhandlung mit Antiquariat selbstständig, die er 1935 seiner jüdischen Abstammung wegen nach Luxemburg sodann, auf seine ausgezeichneten Sprachkenntnisse gestützt, nach London verlegen konnte. — In den Notjahren des Krieges und kurz danach erwiesen sich die alten Beziehungen ins Umland, die auf die Zeit des Bürgermeisters zurückgingen, als wertvolle Stütze zur Aufbesserung der Ernährung. Die Arbeitsüberlastung setzte gesundheitlich für Dauer zu, hinzu kamen die Enttäuschungen. Dank eines sehr qualifizierten Kundenkreises war die Firma immer gut informiert, das Ende überraschte nicht.¹²⁷

Das ungewohnte Problem der Geldentwertung suchte Carl Zimmer dadurch zu lösen, daß er die Lagerbestände kontinuierlich erhöhte, den Verkauf nur bei Auswüchsen bremste und, selbst auf die Gefahr kleinerer Verluste, der schwierigen Situation seiner wissenschaftlichen Kunden nach bestem Vermögen Rechnung trug. Die überseeischen Ausländer, deren kursbegünstigte Kaufkraft durch das Festhalten am Mark-Mark-Grundsatz die Warenlager zu plündern drohte, wurden immer häufigere Besucher, bis der Buchhandel zu (immer noch niedrigen) Goldmark-Grundpreisen und Schlüsselzahlen übergang, die 1923 täglich bei dem neu gegründeten Einzelhandelsverband aus Leipzig eintrafen. Anregungen für diese Verfahren auf Reichsebene waren auch von Freiburg unter Beteiligung von Carl Zimmer ausgegangen, der jenem Verband in Erinnerung an alte Wagnersche Traditionen alsbald beigetreten war.¹²⁸ Der größte Privatkunde jener Jahre war der Freiburger Fabrikant Konrad Goldmann, der als Mäzen der in Gründung befindlichen künftigen Universität Jerusalem Bücher von bleibender Bedeutung kaufte. Als Ende 1923 der Spuk der Inflationszeit beendet wurde, war an Vermögenswerten nur noch der gerettete Lagerbestand übrig, meist auf schlechtem Papier und unansehnlich gebunden, so daß noch erhebliche Wertminderungen eintraten, sobald wieder gut ausgestattete Neuausgaben und Neuerscheinungen vorlagen. Mit dem damit nötigen Neubeginn wurden alle alten Pläne auf unbestimmte Zeit zurückgestellt. Daß die neuen Steuergesetze die Kostenkalkulation des Buchhandels Jahrzehnte später erheblich beeinflussen könnten, erkannte man damals allgemein noch nicht.¹²⁹

Als Carl Sintermann 1924 ausschied, um eine eigene Existenz zu gründen, berief Carl Zimmer 1925 den 26jährigen Paul Obermüller zum Prokuristen, der 1923 bereits einige Monate seiner Wanderjahre im Hause tätig gewesen war, einen jener jungen Buchhändler, die, frühzeitig an der Front gereift, sich nunmehr mit ganzer Persönlichkeit der kulturellen und wirtschaftlichen Sphäre zuwandten. Er verfügte auf

der Basis umfassender Allgemeinbildung und entsprechender Erziehung über literarische, künstlerische und philosophische Interessen hoher Qualität und verabscheute Unaufrichtigkeit und Intoleranz. Die Geschäftsstelle der Akademisch-Literarischen Gesellschaft,¹³⁰ die es sich zum Ziel gesetzt hatte, bedeutende Namen des gesamten Geisteslebens in Freiburg sprechen zu lassen, legte er in die Firma. Aus seiner vorhergehenden Münchner Zeit hatte er nicht nur Bekanntschaften bewahrt, sondern er bearbeitete auch weiterhin den von ihm geschaffenen Weihnachtskatalog von Christian Kaiser, dessen künstlerische Gestaltung seine Frau besorgte. Er legte stets Wert darauf, daß der Katalog, heute von seinem Schwiegersohn betreut, nur eigene Besprechungen enthielt, charakteristisch für sein Streben nach unabhängigem Urteil. Er sammelte intensiv R. M. Rilke und publizierte später in diesem Bereich.¹³¹ 1932 wurde er GmbH-Gesellschafter, 1938 übernahm er die Koestersche Akademische Buchhandlung in Heidelberg, nach seinem frühen Tod 1960 in den Besitz von Werner und Renate Schammert geb. Obermüller übergegangen.¹³² Noch während seiner Freiburger Zeit wurde er Reserveoffizier, den Zweiten Krieg beschloß er als Hauptmann d. R. Zu den jungen Mitarbeitern der (zwanziger) Jahre, die selbständige Firmen übernahmen, gehörten auch R. Ebel (Fa. Rudolf Ebel-Oldenburg) und Walter Richter, der anschließend promovierte (Akad. Buchhandlung Calvör-Göttingen). W. Ewert (Werner Ewert-Albstadt, vorher Danzig), F. Günther (Halberstadt, später Fa. Fritz Günther-Berlin).

Die alten traditionellen Kundenkreise der Firma waren durch die Vermögenszerstörung der Inflationszeit dezimiert, die alten Vertriebsmethoden ertragsarm geworden. Der Zuwachs durch die literarischen Aktivitäten förderte Ansehen und Niveau, war aber in der Masse nicht ausreichend und im Hinblick, auf die politische Entwicklung instabil. Die Lieferungen an Universitätsbibliothek und Institute gewannen damit umso mehr an Bedeutung, wenn sie auch mit einer oft schwer zu ertragenden Kreditgewährung verbunden waren, da die staatlichen Kassen nur zögernd zahlten. Carl Zimmer erinnerte sich aber auch an die ihm noch bekannten Erfahrungen der Firma aus dem 19. Jahrhundert und griff zu, als die ersten sog. Volksausgaben um 1930 in den Handel kamen, wie er auch im Gegensatz zu vielen Buchhändlern den Buchgemeinschaften nicht ablehnend gegenüberstand. Das billige Buch brachte Kunden in den Laden.¹³³

Eine seit dem 18. Jahrhundert in Freiburg erkennbare Vertriebsform, die die Firma in den letzten hundert Jahren nie und vorher wohl nur selten aufgegeben hatte, war der wissenschaftliche Ansichtsvorsand, der völlig individuell vorgenommen wurde.¹³⁴ Zu verschiedenen Zeiten, so auch in den dreißiger Jahren, konnte seine Qualität im Kampf gegen die Konkurrenz entscheidend werden. Hingegen sind nie Fälle bekanntgeworden, in denen sich die Firma unredlicher Methoden und Praktiken bedient hätte, man verzichtete lieber.

Die Hoffnung, daß nach der Währungsstabilisierung eine dauerhafte neue Phase des Aufstiegs einsetzen würde, hatte sich nicht erfüllt, trotz der qualitativen Fortschritte.¹³⁵ Carl Zimmer ließ 1931 seinen Sohn Karl Zimmer d. J. seine weiteren Wanderpläne abbrechen, weil er sich von dem Jüngeren neue Initiativen versprach. Karl Zimmer d. J. (geb. 1907) war nach dem Abitur im väterlichen Geschäft in der Lehre, die er 1927 abschloß, sodann als Jungbuchhändler in Köln und Berlin (Sprin-

ger) und schließlich zwei Jahre als Internationaler Gehilfe in Athen (Eleftheroudakis), nebenbei hatte er Vorlesungen und zahlreiche andere Bildungsmöglichkeiten wahrgenommen.

Ab 1. Januar 1932 wurde die Firma als GmbH geführt, Mitgesellschafter von Carl Zimmer d. Ä. waren sein Sohn und Paul Obermüller. 1936 gingen seine Anteile auf seine Witwe Frau Katharina Zimmer geb. Kling über. 1938 nahm die Gesellschaft die Rechtsform einer KG an, die 1960 in eine Einzelfirma umgewandelt wurde.

Die langjährigen Erfahrungen und die beträchtlichen buchhändlerischen Rechts- und Usancenkenntnisse Carl Zimmers bewirkten, daß er jahrzehntelang den Ortsverein Freiburger Büchhändler führte oder dessen Handeln bestimmte. Er trat 1933 auf allseitiges Drängen seiner Kollegen der NSDAP bei, damit er als neuer Obmann Schlimmeres verhüten könnte. Dieses Amt konnte er im darauffolgenden Jahr an einen Jüngeren übergeben.¹³⁶ Die unabhängige, sogar neutrale Haltung, die die Firma seit der Trennung von der „Breisgauer Zeitung“ eingenommen hatte, erwies sich nun als Vorteil. Ihre redliche Toleranz war bekannt, ebenso ihre politische Zurückhaltung. Sie konnte für jeden Kunden bereit sein, wenn seine Wünsche realisierbar waren, doch waren nicht nur jüdische Intellektuelle zu Einschränkungen gezwungen. Erst allmählich erholten sich die Geschäfte von der jahrelangen Krise,¹³⁷ und man war froh, zu den Überlebenden zu gehören. Carl Zimmers und Paul Obermüllers Zusammenarbeit hatte für Betriebsangehörige und Kunden eine prägende Atmosphäre erzeugt, die alte Traditionen mit der literarischen und künstlerischen Moderne verband, wessen sich niemand entziehen konnte. Daß dies ohne Arroganz geschah, war eine gute Leistung, die dem süddeutschen Umfeld entsprach.¹³⁸

Carl Zimmer d. Ä. brachte 1923 O. Baslers Altsächsisch heraus, eine jahrzehntelang konkurrenzlose Sammlung der altsächsischen Sprachdenkmäler, sonst blieb der Verlag auf gelegentliche Erscheinungen beschränkt. Die in der Reihe der Universitätsreden, die in Kommissionsverlag geführt wurden, enthaltene Rede H. Heimpels, Deutschlands Mittelalter — Deutschlands Schicksal, konnte eine zweite Auflage erreichen (1935).¹³⁹ In den Veröffentlichungen des Stadtarchivs (seit 1890 in Kommission) begann das Freiburger Urkundenbuch in Lieferungen. Die engen Beziehungen Karl Zimmer d. J. zu wissenschaftlichen Kreisen brachten die Freiburger Geographischen Abhandlungen und die Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts gelegentlich auch vorübergehende Auslieferungen, doch wurden politische Bereiche vermieden, bei den Universitätsreden konnte allerdings nicht eingewirkt werden. Vorräte und Verlagsarchiv verbrannten 1943 beim Leipziger Kommissionär C. F. Fleischer und in Freiburg 1944 bei Bombenangriffen.

Karl Zimmer d. J.

NS-Zeit, Totalzerstörung 1944, Wiederaufbau in der Bundesrepublik

Carl Zimmer d. Ä. starb 1936 plötzlich. Die Nachfolge war durch die Teilhaberschaft und die jahrelange Zusammenarbeit geregelt. Mitgliedschaften und Beziehungen des Vaters waren meist längst auf den Sohn übertragen, die Sorgen waren gemeinsam getragen worden. Die Erholung aus der Krise hatte langsam begonnen, wenn auch die

Firma ihrer weitschauend vorsichtigen Haltung gemäß im allgemeinen Wettbewerb etwas zurückblieb. Da bereits damals mit einem Spannungsabfall in wenigen Jahren gerechnet wurde, erhielt der Betrieb Organisationsformen, die allen Eventualitäten gewachsen waren und sich später ausgezeichnet bewährten, die Totalzerstörung allerdings noch nicht berücksichtigt hatten.¹⁴⁰ Die Vertriebsschwerpunkte hatten sich stärker nach Naturwissenschaften und Geschichte sowie Kunstwissenschaft verlagert.¹⁴⁰ doch dominierten die Erwartungen und Wünsche der Kunden. Die Buchhandlung war für Alle da und bot auch politischen Scharfmachern eine objektive Information, wenn sie sie — was garnicht selten war — wollten. Wer als Buchhändler gewohnt war, die Meinung eines Kunden zu respektieren, ohne sie zu teilen, konnte Vieles sagen und Manches bewirken. Als „Betriebsführer“ mußte man allerdings für seine „Gefolgschaft“ einstehen können. Da bei Kriegsbeginn mehrheitlich Frauen beschäftigt waren, mahnten nur die gedrosselten Umsätze an die Veränderung. Im Spätsommer 1940 rückte auch Karl Zimmer d. J. zur Wehrmacht ein.

Frau Katharina Zimmer geb. Kling Wwe. wurde Prokuristin, Fräulein Gertraude Finckh, heute Frau Biechele, stand ihr als Handlungsbevollmächtigte zur Seite. Die gute Betriebsatmosphäre erlaubte die Jahre zu überstehen, bis der 27. November 1944 kam und Geschäft und Wohnung in Schutt und Asche sanken, ohne daß Menschen zu Schaden kamen.

Nach der Katastrophe von 1944 ruhte der Betrieb nur wenige Wochen und wurde dann mit einigen bescheidenen Beständen eines Ausweichlagers aus Kenzingen auf einem Tisch in der „Wiener Schuhhalle“ weitergeführt. Die — vielleicht tödliche - Schließung war damit vermieden. Der Firmensitz befand sich in einer Wohnung, Schillerstraße 18, die Bekannte zur Verfügung gestellt hatten.¹⁴¹ Karl Zimmer, aus einem mitteldeutschen Lazarett entlassen, konnte während einiger Urlaubswochen



Abb. 12 Haus Schillerstraße 22 um 1950. Bildarchiv L. Geiges.
(Ehem. Wohnhaus von Max Weber)

Nötiges veranlassen, ehe er nach Ostpreußen zurückfuhr. 1945 kam die Geschäftstätigkeit zunächst zum Erliegen, das kleine Team versuchte das irgend Mögliche. Im Herbst kam Karl Zimmer zurück, dank dem langsamen Ingangkommen eines reduzierten Wirtschaftslebens hatte man im Sommer 1946 die Basis für eine Wiederherstellung erreicht. Die Verkaufsstelle in der Stadt befand sich jetzt Salzstraße 22 im Laden von Drescher und Hauns. Es folgte der Umzug aus der Schillerstraße 18 nach Schillerstraße 22 gegen Ende 1947, das Haus, in dem ein halbes Jahrhundert vorher der große Soziologe Max Weber während seiner Freiburger Zeit gewohnt hatte.

In den Jahren 1946 und 1947 war Karl Zimmer monatelang durch alle Besatzungszonen unterwegs, um noch vorhandene Bücherbestände aufzuspüren, die dann in Rucksack, Koffer, Säcken oder Ballen per Bahn oder über irgendwelche Lkw nach Freiburg gelangten. Die alten Beziehungen wurden erneuert, in der beiderseitigen Freude, daß man noch lebte, neue Bekanntschaften wurden geknüpft. Die ersten wissenschaftlichen Zeitschriftenhefte wurden breit gestreut, und so ein den veränderten Bevölkerungsverhältnissen entsprechendes Vertriebsnetz vorläufig aufgebaut. Der Gedanke der Versorgung der interessierten Menschen, deren es viel mehr waren als später in der Ära des Fernsehens, wurde nie aus den Augen verloren, allerdings nicht immer gedankt. Als Karl Zimmer seine Kollegen vor Weihnachten 1947 veranlaßte, die Abgabe von Büchern über die Haushaltskarte zu rationieren, bis jeder Einwohner die Möglichkeit des Erwerbs eines Geschenks gehabt hätte, gab es mißverständliche Auslegungen, die noch lange nachwirkten.

Ende August 1949 konnte auf dem Trümmergrundstück Kaiser-Joseph-Straße 195 (heute Kaufhof-AG.) ein Behelfsladen mit über 20 m Schaufensterlänge erstellt werden. Grundstückseigentümerin war die Firma Werner-Blust, deren Juniorchef Hans-W. Werner, später Direktor des Freiburger Kaufhofs, das Ödland vor der Halbruine seines Hinterhauses, in dem er bereits wieder sein Geschäft eingerichtet hatte, durch eine Passage (natürlich nicht überdeckt) erschließen wollte, deren eine Seite seine Schaufenster und deren andere ein vermieteter Laden einnehmen sollte. Karl Zimmer d. J. nahm das Angebot gerne an. Die Holzbauten erstellte die Holzbearbeitungsfirma Scherer aus Gaggenau in der noch ungewohnten Fertigbauweise als Prototyp, Regale, soweit sie nicht alt zusammengekauft oder bereits vorher in den auch später 1955 verwandten Maßen gefertigt waren, die Freiburger Schreinerei Rösinger, die selber total ausgebombt war. Planung und dekorativer Sektor waren Eigenleistung des Betriebs. Mit der hellen Holzfarbe, auch heute von allen Fachleuten bevorzugt, wurde auf die alte Tradition zurückgegriffen — man war gerade 200 Jahre alt —, in den Auslagen kam noch ein braunroter Ton zur Anwendung, Aufschriften waren farbig auf elfenbeinfarbenen Kartons. Das Lichtband der Leuchtröhren war in der dunklen Trümmerlandschaft der Stadtmitte eine Sehenswürdigkeit.¹⁴²

Um breitere Käuferschichten anzusprechen, wurde Büchern niederer Preislage große Aufmerksamkeit zugewandt. In diesen neuen Anfangsjahren pflegte die Firma als eine der ersten in Freiburg das Jugendbuch,¹⁴³ und sie wandte sich später als erste Freiburger Buchhandlung intensiv der aufkommenden Gattung der Taschenbücher zu, die zunächst von vielen Buchhändlern abschätzig abgelehnt wurden. Entscheidenden Anteil an dieser Initiative kam dem jungen Buchhändler Rainer Moog zu (heute Mitinhaber Fa. Vaternahm-Kasel), der ein Jahr seiner Wanderzeit im Hause

verbrachte. Der Erfolg zeigte, daß damals in den Fünfzigern Freiburg bereits über ein sehr breites interessiertes Lesepublikum verfügte. Die Beobachtungen der Firma waren für die Verlage, mit denen sie in ständigem Meinungsaustausch stand, noch jahrelang eine wertvolle Orientierungshilfe, für die Kunden über die Drehständer auf der Straße eine wesentliche Serviceunterstützung. Der erste wirkliche Taschenbuch-Fan, dessen Bildungshunger auffiel, war ein junger Bankkaufmann.¹⁴⁴

Buchhandelsdichte, Gesamtbevölkerungszahl und Kostenspiegel Freiburgs ließen damals jedoch bei den noch sehr geringen Preisen der Taschenbücher selbständige Zweiggeschäfte nicht vertretbar erscheinen.¹⁴⁵ Erst 1966 gelang es, innerhalb des Geschäftshauses einen Taschenbuchladen zuzumieten. Überhaupt bestand seit je her aus eindeutigen wirtschaftlichen Überlegungen eine Abneigung gegenüber Filialen, da die Intensivierung der Präsenz stets vorgezogen wurde. Auch die Beschäftigung von Provisionsvertretern wurde nach der Trennung von der Zeitung meist uninteressant und später bedeutungslos.

Durch die Zerstörung Leipzigs und die Teilung Deutschlands in vier Besatzungszonen war der deutsche Buchhandel besonders betroffen. Freiburg gewann in den ersten Nachkriegsjahren eine überraschende Bedeutung, da hier dank dem abendländischen Kulturverständnis der Besatzungsmacht sich ein Börsenverein der Buchhändler der französisch besetzten Zone etablieren konnte, der de facto die alten Rechtsgrundlagen des Leipziger Verbandes weiterbestehen lassen, die Ausbildungsgrundsätze verwirklichen und viel Kommendes vorbereiten konnte. Die zahlreichen Diskussionen, die hier und anderswo unter Persönlichkeiten des deutschen Buchhandels geführt wurden, die Treffen bei verschiedenen Gelegenheiten — vor der Währungsreform waren der Papierzuteilung wegen etwa 30 deutsche Verlage in Freiburg ansässig geworden — brachten einen ständigen fruchtbaren Meinungsaustausch, ergänzt durch die Erörterung allgemeiner Probleme, wie es später nicht mehr vorstellbar war. Wer über Branchenkenntnisse verfügte, politisch tragbar war und Sinn für gemeinsame Interessen hatte, konnte sich den Pflichten kaum entziehen. Zusammen mit einigen Kollegen gründete Karl Zimmer 1947 die Vereinigung Freiburger Buchhändler zur Wahrung gemeinsamer Interessen, deren Vorsitzender er fortan blieb. Dem guten Einvernehmen des Buchhandels mit der übrigen Geschäftswelt entsprach es, daß er — wie andernorts keineswegs die Regel — im Einzelhandelsverband Fachgruppenobmann war, auch gehörte er dem Einzelhandelsausschuß der IHK (bis 1978) sowie im Laufe der Zeit verschiedenen buchhändlerischen Ausschüssen an.

Als das Haus Werner-Blust an die Kaufhof AG 1952 überging, mußte nochmals gewandert werden. Der Verlag Herder hatte noch keine Baugenehmigung für sein Geschäftshaus und überließ in schöner Kollegialität mietweise sein Grundstück, auf dem später sein Bücherhaus erstehen sollte, Kaiser-Joseph-Straße 184. Der Behelfsbau wurde — die Segmente waren meist vorhanden — auf 300 qm erweitert, einen kleinen Hof eingeschlossen,¹⁴⁶ von denen 40 qm an ein altes ebenfalls ausgebombtes Freiburger Teppichgeschäft, die Fa. Kapferer, Inh. Ruh, untervermietet wurden. An der Neuerstellung waren Architekt Eckert, Kirchzarten, Zimmermeister Birkle und natürlich wieder Schreinermeister Josef Rösinger beteiligt.¹⁴⁷

Anfang 1953 wurde umgezogen. Von jetzt ab waren alle Abteilungen vereinigt. Im Frühjahr 1955 wurde der Behelfsbau an die Firma Sport-Glockner verkauft und in

dem von den Grafen von Kageneck-Munzigen errichteten Neubau Bertholdstraße 8, wie seit mehreren Jahren vorgesehen, in Erdgeschoß und zwei Untergeschossen ein Domizil ermietet. Als nämlich die Sparkasse ihres Eigenbedarfs wegen ihre bei Kriegsende gegebene Zusage zurückgezogen hatte, reifte der Entschluß, an das Universitätsviertel und an den künftigen Verkehrsknoten näher heranzurücken, womit die dominierende Rolle der wissenschaftlichen Sparten noch stärker betont werden konnte, sei es durch täglich wechselnde Schaufensterauslagen oder durch Präsentation der Neuerscheinungen im Laden. Der vorgesehene wirkungsvolle Ausbau des Antiquariats, vor allem der Ankauf von Bibliotheken, mußte damals nach guten Anläufen mangels geeigneten Personals — wie in vielen Betrieben — reduziert werden.

Das moderne Antiquariat entwickelte sich nach der Währungsreform allgemein zu einem eigenen Handelszweig mit eigenen Handelsbräuchen. Die Firma nahm diese Vertriebsform sehr frühzeitig in einer dem wissenschaftlichen Buchhandel gemäßen und langjährige Erfahrung erfordernden selteneren Variante auf.¹⁴⁸ Da die Hauptzielgruppen Studenten und Akademiker waren, die auch wissenschaftliche Taschenbücher kauften, konnte damit dem bedrohlichen Anstieg des Altersdurchschnitts der Kunden in den Sechzigerjahren kräftig entgegengewirkt werden. Die schnell wachsende Umschichtung der Kunden entsprach dem Trend der Zeit. Die Schwellenangst war weitgehend verschwunden, die restaurative Epoche der Nachkriegszeit überwunden. 1966 wurden durch Auszug des Amerikahauses in dem inzwischen von der Allianz-Versicherung erworbenen Geschäftshaus weitere Räume frei, so daß die Arbeitsräume von Provisorien befreit und die Taschenbuchabteilung als eigener Ladenraum verselbständigt werden konnten. Die Studentenbewegung der Jahre ab 1968 brachte keinerlei Probleme, auch keine innerbetrieblichen Spannungen dank der vorzüglichen Zusammenarbeit und des gegenseitigen Verständnisses. Vorübergehend stieg die Diebstahlsquote, die sich nach konsequentem unnachsichtlichem Vorgehen wieder normalisierte.¹⁴⁹

Eine lokale Besonderheit von überregionaler Bedeutung war das Freiburger Bibliographische Taschenbuch. Die Buchhändler Hans Ferdinand Schulz und Karl Zimmer d. J. erinnerten sich 1957 des Akademischen Vademecums, das bis 1933 ihre miteinander befreundeten Vorgänger Hans Speyer und Carl Zimmer d. Ä. herausgegeben hatten, das die lieferbaren Buchtitel der Professoren enthielt. Unabhängig voneinander hatten Schulz und Zimmer d. J. neue Vorstellungen, die sie zu einer nun auch bibliographisch vertretbaren Idee verbanden, die in einem Taschenbuch in gemeinsamem Verlag Wirklichkeit werden sollte, das allein die verbindlichen Angaben der Angehörigen des Lehrkörpers der Universität verwertete und deren Laufbahnen, deren auch vergriffene Buchtitel und eine Aufzählung der Zeitschriften enthielt, in denen ihre Veröffentlichungen zu finden waren. Die Auslieferung einer gebundenen Ausgabe und die Datenbeschaffung für die Bereiche Medizin und Naturwissenschaften übernahm die Firma Schulz, die Gesamtedaktion und die Geisteswissenschaften Wagner mit Ausnahme der Theologie, für die die Herdersche Buchhandlung gewonnen wurde, die auch das Anzeigenwesen verwaltete. Auch Herder konnte eine Tradition, 130 Jahre zurückliegend, aufweisen. Alle Studierenden und die übrigen Universitätsangehörigen erhielten das Taschenbuch, dessen erster Jahrgang 1958 bereits allgemeine Zustimmung fand, auf Verlangen kostenlos. Bis jetzt erschienen sechs

Ausgaben, seit längeren Jahren unter der Schriftleitung Karl Zimmers d.J., die schließlich nahezu vollständig geworden sind.¹⁵⁰ Die Nachahmung einer auswärtigen Firma blieb beim ersten Jahrgang. In Freiburg hatten drei Buchhandlungen unter nicht unerheblichen Anstrengungen und interessierter Hilfeleistung der Universität ein Bekenntnis zu einer spezifisch örtlichen Tradition kollegialen Einverständnisses und zum Niveau ihrer beruflichen Leistungsbereitschaft abgelegt.

Der allgemeine Drang zu akademischem Studium und technischen Berufen hatte gerade in Städten mit einer breiten Bildungspalette wie Freiburg die Nachwuchs-ergänzung schon seit der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre zunehmend beeinträchtigt. Da die Firma allein nach objektiven Kriterien wie Begabung und Leistungs- bzw. Entwicklungsmöglichkeit sowie stabile Lernbereitschaft einstellte, schieden männliche Bewerber, von Ausnahmen abgesehen, auf Jahrzehnte aus.¹⁵¹ Das relativ kurze Verweilen der Frauen im Beruf bedingte eine Erhöhung der Lehrlingszahl und ein (erfolgreiches) neues Durchdenken der firmeneigenen Ausbildungsweisen. Karl Zimmer d.J., der bis 1957 dem Gehilfenprüfungsausschuß angehört hatte, wurde 1968 vom Landesverband der Buchhändler und Verlage in Baden-Württemberg mit der Einrichtung einer Fachklasse an der Freiburger Berufsschule betraut und berief die dortigen Fachlehrer. Dem Einzelhändlern geläufigen Problem der Anpassung kürzer werdender Arbeitszeiten an eine relativ längere Ladenöffnungszeit begegnete die Firma seit dem zweiten Kriege durch Teilzeitarbeitsverhältnisse und Beschäftigung von Studenten, deren wissenschaftliche Spezialinteressen die allgemeine Aus- und Fortbildungsebene günstig beeinflussten. Die wachsende Einschränkung der Betriebspräsenz der Auszubildenden, durch den Berufsschulunterricht bedingt, wurde durch eine weitere Intensivierung der Praxis aufgefangen, ohne daß die alten Ziele aufgegeben werden mußten. — Da nahezu alle deutschen Buchhändler mit Vorkriegserfahrung und Neigung zu leitenden Posten in den ersten Nachkriegsjahren in irgendeiner Weise selbstständig geworden waren, gelang es — wie in den meisten Betrieben — nicht, die Prokura mit einer Persönlichkeit erforderlicher Qualität und Verantwortungsfreude zu besetzen, um dem Chef auf längere Zeit die nötige Entlastung zu verschaffen. Erst 1963 gestattete das Alter der Kinder die Bestellung von Frau Gretl Zimmer geb. Schlager zur Prokuristin, die schon zehn Jahre lang mitgeholfen hatte. Von später selbständigen Buchhändlern aus diesen Jahren verbrachte B. Holderer, heute Inhaber der Universitätsbuchhandlung K. Holderer in Gießen, ein Jahr seiner Wanderzeit im Hause.

Galt schon vor dem Zweiten Kriege Freiburg als gut mit Buchhandlungen besetzt, so entwickelte sich nunmehr eine immer härtere Wettbewerbssituation. Die Firma unterließ jede Verletzung der Wettbewerbsregeln des Buchhandels, sie widerstand der Versuchung, den schon bald nach dem Krieg vorgefaßten Rahmen zu überschreiten, sie pflegte nicht abzuwerben, und sie verließ sich auf ihre eigene Kreativität. Nur so war einer oft übermächtig scheinenden, teilweise wieder verschwundenen Konkurrenz zu begegnen. Das war praktische Anwendung der Traditionserfahrungen. Zur vorbereiteten Neueinrichtung kam es nicht mehr, da das Nachfolgeproblem auftrat. Der Betrieb wurde 1978 an eine GmbH verpachtet.

- Der Firmenname lautete (Jahr der ersten Überlieferung)
- 1750 Johann Ignatz Wagner Augsburg und Freiburg
 - 1756 Gebrüder Ignatz und Anton Wagner
 - 1773 Anton Wagner
 - 1777 Anton Wagner & Co.
 - 1792 Wagnersche Buchhandlung
 - 1833 Friedrich Wagnersche Buchhandlung
 - 1884 Friedrich Wagnersche Universitätsbuchhandlung
 - 1906 Fr.Wagnersche Universitätsbuchhandlung (Carl Zimmer)
 - 1932 Fr.Wagnersche Universitätsbuchhandlung (Carl Zimmer) GmbH
 - 1938 Fr.Wagnersche Universitätsbuchhandlung (Karl Zimmer) KG
 - 1960 Fr.Wagnersche Universitätsbuchhandlung Karl Zimmer
 - 1978 Die Pächterin, eine GmbH, darf den ungekürzten Text mit dem Zusatz GmbH zu Werbezwecken verwenden.

Die letzten Wagner und beide Zimmer nahmen von einer Kürzung des langen Firmennamens mit Rücksicht auf sein hohes Alter immer wieder Abstand. In wissenschaftlichen Kreisen bürgerte sich „Wagner“ ein, auf Werbemitteln und Aufschriften erscheint seit 1966 der Slogan „Bücher bei Wagner“.

ANMERKUNGEN

- B = Nachlaß BÖHLY.
- Ch = Wagner, HUBERT. Chronik der Familie Wagner. Unveröffentlichtes Manuskript etwa 1922 entstanden und in Abschrift erhalten, für die Nichten und Neffen der letzten Namensträger bestimmt. Viel teils anekdotische Familienüberlieferung, aber wenig Belegstellen, wenn auch im allgemeinen zuverlässig. Hinweise auf heute verlorenes Material. Bricht 1877 ohne eigentlichen Schluß ab. Eine den Rahmen dieser Arbeit übersteigende Auswertung ist vorgesehen.
- K = KLAIBER, LUDWIG. Buchdruck und Buchhandel in Freiburg im Breisgau. Freiburg 1949. Nebearbeitung eines Beitrags von 1925. Die Chronik (Ch) tauchte erst in den letzten Jahren auf, Klaiber war sie unbekannt, hätte auch für Klaibers Thema kaum wesentlich Neues geboten. Die zu gänglichen Quellen hat der Vf. für die vorliegende Darstellung überprüft und konnte in den meisten Fällen die exakten Ermittlungen Klaibers bestätigen.
- VK = Verlagskatalog 1875.

Die Vorarbeiten LUDWIG KLAIBERS, viele hilfreiche Hinweise und Anregungen verschiedener Personen ermöglichten diese Ausführungen. Der Verfasser ist vor allem den Damen und Herren des Freiburger Stadtarchivs, der Freiburger Universitätsbibliothek einschl. des von einer Tochter L. KLAIBERS betreuten Universitätsarchivs, der Familie BÖHLY als Wagnersche Nachkommen verpflichtet, und zahlreichen anderen. Besonderen Dank gebührt dem Schriftleiter des „Schauinsland“, Herrn Professor Dr. B. SCHWINEKÖPER, der den Fortgang anregend, ermunternd und kritischen Auges begleitete und die Aufnahme in die Zeitschrift ermöglichte.

- 1 Ignatz Wagner geb. um 1720 arbeitete seit 1740 in der Fa. A. Stätterschen Buchhandlung in Augsburg und erwarb 1749 das akademische Bürgerrecht in Freiburg. Ch S. 2. K S. 25. FR. SCHAUB, Matrikel d. Universität Freiburg Bd. I 1955. Rektoratsjahr 1749/50.
- 2 Peter Anton Wagner 1724 (25?) 1786
- 2a Dankenswerter Hinweis von Dr. Helmut Bender, Freiburg.
- 3 K. MARTIN, Die Einwanderung aus Savoyen nach Südbaden in: Schauinsland, 65/66, (1938/39) S. 3 ff.
- 4 Das akademische Bürgerrecht der Universität wurde hierdurch nicht unmittelbar berührt, doch konnte man sich offenbar auf Dauer der für den Stadtrat geltenden Regelung nicht entziehen.
- 5 Ch S. 2 ff.
- 6 K S. 25
- 7 K S. 25
- 8 SCHAUB, a. a. O. Rektoratsjahr 1753/54 70: D Petrus Antonius Wagner Augustanus Suevus universitatis nostrae bibliopola 70 wird an Stelle seines Bruders Ign. (1749,9) civis acad. SP. 1754 Febr 8; Privileg zum Schulbücherverkauf 1765 ff GLA Frbg.-Stadt 133; erhält die Bibliothekarstelle an der Univ. 1768 Sept 3 (Custos biblioth. und Buchhändler, später als adjunctus bibliothecarii bezeichnet): Instruktion 1778 Aug 27, Metzger S. 94, 96: vöSch 1773 86; f IIh; L. Kleiber in „die Werkstatt“ S. 102 ff; Schreiber II 82; 1772 als 48j. bezeichnet; ∞ 1. 1754 Febr 11 Cath. Priffonin (Briffon), 2. 1757 Jan 10 Anna Cath. Mischonin (EB) V. des Aloys. (1770/71, 38) u. des Ign. (1783/84, 92)
- 9 Ch S. 2 ff. H. WAGNER hat sich bemüht, die Herkunft aus Oberammergau nachzuweisen, das Ergebnis ist sein Verdienst. Weitere Vermutungen entbehren aber dank der Häufigkeit des Familiennamens der Stichhaltigkeit. UnivAFreib Senatsprotokolle 1716. StadtAFreib Stadtratsprotokolle 1722.
- 10 Verlagskatalog d. Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung Innsbruck nebst einer Geschichte der Firma 1554 1904 und (HITTMAR, R.), 300 Jahre Wagnersche Universitätsbuchhandlung Innsbruck 1939.
- 11 Familie Roser in Friedberg bei Augsburg. Ch S. 2.
- 12 Ch S. 1 verweist auf einen verschollenen Zettel von der Hand des Bürgermeisters, den er widerlegt hat. K. hatte sich, wie dem Vf. persönlich erinnerlich, auf mündliche Traditionen gestützt, derselben Meinung war auch Carl Zimmer. Bei seinem Eintritt 1888 lief beim Personal noch das Gerücht um, der Reichtum der Familie Wagner komme von den Fäßchen mit Goldstücken, die jeweils zum Jahresende aus Augsburg eintrafen, nämlich in den guten alten Zeiten. Tatsächlich findet sich bei der Erbaus einandersetzung 1877 (StadtAFreib Nachlaß Friedrich Wagner) ein Posten Aktien einer bekannten Augsburger Industriefirma, sie stammten aber aus der Mitgift von Frau Ida Wagner, Tochter des Hofgerichtsadvokaten Leyherr.
- 13 K. S. 32/33. Die wichtigsten der aus jener Zeit bekannten Titel.
- 14 Der wohl prominenteste Nachdrucker der Zeit war Thomas Edler von Trattner in Wien, der bei Hofe so angesehen war, daß er sich auch exklusive Privilegien zu beschaffen wußte, die auch Anton Wagner empfindlich störten. K S. 27. WIDMANN, Geschichte des Buchhandels vom Altertum bis zur Gegenwart 1952 S. 54 ff., 149.
- 15 S. a. E. KREBS, Freiburger Bürgerfamilien 1922.
- 16 Wie aus späteren Stadtratsprotokollen hervorgeht, hat noch der Bürgermeister Fr. Wagner mit den Nachwehen dieser Zeit sich beschäftigen müssen.
- 17 Anno 1773. Es folgte die Auflösung weiterer Klöster, deren Bibliotheken den nunmehr staatlichen Universitäten zugewiesen wurden, welche die überzähligen Dubletten weiterveräußerten. Wagner war hier als Universitätsbibliothekar eingeschaltet. Die Bestände drückten mit hoher Wahrscheinlichkeit über das ganze 19. Jh. auf den Markt.
- 18 F. SCHAUB (wie Anm. 1) konnte sich nur nach dem Text der Matrikel richten, weist aber verschiedentlich auf die Unsicherheit hin.
- 19 K S. 25.
- 20 Die absoluten Zahlen sind im Buchhandel des 18. Jahrhunderts allgemein noch bescheiden, so daß eine Produktion von jährlich 8 15 Titel, wie sie K. auf Grund sorgfältigster Recherchen für die ausgehenden siebenziger Jahre nennt, für einen Familienbetrieb beachtlich ist. Daß dennoch anzunehmen ist, daß die meisten Exemplare verkauft wurden, verdankt man der Verbreiterung des Bildungsinteresses.

- 21 Der Rückgang der Produktion während der Napoleonischen Zeit deutet nicht auf einen Mangel an Phantasie sondern auf vorsichtige Zurückhaltung hin.
- 22 Vergl. Anm. 18.
- 23 Eine solche Traditionspflege übte z. B. die Gesellschaft zum Gauch. R. SÜSS, Geschichte der Gauchgesellschaft demnächst in dieser Zeitschrift.
- 24 H. FLAMM, der wirtschaftliche Niedergang Freiburgs i. Br. 1905.
T. SCOTT, Relations between Freiburg im Breisgau and the surrounding country side ... (Diss.) Cambridge 1973. S. 98–100.
K. ZIMMER, Die Rolle Freiburgs im Silberhandel des Mittelalters in: FreibDiozArch Bd. 106, 3. Folge Bd. 38, 1986. S. 18/19.
- 25 Ch S. 7. zitiert das Tagebuch des Abtes Steyrer von St. Peter, mit mehrfacher Erwähnung Anton Wagners.
- 26 Nicolai berichtet von einem Gespräch mit Abt Martin Gerbert. F. NICOLAI, Beschreibung einer Reise durch Deutschland Bd. 1–12. 1781.
- 27 S. Anm. 3.
StadtAFreib Verlassenschaft Gaess 1794. B. WILMS, (wie Anm. 30) S. 298.
- 28 K. MARTIN, (wie Anm. 3), F. X. Gaess prägte sich der Erinnerung vor allem als städtischer Waldmeister (Vorsteher des Forstwesens) ein. Die Familienbeziehung zu Wagner entstand wohl durch sein Amt als Vormund der Priffon- und Michonkinder.
- 29 A. FICKE, Geschichte der Loge zur edlen Aussicht in Freiburg i. Br. 1874.
- 30 B. WILMS, Die Zunft zum Falkenberg in Freiburg i. Br. 1925.
- 31 So hat u. a. eine Budapester Buchhandlung versucht, ihre Schulbuchprivilegien in Vorderösterreich durchzusetzen. Beachtet man die überaus heftigen damaligen Auseinandersetzungen im geamten Buchhandel, die zu den modernen Rechts- und Wirtschaftsformen, nicht zuletzt zum Urheber- und Verlagsrecht führten, dann sind die Freiburger Streitfälle, die sich immerhin über ein Menschenalter erstrecken und von L. KLAIBER gründlich dargestellt wurden, von mäßigem Umfang und haben nicht den Charakter von Querelen.
- 32 K. Anm. 36 zitiert RUEF in einem Aufsatz von der „Preßfreyheit i. 1. Heft des Freymüthigen. H. GNAU, die Zensur unter Joseph II. Straßburg 1911 bietet eine Geschichte der österreichischen Zensur vom Beginn d. 17. Jhs ab. J. P. BELIN, le commerce des livres publiés à Paris 1750 — 1789, Paris 1913, ausführliche Darstellung der französischen Verhältnisse.
- 33 Zwischen wortstarker Weisung und Durchsetzung standen stets auch die persönlichen Beziehungen am Ort.
- 34 In Österreich lag die Zensur in den Händen der Jesuiten, religiös von entschiedener Haltung jedoch politisch relativ flexibel. In Freiburg dürfte sich die Vorzensur gewöhnlich im Gespräch erledigt haben.
- 35 Buchführer ist der ältere Ausdruck für den vertreibenden Buchhandel, der im 18. Jh. im Sprachgebrauch allmählich auf den Wanderhandel eingeschränkt wird.
- 36 Bei der Wwe STOCKDORFF BELIN a. a. O.
- 37 So wurde 1809 der Nürnberger Buchhändler Palm wegen Verbreitung einer gegen Napoleon gerichteten Schrift fusiliert.
- 38 Dem Buchhandel warf man gerne mangelhaftes Interesse vor, wenn er sich vor Schaden schützen mußte.
- 39 K S. 27.
- 40 Der bei K S. 28 ausführlich behandelte Streit mit Hagenbuch wird zwar von beiden Seiten im Sinne eines Privilegienstreits ausgefochten, zeigt aber im Ganzen genommen, auf welchem Wege Kaufleute immer wieder Wege fanden, der staatlichen Lenkung zu entgehen. Werden Zahlen genannt, dann handelt es sich auch späterhin immer um geringe Posten. Zieht man die Vorgänge im deutschen Buchhandel zur selben Zeit in Mittel- und Norddeutschland zum Vergleich heran, so ergibt sich, daß in Vorderösterreich die Möglichkeiten eines geschlossenen Auftretens der Standesgenossen bedeutend geringer waren. Das in Anm. 57 besprochene Edikt der badischen Regierung muß neue Maßstäbe gesetzt haben, indem es provinzielle Relikte beiseiteschob.
- 41 Vergl. Anm. 38. Die Wagner waren weder im protestantischen Raum noch im illegalen Vertrieb als österreichische Privilegieninhaber konkurrenzfähig.

- ⁴² Eine Überwachung dieser Binnengrenzen war Illusion.
- ⁴³ Der Vorwurf gegenüber dem akademischen Bürger sollte dann eine Generation später von Aloys Wagner durch Heirat mit der Tochter des Zunftmeisters, dessen Amt er sozusagen erbte, aus der Welt geschafft werden.
Aloys Wagner war nicht der erste Buchhändler, der an der Spitze der Zunft stand. Bereits 1624 wird Hans Bernt Klumpp († 1667), 1625 Anton Mayer erwähnt. StadtAFreib B5 (P) XXIII 62 Nr. 13. Krämerzunft.
- ⁴⁴ Nachdem die berechtigten Forderungen, die damals im deutschen Buchhandel verfochten wurden, zu nächst auf Jahrzehnte hin unerfüllt blieben, scheint Wagner ebenfalls später flexibler geworden zu sein, so daß ihm der Vertrieb billiger Nachdrucke vorgeworfen wurde. K. S. 33
- ⁴⁵ K S. 36. 1779 ging der Satronsche Verlag an Wagner über.
- ⁴⁶ Anton Wagner genoß nunmehr auch als Buchhändler den vollen Schutz der Universität, d. h. er war von der Zensur auch in seinen eigenen Aktivitäten unbehindert.
- ⁴⁷ K S. 29, auch Ch.
- ⁴⁸ UBFreib Nachlaß Leichtlen VIII.
- ⁴⁹ Die Firma veröffentlichte 1778 einen Bücherkatalog, der etwa 2000 Titel enthielt und der 1944 zerstört wurde. Ein weiteres Exemplar ist unbekannt. In der Firma wurde die Meinung tradiert, es handle sich um ein Lagerverzeichnis. Das ist unwahrscheinlich, hingegen ist an einen Katalog zu denken, der als Auftragsunterlage diente, wenn er auch Anhaltspunkte für die Lagerzusammensetzung, die qualitativ beachtlich war, gab.
- ⁵⁰ F. K. G. HIRSCHING, Beschreibung sehenswerter Bibliotheken Deutschlands 4 Bde, 1786 – 1790. Der Report, der auch über die Universitätsbibliothek berichtet, muß unter Berücksichtigung der näheren Umstände gelesen werden. Die Wagnersche Bibliothek war demnach auch nach auswärts tätig und politisch suspekt. Aloys Wagner war offensichtlich bemüht, das Gespräch, das er wohl kaum beabsichtigt hatte, so zu führen, daß ihm keine Nachteile erwachsen. Er dürfte eine bloße Überstellung aus Sicherheitsgründen als Verkauf ausgegeben haben. Da seine früheren Interessenten zum großen Teil der Loge angehörten, blieb alles beim alten.
- ⁵¹ A. FICKE (wie Anm. 29) erwähnt das Amt nicht. S. 18. Aloys Wagner war 1813 Großceremonienmeister.
- ⁵² A. FICKE, (wie Anm. 29).
- ⁵³ Ch.
- ⁵⁴ Im Zusammenhang mit den Josefinischen Reformen und ihrer Rückbildung mußte sich eine gewisse Unsicherheit ausbreiten.
- ⁵⁵ Ch S. 11. Aloys Wagner verfügte noch 1790 nur über bescheidenes Barvermögen, zumal er bereits eine Familie mit 5 Kindern ernähren mußte. Er erwarb damals das Haus „zur Meigen“, später Kaiserstraße 115 für 2800 Fl., konnte aber die darauf stehende Schuld von fl. 1000 nur in 5 Jahresraten abzahlen. Anton Wagner besaß schon Reben im Immental Ch S. 7.
- ⁵⁶ K S. 33/34.
- ⁵⁷ IntellBl. Freiburg 1807 S. 516/17.
„... durch gegenwärtiges Edikt dem Buchhandel anmit seine selbstbestimmte Regeln vorzuschreiben“. Der Staat hat ein unbedingtes Interesse an der Erhaltung eines leistungsfähigen Buchhandels und an der Abgrenzung der wirtschaftlichen Aktivitäten gegenüber den Buchbindern. Die Handelsbräuche der Buchhändler genießen staatlichen Schutz. Für Freiburg bedeutet dies außerdem, daß Karlsruhe näher als Wien liegt.
- ⁵⁸ Ch.
- ⁵⁹ Diese Wende in der Auffassung der Freiburger Gesellschaftskreise soll vor allem das Beispiel des späteren Oberbürgermeisters Bannwarth bewirkt haben.
- ⁶⁰ Als Sophie Wagner, die Schwester Friedrich d. Ä. 1861 starb, nahm der Altbürgermeister eine Erbteilung vor, da er noch zu seinen Lebzeiten das Gesamtvermögen ordnen wollte. Damit begannen die Kapitalabzüge aus den Unternehmen.
- ⁶¹ Josef Wagner war damals am Stadtamt tätig.
- ⁶² S. u. a. v. WEECH, Bad. Biographien I (1875) S. 458 ff.
- ⁶³ Magdalena Göring Schwager Söttl war übrigens Autor des Wagnerschen Verlags – wurde Friedrich d. Ä. leider schon 1849 durch den Tod entrissen.

- ⁶⁴ Hauskauf l. 7. 1823. Ch S. 26.
Ch S. 27. Unter „in den ersten Ehejahren . . . starke geschäftliche Sorgen“ ist wohl die Einsicht zu verstehen, daß trotz eigener Druckerei die verlegerischen Wunschvorstellungen in Freiburg nur begrenzt zu verwirklichen waren, zumal wenn gleichzeitig die Buchhandlung ihren Einflüßbereich gegen die neuen Konkurrenten Groos verteidigen mußte, die dank ihrer Karlsruher und Heidelberger Basis unter der großherzoglichen Regierung Vorteile genossen.
- ^{64a} P. SCHMIDT, Die Universität Freiburg u. i. Bibliothek . . . a.a.O.
- ⁶⁵ Bei seinem Tode, am 22. Juli 33, hinterließ Aloys ein schuldenfreies stattliches Vermögen.
Die Kriegslasten der napoleonischen Zeit scheinen doch gegenüber früheren derartigen Belastungen nicht allzugroß gewesen zu sein. „Freyburger Zeitung“ 1793 S. 104 berichtet: Die Handelsleute der Stadt Freyburg leisten eine Kriegsbeysteuern von 1200 Fl. Vgl. ebenda S. 100: die Gräfl. Heinrich von Kagenecksche Vor und Mitvormundschaft bringt 356.35 Fl. + 400 Sester Haber auf.
- ⁶⁶ Der Verlag erfuhr auch später nie eine Eigenfirmierung. Alle Generationen bezeichneten sich übrigens nie als Verleger, sie nannten sich Buchhändler.
- ⁶⁷ Wir geben einige Beispiele wieder.
VK 23. PERLEB, Dr. K. J. Lehrbuch der Naturgeschichte d. Pflanzenreichs nach dem natürlichen System. 1826.
VK 30. SPENNER, Dr. F. C. L. Flora Friburgensis et regionum proxime adjacentium 3 tomi. 1825 bis 1828.
Die botanischen Veröffentlichungen von PERLEB und SPENNER waren durch die Verwendung des natürlichen statt des Linnéschen Systems bemerkenswert. Durch die Schildknechtsche Flora führte die Firma später die Tradition fort, die die Grundlage für die nachfolgenden Arbeiten von NEUBERGER, OLTMANNs und schließlich OBERDORFER u. a. bildeten, die aber nicht mehr bei Wagner erschienen sind.
- ⁶⁸ R. SÜSS, Freiburger Volkskalender. in: Schauinsland, 102, (1983). S. 78/79.
- ⁶⁹ VK 23. Pantheon d. Geschichte d. deutschen Volks d. Dr. E. MÜNCH u. eine Gesellschaft v. Künstlern. Prachtausgabe, Text in Placat- u. Quartformat auf schönem Schweizer Velin Papier m. 22 Kupfern, 10 Zoll hoch u. 13 Zoll breit, nach Zeichnungen von C. FÖRSTER, F. DIETRICH, CH. RUBEN, WÄCHTER, W. KAULBACH, DITTEMBERGER, M. DISTELE u. HILDENSPERGER.
VK 9. CHATEAUBRIANDs sämtliche Werke nach der neuesten Originalausgabe übersetzt von einer Gesellschaft von Gelehrten. 66 Bändchen, 1827 — 1838. Ferner: CHATEAUBRIAND, R. v., der Geist des Christenthums, übers. v. Prof. Dr. SCHNELLER, 2. ber. u. vervollst. Auflage, besorgt d. Prof. KÖNIG, 1857.
- ⁷⁰ Aus dieser Zeit in der die Einweihung der Freiburger Ludwigskirche die Konfessionen zusammenführte, wieder einige Beispiele.
VK 13. Einweihung d. neuen evangelisch protestantischen Kirche zu Freiburg am 26. Juni 1839, m. d. dabei gehaltenen Reden und einer Ansicht d. Kirche. 1839.
VK 13. Eleutheria, oder Freiburger literar. Blätter i. Gemeinschaft m. mehreren Gelehrten hrsg. v. Prof. S. EHRHARD. 3 Bde i. 9 Heften. 1818 — 20.
VK 15. FURTWÄNGLER, Prof. W. Idee d. Todes in den Mythen und Kunstdenkmälern der Griechen. 2. Ausg. 1860
VK 18. Katechismus d. Gemeinderechts m. Erläuterungen 3. Aufl. 1844.
VK 19. KLYPFEL, De vita et scriptis Conradi Celtis Protucii . . . opus postumum cur. J. C. RUEF, ed. C. ZELL. 1827.
VK 20. Magazin der Geschäfts- u. Gesetzeskunde für Staatsschreiber, Gemeindebeamte und Bürger. 1840.
VK 23. Museum, Deutsches, hsg. v. E. MÜNCH . . . Jahrg. 1824 u. 1825.
VK 9. Bürgerfreund, der, in und für Deutschland. Eine Zeitschrift zur Förderung der höheren Ausbildung des Bürgers in Stadt und Land 1839.
VK 31. Stiftertempel Badens o. alphabet. geordnete Sammlung aller katholischen, evangelischen u. israelitischen Stiftungen, die vom Anfang d. Großherzogl. badischen Regierung bis Ende Juli 1834 . . . bekanntgemacht wurden. 1835.
VK 24. REBAU, H. Kurz gefaßte Geschichte u. Beschreibung d. Großherzogtums Baden f. d. Stadt u. Landschulen. 1825.

- VK 25. XX RINK, W. F., christlicher Katechismus f. d. evangelisch protestantische Kirche d. Großherzogtums Baden. 1834.
- VK 30. SÖLTL, Prof. Dr. Geschichte d. Deutschen 4 Bde. 1835/36.
- VK 34. Weihe, die, des Erzbischofs. Beschreibung d. b. dieser Feierlichkeit stattgefundenen Ceremonien und übrigen Anstalten. . . . 1827.
- VK S. 9. BURGER, Dr. C. G. Taschenbuch der topographischen Anatomie 2. Ausg. 1859 noch immer lieferbar war aber auch
- VK 24. PETZEK, Prof. Systemat. chronolog. Sammlung aller jener politisch geistlichen Gesetze, die . . . bis 1795 für die vorderösterr. Lande erlassen worden sind. 1796.
- VK 26. SAUTIER, die Philanthropen von Freiburg, od. d. Stifter u. Wohltäter d. Stadt Freiburg i. Br. u. d. Albertinischen Schule . . .
- VK 26. SAUTIER, Der Reim, meistens m. d. eigenen Worten d. vornehmsten Kunstrichter beschrieben u. beurtheilt. 1777.
- 71 Die Residenzstadt Karlsruhe bedeutete durch ihre Beziehungen zu den Dienststellen für Freiburg im 19. und noch im 20. Jh. fühlbare Konkurrenz.
- 72 Maßgeblich war der sachliche Gehalt einer Veröffentlichung und ihr Bezug zur Realität.
- 73 Raumkosten fielen nach dem Hauserwerb, Vermietung und Verpachtung brachten Erträge. Die Arbeitskosten bleiben jahrzehntelang stabil, während die Bevölkerungszahl allmählich steigt. Abgaben und Steuern fielen nicht ins Gewicht.
- 74 in Freiburg der Verlag Herder.
- 75 etwa 50 Titel fallen in die Zimmersche Ära.
- 76 S. Anm. 68.
- 77 Wenn bei späteren Erbteilungen der Familie zahlreiche landwirtschaftliche Kleinparzellen auftauchen, dürften dies zum großen Teil Gegenleistungen gegen Darlehen gewesen sein. Die Zeitung gewann durch solche Agenturen vor allem Inserate.
- 78 VK 28. SCHREIBER, Prof. Dr. H. Der Bundschuh zu Lehen 1824.
DERS. Die neu entdeckten Hünengräber im Breisgau. 1826.
DERS. Die Wissenschaft v. Schönen. Grundzüge zu akademischen Vorlesungen. 1823.
und Titel verschiedener Autoren.
- 79 Ch. Das Tagebuch der Schwester Sophie, das Hubert Wagner noch kannte, ist verschollen, wahrscheinlich durch Kriegseinwirkung zerstört.
- 79a StadtAFreib P B 5 (P) XIIIb Nr. 2.
- 79b Ch 34.
- 80 Alle Ratsprotokolle seiner Zeit atmen denselben Stil. Daß er gleich zu Anfang die Bezüge seines Sekretärs erhöhen läßt, ist bei seinen Anforderungen verständlich. Er sorgte aber alsbald auch für eine Sicherung des Theaters über einen mittelfristigen Zeitraum. StadtAFreib, Ratsprotokolle 1839 ff. 1846 ff.
- 81 Nach den Erfahrungen während der Revolutionsjahre ist die Wiederberufung in eine dritte Amtszeit fast selbstverständlich.
- 82 Bis 1944 hing der Stich noch in den meisten städtischen Dienststellen, teils koloriert, auch in vielen Privathäusern der Innenstadt. 1974 wurde von der Firma ein bei der Druckerei Schillinger hergestellter Reprint herausgebracht.
- 83 Es liegt nahe, an ein Formular zu denken. Dagegen spricht aber die stufenweise Erweiterung, so daß man die Systematik Wagner zuschreiben darf.
- 84 Israelitische Literatur: Der Begriff ist unklar. Anhaltspunkte für Antisemitismus finden sich nicht, auch hatte Freiburg erst wenige Juden in seinen Mauern.
- 85 Die Firma hat sich demnach relativ früh für den Tourismus interessiert. Die Beziehungen zur späteren englischen Kolonie bzw. regelmäßigen englischen Saison Gästen überdauerten teilweise den Ersten Weltkrieg.
- 86 O. HAFNER, Geschichte und Entwicklung der Freiburger Tagespresse in ZFreibGV 34, 1918/19.
- 87 In diesem Aufenthalt kann man die endgültige Absage an Österreich sehen.
- 88 Ch S. 46. Bei der Übertragung von Verlag und Buchhandlung auf den Sohn 1855 behielt Friedrich d. Ä. Schulbücher, Kalender u. ä. für sich.
- 89 Redakteur und Faktor waren in ihren Jahresgehältern etwa gleichgestellt, Setzer und Drucker arbeiteten im Taglohn.

- 90 Heinrich Böhmel kam aus der Gegend von Weimar und erwarb schließlich 1868 das städtische Bürgerrecht. Seine beiden Enkelsöhne wurden Gymnasialprofessoren, deren einer, Heinrich, Älteren wohl noch bekannt, in Freiburg verblieb, wo er ohne Nachkommen starb.
- 91 Die Wiederwahl war ein überwältigender Vertrauensbeweis, zeigte aber auch, wie hoch die Bürgerschaft seine guten Beziehungen zum Großherzog einschätzte, der seinerseits sich Wagner durch die Verleihung des selteneren Eichenlaubs zum Zähringer Löwen erkenntlich zeigte.
- 92 Da Wagner vom Stadtmann eingesetzt war, richtete er sein Gesuch an dieses, das sich als unzuständig erklärte und ihn an den Stadtrat verwies. Dieser brachte dasselbe Argument vor. Nach sechswöchigem Hin und Her, über dessen Ausgang völlige Einmütigkeit bestand, hatte man endlich den kanzenmäßig gangbaren Weg gefunden.
- 93 Der heutige Kartoffelmarkt ist erst in Wagners Amtszeit als öffentlicher Platz entstanden, vorher befand sich dort der Pyrrhsche Garten. Die Umbenennung in Friedrich Wagner Platz wäre an dieser Stelle als bescheidene Anregung vorgebracht. Kartoffeln werden dort heute nicht mehr feilgeboten.
- 94 Vergl. Anm. 83.
- 95 Auch Friedrich Wagner d. J. hinterließ keine Aufzeichnungen. Wir folgen im wesentlichen den Darstellungen seines Sohnes Hubert, soweit die persönlichen Umstände gezeigt werden. Er war auch in seiner öffentlichen Tätigkeit musischen Dingen sehr aufgeschlossen und veranstaltete Hausmusik und Theaterabende, hier in den Spuren seines Urgroßvaters F. X. Gaess wandelnd.
- 96 VK S. 5 BECK, Dr. B. Kriegschirurgische Erfahrungen während des Feldzuges 1866 in Süddeutschland. 1867.
DERS. Chirurgie der Schußverletzungen. 1873.
- 97 VK 27. Schnellrechner oder sog. Faullenzer . . . 8. Ausg. verm. m. e. Holzberechnungstabelle . . . für Fabrikanten, Handelsleute, Forstmänner, Holz- und Weinhändler, Stadt- und Landwirte und jeden Bauersmann. 1843.
VK S. 7. BOHRER, C. Freiburger Kochbuch oder vollständige durch vieljährige Erfahrung erprobte Anleitung zur schmackhaften und billigen Zubereitung aller sowohl in der herrschaftlichen als bürgerlichen Küche vorkommenden Speisen. 5., verb. Aufl. Neu herausgegeben von FRANZ HORBER, Garkoch. 1874.
VK 35. WIEL, J. Diaetisches Koch-Buch m. besonderer Rücksicht auf den Tisch f. Magenkranke. 2. umgearb. u. verm. Auflage.
- 98 U. a. der Verlag J. C. B. Mohr der erst Heidelberg, dann Freiburg verließ.
- 99 Die Mitglieder der (Alt) katholischen Gemeinde waren 1873 zum großen Teil angesehene Geschäftsleute, Fabrikanten, höhere Beamte.
- 100 Da in den wenigen Inventurlisten rücksendungsberechtigte Bücher nicht aufgeführt sind, diese aber damals einen überwiegenden Anteil am Bestand hatten, ist der Eindruck nicht repräsentativ.
- 101 Vergl. Anm. 12.
- 102 Friedrich Wagner d. J. hatte Ida Leyherr, seine spätere Gattin, auf einem Ball der Museumsgesellschaft, dessen Beirat der jeweilige Bürgermeister angehörte, kennengelernt. Ihr Vater war Anwalt. Mit den gesellschaftlichen Aufgaben, die an eine angesehene Bürgerfamilie gestellt wurden, war sie voll ausgelastet, und sie löste sie offenbar sehr gut. In der Geschäftsführung aber mußte sie sich auf andere verlassen. Ch.
- 103 Victor Usländer war Kaufmann; kurz darauf wanderte er nach Übersee aus. Ch.
- 104 O. Haffner, Geschichte und Entwicklung der Freiburger Tagespresse in: Zeitschr. f. Geschichtskunde Bd 34 S. 43 ff. Der Vater Dr. Ferdinand Bissings, Friedrich B. aus Heidelberg, war bereits ständiger Mitarbeiter der „Freiburger Zeitung“.
- 105 Die Zustimmung wurde um die Jahrhundertwende und im 20. Jh. zunächst streng gehandhabt und war an die Person gebunden.
- 106 Die Rechte waren gewöhnlich landesherrliche Privilegien oder solche von Universitäten, die mehr oder weniger eine Exklusivität verbürgen sollten. Die Pflichten schlossen meist die Herstellung von Druckwerken ein. so in Göttingen, Marburg, Innsbruck usw.
- 107 Vergl. Anm. 8.
- 108 In den (achtziger) Jahren sollte die Initiative zumindest in wesentlichen Dingen in den Händen des langjährigen Mitarbeiters Friedrich Wagner d. J. liegen, solange den Söhnen noch Erfahrung fehlte.

- ¹⁰⁹ Carl Zimmer d. Ä. war Pfälzer, 1866 geboren, liberaler Protestant. E. Crusius war im Vorstand des neu gegründeten Badisch-Pfälzischen Buchhändlerverbands, eines der aktivsten deutschen sog. Kreisvereine. C. Zimmer hielt auch später mit seinem Lehrchef enge Verbindung.
- ¹¹⁰ Das lange Warten war vermutlich ein Ausdruck von Sparsamkeit.
- ¹¹¹ Adressbuch d. Deutschen Buchhandels 1840 4. Abt. Commissionäre unter Fleischer, Fr. Leipzig wird Wagner in Freiburg als Kommittent aufgeführt. Ebenso in Bibliopolisches Jahrbuch 1838.
- ¹¹² Der junge Aloys Wagner sammelte bereits Bibliographien. Sobald dann das große Hinrichssche Katalogwerk begann, zählte Wagner zu den Beziehern. Die heute noch im Besitz befindlichen frühen Kataloge wurden also im Anfang des 19. Jhs. angeschafft.
- ¹¹³ Bei Firma Marowski.
- ¹¹⁴ H. AUER, C. A. WAGNER. Der Mann und das Werk 1922. Verschiedene Veröffentlichungen des Verlags Herder und der Druckerei Poppen und Ortman. Mit C. A. Wagner bestand allein Namensgleichheit.
- ¹¹⁵ Die Firma hatte, wohl noch von Friedrich Wagner d. J. veranlaßt, die Freiburger Niederlage der Badischen Meßtischblätter. Um die Jahrhundertwende bereits war Carl Zimmer d. Ä. am Naturschutz interessiert.
- ¹¹⁶ Mit den Freiburger Buchhändlern verband Carl Zimmer ein gutes kollegiales Verhältnis, woraus lebenslange Freundschaften wurden. Er übernahm nicht nur die von altersher guten Beziehungen zum Hause Herder, sondern betrachtete es als Taktfrage, das Fachgebiet Theologie nicht zu führen.
- ¹¹⁷ Dadurch entstanden zwangsläufig Kundenbeziehungen, die den regionalen Rahmen überschritten.
- ¹¹⁸ Die Kenntnis jener Formen wurde auch damals noch von nicht Wenigen dankbar vermerkt.
- ¹¹⁹ Der Vf. wird an anderer Stelle diese buchhandelsgeschichtlich bedeutsame Phase behandeln.
- ¹²⁰ Dies schloß niemals Rat und Tat auf Ansprache aus, wie die Firmeninhaber stets die Hilfsbereitschaft gegenüber dem Nächsten auch dem Konkurrenten als integralen Charakterzug buchhändlerischer Berufsethik verstanden, manchmal belächelt.
- ¹²¹ Ch. Sie wurden so frühzeitig mit dem geschäftlichen Alltag vertraut. Ersatz für Werkunterricht.
- ¹²² Spätestens von ihm ab praktizierte die Firma eine Ausbildung, die auf die Selbständigkeit zielte.
- ¹²³ C. Zimmer hatte nie als Soldat gedient, 1914 war er bereits 48 Jahre. Er hatte ein starkes Zutrauen zu seiner Autorität, die aber nie sich in leeren Formen bewegte.
- ¹²⁴ K. ZIMMER, das Haus z. Gauch in: Schauinsland 105/1985 S. 207.
- ¹²⁵ Die Anzahl der Mitarbeiter war seit der Jahrhundertwende von etwa 7 auf 12 angewachsen. Bei unbedingter Pünktlichkeit betrug die tägliche Arbeitszeit in der 6 Tage Woche 9 Stunden.
- ¹²⁶ HELLMANN, R. und K. PALM. Die deutschen Feldzeitungen (Umschlag: Eine Bibliographie) Freiburg i. Br. 1918, Nachtrag 1919. 1920 erschien in Bühl: ST. WANGART, und R. HELLMANN, Die Zeitung in deutschen Gefangenen und Interniertenlagern.
- ¹²⁷ Während des Krieges verkehrte im Laden ein breit gefächerter Kundenkreis von Abgeordneten aller Parteien, hohen Offizieren, Professoren, aber auch Diplomaten, Beamte, die sehr realistisch urteilten. Gegen den Großherzog hatte er garnichts einzuwenden, Wilhelm II. mochte er nie, was sich auf alle Hohenzollern übertrug. Die Wittelsbacher ließ er als Pfälzer gelten.
- ¹²⁸ Der Geschäftsführer des Einzelhandelsverbands war Dr. Istwann, Sohn eines Herderschen Prokuristen, woraus ein besonderes Verständnis dieses örtlichen Verbandes für die Probleme des Buchhandels resultierte. Am meisten profitierten die Mitarbeiter in schlechten Zeiten. Die südbadischen Buchhandlungen hatten stets den Einzelhandelstarif als Mindestentgelt anerkannt, als anderwärts wilde Zustände herrschten. Daß die Firma selbst seit Bestehen der Arbeitsgerichte nur einmal, und zwar während der NS-Zeit, politisch motiviert und von aller kleinstem Format, sich vor Gericht verglichen hat, auch nie Arbeitsniederlegungen kannte, war wohl auch eine Frucht dieser Atmosphäre.
- ¹²⁹ Der Buchhandel verzichtete damals leichtfertig auf die Abwälzung der Umsatzsteuer auf den Käufer, als einzige Branche. Man glaubte, man könne sich den damals geringfügigen Betrag leisten.
- ¹³⁰ Die Akademisch-Literarische Gesellschaft, von A. MANZ u. a. 1924 gegründet, war Treffpunkt aller modernen literarisch, künstlerisch, wissenschaftlich überhaupt interessierten Kreise und ließ bis zu Erlöschen 1934 die meisten bedeutenden Köpfe Mitteleuropas in Vorträgen zu Wort kommen.
- ¹³¹ Katalog d. Rilke-Sammlung Richard von Mises. Bearb. u. hrsg. v. P. OBERMÜLLER u. H. STEINER unter Mitarb. v. E. ZINN. Frankfurt a. Main 1966. Inselverlag.
Die Briefe an Frau Gudi Nölke. Aus Rilkes Schweizer Jahren. Hrsg. v. P. OBERMÜLLER. Wiesbaden 1953. Inselverlag.

- ¹³² W. Schammert ist als langjähriges Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft Wissenschaftlicher Sortimentler (AWS) einer der international bekanntesten deutschen Buchhändler unserer Zeit.
- ¹³³ Als durch die Insolvenzen einiger großer Verlage gutes modernes Antiquariat auf den Markt kam, stieg er auch in diese Sparte ein, die zu Wagnerschen Zeiten anderen Freiburger Kollegen überlassen wurde. Es sei auf Inserate aus den siebziger Jahren verwiesen, mit denen die im selben Häuserblock ansässige Buchhandlung Stoll und Bader in der „Breisgauer Zeitung“ warb.
- ¹³⁴ Der Ansichtsversand wurde stets vom Chef der Firma vorgenommen, auf Grund der Informationen über die einzelnen Fachgebiete, die wissenschaftliche Zeitschriften geliefert hatten. Er zielte nicht auf Berufsgruppen oder sog. Vorzugskunden, sondern direkt auf den potentiellen Interessenten.
- ¹³⁵ 1926 hatte die Firma mit einer viertelmillion Reichsmark den höchsten Jahresumsatz der zwanziger Jahre erreicht. Bei stagnierenden, teilweise sogar steigenden Kosten sanken die Umsätze von Jahr zu Jahr auf dem Weg in die große Wirtschaftskrise. Nicht der literarische Anteil, sondern die Lieferungen vor allem an die Universitätsbibliothek (nach 1930 bis zu 50 % von deren in Freiburg vergebenen Aufträgen) sicherten die Firma. Es begann auch die Senkung der Personalkosten. Erst 1935 war dann die Talsohle durchschritten, als örtliche Wettbewerber ausfielen.
- ¹³⁶ Für seinen Entschluß entscheidend waren die mehrfach vorgetragenen Argumente des Buchhändlers Hans Speyer, der jüdischer Abkunft war. Als er bei der Anmeldung auf der Parteidienststelle der NSDAP den ihm gut bekannten Professor M. Heidegger mit demselben Anliegen traf, glaubte er für die Richtigkeit seines Schrittes bestätigt zu sein. Seiner Autorität gelang es dann, örtliche gegen den Buchhandel gerichtete Aktivitäten abzumildern, er vermittelte Gespräche zum Schutz der Juden und versuchte, dem Buchhandel eine Art Selbstkontrolle zu erhalten. 1934 konnte er dann den neuen Inhaber der Fa. Troemer, Eberhard Albert, in das Amt des Ortsobmanns bringen, der schon vor 1933 der NSDAP angehört und damit keine Schwierigkeiten zu befürchten hatte. Karl Zimmer d. J. trat 1937 der NSDAP bei, wie sein Vater als Rückendeckung zur Bewahrung seiner Unabhängigkeit, politisch aktiv wurde er nie, ab 1940 war er Soldat.
- ¹³⁷ Die Erholung bezog sich vor allem auf den planmäßigen Ausbau des wissenschaftlichen Geschäfts, das über die Region hinaus ausgedehnt wurde. Der belletristische Sektor blieb nach wie vor relativ klein.
- ¹³⁸ Die Firma kannte keine Vorurteile, und sie nahm gerne Mitarbeiter aus anderen Gegenden oder dem Ausland. Gerade deshalb sollte das Miteinander durch die ausgleichende süddeutsche Art gewährleistet werden.
- ¹³⁹ Die 2. Auflage war Eigenverlag.
- ¹⁴⁰ Ab 1935 wurden frei werdende Stellen nicht mehr männlich besetzt. In Krisenwochen (Österreich, Tschechoslowakei, Polen) befanden sich die Karteien in Mitteldeutschland.
- ¹⁴¹ Familie Professor Schwarzweber. Einen erheblichen Anteil am Wiederaufbau hatte auch der unverdrossene Einsatz der praktischen Ärztin Dr. E. Moser Zimmer, der Schwester Karl Zimmer d. J. Bis 1960 war sie am Geschäft beteiligt.
- ¹⁴² Lag bisher nach dem Neubeginn der Schwerpunkt auf dem Versand, so trat jetzt das Ladengeschäft wieder in den Vordergrund, als Vorbereitung auf ein endgültiges Domizil, für das ständig Verhandlungen und Gespräche geführt wurden.
- ¹⁴³ Das Aufkommen von Jugendbuchläden, die die Unterstützung von Verlagen und Verbänden genossen, machte gegen Ende der fünfziger Jahre ein bevorzugtes Engagement unwirtschaftlich.
- ¹⁴⁴ Heute an der Spitze eines größeren Instituts. Sein unbezähmbarer Lerneifer von damals hat sich offensichtlich gelohnt.
- ¹⁴⁵ Sorgfältige Berechnungen ergaben, daß Zweiggeschäfte auch im Buchhandel nur unter deutlich definierten Voraussetzungen der Personalkosten wegen tragbar sind. Andere deutsche Buchhändler kamen zu ähnlichen Überlegungen.
- ¹⁴⁶ Aus angefliegenen Kleesamen keimten 4 blättrige Kleepflänzchen, so daß Geschäftsfreunde und Kunden ein solches Andenken verehrt werden konnte; in der Remise brachte eines Tages eine Katze ihre Jungen zur Welt, auch gab es Mäuse. Eine Idylle. Ansonsten aber eine gute betriebswirtschaftliche Lösung, da nur auf einer Ebene (Bungalow Prinzip) gearbeitet wurde.
- ¹⁴⁷ Der Laden war der damals größte Behelfsbau im deutschen Buchhandel und wurde oft besehen.
- ¹⁴⁸ Der Schwerpunkt lag auf der Aufspürung echten wissenschaftlichen Remittendenexemplaren, die nur in geringer Stückzahl verfügbar waren und meist bei den Verlagen selbst geordert wurden.

- ¹⁴⁹ Bereits in den beiden Behelfsbauten entschloß sich die Firma für die Bereitstellung von Ständern und Verkaufstischen auf der Straße. Die in jedem Betrieb unvermeidliche Diebstahlsquote war relativ sehr gering und stieg erst um 1970 steil an. Nach konsequenter Anzeige und Kontrollkampagne sank sie in den siebzigern ebenso schnell wieder ab. Gerüchte über das Gegenteil, die sogar in die Fachpresse Eingang fanden, entbehren der Grundlage.
- ¹⁵⁰ 1982 wurden wahrscheinlich etwa 97 % der Buchveröffentlichungen erfaßt.
- ¹⁵¹ Der durch Kriegsverluste und Abwanderung in akademische und technische Berufe angewachsene Nachfolgerbedarf bei Selbständigen und die verhältnismäßig geringe Zahl von Stellen für leitende Angestellte im Buchhandel zwangen zu besonders sorgfältiger Auswahl der Auszubildenden, da junge Männer die Fähigkeit zur späteren Selbständigkeit aufweisen mußten, wenn ihre Laufbahn Zukunft haben sollte.



Abb. 13 Einband zu Paulcke, Skilaufl 4. Auflage. Arch. Karl Zimmer.

Kleinere Beiträge

Ein unbekanntes Bild der Kirche des Zisterzienserinnenklosters Marienau in Breisach?

Von
BERENT SCHWINEKÖPER

Die bereits seit langem geäußerte Vermutung, das Breisacher Zisterziensernonnenkloster Marienau habe zwischen der Westseite des dortigen Eckartsberges und dem früher weiter östlich verlaufenden Hauptarm des Rheins seinen Platz gehabt, die trotz der von mir vorgebrachten Einwände sogar noch 1977 wiederholt worden ist, war gegebener Anlaß, mich diesem Problem zweimal zuzuwenden.¹ Obwohl die Frage nach der Lage dieses Klosters ein rein lokales Problem zu sein scheint, gewinnt sie dadurch an Bedeutung, daß Werner Noack die weitere Behauptung aufgestellt hat, es sei an die Stelle des noch immer nicht mit absoluter Sicherheit festgelegten Platzes des Breisacher Königshofes getreten.² Weil die Staufer generell die Zisterzienser in ihren Schutz genommen haben sollten, nahm er an, daß der Hof von den Herrschern dem Orden überlassen worden sei. Da es sich also um ein zentrales Problem der Frühgeschichte Breisachs handelt, erschien seine Lösung dringlich. Naturgemäß mußte in diesem Zusammenhang auch die Frage auftauchen, wann der betreffende Konvent gegründet worden sei. Denn wenn er wirklich an die Stelle des Königshofes getreten sein sollte, dann müßte dies doch wohl zwischen 1185, als die Staufer auch die damals bischöfliche curtis mit dem Basler Bischof teilten, und 1198 geschehen sein, als sie auf ihre Rechte zugunsten der Zähringer verzichteten.³ Nun hat 1969 G. Haselier im ersten Bande seiner „Geschichte der Stadt Breisach am Rhein“ die Meinung vertreten, die Gründung des Klosters sei erfolgt „zur Feier der Rückkehr der Stadt Breisach unter die Landeshoheit des Bistums“ Basel.⁴ Sie könne daher erst nach 1255 erfolgt sein, als die Herrschaft der Staufer längst zu Ende gegangen war. Dieser Meinung hat sich Médard Barth angeschlossen, ohne freilich den von Haselier behaupteten feierlichen Anlaß überhaupt auch nur in Erwägung zu ziehen.⁵ Urkundlich wird Marienau erstmals im Jahre 1265 erwähnt, als sich Bischof Heinrich von Basel beim Generalkapitel der Zisterzienser für seine Aufnahme in diesen Orden einsetzte.⁶ Deshalb habe ich gegen die genannte Gründungszeit nach 1255 keine Einwände erhoben, zumal mir die von Noack aufgebrachte Königshoftheorie bedenklich erschien.⁷ Allerdings sah ich schon damals, daß derartige Nonnenklöster durchaus nicht immer aufgrund eines einzigen Rechtsaktes ins Leben getreten sein dürften. Vielmehr entstanden solche Kongregationen häufig dadurch, daß fromme Frauen beschlossen, zunächst zu gemeinsamen Leben zusammenzuziehen. Daraus ergab sich bald die Notwendigkeit, einen stärker organisierten Zusammenschluß zu bilden; denn ohne feste Regeln ließ sich derartiges auf die Dauer nicht aufrecht erhalten. Freiwillig, oder ebenso oft unter dem Druck kirchlicher Instanzen, entschloß man sich mei-



Abb. 1 Bild der Kirche des Zisterzienserinnen Klosters Marienau in Breisach (?)
im Museum des Klosters Lichtenthal.
Foto: Landesdenkmalamt Außenstelle Karlsruhe.

stens, die Aufnahme in einen Orden, in der Mehrzahl der Fälle den der Zisterzienserinnen, anzustreben.⁸

Nun könnte vielleicht die Frage des Alters und der äußeren Gestaltung des Klosters Marienau durch einen neuen Fund einer Beantwortung näher gebracht werden, auf den ich vor wenigen Jahren durch den Hinweis eines Mitgliedes unseres Vereins aufmerksam geworden bin. Leider vermag ich seinen Namen hier nicht mehr anzugeben, doch gilt ihm mein besonderer Dank. Es handelt sich um ein etwa 30 bis 40 cm hohes Gemälde, das sich heute in dem kleinen, dem Zisterzienserinnenkloster Lichtental bei Baden-Baden angeschlossenen Museum befindet. Durch die Mithilfe von Herrn Michael Schmaedecke MA habe ich von der Karlsruher Dienststelle des Landesdenkmalamtes ein Foto des genannten Bildes und die Erlaubnis zur Veröffentlichung erhalten (Abb. 1). Den Genannten habe ich dafür besonders zu danken.

Ehe ich hier auf dieses Bild näher eingehen kann, muß die Frage behandelt werden, worauf die Zuweisung nach Breisach beruht. Offenbar geht sie nämlich allein auf einen auf der Rückseite aufgeklebten Zettel zurück, auf dem von einer Hand des 20. Jahrhunderts folgendes vermerkt worden ist:

„Balthasar Expertise 1798 Marienau bei Breisach S. O. Cist. Geschenk 1967 Frau Gertrudis Hassler in Breisach. Obige Inschrift stand nach den Angaben von Frau Hassler in der unteren Ecke des Gemäldes. Durch feuchte Lagerung während des Krieges 1939 — 1945 ist sie zerstört worden“.

Es scheint sich also zu ergeben, daß die Zuschreibung nach Breisach offenbar allein durch ein Gutachten eines Herrn Balthasar erfolgt ist, über dessen Person ich bisher keine näheren Angaben in Erfahrung bringen konnte. Bei der Schenkerin soll es sich nach Erkundigungen in Breisach um die Witwe eines Gerichtssekretärs handeln. Diese soll die Schwester eines in Breisach nicht unbekanntes Kunstmalers Rudolf Kibler gewesen sein, der in dem Pfründhaus von St. Stephan gegenüber dem Münster ein als „Museum“ bezeichnetes Raritäten- und Gruselkabinett unterhielt.⁹ Der Schriftsteller Franz Schneller hat das hier gesammelte „Tohuwabohu“ 1925 in folgender Weise beschrieben: „Die Zimmer und Gänge sind vollgepfropft mit uralten Heiligenbildern und dick übermalten Holzplastiken, mit Pistolen und Donnerbüchsen, mit Bilderbogen und Fragmenten bunter Kirchenfenster, Ofenkacheln, Spieldosen, Draisinen und Schränken (die viele Geheimfächer enthalten), mit vergilbten Schmökern, mittelalterlichen Waffen, ausgestopftem Viehzeug, mit modernem Kitsch und ausgegrabenen Spangen der Römerzeit, mit Wirtshausschildern, Photographien, Medizinflaschen, Trachtenstücken und Juxartikeln“.¹⁰ Es erscheint unter den geschilderten Umständen also nicht unwahrscheinlich, daß das jetzt wieder aufgetauchte Bild aus diesem merkwürdigen Sammelsurium, das übrigens durch Horrormalereien des Inhabers noch „verschönert“ wurde, herkommen könnte. Daher lohnt es sich, der Frage nachzugehen, ob wirklich das Zisterzienserinnenkloster Marienau darauf abgebildet ist. Übrigens gab es in Breisach seit 1927 auch noch das Kaiserstuhlmuseum im Rheintor, aus dem das fragliche Bild natürlich ebenfalls stammen könnte.¹¹ Angesichts der Nennung der Frau Hassler, die das Bild nach Lichtental gegeben haben soll, spricht allerdings mehr für das Kiblersche Raritätenkabinett als Herkunftsstelle.

Ist also die Provenienz bisher nicht eindeutig zu entscheiden, so bietet das Gemälde

weitere Schwierigkeiten für seine Deutung. Angeblich soll es vom Jahre 1798 stammen, wofür auch die Art und Weise der Darstellung sprechen. Das Kloster Marienau ist aber bekanntlich im Frühjahr 1525 im Zusammenhang mit dem Bauernkrieg bis auf den letzten Stein zerstört worden, so daß man bereits 100 Jahre später über seine Lage keine genauen Vorstellungen mehr hatte und wohl auch kaum noch etwas über sein Aussehen wußte.¹² Wie alsbald zu erörtern sein wird, handelt es sich aber tatsächlich um die Kirche eines weiblichen Konvents der Zisterzienser. Dies wird sich aus dem Vergleich mit verwandten Anlagen ergeben.¹³ Hinzu kommt, daß die Darstellung tatsächlich einen älteren Zustand wiedergeben könnte. Im Spätmittelalter und insbesondere um 1500 war es nämlich keineswegs unüblich, etwa auf Altarbildern im Hintergrund von Heiligenbildern und religiösen Szenen die Kirche oder das Kloster abzubilden, für welche diese bestimmt waren. Als wohl bekanntestes derartige Bild sei der Flügel des Isenheimer Altars genannt, auf dem dieses Kloster von Grünwald abgemalt worden ist. Auch bei Porträts war gleiches gebräuchlich.¹⁴ Weitere Einzelheiten brauchen an dieser Stelle nicht genannt zu werden, denn es sind zahlreiche Belege für das Angedeutete vorhanden. Vielmehr mag folgende Feststellung hier erlaubt sein: Wenn es sich bei dem heute in Lichtental befindlichen Gemälde wirklich um eine Abbildung des Klosters Marienau handeln sollte, so könnte dies darauf zurückzuführen sein, daß um 1800 ein unbekannter Maler die Kirche des 1525 total zerstörten Klosters aus einem älteren Bild herauskopiert hat, das heute verschollen ist. Vielleicht hat er bei diesem Vorgang gewisse Aktualisierungen vorgenommen. Beispielsweise trägt das Glockentürmchen über der Vierung des basilikalischen Teils der Kirche eine Zwiebelhaube. Diese könnte freilich um 1500 ebenfalls schon vorhanden gewesen sein. Eindeutig barocke Züge weist dagegen das rechts von der Kirche sichtbare Portal auf. Es müßte sich dabei also um eine Zuzufügung des unbekanntes Künstlers handeln.

Wenn hier zunächst die Behauptung gewagt wurde, es müsse sich bei der abgebildeten Kirche um eine solche eines Zisterzienserinnenklosters handeln, so erfordert dies nunmehr zum Beweis einen kurzen Blick auf die Ordensarchitektur und die dahinter stehenden liturgischen Erfordernisse.¹⁵ Was zunächst den männlichen Zweig des Ordens anbelangt, so war dieser bekanntlich bestrebt, sich in wenig besiedelten ländlichen Gebieten niederzulassen und seine dort zu erbauenden Klöster und deren Kirchen möglichst einfach und schlicht auszugestalten. Das mußte jedoch nicht bedeuten, daß diese nach einem einheitlichen Schema errichtet wurden. Vielmehr stand eine ganze Reihe von Möglichkeiten zur Verfügung, worauf an dieser Stelle um so weniger einzugehen ist, als dies bereits vielfach geschehen ist. Ein besonders auffälliger Unterschied im Vergleich zu den älteren Benediktinern bestand darin, daß die Zisterzienser prinzipiell auf die Errichtung von Türmen an ihren Klosterkirchen verzichteten. Nur Dachreiter oder kleine Glockentürme waren erlaubt, weil dort die Glocken für den Gottesdienst unterzubringen waren. Im Inneren der Mönchskirchen war beim Gottesdienst und den Stundengebeten der Chor den Klosterangehörigen vorbehalten (Abb. 2). Wegen des Umfangs der Konvente mußte oft auch ein Teil des Schiffs für die Mönche einbezogen werden. Den Rest des Schiffes besetzten häufig die ebenfalls recht zahlreichen Konversen. Beide Teile waren durch jeweilige Lettner gegen die restliche Kirche abgeschlossen.¹⁶

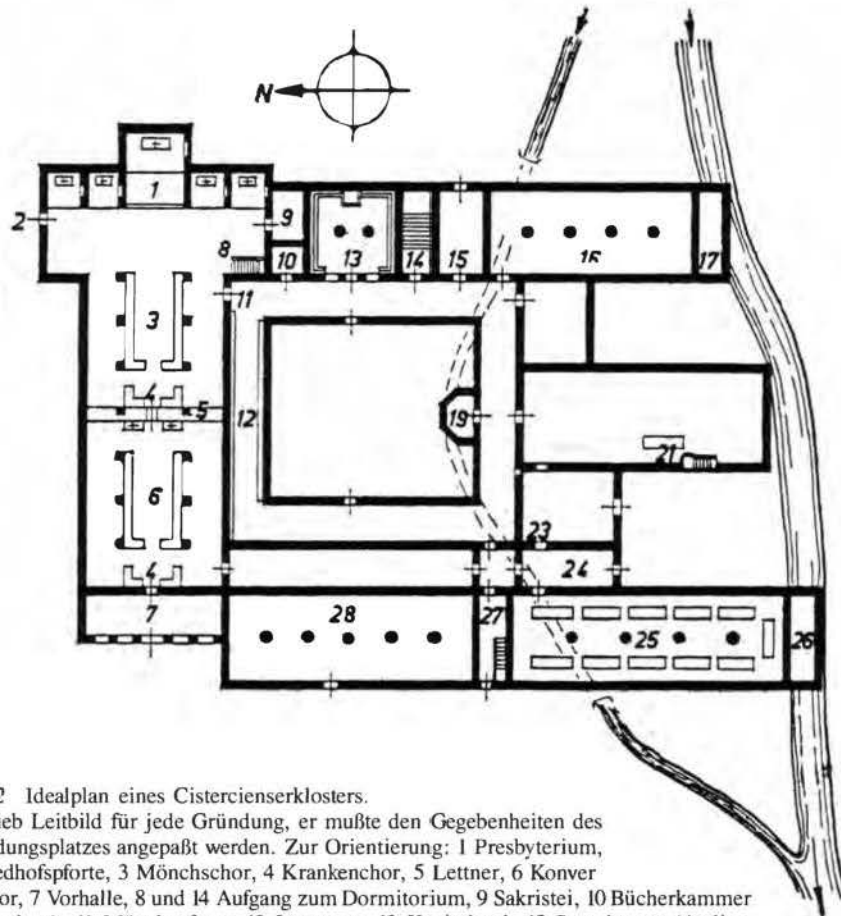


Abb. 2 Idealplan eines Zisterzienserklosters.

Er blieb Leitbild für jede Gründung, er mußte den Gegebenheiten des Gründungsplatzes angepaßt werden. Zur Orientierung: 1 Presbyterium, 2 Friedhofspforte, 3 Mönchschor, 4 Krankenchor, 5 Lettner, 6 Konversenchor, 7 Vorhalle, 8 und 14 Ausgang zum Dormitorium, 9 Sakristei, 10 Bücherkammer (Armarium), 11 Mönchspforte, 12 Lesegang, 13 Kapitelsaal, 15 Sprechraum (Auditorium, Parlatorium), 16 Mönchssaal, 17 Mönchslatrinen, 18 Wärmestube (Kalefaktorium), 19 Brunnenhaus, 20 Mönchsrefektorium, 21 Lesekanzel, 22 Küche, 23 Durchreiche, 24 Sprechraum der Konversen, Cellerariat, 25 Konversenrefektorium, 26 Konversenlatrinen, 27 Durchgang, Treppe zum Konversendormitorium, 28 Vorratskeller, 29 Konversengasse, 30 Konversenpforte.

Bild: Jürgen Eberle.

Die bereits früh vorkommende Angliederung weiblicher Konvente an den Orden, stellte diesen auch bei der Einrichtung ihrer Kirchen vor neuartige Probleme.¹⁷ Denn nach dem damals gültigen Kirchenrecht nahmen weibliche Konventsmitglieder eine erheblich andere Stellung beim Gottesdienst ein als die Mönche. Die aktive Teilnahme am Gottesdienst war ihnen bekanntlich versagt. An den Messen durften sie nur passiv teilnehmen und waren im wesentlichen auf die Stundengebete beschränkt. Letztere wurden zwar ebenfalls in den Klosterkirchen abgehalten, nicht aber in deren

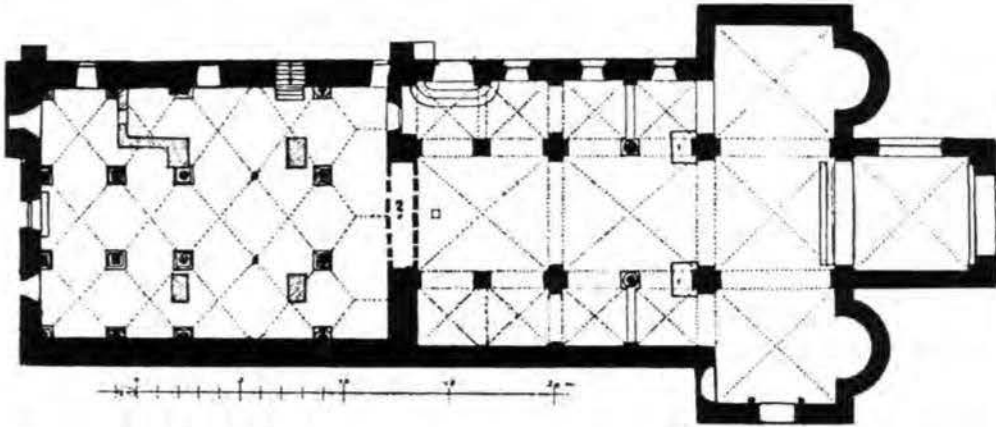


Abb. 3 Grundriß der Kirche von Wöltingerode ohne Barockteile (nach Kunstdenkmäler Inv. Krs. Goslar). Westliche Nonnen Empore mit anschließendem basilikalem Teil im Osten.

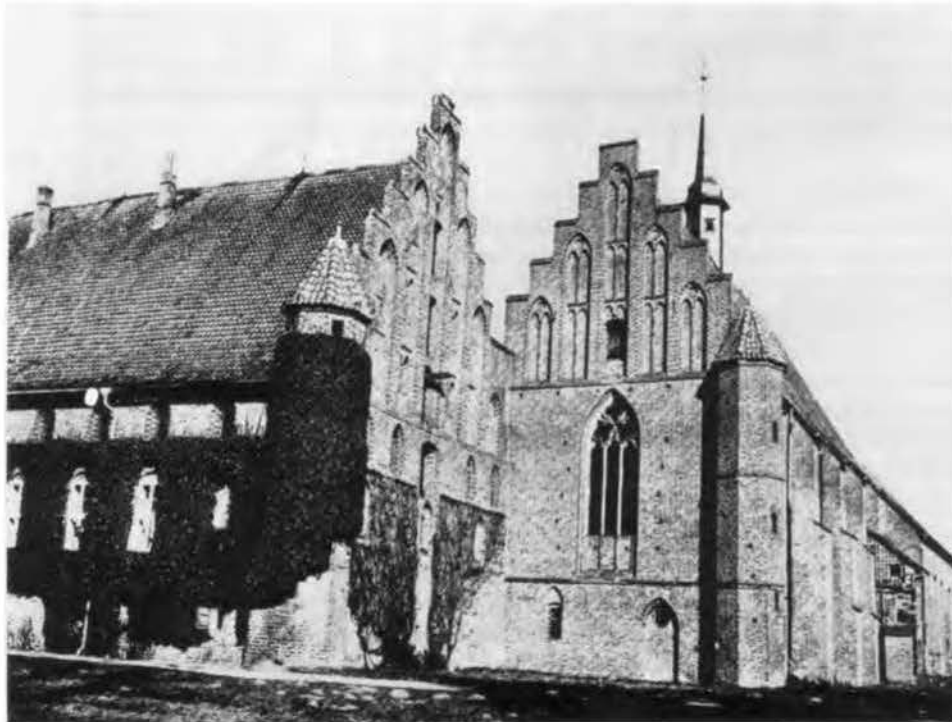


Abb. 4 Cistercienserkirche der Gotik mit westlichem Treppenturm (Wienhausen).

Chören. Denn für diese Aufgabe wurden zumeist im Westteil der Kirchen weiblicher Konvente eigene Räume in Form von Emporen eingerichtet, die gegen das Kirchenschiff durch Schranken oder Mauern abgeschlossen waren.¹⁸ Infolgedessen wurden solche im allgemeinen über kryptenartigen Untergeschossen erbaute Emporen charakteristisch für die Zisterzienserinnenkirchen. Da diese also erhöht lagen, mußten sie entweder von der Klausur aus zugänglich gemacht werden, oder es mußten eigene Treppen bzw. Treppentürme angefügt werden, damit die Nonnen möglichst ungesehen ihre Sitze einnehmen konnten. Natürlich konnten diese Treppentürme auch als Zugang zum Dachgeschoß erforderlich werden, weshalb sie ausnahmsweise auch bei Mönchskirchen vorkommen konnten (Abb. 3, 4).¹⁹ Im allgemeinen war letzteres aber nicht der Fall, da — wie wir sahen — die Mönche sich im Kirchenchor oder im Kirchenschiff zum Gottesdienst oder Stundengebet versammelten. Im übrigen wurde mit der Erbauung von westlichen Emporen zugleich die strenge Einhaltung der Klausur für die Nonnen erreicht. Denn von den erhöhten Westemporen konnten diese ungesehen von den übrigen Kirchenbesuchern an den Messen und insbesondere an der Wandlung teilnehmen. Zu diesem Zweck waren in die Mauer, welche im allgemeinen die Empore zum Kirchenschiff hin abschloß, kleine vergitterte Öffnungen eingefügt. Diese wurden nur zur Teilnahme an den heiligen Handlungen geöffnet und danach alsbald wieder verschlossen.²⁰

Schon wegen des geringeren Umfangs der Konvente wurden die Zisterzienserinnenkirchen kleiner und schlichter ausgestaltet als die Mönchskirchen. Eine einzige Form für solche Kirchen gab es allerdings wiederum nicht. Vielmehr boten sich auch in diesen Fällen sehr verschiedene Formen der Ausgestaltung an. Im allgemeinen bevorzugte man einfache Saalkirchen, deren Westteil dann die Nonnenempore enthielt.²¹ Es kam aber auch häufiger vor, daß sich an den westlichen Emporenteil nach Osten hin ein basilikal gestalteter Kirchenbau anschloß.²² Als ein Beispiel der letzteren Art sei die Kirche des Zisterzienserinnenklosters Wöltingerode nordöstlich von Goslar am Harz genannt, die — wie alsbald zu zeigen sein wird — eine große bauliche Ähnlichkeit mit der Kirche des hier zu behandelnden Bildes aufweist (Abb. 5).²³ Auch hier schließt sich nämlich an den westlichen Emporenbau ein basilikaler Teil an. Dieses Hauskloster der mächtigen Grafen von Wohldenberg hat einer größeren Zahl von Mönchs- und vor allem Nonnenklöstern als bauliches Vorbild gedient, die freilich zumeist in Nord- oder Mitteldeutschland liegen. Es ist also nicht gesagt, daß dies auch im südwestdeutschen Raum der Fall sein müßte. Immerhin wird aber durch dieses Beispiel belegt, daß im ausgehenden 12. Jahrhundert für Zisterzienserinnenklöster Kirchenbauten in der Art errichtet wurden, wie sie auf dem hier zu behandelnden Gemälde ebenfalls aufzutreten scheint.

Diesem Bild können wir uns nunmehr zuwenden. Der Eindruck ist überraschend. Denn das, was man auf den ersten Blick erkennen zu können glaubt, entspricht eigentlich nicht den Vorstellungen, die man sich von einer Klosterkirche des 12./13. Jahrhunderts im allgemeinen machte. Doch zeigt die Art der Darstellung deutlich, daß es sich nicht um ein Phantasiegebilde handeln dürfte. Denn die Abbildung entspricht auch keinesfalls den Vorstellungen, die man sich um 1800 von einer romanisch-gotischen Kirche glaubte machen zu können. Vielmehr gewinnt der Betrachter bald den Eindruck, daß der Maler ein sehr individuell gestaltetes Bauwerk wieder-



Abb. 1 Zisterziensermönchskirche der Gotik mit westlichem Treppenturm (Kaisheim).

gegeben hat. Einzelheiten, wie ein Kreuzigungsrelief und ein offenbar nachträglich zugemauertes, höchst eigenartig ausgestaltetes romanisches Portal am Seitenschiff der Kirche verstärken diesen individuellen Eindruck. Ein kleines Türmchen vor der Nordwestecke des Bauwerks ist wohl als Totenleuchte aufzufassen, womit die besondere Art der Gestaltung abermals unterstrichen wird. Andererseits enthält das Gemälde auch in Gestalt der bereits erwähnten Zwiebelhaube des Glockentürmchens und des Barockportals südwestlich des Bauwerks Zusätze, die wahrscheinlich auf einer Aktualisierung durch den Maler zurückgeführt werden können.

Betrachtet man nun das abgebildete Bauwerk näher, so gliedert es sich deutlich in einen romanischen Westbau mit Treppenturm und einen östlichen Basilikateil aus vermutlich gotischer Zeit. Es erinnert damit tatsächlich sehr genau an den bereits kurz gestreiften Kirchenbau von Wöltingerode.²⁴ Der Westteil zeigt ausgesprochen romanische Ornamentik und Ausgestaltung. Sein Dach ist höher als das der anschließenden Basilika und hebt sich damit deutlich von dieser ab. Besonders charakteristisch ist die Westfassade ausgestaltet. Sie gliedert sich in zwei Geschosse, über

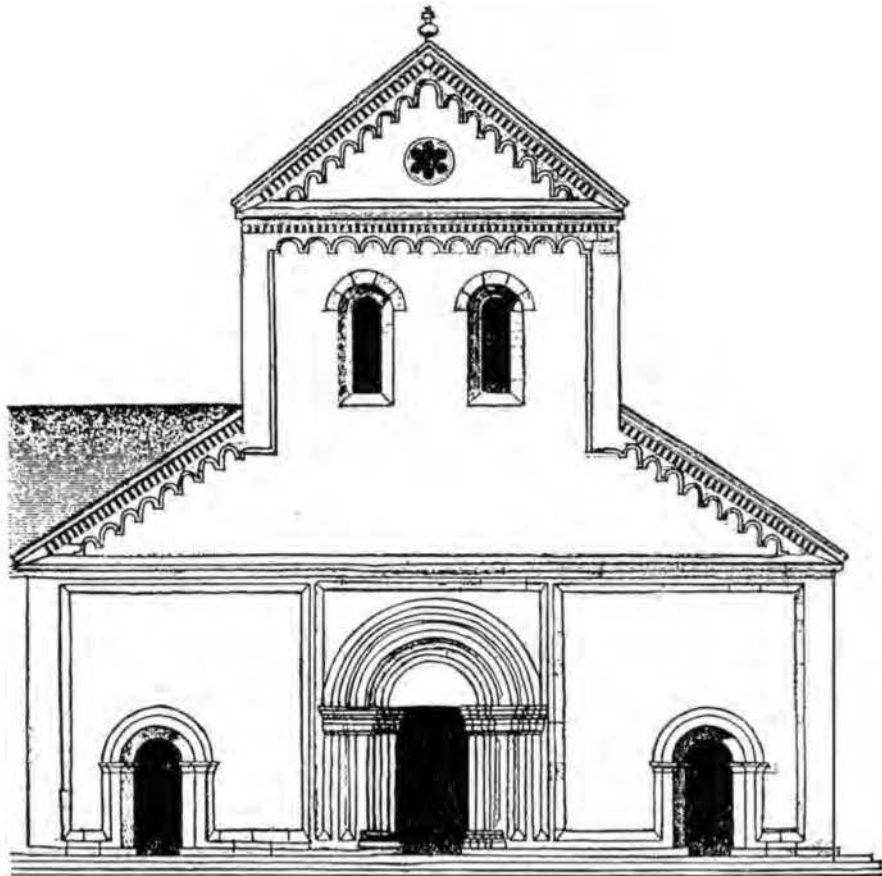


Abb. 6 Maulbronn, Westfassade.

denen sich der Giebel erhebt. Im unteren Geschoß ist ein abgetrepptes Säulenportal zu sehen. Die darüber liegende mittlere Zone weist drei gleichgroße romanische Fenster auf, die Giebelzone zeigt ebenfalls ein romanisches Fenster. Lisenen teilen nicht nur die Mittelzone vom Giebelgeschoß ab, sondern sie begleiten in abgetreppter Form die Ränder des Giebels. Soweit man es zu erkennen vermag, scheinen letztere aus spätromanischer Zeit zu stammen. Daß es sich bei der Westfassade unseres Bildes um eine einfachere Gestaltung der typischen zisterziensischen Formen handelt, ergibt sich aus dem Vergleich mit ähnlichen Bauten des Ordens aus dem späteren 12. und frühen 13. Jahrhundert. Im Prinzip bot die Westseite von Maulbronn aus der Mitte des 12. Jahrhunderts vor Erbauung der jetzigen Vorhalle ein ähnliches Bild, obwohl hier drei romanische Portale, aber nur zwei romanische Fenster in der Mittelzone vorhanden waren (Abb. 6). Die der Mitte des 13. Jahrhunderts angehörige Westfront der Klosterkirche von Heisterbach wies bereits starke Einwirkungen der Gotik auf (Abb. 7). Sie besaß nur ein frühgotisches Mittelportal und in der Mittelzone drei bereits etwas angespitzte Fenster, von denen das mittlere die beiden seitlichen an Größe

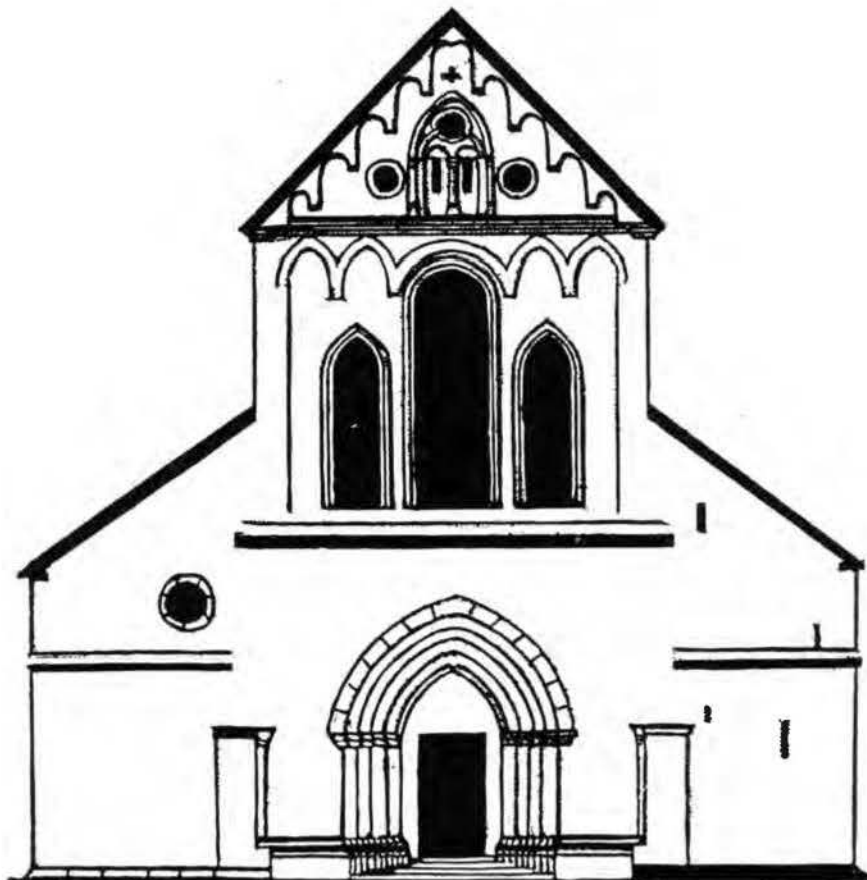


Abb. 7 Heisterbach, Westfassade.

und Höhe wesentlich übertraf. Es ergibt sich also, daß die Kirche auf dem hier interessierenden Gemälde tatsächlich in der Tradition des Ordens steht. Zeitlich dürfte sie daher etwa zwischen Maulbronn und Heisterbach einzuordnen sein.

Besonders auffällig ist der an die Westfront im Norden angelehnte Treppenturm. Er war achteckig und anscheinend in nur zwei sehr hohe Geschosse eingeteilt, die wiederum lisenenartige Verzierungen aufwiesen. Es ist nicht auszuschließen, daß das obere Geschoß dieses Treppenturmes mit seinem verhältnismäßig spitzen Dach und kleinen Ziertürmchen eine nachträgliche Hinzufügung darstellte. Vielleicht hat man auf diesem Wege versucht, doch noch einen Ersatz für einen als fehlend empfundenen Turm zu erhalten. Daß derartige Treppentürme besonders für Kirchen der Zisterzienserinnen kennzeichnend waren, haben wir bereits erwähnt (vgl. oben Abb. 3, 4). Der Zugang zum Treppenturm wurde anscheinend ursprünglich durch ein später zugemauertes Portal am Seitenschiff eröffnet, das sehr eigenartige spätromanische Formen aufweist. Parallelen für diese sind mir bisher nicht bekannt geworden. Sie wären für die Datierung des beschriebenen Gebäudeteils nicht unwichtig. Insgesamt wird durch den westlichen Bau der abgebildeten Kirche die Vermutung bestätigt, daß es sich dabei um die Empore einer Zisterzienserinnenkirche handeln müsse.

Der östliche Teil der abgebildeten Kirche ist als Basilika mit überwiegend gotischen Formen ausgestaltet gewesen. Er trägt aber sowohl an der Nordwand des Kirchenschiffs wie am Querhausgiebel Lisenen. Auch scheinen zwei Fenster im nördlichen Seitenschiff vielleicht noch romanische Formen aufgewiesen zu haben. Damit ist jedoch nicht zu belegen, daß hier vielleicht noch ursprünglich romanische Teile weiterverwendet worden sein könnten. Die Fenster des Seitenschiffs sind zu undeutlich erkennbar, als daß man sie eindeutig als romanisch ansprechen könnte. Aber bekanntlich haben die Zisterzienser auch nach dem Ausklingen der Romanik noch längere Zeit Lisenen und später Bogenfriese an ihren Kirchen verwendet. Genannt seien etwa die Kirche von Heiligkreuztal um etwa 1270 und aus gotischer Zeit die spätere Kirche von Doberan.²⁵ Sonst zeigt dieser Bauteil die für die Zisterzienser charakteristischen gotischen Langfenster, die beim Mittelschiff durch die Pultdächer des Seitenschiffs teilweise verdeckt werden. Das Querhaus scheint zwei solcher Langfenster aufgewiesen zu haben. Im Giebel darüber trägt es ein anscheinend gotisches Rundfenster, wie sie auch sonst von diesem Orden häufig verwendet wurden. Man sah in ihnen nämlich ein Symbol für Christus.²⁶

Die kritische Betrachtung des neuerdings im Kloster Lichtental wieder aufgefundenen Gemäldes einer Kirche hat so viel charakteristische Einzelheiten zutage gefördert, daß die anfangs aufgestellte Behauptung, es handle sich um eine Zisterzienserinnenkirche, als erwiesen gelten kann. Diese ist zeitlich wohl in das 13. Jahrhundert zu setzen. Wenn nicht, was eindeutig nicht gesagt werden kann, der Ostteil in gotischer Zeit einen Umbau erfahren haben sollte, ist zunächst mit dem Westteil im romanischen Stil begonnen worden. Das würde zwar dem allgemein üblichen Brauch widersprechen, denn man begann den Bau von Kirchen zunächst allgemein mit dem Altarraum. Aber im vorliegenden Fall kam es anscheinend vorrangig darauf an, in Gestalt einer Empore einen Versammlungsraum für die Nonnen zu schaffen, in dem die Stundengebete abgehalten werden konnten. Dabei hielt man sich zunächst noch an romanische Bauformen. Bekanntlich waren die Zisterzienser vor allem im Westen

durchaus geneigt, ziemlich schnell den schwereren Formen der französisch-burgundischen Gotik zu folgen. Das hinderte jedoch andere Klöster nicht, noch verhältnismäßig lange romanische Formen zu verwenden. Der Übergang zur Gotik vollzog sich etwa um 1240. In unserem Raum dürfte wohl das Zisterzienserinnenkloster Baintd, das 1241 geweiht worden ist, der letzte romanische Kirchenbau des Ordens gewesen sein.²⁷ Erst nach diesem Zeitpunkt dürfte man bei dem hier zu behandelnden Kirchenbau ebenfalls zur Gotik übergegangen sein, als die Nonnenempore vollendet war. Ob der östliche Basilikateil gewölbt war, läßt sich aufgrund des vorliegenden Bildes nicht mit Sicherheit sagen. Strebepfeiler oder ähnliches sind jedenfalls nicht erkennbar, es sei denn, daß diese unter dem Pultdach des Seitenschiffes verborgen waren.

So muß man zu dem Schluß kommen, daß der Bau etwa zwischen 1230 und 1270 entstanden sein dürfte. Damit kommen wir in den Zeitraum, in dem Bischof Heinrich von Basel 1265 die Aufnahme des Breisacher Konvents in den Zisterzienserorden nachweislich beim Generalkapitel betrieb.²⁸ Es dürfte also zutreffen, was schon einleitend angedeutet worden ist: auch das Kloster Marienau verdankte seine Entstehung schwerlich einem einmaligen Gründungsakt.²⁹ Vielmehr dürfte es sich auch in diesem Falle um einen sich nach und nach entwickelnden Zusammenschluß frommer Frauen gehandelt haben. Die somit anzunehmende Entwicklung würde also durchaus der allgemeinen Geschichte der weiblichen Konvente des Ordens entsprechen. Denn gerade in der Mitte des 13. Jahrhunderts fanden viele der so entstandenen Kongregationen, die zunächst beginnartigen Charakter besessen hatten, Aufnahme bei den Zisterziensern.³⁰ Daß sich die formale Aufnahme, wie im Falle von Marienau, verhältnismäßig lange Zeit hinzog, ist nichts Besonderes. Denn die Generalkapitel dieses Ordens ließen vor der Aufnahme eines Konvents sehr genau prüfen, ob alle Voraussetzungen für eine gedeihliche Entwicklung in der Zukunft gegeben waren. Erst dann waren sie bereit, die Aufnahme zu vollziehen. Daher trifft die Vorstellung von einem einmaligen Gründungsakt in vielen Fällen nicht zu. So ergibt sich, wenn wir es im vorliegenden Fall wirklich mit einem Bild der Kirche von Marienau zu tun haben, daß diese Kongregation bereits um 1230/40 entstanden sein dürfte. Wer dahinter stand, bleibt im Dunkel.

Zum Schluß sei nochmals betont, daß es nur wahrscheinlich gemacht werden konnte, daß wir es bei dem vorliegenden Bild mit der Breisacher Klosterkirche zu tun haben. Ein endgültiger Beweis dafür könnte erst erbracht werden, wenn die dunkle Provenienz des Lichtentaler Gemäldes geklärt werden könnte. Trotzdem habe ich es gewagt den Fund an dieser Stelle unter Vorbehalt zu publizieren. Denn ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die lokale Forschung hier weiterhelfen kann.

ANMERKUNGEN

- ¹ G. HASELIER, Zur Geschichte des Klosters Marienau, in: ZGORh, Bd. 125, 1977, S. 73–95, hier S. 75 ff.; B. SCHWINEKÖPER, Eine neue Geschichte Breisachs, in: ZBreisGV (Schau ins Land), Bd. 94/95, 1976/77 S. 363–383, hier S. 370 mit Anm. 42; DERS., Die Lage und Entstehung des Zisterziensernonnenklosters Marienau und die „Ministerialiensiedlung“ am Eckartsberg in Breisach, in Ebd. Bd. 99, 1980, S. 5–44, hier s. S. 14 ff.
- ² W. NOACK, Die mittelalterlichen Städte im Breisgau, in: ORh. (=Badische) Heimat, Bd. 28, 1941, S. 190 f.
- ³ G. HASELIER, Geschichte der Stadt Breisach am Rhein, Bd. 1, 1969, S. 109. HASELIER (wie Anm. 1) S. 75 Anm. 19a fragt, warum ich die von ihm so betonte Urkunde von 1255 „nicht in Betracht ziehen will“, was für ihn „unerfindlich“ ist. Dazu ist zu erwidern, daß er die Urkunde von 1218 September 12 (HUILLARD BRÉHOLLES, Bd. 1, 2 S. 560 = TROUILLAT, Bd. 1 S. 473 Nr. 313), die ihm doch bekannt war (Geschichte, wie oben, S. 93 Anm. 18) entweder übersehen hat, oder bewußt ausläßt, oder auch nicht richtig interpretiert. In dieser wird nach dem Tode Herzog Bertolds V. der Bischof von Basel wieder in alle Rechte eingesetzt, die ihm aufgrund des Kondominats Vertrages von 1185 zustanden. Friedrich II. sagt darin: *providere omnimodis intendentes, in omni jure honore sive consuetudine te (der Bischof von Basel) de cetero esse volumus, sicut olim tui extiterunt predecessores venerandi Basilienses episcopi sub inclito patre nostro felix memorie Heinrici . . . tibi tam in civitate Basilea quam in oppido Brisacensi hec gratie nostre et firmavit indulgentia*. Eine weitere von TROUILLAT (Bd. 1, S. 585 f., Nr. 404) auf 1250 November datierte Urkunde hat nach dem Regest des Herausgebers folgenden Inhalt: „Les citoyens de Vieux Brisack reconnaissent, que leur ville appartient à l'évêque de Bâle, et lui promettent fidélité.“ Dies beweist, doch, daß Breisach sich bereits seit 1218 anteilmäßig wieder im Besitz des Basler Bischofs befunden hat.
- ⁴ HASELIER (wie Anm. 3) Bd. 1, S. 109.
- ⁵ M. BARTH, Philipp von Rathsamhausen, Abt des Klosters Pairis O. Cist. (1301–1306) und Bischof von Eichstätt (1306–1322) in ArchElsKG, Bd. 38, 1975, S. 89 f.
- ⁶ J. M. CANIVEZ (Hg.), Statuta capitulorum generalium Ordinis Cisterciensis (Bibliothèque de la Revue d'histoire ecclésiastique Fasc. II) Bd. 3, 1935, S. 25 Nr. 26: 1265.
- ⁷ B. SCHWINEKÖPER, Marienau (wie Anm. 1) S. 5 f.
- ⁸ A. WIENAND, Die Cistercienserinnen, in: A. SCHNEIDER (Hg.), Die Cistercienser, Geschichte Geist Kunst, ² 1977, S. 349–354; M. KUHN-REHFUSS, Zisterzienserinnen in Deutschland, in: Die Zisterzienser, Ordenleben zwischen Ideal und Wirklichkeit, Eine Ausstellung des Landesverbands Rheinland, Bd. 1, 1980, S. 125–147; B. DEGLER SPENGLER, Zisterzienserklöster und Frauenklöster, Anmerkungen zur Forschungsproblematik, in: ebd. Bd. 2, S. 213–220.
- ⁹ Freundliche Auskunft des Bürgermeisters Breisach, die mir auf Nachfrage von Herrn Bürgermeister i. R. Schanno Breisach freundlichst bestätigt wurde. Mein Dank gilt daher den Genannten. Zu Kibler vgl. HASELIER, Geschichte (wie Anm. 3) Bd. 3, 1985, S. 364 f. u. ö.; Bild aus dem Gruselkabinett bei KLEIN (wie Anm. 11) Abb. 49.
- ¹⁰ F. SCHNELLER, Alt-Breisach, die schöne Stadt am Oberrhein, 1925, S. 35.
- ¹¹ G. KLEIN, Breisach, wie es war, Zaltbommel 1984, Text zu Abb. 50.
- ¹² B. SCHWINEKÖPER, Marienau (wie Anm. 1) S. 14 ff.
- ¹³ A. SCHNEIDER, Die Cisterciensische Klosteranlage, in: DERS., (wie Anm. 8), S. 68–73; W. BICKEL, Die Kunst der Cistercienser, in: wie vor, S. 193–340.
- ¹⁴ Vgl. in dem vorliegenden Band. S. 36, Abb. 1.
- ¹⁵ Vgl. die angegebenen Werke bei Anm. 13.
- ¹⁶ S. Abb. 2.
- ¹⁷ Vgl. KUHN-REHFUSS (wie Anm. 8); DEGLER-SPENGLER (ebd.)
- ¹⁸ E. COESTER, Die Cistercienserinnenkirchen des 12. bis 14. Jahrhunderts, in: A. SCHNEIDER (wie Anm. 8), S. 363–428.
- ¹⁹ A. SCHNEIDER (wie Anm. 8), S. 266 Abb. des Klosters Pontigny, Dép. Yonne. Vgl. ebd. Abb. 4.
- ²⁰ COESTER (wie Anm. 18) S. 366.
- ²¹ Ebd. S. 375 ff.
- ²² Ebd. S. 402.

- ²³ A. SCHNEIDER (wie Anm. 8) S. 349, 465.
- ²⁴ Siehe S. 282, Abb. 3.
- ²⁵ A. SCHNEIDER (wie Anm. 8) S. 374, 410.
- ²⁶ BICKEL (wie Anm. 13) S. 219 ff.
- ²⁷ Die Kunst und Altertumsdenkmäler in Württemberg, Oberamt Ravensburg, 1931, S. 56.
- ²⁸ Vgl. Anm. 56.
- ²⁹ S. o. S. 277.
- ³⁰ Verzeichnisse von Zisterzienserinnenklöstern, in: A. SCHNEIDER (wie Anm. 8), S. 639–658, insbes. ebd. Frauenabteien in Mitteleuropa ebd. S. 645–658; M. COCHERIL, Dictionnaire des monastères Cisterciens, Bd. 1, Rochefort 1976, Karten auf den Seiten 57, 58, 60, 61, 76, 82, 87, 100.

Die Caritas-Darstellungen auf eisernen Ofenplatten von 1591 und 1651 im Augustiner-Museum in Freiburg i. Br.

Von
WILLI WERTH

Seit dem 12. Jahrhundert erscheint CARITAS, die christliche Liebe, an französischen Kirchenportalen von Autun, Chartres, Paris und Amiens in den Tugendzyklen. Auch das Südportal des Wormser Doms ist davon beeinflusst.¹ Noch wechselt die Art des Attributs. So zeigt Regensburg in der Allerheiligenkapelle nach älterem Vorbild eine Frau, die einem Armen einen Mantel reicht, was an den heiligen Martin erinnert.

Schon früh finden wir die CARITAS unter den christlichen Kardinaltugenden. Seit etwa 1300 wird das überzeugende Sinnbild ein Kind an ihrer Brust als Ausdruck mütterlicher Fürsorge für Unmündige, Hilflose und Schwache.

Renaissance und Barock zeigen häufig eine von zwei oder mehreren Kindern umgebene Frau, die sich verschiedentlich aus dem Kreis der Tugenden gelöst hat, wie bei Lukas Cranach dem Älteren und Anton van Dyck.

Die Ofenplatte von 1591

Das Augustiner Museum besitzt eine reliefierte, gußeiserne Ofenplatte (Inv. Nr. 1541), von Jahre 1591 (Abb. 1), erworben in Colmar. (H 90, Br. 70 cm). Hier ist über einem ornamentalen Fries eine verzierte Tafel angebracht:

RECHT DUN IST EIN HOCH GEBOT / WELCHES VNS GAB VNSER HR GOTT. Darüber befindet sich die erklärende bildliche Darstellung. Außen sind auf einem geschmückten Kreisband die Namen aller dargestellten weiblichen Symbolfiguren angebracht. Im Zentralmotiv erkennen wir in der Mitte JUSTITIA auf einem Podium thronend. Sie hält die Waage in der Linken und schwingt das erhobene Richtschwert in der Rechten. Die Binde über den Augen fehlt. Ihr Haupt schmückt eine mittelalterliche Krone. Vor ihr sitzen in besonderer Anordnung eine Stufe tiefer PAX und RES PUBLICA. Der Friede mit Palmzweig reicht rechts von ihr dem gegenüber herrscherlich thronenden Staat die Hand. Zum Zeichen seiner Macht und Würde hält dieser ein Szepter. Beide sind reich geschmückt und gekleidet. Die Versammlung ergänzen rechts neben JUSTITIA eine CARITAS mit Kind und Zweig und links eine PRUDENTIA, die Fürsicht, Weisheit, mit Schlange und Spiegel.

Diese Allegorie stellt den Anspruch in der Art eines „lebenden Bildes“ dar, das wir wie durch ein Guckloch als Theaterspektakulum betrachten. Dabei bleibt die Tra-



Abb. 1 Ofenplatte von 1591. Foto Zensch.

dition antik-christlicher Symbolik gewahrt:² Höher gestellte Personen sitzen, thronen, die minderen Ranges stehen. Sie unterscheiden sich in ihrer Würde auch in der Anordnung zur Hauptfigur, der JUSTITIA, die in ein Aktionsdreieck mit PAX und RES PUBLICA eingebunden sind, um zu versinnbildlichen: Ohne Gerechtigkeit

(Recht) kann es in einem Staat keinen Frieden geben, doch CARITAS und PRUDENTIA sind dabei ebenso notwendig. PAX und CARITAS befinden sich auf der vornehmen Seite der JUSTITIA. Die Darstellung auf der Ofenplatte von 1591 zeigt manieristisch-barocke Züge. Die Figuren erscheinen plastisch dekorativ, theaterhaft-antikisierend herausgeputzt. Zur Bekräftigung des Spruchs hat man vier der sieben Kardinaltugenden bemüht.

Wahrscheinlich waren weitere Sinnsprüche in allegorischer Darstellung auf anderen Platten des mächtigen Ofens angebracht, der einen wichtigen Raum gebührend schmückte. Die Vorbilder für seine geschnitzten Modelle wären, wie vielfach üblich, unter gängigen Holzschnitt- oder Kupferstichfolgen zu suchen.

Leider fanden sich in dem recht umfangreichen Werk von Bartsch³ bei den deutschen graphischen Blättern des 16. Jahrhunderts keine annähernden Entsprechungen. Doch ist hier F. Gysins Katalog der eisernen Ofenplatten im Historischen Museum der Stadt Basel⁴ insofern aufschlußreich, als sich unter der Inventar Nr. 1889/119 eine entsprechende gußgleiche Platte zu der des Augustiner Museums findet. Sie stammt aus dem Hause „zum Kardinal“ Basel Freiestr. 36. Gysin notiert hierzu „unscharfer Guß“, was sich für die Freiburger Platte nicht sagen läßt. Jene könnte demnach später gegossen worden sein, als das Holzmodell schon angewittert war. Vielleicht kamen Feuer und Rost am Abguß noch hinzu. Das Basler Museum besitzt eine zweite modelgleiche Abformung (Inventar Nr. 1901/255) von fast gleicher Größe, 82 x 63 cm. Hier wurde das Gußdatum auf 1620 geändert. Unten in den Ecken rechts und links hat man je einen Buchstaben I und G eingefügt, vielleicht die Initialen des Herstellers.

Man hat also nach 29 Jahren das gleiche Holzmodell, nur mit diesen kleinen Änderungen, nochmals verwandt. Ein Zeichen, daß das Motiv immer noch beliebt, gängig war. Hier könnte Gysins Angabe „mäßig scharf“ mit dem Alter des Modells erklärt werden. Welche Gußhütte die drei Platten anfertigte, muß offen bleiben. Neben Kändern könnte eine Werkstatt im Elsaß vermutet werden.

Da die CARITAS in Abbildung 1 mit der von 1651 (Abb. 2/3) verglichen werden soll, sei noch näher auf sie eingegangen. Ihr Gesicht wendet sie im Profil der JUSTITIA zu. Ein besonderer Stirnreif schmückt den Kopf. Die ältere, kostbare Gewand-schließe hält den Umhang. Er umhüllt ein halbärmeliges Kleid in weiten Schwüngen. Dabei wird das Standbein mit antiker Sandale vom Knie ab gezeigt. Mit der Rechten hält sie ein Kind an sich, das nach ihrer Brust greift. Es scheint zu PAX zu blicken. Bei diesem wiederholt sich in etwa der gleiche Gewand-schwung. Weitere kompositionelle Bezüge gehen über den linken Arm der CARITAS von dem Zweig in ihrer Hand aus, der die Rechte der JUSTITIA und das Haupt von PAX zu berühren scheint. Auch die Spitze des Palmzweiges schafft eine weitere Verbindung zu dieser mütterlichen Tugend. Bei ihr wird nach antiker Tradition eine stehende Figur von vorn mit Betonung von Stand- und Spielbein gezeigt.

Die CARITAS Ofenplatte von 1651

Zu dieser Ofenplatte von 1651 aus St. Georgen (Inv. Nr. K 3178) kam der Verfasser dank der Freundlichkeit von Frau Dr. Schüly vom Augustiner Museum (Abb. 3). Ver-



Abb. 2 Ofenplatte Herrenmühle, Heitersheim. Foto Burger.



Abb. 3 Ofenplatte 1651 von St. Georgen. Foto Zensch.

anlaßt durch seinen Artikel „Eine Renaissance-Ofenplatte mit JUSTITIA und MARS aus Eschbach“;⁵ berichtete ihm Hauptlehrer Klaus Pille, er besitze von den Schwiegereltern Sitterle aus der „Herrenmühle“ in Heitersheim eine reliefierte, rostige Ofenplatte. Eine zweite ging vor Jahren an einen unbekanntes Käufer. Nach der Restaurierung durch Malermeister Jost (Lörrach-Stetten) zeigte sich darauf eine ziemlich gut erhaltene CARITAS mit zwei Kindern ohne Jahrzahl auf einer Gesamtfläche von 112 x 65 cm mit einem Gewicht von über 75 kg (Abb. 2):

Bei Durchsicht des Verzeichnisses der Ofenplatten im Augustiner Museum hatte sich die oben besprochene Gußplatte von 1591 gefunden. Doch eine weitere CARITAS von 1651 war auch aufgeführt. Die Überraschung war groß, als Anfang 1987 die übersandte Aufnahme dieser Platte das gußgleiche Motiv mit der von der „Herrenmühle“ zeigte, aber noch mit der datierenden Jahrzahl 1651!

Ihr Erhaltungszustand war leider „flauer“, wohl infolge auch von Feuer und Rost. Doch besitzt sie einige besser erhaltene Einzelheiten. Da mit dem Fund der Heitersheimer CARITAS unsere Suche nach ähnlichen Gußstücken begann, wollen wir, von ihr ausgehend, die St. Georgener Platte ergänzend heranziehen (Abb. 2/3). Doch zunächst noch einen kleinen, wichtigen Einschub: Bei Bartsch³ findet sich in der Reihe der sieben Kardinaltugenden auch ein Holzschnitt von Hans Burgkmair aus Augsburg (1473 — 1533) „Die Liebe“ (Abb. 4), der sehr schön den Stilwandel des Motivs der CARITAS, zwar ohne Gußparallele, über gut hundert Jahre hinweg zu unserer Heitersheimer und St. Georgener Platte zeigt (Abb. 2/3): Der Meister bringt im Grunde noch eine Art Madonnenfigur in spätgotischer Erinnerung mit innigem Blick zum Kind auf ihrem Arm, mit schlanken, dünnen Fingern. Doch neu im Sinne der Renaissance ist die Gestaltung des Gewands, ihr Füllhorn mütterlicher Liebe und Fürsorge in der Rechten und ein weiteres nacktes Kind zu ihren Füßen, das das Gewand schützend an sich zu ziehen scheint.

Sahen wir CARITAS auf der Ofenplatte von 1596 im wörtlichen Sinne als Randfigur, die nur einen kleinen Akzent zur Symbolik des Mahnspruchs beizutragen hat, so wird sie auf den gußgleichen Abbildungen von St. Georgen und Heitersheim (Abb. 2/3) isoliert, zentral in Begleitung zweier Kinder, 60 cm hoch, dargestellt. Die Umrandung betont eine kräftige Hohlkehle.

Wir sehen, wie in diesen 55 Jahren die künstlerische Darstellung und Auffassung zum Motiv sich erheblich änderte. Der theaterhafte Pomp, das Antikisierende sind verschwunden: Eine barfüßige, muntere Frau in den besten Jahren wird im Weiterstreiten aufgehalten durch ein stehendes Kind an ihrer rechten Seite, dem sie liebevoll, beschützend die Hand auf den Scheitel legt, während es sich am Rock hält. Das andere, das sie mit festem Griff an ihre Brust drückt, scheint eingeschlafen zu sein. Das Köpfchen liegt schlaftrunken an ihr. Das Gesicht sieht man undeutlich, etwas seitlich, im verlorenen Profil. Rumpf und Beine sind zu erkennen. Die rechte Kinderhand verdeckt der Körper. Die linke liegt gelöst auf ihrem verhüllten Oberarm. Das Gesicht der Frau im Dreiviertelprofil ist auf der St. Georgener Platte mit voller Wange deutlicher zu erkennen, ihr Blick scheint in die Ferne gerichtet. Das volle Haar bleibt undeutlich auf beiden Stücken.

Von beachtlichem Schwung und Musikalität sind alle Gewandfalten (Abb. 2), die in ihrer Ausdruckskraft doch einen tüchtigen Holzschneider verraten, der wohl eine



Abb. 4 Hans Burgkmair Holzschnitt Caritas Ablichtung Bertsch.

entsprechende Vorlage kannte. Zum Glück vermittelt die „Herrenmühle“ noch den Faltenrhythmus, während die St. Georgener Parallele wenig, besonders in der Bauchpartie aufweist. Ein Umschlagtuch verhüllt wohl die Schultern. Das fußlange Gewand scheint ein Übergewand ziemlich zu decken, das die Rechte des stehenden Kindes hochzieht und dessen Rücken, Brust und rechten Oberschenkel einhüllt. Darin liegt auch noch etwas Beschützendes, im Bereich dieses Kindes, das viel von dem Putto-Ausdruck barocker Gartenplastiken oder Kirchendekorationen verrät und bei der „Herrenmühle“ noch einen netten, sorglosen Gesichtsausdruck zeigt, den das St. Georgener Stück verlor. Alle drei Figuren sind gut ineinander eingebunden. Die Komposition verrät Geschick und künstlerische Bestimmtheit. In Burgkmairs Holzschnitt wird deutlich, wie uns von der Tradition des Religiösen, Heiligmäßigen, dann in der Heitersheimer und St. Georgener Gußplatte eine lebendigere lebensnähere Darstellung mit einem gewissen Schwung und dem Ausdruck einer heiteren, behütenden, durchaus christlichen Lebensfreude, anspricht, die der Barock immer wieder unbekümmert zu interpretieren verstand. Trotz der datierenden Jahrzahl von 1651 bei der St. Georgener Platte ist wegen des gut erhaltenen Holzmodells anzunehmen, daß der Heitersheimer Guß des Ofens in der „Herrenmühle“ früher erfolgte. Auftraggeber dafür könnte wohl das Malteser-Schloß gewesen sein.

ANMERKUNGEN

- ¹ Lexikon der christlichen Kunst, Herder 1968
- ² Chapeaurouge, Geschichte der christlichen Symbolik, Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1986
- ³ The illustrated Bartsch, London, New York, 1980 Bd. II u. a.
- ⁴ F. Gysin, Katalog der eisernen Ofenplatten im historischen Museum Basel, Oberrheinische Kunst, Jhrg. V, 1932, S. 219 ff
- ⁵ Willi Werth, Eine Renaissance Ofenplatte mit Justitia und Mars aus Eschbach, Das Markgräflerland, 1984, Heft 1, S. 129 145

Goethe vor dem Freiburger Münster

Von
JOHANNES KORTHAUS

In seinem Beitrag „Goethe in Freiburg und im Breisgau“ kommt Helmut Bender zu dem etwas betrüblichen Ergebnis, daß „das Fehlen jeder Reaktion auf Stadt und Münster . . . seltsam und fast schon schmerzlich berührt.“¹ Dieser Schmerz kann - Goethe sei Dank — gelindert werden; im 9. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ findet sich folgende Feststellung aus dem Jahre 1812: „ . . . wenn ich die Zeit berechne, die ich allein dem Straßburger Münster gewidmet, die Aufmerksamkeit, mit der ich späterhin den Dom zu Köln und den zu Freiburg betrachtet und den Wert dieser Gebäude immer mehr empfunden; so könnte ich mich tadeln, daß ich sie nachher ganz aus den Augen verloren, ja, durch eine entwickeltere Kunst angezogen, völlig im Hintergrunde gelassen.“²

In Straßburg hatte Goethe ein neues Verhältnis zur Kunst der Gotik entwickelt: „Unter Tadlern der gotischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierarten, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düsteren Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse noch reine Konsequenz gewahr wird, vors Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerte keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegenteil davon sich aufdrang.“³

Im Jahre 1771 begann Goethe mit der Niederschrift seiner Abhandlung „Von deutscher Baukunst“, in der er emphatisch die wichtigsten Kunsteindrücke seiner Straßburger Zeit zusammenfaßte: unter Vernachlässigung christlicher Inhalte beschrieb er das Münster als Produkt individueller Schöpferkraft („Genie“). Die gotische Kunst galt ihm — wie nur noch die griechische — als „Ursprache“! Der Einfluß Herders hatte ihn in dieser Auffassung nachhaltig bestärkt.

Neben dem Straßburger Münster, dem ohne Zweifel das Hauptgewicht zukommt, haben aber auch die „Dome“ zu Köln und Freiburg ihren Teil dazu beigetragen, Goethes Verhältnis zur Kunst der Gotik neu zu bestimmen. Den Torso des Kölner Doms hatte er 1774 auf der Rheinreise und 1792 nach dem Frankreichfeldzug gesehen; das Freiburger Münster konnte er 1775 auf seiner ersten und 1779 auf seiner zweiten Schweizer Reise studieren. Aus der Anschauung dieser drei „Dome“, die nichts „Tadelnswertes“ enthielten, entwickelte Goethe seine Vorstellung von Gotik: „Denn ein Kunstwerk, dessen Ganzes in großen, einfachen, harmonischen Teilen be-

griffen wird, macht wohl einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Übereinstimmung aller entwickelten Einzelheiten stattfinden.⁴

Goethe preist die Mannigfaltigkeit in der Einheit als „Gipfel der Kunst“; als einer der ersten erkannte er die spezifische Beziehung zwischen Funktion und Gestaltung in der Architektur der Gotik.

Später übte Goethe dann Selbstkritik, weil er diese Spur nicht weiter verfolgt hatte. Sein Interesse war in seinen mittleren Jahren — wie eingangs zitiert — auf „eine entwickeltere Kunst, d. i. die antike, gerichtet. Eine zeitlang hatte er sich auch der Kunst der italienischen Renaissance gewidmet. Im Alter entdeckte er die Kunst der Gotik neu; besonders die drei genannten „Dome“ beschäftigten ihn wieder.

Ähnlich wie z. B. Karl Friedrich Schinkel in Berlin bezeichnete Goethe Antike und Gotik als die Hauptstützen der abendländischen Kunst. Am Vorabend der Befreiungskriege erschien vielen Deutschen die Gotik als der eigentliche vaterländische Stil. In diesem Zusammenhang sind auch Goethes Beiträge zur Diskussion um die Vollen- dung des Kölner Domes zu sehen; die wichtigsten Anregungen verdankte er Sulpiz Boisserée, mit dem er seit 1810 Kontakt hatte. Besonders Straßburg, aber auch der Freiburger Münsterurm, haben auf diese Planungen starken Einfluß ausgeübt.⁵

Auf den ersten Blick scheint der Hinweis Goethes auf sein Bildungserlebnis vor dem Freiburger Münster nicht viel herzugeben, da besonders eine eingehende Beschreibung des Bauwerkes und seiner Umgebung fehlt. Bei genauerem Hinsehen wird aber deutlich, wie intensiv der Dichter sich in zwei Lebensabschnitten auch mit den Eindrücken beschäftigte, die er vor unserem Münster empfangen hatte.

Die Knappheit der Mitteilung mag man bedauern. Sie bringt allerdings auch einige Vorteile mit sich; denn es gibt nichts für die Werbung her und bewahrt uns vor der Einrichtung einer weiteren „Goethe-Gedenkstätte“.

ANMERKUNGEN

¹ ,ZBreisGV („Schau ins Land“) 104, 1985, S. 285.

² Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Band IX, 1964, S. 388.

³ Ebd., S. 385.

⁴ Ebd., S. 384.

⁵ s. RICHARD BENZ, Goethes Anteil am Wiederaufbau des Kölner Doms. Goethe 7, 1942, S. 226–256. Noch heute befindet sich unter Goethes Büchern in Weimar eine umfangreiche Handschrift „Geschichte und Beschreibung des Doms zu Köln“, des weiteren ein Exemplar von Boisserées Arbeit „Ansichten, Risse und einzelne Teile des Doms zu Köln“. Stuttgart 1821–1831.

Stadtarchivar Cajetan Jäger Leben und Leistungen

Von
JOACHIM DIETRICH SCHAAR

Josephus Cajetanus Balthasar Jäger¹ wurde am 9. September 1798 als Sohn des katholischen, großherzoglich-badischen Kreisrats Josephus Aloysius Jäger und seiner Ehefrau Maria Monika, geb. Frener,² in Konstanz geboren. Ab 1813/14 immatriulierte er sich an der Universität Freiburg.³ Am 9. Juni 1829 heiratete er die Tochter Elise Wilhelmine Charlotte⁴ des nassauischen Kriegskommissars und Hofrats Franz Karl Ludwig von Langsdorff.⁵



Abb. 1 Cajetan Jäger und seine Ehefrau Elise Wilhelmine Charlotte in fortgeschrittenem Alter.
(Privatbesitz G. Meyer)

Mit ihr hatte er zwei Töchter, Carolina und Pauline, und einen Sohn Ludwig.⁶ Nach seinem Studium in Freiburg wurde Cajetan Jäger 1819 als Rechtspraktikant übernommen. Als Assessor war er seit spätestens 1827 beim Bezirksamt Boxberg,⁷ dann von 1829 bis 1836 beim Bezirksamt Tauberbischofsheim tätig. Ab 1836 war er

Hofgerichtssekretär⁸ beim Hofgericht des Oberrheinkreises in Freiburg i. Br. Seine zunächst nebenamtliche Tätigkeit als Aushilfsredakteur bei der Freiburger Zeitung wurde 1854 zum Hauptberuf,⁹ nachdem er — möglicherweise im Zusammenhang mit der Revolution 1848/49 — den Staatsdienst verlassen hatte. Im Bewerbungsschreiben bei der *Freiburger Zeitung* hob Jäger sein Interesse an geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Studien hervor. Er verwies auch darauf, daß er sich weder *Ausschweifungen in radikaler, liberaler noch ultramontaner Richtung zu Schulden haben kommen lassen*.¹⁰ Differenzen mit dem Verleger H. M. Poppen über die Art der redaktionellen Gestaltung der Freiburger Zeitung veranlaßten Jäger 1854 vorübergehend zum Ausscheiden aus der Redaktion. Er übernahm nun 1855 das Amt des Stadtarchivars in Freiburg. In seiner Bewerbung hatte er betont, daß *Forschung im Gebiet der älteren Geschichte der Heimat von jeher seine Lieblingsbeschäftigung gewesen sei*.¹¹ Jäger verwaltete das Stadtarchiv Freiburg bis 1879, als zunehmende Erblindung ihn zwang, um seine Entlassung aus dem Amte nachzusuchen.¹² Seine Liebe zu Freiburg und Baden sowie eine ausgeprägte caritative Einstellung beeinflussten Jägers berufliche und außerdienstliche Arbeiten sowie sein publizistisches Wirken. Seit 1846 hatte er der *Beschäftigungs- und Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde*¹³ und deren Gründungsverein als Sekretär bis 1880 zur Verfügung gestanden. 1856 war die Reorganisation der *Historischen Gesellschaft* in die Wege geleitet worden. *Jäger ward mit der Untersuchung der inneren und wirtschaftlichen Verhältnisse des Vereins betraut und dann zum Schriftführer und Verwalter . . . der Kasse . . . gewählt*.¹⁴ Das Amt des Schriftführers versah er von 1856 bis 1870 und von 1874 bis 1876.¹⁵ Im kirchlich-historischen Verein für die Erzdiözese Freiburg war er Mitglied. Der Breisgau-Geschichts-Verein „Schau-ins-Land“ ernannte Jäger zum Ehrenmitglied.

Im Rahmen seiner archivarischen Tätigkeit versah er alle Arbeiten mit Überblick und großer Genauigkeit. Ihm oblagen die

1. *Ausscheidung und Übernahme von älteren Akten aus den Beständen der laufenden Registratur*¹⁶
2. *Sortierung der Urkunden und Akten, die seit 1840 auf dem Dachboden des Kaufhauses haufenweise gespeichert waren*¹⁷
3. *Übernahme des bedeutenden Aktenmaterials des städtischen Holz- und Waldamtes und . . . einiger Hunderte Folianten Stadtrechnungen vom Stadtrentamt*¹⁸
4. Beratungstätigkeit, Erstellung von Gutachten; Neubearbeitung von Teilen von Büchern, z. B. Über das Wappen der Stadt Freiburg i. Br.,¹⁹ Bildhauerarbeiten zum Lyzeums-Neubau, Der Pfarrhof in der Herrengasse; Artikel „Freiburg“ in: Schnars Handbuch für Reisende²⁰
5. Vervollständigung der Bibliotheken, u. a. der Handschriften-Bibliothek.²¹
6. Sammeltätigkeit von Druckschriften, Flugblättern, Handzetteln zu verschiedenen Materialien. In diesem Zusammenhang sind folgende gebundene und ungebundene Zusammenstellungen zu nennen:
 - *Lahrer Flugblätter aus den Jahren 1803 bis 1830*,²² enth.: Feierlichkeiten für regionale und landesherrliche Personen und Institutionen, private Ereignisse, z. B. Totengedenken weltlicher Art in Gedichtform und Zustände z. B. Bauordnung, Feuerlöschordnung, Handwerksgelesenordnung.

- *Flugblätter aus der badischen und deutschen Revolution von 1848/49*,²³ enth.: Ereignisse, vor allem in Freiburg, Waldshut, Karlsruhe und Frankfurt/Main. Diese Flugblätter waren von Jäger 1852 in weiter Vorausschau „künftigen Zeiten zum Gedächtnis und zur geschichtlichen Benützung dieser Quellen bei einstiger Bearbeitung dieses Zeitabschnittes“ gewidmet worden.
- Freiburg — kirchliche Zustände 1698 — 1793²⁴
- Andachtsleben der Laien 1695 — 1843²⁵
- Leitende Kleriker der Erzdiözese Freiburg 1823 — 1882²⁶
- Gelegenheitsschriften der Großherzoglichen Badischen Schulen (1776 — 1875)
 - a) Universität 1823 — 1840 (3 Bde.),²⁷ enth.: Immatrikulationslisten, Vorlesungs-Ankündigungen
 - b) Gymnasium/Lyzeum Freiburg 1776 — 1875 (8 Bde.),²⁸
- *Theaterjournale und Theaterflugblätter 1793 — 1873* (6 Bde.), enth.: Ankündigungszettel, Glückwunschezettel, Gesetze/Statuten und Theaterordnungen, Theaterjournale, Abonnementsbestimmungen, Kontrakte.
- Geistliche Schauspiele II. Sammlung 1654 — 1792.²⁹

Besonders genannt werden muß C. Jägers Bedeutung bei der Begründung der Städt. Altertumssammlung Freiburgs 1861, *für deren Ausbau und Vergrößerung er bis in sein hohes Alter tätig war*.³⁰ Auf diese Weise wurde Freiburg in die Lage versetzt, nahezu zeitgleich wie in anderen deutschen Städten die Voraussetzungen für Museumsgründungen zu schaffen zum Wohle der Gesamtbevölkerung.³¹

Jägers Veröffentlichungen, die sich mit Schwerpunkt Freiburg über den gesamten badischen Raum und die Zeit vom 13. bis 19. Jh. erstreckten, schließen die Geistesgeschichte, die Vereins-, Geselligkeits-, Hof- und Militärgeschichte, die Häuser-, Kult- und Münsterbaugeschichte, vor allem aber die Bereiche der weltlichen und geistlichen Geschichte der christlichen Liebestätigkeit (Caritas) ein.³² Versuche wurden auch unternommen zur Erforschung der geistlichen Territorialgeschichte (Landkapitel).

Größere Arbeiten C. Jägers sind so u. a.

- Literarisches Freiburg im Breisgau oder Verzeichnis der gegenwärtig zu Freiburg lebenden Schriftsteller, mit Angabe der Hauptzüge ihrer Laufbahn und der von ihnen im Druck erschienenen Schriften, 1839
- Gelehrtes Baden oder Verzeichnis der im Großherzogthum Baden lebenden Schriftsteller . . . , 1839: davon Heft 1: Gelehrtes Freiburg i. Br. oder Verzeichnis gegenwärtig zu Freiburg lebenden Schriftsteller . . . 1839
- Nachrichten über die Freiburger Stipendien-Stiftungen, Adreßkal. 1841/43
- Beschreibung der Fronleichnams-Prozession, wie solche alljährlich zu Freiburg gefeiert wird. Mit einer kurzen Geschichte über die Entstehung des Festes und sämtlichen Gebeten und Gesängen bei demselben, 1846
- Beiträge zur Geschichte der Stadt Freiburg und des Breisgaves, Adreßkal. 1849
 - I. Zur Geschichte der Wohltätigkeitsveranstaltungen Freiburgs.
 - II. Über die Einquartierungslast von 1813/14 zu Freiburg und im Breisgau.
- Die Stipendien-Stiftungen des Großherzogtums Baden: Die Stipendien im Oberrheinkreis, 1853
- Eine Wanderung durch Freiburg. Altes und Neues, Adreßkal. 1859

- Freiburgs gemeinnützige Vereine, Adreßkal. 1861
- Das öffentliche Vermögen der Stadtgemeinde Freiburg, Adreßkal. 1865
- Brod neben der Quittung 1634 (von der Stadt Freiburg dem Spital Villingen geschuldetes Kapital), ZFreibGV, 1870
- Skizzen aus dem Jahre 1770, Adreßkal. 1871
- Varia zur Geschichte der Freiburger Münsterkirche während der letzten hundert Jahre, FreibDiözArch, 1882

Die Publikationen Jägers können im Ansatz als Arbeiten zur angewandten quantitativen Geschichtsschreibung bezeichnet werden. Sie sollten vor allem detailliertes Wissen vermitteln, Hilfestellung zur Identifikation mit Freiburg i. Br. geben und zur Verbesserung der Notlage armer Menschen beitragen. Am 25. August 1887 starb der wohl erste hauptamtliche Stadtarchivar von Freiburg i. Br., Cajetan Jäger, in seiner Wohnung Ludwigstraße 4.



Abb. 2 Anwesen Ludwigstraße 4.

Im Nachruf vom 27. August 1887 in der Freiburger Zeitung³³ wurde Jäger *als sichere Auskunftsource auch in den geringfügigsten Dingen* beschrieben. Die Liebenswürdigkeit seines Wesens und seine Zuvorkommenheit wurden hervorgehoben.

QUELLEN UND ANMERKUNGEN

- ¹ Auf seinen Hochzeitsgläsern hat er seinen Namen gleich seiner Unterschrift mit „Jäger“ angegeben. Das spätere „Jaeger“ war wohl eine Modeerscheinung.
- ² Grabstätte auf dem alten Friedhof zu Freiburg: StadtAF B 1/86, S. 196. Joseph Jaeger, Großh. Kreisrat, 15. 2. 1761 – 26. 9. 1845. Monica Jaeger geb. Frener (Fröhner), 4. 5. 1767 – 21. 3. 1845. Der Bruder des Vaters, Carl Jäger, Erzb. Kanzleidirektor, † 14. 5. 1852, liegt ebenfalls auf dem alten Friedhofe: StadtAF B 1/86, S. 70; Nachlaßakte H 6404.
- ³ Matrikel der Universität Freiburg i. Br., Bd. 5: 1790/91 – WS 1843/44, S. 136 (Univ. Archiv B VI)
- ⁴ Lebte vom 3. 7. 1806 bis 2. 3. 1889.
R. LIESSEM-BREINLINGER, Die Hochzeitsreise der Caroline von Langsdorff, Die Familie von Langsdorff und Lahr, Geroldsecker Land, 28/1986, S. 112 ff; Anm. 10.
Wir haben Frau Gertrud Meyer, der Urenkelin von C. Jäger, für viele Informationen und für die Bilder des Ehepaars Jäger freundlichst zu danken.
- ⁵ Über die Familie von Langsdorff: Ludwig Langsdorff, Geschichte der Familie Langsdorff von 1550 – 1850, 1928 (StadtAF Dwe 2469). Ebenso StadtAF B 1/90.
- ⁶ Ludwig Jaeger, 1832 – 1895, Gründer der „Ersten Deutschen Furnierfabrik“, Freiburg, Zähringerstraße 60.
- ⁷ Siehe Subscribenten Verzeichnis in: F. J. Mone, Bad. Archiv zur Vaterlandskunde . . . , 1827. Handbuch für Baden und seine Diener oder Verzeichnis aller badischen Diener vom Jahre 1790 bis 1840, nebst Nachtrag bis 1845, Heidelberg 1846, S. 166.
- ⁸ Großherzogl. Bad. Staats- und Regierungsblatt, 1836, XIII, S. 85; K. STIEFEL, Baden 1648 – 1952, Bd. 2, ²1979, S. 891 f., 908 f.
- ⁹ Freiburger Zeitung, Nr. 78, 1. 4. 1854, S. 1; „Neun Jahre lang waltete er seines Amtes. Doch mit dem neuen Verleger Poppen scheint er nicht gut ausgekommen zu sein. In seinem Streite zwischen ihm und seinem Verlage gibt der Gemeinderat zwar Jäger recht; doch scheint dieser seines Sieges nicht froh geworden zu sein und kündigte auf den 1. Juni 1863.“
HAFFNER, O., Geschichte und Entwicklung der Freiburger Tagespresse, in: ZFreibGV 34, 1918, S. 1 – 58; 35, 1919, S. 1 – 52; hierzu: 1919, S. 10/11.
Freiburger Zeitung 31. Mai 1863, Nr. 127, S. 1.
- ¹⁰ Nachlaß C. Jäger; StadtAF K 1/15; Bewerbungsschreiben in StadtAF C 1 Bücher 2.
- ¹¹ StadtAF C 1 Archivsachen I, Dienste der Archivare.
- ¹² SCHWINEKÖPER, B., Das Freiburger Stadtarchiv. Aufgaben und Bestände in Vergangenheit und Gegenwart, Freib. Stadtheft Nr. 9, 1966, S. 29 – 49; J. WYSOCKI, Wais wo der Weg zum Gulden isch, ZBreisGV(Schau ins Land) Bd. 96/97, 1977, S. 60 – 82, 151 – 164.
SCHADEK, H., Stadtarchiv Freiburg i. Br. (Stadt und Geschichte, NR des Stadtarchivs Freiburg, Heft 1), 1981.
- ¹³ StadtAF C 2/60/15; die Anstalt wurde später von Pfarrer H. Hansjakob geleitet.
- ¹⁴ ALBERT, P. P., Hundert Jahre Freiburger Gesellschaft für Geschichtskunde, in: ZBreisGV (Schau ins Land), Bd. 39/1926, S. 58.
- ¹⁵ Wie Anm. 14, S. 72. Jäger hatte sich 1861 auch publizistisch für die Fortführung der „Freiburger Gesellschaft . . .“ eingesetzt in seinem Artikel „Freiburgs gemeinnützige Vereine“. Allgemein zu Geschichtsvereinen:
ALBERT, P. P., Die Geschichts- und Altertumsvereine Badens, 1903. SCHWINEKÖPER, B., Die Zeitschriften der beiden Vereine, ZBreisGV(Schau-ins Land) Bd. 100, 1981, S. V – XIII. SCHIEDER, Th., Organisation und Organisationen der Geschichtswissenschaft, in: HZ Bd. 237, 1983, S. 265 – 287.
- ¹⁶ POINSIGNON, A., Rückblicke auf die Vergangenheit des Stadtarchivs Freiburg im Breisgau, Archiv. Zeitschrift 10/1885, S. 122 ff; hierzu: S. 138.
- ¹⁷ Wie Anm. 16, S. 138.
- ¹⁸ Wie Anm. 16, S. 139.
Daß die Stadt, insbesondere wegen der unzureichenden personellen Besetzung für Archivaufgaben, zahlreiche Prozesse bei der Zehntablösung verlor, war offenkundig.
- ¹⁹ StadtAF B 1/65 und B 1/76.

²⁰ SCHNARS, C. W., Der Schwarzwald nebst Rheinebene, Bodensee und Odenwald, Handbuch für Reisende, C. B. Fickler, 1872.

²¹ Z. B. hat er

Informatio de statu principatus anterioris Austriae, vermutl. aus der Breisg. Ritterstands Bibliothek, um 1860 auf dem Grümpelmarkt gekauft (StadtAF B 1/23),

die *Breyßgauer Chronik von 1009 bis 1564*, auf der Bücherversteigerung des Obervogtes Müller gekauft (StadtAF B 1/6) und

LEINER, F. X., *Konstanzer Chronik 701 1798*, für wenige Kreuzer gekauft (StadtAF B 1/229) und uneigennützig der Stadtbibliothek bzw. Stadtarchiv vermacht.

Auch konnte er die glücklicherweise in das Germanische National Museum zu Nürnberg übergebenen Heilig Geist Spital = Urkunden für das Spital Archiv zurückgewinnen.

Nach der Schilderung von Frau G. Meyer sollen, unbeachtlich des literarischen Nachlasses mit zahlreichen Büchern, siehe: Archiv Commission (Hrsg.), Katalog der Stadtbibliothek Freiburg i. Br., 1887, Nachtrag auf 252 257), dennoch nach seinem Tode vieler seiner Privatbestände auf dem Müll gelandet sein. Die der Direktion der höheren Bürgerschule überlassenen Zeitungen, z. T. noch von Jäger gesammelt, scheinen im Rotteck Gymnasium beim Umzug 1970 untergegangen zu sein.



Abb. 3 C. Jägers Handschrift und Unterschrift (StadtAF B 1/23)

Vermutlich Nachlaß des Freiherrn Franz Anton von Falkenstein † 1852, StadtAF H 6567 VIII, Versteigerung der Bücher 3. Mai 1852.

²² StadtAF Dwe 7023.

²³ Zwei Bände, StadtAF Dvd 7680 RARA.

²⁴ StadtAF Dwg 590; K 1/15, Nr. 25/2.

²⁵ StadtAF K 1/15.

²⁶ StadtAF K 1/15, Nr. 25/1.

²⁷ StadtAF Dwh 40, Dwh 50.

²⁸ StadtAF Dwh 1135.

²⁹ StadtAF Dwh 466

³⁰ KOLLOFRATH, M., Aus der Geschichte der Freiburger Sammlungen, in: Einwohnerbuch der Stadt Freiburg i. Br. mit Umgebung, 1954, I. S. 12–24, S. 12, 13 und 14.

Jäger wurde dabei tatkräftig unterstützt von Stadtrat Hermann Dominik Rosset aus einer bedeutenden aus Savoyen eingewanderten Kaufmannsfamilie.

³¹ Vergl. allgem.: CALOV, G., Museen und Sammler des 19. Jh. in Deutschland (Reihe Museumskunde Bd. 38), 1969, S. 74–84, S. 142, 147/148; B. MUNDT, Das deutsche Gewerbemuseum im 19. Jahrhundert, 1974; H. HEIMPEL, Geschichtsvereine einst und jetzt, 1963.

Wie H. Heimpel 1963 betonte, verloren die Geschichtsvereine die Aufgaben „große Editionen von Urkunden und Akten, die Denkmalspflege, das Museum.“ Um dies alles hatte Jäger sich noch ganzheitlich und mit Ausdauer bemüht.

³² Hierzu generell MOMMSEN, W. J., Die Sprache des Historikers, in: HZ, Bd. 238, 1984, S. 57–81. OEXLE, O. G., Die Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus, ebenda, S. 17–55; J. RÜSEN, Grundzüge einer Historik II, 1986.

³³ Freiburger Zeitung, 28. 8. 1887, Nr. 201, S. 3.



Abb. 4 Sog. Gerichtslaube mit ausgebauten Archiwgewölben und 2. OG als Archiv/Museum, um 1919. (StadtAF M 737/10610).

Als Freiburg wieder Garnisonstadt wurde Gereimtes und Ungereimtes zum 8. März 1936

Von
WALTER VETTER

Am 7. und am 8. März 1936 wurde das Rheinland, das aufgrund der Bestimmungen des Vertrages von Versailles entmilitarisierte Zone war, wieder der Wehrhoheit des Deutschen Reiches unterstellt. Der Einmarsch der Wehrmacht wurde damals von der Bevölkerung einmütig begrüßt, meist sogar stürmisch bejubelt, hatte man doch noch ein ungebrochenes Verhältnis zur Souveränität des Reiches, als dessen wesentlichstes Element die Wehrhoheit galt.

Die „Rheinlandbesetzung“ wurde von der Reichsregierung ungewöhnlich geschickt vorbereitet. Auf der Sitzung des Reichstages am 7. März 1936 in Berlin verkündete Adolf Hitler in den Mittagsstunden nicht nur den Einmarsch der Wehrmacht in das Rheinland, sondern bettete diese Maßnahme in eine Friedensoffensive ein. Ihr Kernstück war der Vorschlag zu einem Nichtangriffspakt. Diese politische Strategie verunsicherte die Alliierten des Ersten Weltkrieges in erheblichem Maße. Den deutschen Motti „Das Reich ist frei“ und „Volle Souveränität hergestellt“ konnte die englische „Daily Mail“ nur die Überschrift „Deutschlands neuester Schlag hat in der Tat die Luft gereinigt“ entgegensetzen. Die US-amerikanische Presse bewunderte die deutsche Entschlossenheit. Vergleichbares taten fast alle Staaten.

Lediglich Frankreich protestierte energisch. Die dortige Presse und viele Politiker wiesen auf mögliche bedrohliche Weiterungen hin, wenn man Hitlers Treiben untätig zusehen würde. Aber Frankreich fand keine Verbündete und die deutsche Regierung schien beruhigt, als gemeldet wurde „Keine Truppenbewegungen im Inneren Frankreichs“. Sicher dachte auch in Frankreich kaum jemand an einen Krieg, schon gar nicht an die Möglichkeit eines Zweiten Weltkrieges drei Jahre später. Im März 1936 war man in Deutschland einfach stolz auf die junge Wehrmacht und zeigte dies auch.

Umjubelt wurden die Truppen, die fast gleichzeitig mit der Erklärung vor dem Reichstag in Köln einmarschierten, überflogen von den „ersten Flugzeugstaffeln“. Die erst am 26. Februar 1935 offiziell gebildete Luftwaffe hatte allerdings Mühe, die wenigen Maschinen so einzusetzen, daß sie für Düsseldorf und Köln reichten. Unterschiedlich war auch die Stärke der in den verschiedenen Städten einmarschierenden Heeresverbände. In Koblenz waren es zwei Infanterie-Regimenter und Train-Truppen, in Trier ein Bataillon Infanterie und für Aachen blieben nur zwei Kompanien übrig. Bestrebt war man, mit Militärmusik einzurücken, und es ärgerte die Wehrmacht, daß

man dazu in Saarbrücken eine SA-Kapelle benötigte. Die Reichsbahn leistete ein Meisterstück im Transport der Truppen. Am Nachmittag des 7. März war Karlsruhe mit zwei Schützenbataillonen an der Reihe, und sehr ruhig ging es in Mannheim zu, als dort eine Artillerie-Abteilung einzog.

Am Sonntag, dem 8. März 1936, ging es am südlichen Oberrhein weiter. Es begann in den Morgenstunden in Lahr. Auch hier war es die Artillerie, die die Garnison bezog. In den Mittagsstunden war es auch in Freiburg soweit, wo sich schon tags zuvor die Menschen an den Straßen stauten, um den Einmarsch der Soldaten erleben zu können. Für Freiburg war die Infanterie und Artillerie vorgesehen, und der Einzug sollte bereits am Nachmittag des 7. März erfolgen. An dem Transportplan der Reichsbahn und an den organisatorischen Vorbereitungen der Truppe kann es nicht gelegen haben, daß in Freiburg einen Tag später als vorgesehen, die Wehrhoheit wieder hergestellt wurde. Auch traf das I. Bataillon des Infanterie-Regimentes 75 planmäßig am 7. März um 12 Uhr in Offenburg ein, so daß auch die anderen Regimentseinheiten und die Teile des Artillerie-Regimentes 5 am Nachmittag Freiburg hätten erreichen können.

Die Gründe für die Verzögerung blieben lange im unklaren, und noch in jüngster Zeit wurden über sie Spekulationen angestellt. Sie wurden schon 1936 angeheizt, wußte die Mundpropaganda doch zu vermeiden, daß die Truppen am Nachmittag des 7. März in Freiburg einmarschieren würden. Lautsprecherwagen der Schutzpolizei mußten die Schaulustigen nach Hause schicken und auf den folgenden Tag vertrösten. Mit der lapidaren Feststellung der NSDAP-Kreisleitung, man habe im Norden angefangen, sei morgens in Lahr einmarschiert und da Freiburg südlicher läge, käme es eben erst später an die Reihe, wollte man sich nicht zufrieden geben. Man ahnte anderes und die Gerüchteküche gab so manch Halbgares von sich, das sich bis in unsere Tage erhalten hat. Zwei Beispiele dazu: Die Truppen würden am Güterbahnhof nicht ausgeladen, um im Falle einer französischen Intervention an den Brennpunkt des Geschehens geworfen zu werden — und — die Zahl der Soldaten reiche nicht für einen respektablen Einmarsch aus, so daß erst noch in der Nacht die Angehörigen der Landespolizei in Freiburg umuniformiert werden mußten.

Nähere Nachforschungen im Militärarchiv und intensive Zeugenbefragungen ergaben, daß an den Gerüchten etwas dran war. Auch im Falle „Wehrhoheit in Freiburg“ liegt die Wahrheit etwa in der Mitte. So konnte im Breisgau die Nachricht, im Inneren Frankreichs gebe es keine beängstigenden Truppenbewegungen, durchaus nicht beruhigen. Im grenznahen Bereich wurden sehr wohl erhebliche Umschichtungen vorgenommen, und zwar auch im Elsaß und nicht nur im Gebiet der 5. französischen Kavallerie-Division bei St. Avold. Über das Geschehen jenseits des Rheines war man durch die Befragung von Reisenden, Zöllnern und Bediensteten der Eisenbahnen ziemlich genau informiert. Hinzu kamen die Ergebnisse der Funküberwachung, die Auswertung von Rundfunk- und Agenturmeldungen.

Am 7. März 1936 verfügte Frankreich für seine Soldaten eine Urlaubssperre, zwischen Diedenhofen und Belfort kam es zu massiven Truppenverschiebungen, und besonders am 9. März kontrollierte die Garde mobile verstärkt die Grenze. Diese Maßnahmen waren offensichtlich nur zur Täuschung der deutschen Führung getroffen worden. Dem Generalstab des Heeres blieb nicht verborgen, daß die Tunnels und

Brücken im Elsaß nicht besonders gesichert wurden. Dort wo zusätzliche Sicherungen getroffen wurden, bestanden sie nur aus 2-Mann-Panzern. So konnte der Offizier vom Dienst im Generalstab des Heeres, ein Hauptmann, in seiner Funklagemeldung vom 9. März 1936 um 7.30 Uhr beruhigend und zu recht feststellen: „Französische Truppenbewegungen halten an, tragen jedoch überall defensiven Charakter“. Die besonderen Funklagemeldungen aus Anlaß der Rheinlandbesetzung wurden am 30. April 1936 wieder eingestellt. Träger dieser Maßnahmen war die Abwehr-Abteilung I L im Generalstab des Heeres.

Die Bedrohung durch eine französische Intervention kann es also nicht gewesen sein, wenn die Soldaten nicht am 7. März in Freiburg einrückten, zumal es ernstzunehmende Hinweise gibt, daß zur fraglichen Zeit überhaupt keine Truppen auf dem Güterbahnhof standen. Bleibt die Frage nach der badischen Landespolizei und die Überführung der Freiburger Abteilung in die Wehrmacht. Auf die interessante Geschichte dieser paramilitärischen Truppe kann in diesem Zusammenhang leider nicht eingegangen werden. Die mit schweren Maschinengewehren und Granatwerfern ausgerüstete Spezial-Einheit sollte in der entmilitarisierten Zone das militärische Vakuum ausfüllen, im übrigen Reichsgebiet die Reichswehr ergänzen. Bereits ab 21. März 1935 wurden die Landespolizeiregimenter in die Wehrmacht überführt, mit Ausnahme der Abteilungen in der entmilitarisierten Zone. Die Unterstellung unter das Heer war zum 1. Oktober 1935 abgeschlossen.

Die zur Landespolizeiinspektion Süd in Pforzheim zählende badische Landespolizei bestand 1935 aus den Abteilungen Mannheim, Karlsruhe und Freiburg. Die Abteilung wurde einem Bataillon gleichgesetzt. Die Übernahme dieser Abteilungen in die Wehrmacht wurde mit Wirkung vom 16. März 1936 verfügt und soll im wesentlichen zum 1. April 1936 abgeschlossen gewesen sein. In diesem Umstand liegt ein Grund für die verzögerte Wiederherstellung der Wehrhoheit in Freiburg. Um einen ordentlichen Einmarsch in die Schwarzwaldhauptstadt inszenieren zu können, brauchte man die Landespolizisten, allerdings nicht die ganze Abteilung. Dazu hätten Uniform und Gerät wohl auch nicht ausgereicht.

Die Landespolizeiabteilung Freiburg bestand aus drei Hundertschaften, die in weiten Teilen der ehemaligen Artilleriekaserne an der Elsässer Straße untergebracht waren und in einer Hundertschaft in Waldshut. Diese Einheit transportierte man am Nachmittag des 7. März mit der Eisenbahn zum Freiburger Hauptbahnhof (also nicht zum Güterbahnhof), von dort mit Lastkraftwagen zur Artillerie-Kaserne. Dort wurden in der Nacht aus Polizisten Soldaten. Die drei Freiburger Hundertschaften „erlitten“ dieses Schicksal wohl erst im April 1936, wurden aber zuvor schon mit neuen Stahlhelmen ausgerüstet.

Es stellt sich nun die Frage, weshalb man auf die Landespolizisten überhaupt angewiesen war, denn für den Einmarsch in Offenburg und in Freiburg hätten Stab und zwei Bataillone des Infanterieregimentes Nr. 75 durchaus ausgereicht, selbst wenn in den früheren Garnisonen Donaueschingen und Villingen Truppenteile zurückgeblieben wären. Der Schlüssel dürfte in Lahr liegen, denn dort sind entgegen ersten Pressemeldungen nicht nur die Artilleristen sondern auch Infanteristen, eben vom 75. Regiment, eingerückt. Allerdings liegen die Ein- und Ausladeberichte für Lahr ebensowenig vor wie für Freiburg. Rückschlüsse können aus den erhaltenen Trans-

Am 8. März 1936:



Abb. 1 Regimentskapelle in der heutigen südlichen Habsburger Str. („Adolf Hitler Straße“).



Abb. 2 Artillerie südlich des Siegesdenkmals.



Abb. 3 Artillerie am Bertoldsbrunnen.



Abb. 4 Zeltlager auf dem Meßplatz.

portpapieren für Offenburg gezogen werden. Nach dort ging das I. Bataillon des IR 75 (ohne die Maschinengewehrkompanie) um 9.30 Uhr von Villingen ab und kam um 12.00 Uhr in Offenburg an. Die Maschinengewehrkompanie folgte um 11.15 Uhr und traf in Offenburg um 13.45 Uhr ein. In Lahr könnten demnach Teile des II. Bataillons einmarschiert sein.

Nachdem diese Prozeduren am Morgen des 8. März abgewickelt waren, bleibt immer noch die Frage, weshalb der Einzug in Freiburg erst um 13 Uhr erfolgte. Oberst Richter erklärte damals, man habe auf dem Transport zwei Stunden Verspätung gehabt. Dies ist aber nur die halbe Wahrheit und deckt eine Absprache zwischen der Truppenführung und den NSDAP-Gewaltigen in Freiburg. Diese wollten die Soldaten erst nach dem Mittagessen in der Stadt haben, weil sie zu recht befürchteten, an ihrem Eintopfen in der Festhalle würde niemand mehr teilnehmen, wenn der Einmarsch zuvor erfolgen würde. Dieses Eintopfen war seit 1933 zur Übung geworden und schloß sich der Gedenkfeier am Kriegerdenkmal im Stadtgarten an, die alljährlich zum Heldengedenktag veranstaltet wurde. Während heutzutage der Volkstrauertag am dritten Sonntag im November begangen wird, war damals der Heldengedenktag am zweiten Sonntag im März. Und dieser war 1936 am 8. März.

So waren es eine Aufstockung der Truppen und eine Heldengedenkfeier, die es verhinderten, daß Freiburg bereits am 7. März 1936 wieder Garnisonstadt wurde. Selbst bei so wichtigen Anlässen wie der Wehrhoheit des Reiches ließen sich die Freiburger Zeit — die Geschichte wiederholt sich allemal.

Und so marschierten unter dem Jubel der Bevölkerung ab 13 Uhr durch die Kaiserstraße Stab und Stabskompanie mit dem Ansatz eines künftigen III. Bataillons des 75. Infanterie-Regimentes und die I. Abteilung des Artillerie-Regimentes 5 (aus Ulm) unter Vorantritt der Regimentskapelle des IR 75. Vom Balkon des Kommandantenhauses am Siegesdenkmal, das seinerzeit die Kreisleitung der NSDAP beherbergte, nahmen Regimentskommandeur Oberst Richter (der später in Freiburg unvergessene Generalleutnant), Ehrenbürger Exzellenz General der Artillerie von Gallwitz und Kreisleiter Dr. Fritsch den Vorbeimarsch ab.

Glaubt man den veröffentlichten Regimentsgeschichten, so zogen die Soldaten in die Kasernen des traditionsreichen 5. Badischen Infanterie-Regimentes Nr. 113 ein. Dem war aber nicht so. Aus den Kasernen waren zwischenzeitlich Handelsschule und Finanzamt geworden. So mußte man sich behelfen. Stab und Truppenteile wurden im Lehrerseminar an der Schützenallee untergebracht, für Pferde und Reiter entstanden Zelte auf dem Meßplatz. Das Gros der Truppen fand Unterkunft in der ehemaligen Artilleriekaserne, die Landespolizei mußte zusammenrücken. Was auch dort nicht untergebracht werden konnte, quartierte man am Faulerbad und im Schlachthof an der Faulerstraße, den Rest im Lorettobad und in der Gerteis'schen Fahrradhalle an der Lorettostraße ein. So war es verständlich, daß die neue Kasernenanlage schnellstens gebaut werden mußte und bereits 1937 fertig war. Es ist die Schlageterkaserne an der Merzhauser Straße, seit 1945 das französische Quartier Vauban.

Dem Heer folgte die Luftwaffe, die am 1. April 1936 einen Teil des Flugplatzes übernahm. Aus der (getarnten) Übungsstelle 15 wurde eine offizielle Pilotenschule der Luftwaffe für die Scheine A und B. Die Wohnungen wurden aus der Fliegerkaserne am Flugplatz ausgelagert und die Gebäude ihrem ursprünglichen Zweck wieder

zugeführt. Der erste Teil der „militärischen Wiederbesiedlung“ war in Freiburg abgeschlossen.

QUELENNACHWEIS

Aussagen von Hans Dummermuth, (Freiburg); Fritz Huber, (Freiburg); Heinz Lösch, (Freiburg); Hella Zweifelhoffer geb. Richter (Singen).

Freiburger Zeitung der Universitätsbibliothek Freiburg MF 80/9 200.

Militärarchiv Freiburg RH 2/283, 2/284 287.

Tessin Georg: Formationsgeschichte der Wehrmacht 1933 1939, Boppard 1959.

Thumm, Helmut: Der Weg der 5. Infanterie und Jägerdivision 1921 1945, Freidberg 1976.

Vetter, Walter: Die Geschichte des Freiburger Flugplatzes, 2. erw. Auflage, Waldkirch 1974.

Allen Informanten sei herzlich gedankt. Besonderer Dank gilt Herrn lfd. Archivdirektor Dr. Manfred Kehrig und seinen Mitarbeitern für die unbürokratische Bereitstellung der Akten.

Besprechungen und Anzeigen eingegangener Bücher

Der Oberrhein in Geschichte und Gegenwart. *Von der Römerzeit bis zur Gründung des Landes Baden-Württemberg.* Redaktion: Horst Buszello. (Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Freiburg 1). Freiburg im Breisgau: Pädagogische Hochschule Freiburg, 2. Auflage 1986. 255 S., Karten, Abbildungen.

Der vorliegende Band ist aus einer Ringvorlesung an der Pädagogischen Hochschule Freiburg im Wintersemester 1984/85 hervorgegangen. Die Autoren — H. Buszello, E. Erdmann, D. Geuenich, W. Hug, E. Krautkrämer, F. Laubenberger, P. Rothmund, Th. Schnabel und K. Schubring — legen einen klar strukturierten Abriss zur Geschichte des Oberrheinraumes vor. Ein Beitrag ist der römischen Antike, je vier sind dem Mittelalter, der Neuzeit vom 16. bis 19. Jahrhundert und dem 20. Jahrhundert gewidmet.

Trotz des insgesamt knappen Umfangs des Bandes werden erfreulich viele Aspekte der Geschichte dieses Raumes erörtert: Die Quellen (z. B. Ortsnamen auf -ingen, 32), Burgen (59f.), Entwicklungen auch in den linksrheinischen Gebieten. Besonders gelungen scheint dem Autor das Kapitel „Die Oberrheinlande im Zeitalter der Territorien“ zu sein, in dem ein komplexer verfassungsgeschichtlicher Sachverhalt verständlich dargestellt wird. Bemerkenswert sind ferner das nachdenklich machende „Fazit“ zu „Südbaden im Dritten Reich“ und „Ein Wort zu Freudenstadt“ im Zusammenhang mit dem Kriegsende 1945 in Südwestdeutschland (213 ff.).

In weiteren Auflagen, die sicher schon bald nötig werden, lassen sich vielleicht einige Wünsche verwirklichen: Die Nachweise könnten manchmal genauer sein, z. B. zur Flureinteilung, die auf römische Vermessungsfachleute zurückgehe (23), oder zur Beschlagnahme lutherischer Schriften in Freiburg 1523 (89), oder „Original im Stadtarchiv Freiburg“ (122, Anm. 40). Relativ blaß bleiben die Ausführungen zur katholischen Reform im 16. Jahrhundert (99 ff.). Das 18. Jahrhundert wird nur gestreift. S. 217 wird ein Vertrag zwischen Großbritannien, den USA und Sowjetunion vom September 1940 über die Aufteilung Deutschlands erwähnt; zu dieser Zeit waren Hitler und Stalin Verbündete; wahrscheinlich ist der Vertrag vom 4. November 1944 gemeint.

Die Tatsache der 2. Auflage zeigt, daß der Band gut „angekommen“ ist. Angesichts seiner Vielschichtigkeit, der erfreulich reichen Ausstattung mit Abbildungen, Faksimilia und Karten sowie Hinweise auf Quellen und weiterführende Literatur dürfte dieser gelungene Auftakt der neuen Schriftenreihe weite Verbreitung finden.

Norbert Ohler

Arthur Hauptmann: *Burgen einst und jetzt*. Burgen und Burgruinen in Südbaden und angrenzenden Gebieten, Band 2. Verlag des „Südkurier“ Konstanz, 1987, 208 S., zahlr. Abb.

Nachdem der erste Band (vgl. Rez. in dieser Zs. 103. Jahreshft 1984, S. 224) bereits in dritter Auflage herausgekommen ist, legen Autor und Verlag einen zweiten Band zum selben Thema vor. Weitere 47 Burgen und Burgruinen aus den Regionen Neckar, obere Donau, Schwarzwald, Baar, Breisgau, Hochrhein, Klett- und Albgau, Hegau, Nordwest-Schweiz, Elsaß und Sundgau werden vorgestellt und die an Südbaden „angrenzenden Gebiete“ damit recht extensiv ausgelegt: Bis zum schwäbischen Hohenrechberg führt Hauptmann seine Leser.

Das zum ersten Band Gesagte gilt auch für den zweiten. Hauptmann schreibt nicht mit wissenschaftlichem Anspruch, sondern will vor allem mit den instruktiven Rekonstruktionszeichnungen einstige Größe veranschaulichen. Erfreut stellt der Rez. fest, daß nun wichtige, in Band 1 noch fehlende Anlagen erfaßt worden sind (Alter Turm von Aach, Zähringer Burg bei Freiburg) und auch die Bildqualität verbessert wurde. Die Stammsitze so bedeutender Adelsgeschlechter wie der Habsburger, Hohenzollern und Württemberger werden vorgestellt. Von der schon im ersten Band behandelten Hochburg bei Emmendingen präsentiert Hauptmann nun eine Rekonstruktion der ganzen Anlage. Mit der Vauban-Festung auf dem Freiburger Schloßberg und den „Festungsanlagen des Türkenlouis“ (gemeint sind die Schwarzwälder Schanzen gegen die Franzosen) berührt das Buch auch neuzeitliche Wehrbauten.

Ein Gesamtregister (für beide Bände) und eine (in der Legende allerdings inkonsequente) Karte auf dem Vorsatz erhöhen die Handhabbarkeit des Buches. Auf S. 182 hat ein Druckfehler den Namen des Nestors der deutschen Burgenkunde und Rekonstruktors der Hohkönigsburg entstellt: der kaiserliche Architekt hieß Bodo Ebhardt. Klauspeter Wilke

Unter dem Greifen. *Altbadisches Militär von der Vereinigung der Markgrafschaften bis zur Reichsgründung 1771 — 1871*. Herausgegeben von der Vereinigung der Freunde des Wehrgeschichtlichen Museums Schloß Rastatt e. V. mit Unterstützung der Großen Kreisstadt Rastatt aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens des Museums. Bearbeitet von Sabina Hermes und Joachim Niemeyer. Mit Beiträgen von Siegfried Fiedler, Sabina Hermes, Udo Lander, Joachim Niemeyer, Christian-Wilhelm von Prittwitz und Gaffron, Reinhard Schabinger, Ulrich Schiers, Ernst-Heinrich Schmidt und Henning Volle.

Rastatt: Vereinigung der Freunde des Wehrgeschichtlichen Museums Schloß Rastatt e. V. 1984. VIII, 218 Seiten.

Die Jubiläumsausgabe der Fördervereinigung des Rastatter Wehrgeschichtlichen Museums präsentiert hundert Jahre altbadischer Militärgeschichte von 1771 bis 1871 in einer Darstellung, die ebenso allgemeinverständlich wie wissenschaftlich fundiert ist. Ihre einzelnen Sachaussagen werden also nicht durch einen Anmerkungsapparat belegt — doch umso eindrucksvoller mit einer Fülle von Abbildungen illustriert, die vornehmlich auf die Museumsbestände zurückgehen. Über hundert schwarz-weiße und etwa sechzig kolorierte Darstellungen (wenn richtig gezählt wurde) aus dem Genre, von Monturen und Waffen verleihen dem Text im Verein mit sechs Karten und drei ganzseitigen formationsgeschichtlichen Übersichtstafeln eine prächtige Ausstattung. Sie vermag sicher nicht nur jene Leser zu erfreuen, die sich dem Militär „unter dem Greifen“ besonders zugewandt fühlen. Eine Zeittafel von 1765 (Erbvertrag zwischen Baden-Baden und Baden-Durlach) und 1870 (Militärkonvention zwischen Baden und Preußen) dient zur Orientierung des historisch interessierten Laien; ein gegliedertes Quellen- und Literaturverzeichnis mit ca. 110 Titeln verweist auf die Wege zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema.

Insgesamt ist daraus eine Studie entstanden, die ihre enge Beziehung zum Museum in Rastatt nicht verleugnet. Denn seit 1934, als das damalige Badische Armeemuseum von Major Erich Blanckenhorn aufgebaut wurde, lauteten dort „didaktische Anlage“ und „anschauliche Lehrhaftigkeit“ (S. 211) Parole und Losung. Sie bestimmen noch heute die Rastatter Arbeit, nachdem die Entwicklung von der Erinnerungsstätte zum wissenschaftlichen Institut, vom altbadischen Walhall zum Ausstellungsort für die Geschichte des deutschen Wehrwesens geführt hat. Ernst-Heinrich Schmidt schildert in einem Buchanhang die einzelnen Etappen dieses von maßgeblicher — geldgebender — Seite nicht immer bereitwillig geförderten Prozesses (und beleuchtet insofern nicht nur ein Stück Museumsgeschichte).

Im Hauptteil ist das Buch in sechs zeitlich konzipierte Kapitel gegliedert, denen sich noch eine sachthematisch-diachrone Untersuchung über die badischen Blankwaffen anschließt. Zeitlich folgen nach einem Vorspann über das badische Wehrwesen vor 1771 die zentralen Abschnitte 1771 — 1803, 1803 — 1808, 1808 — 1815, 1815 — 1849 und 1850 — 1870/71. Sie zerfallen jeweils in einzelne Unterkapitel, die von verschiedenen Autoren verfaßt wurden. Innerhalb eines Zeitabschnitts werden in der Regel zunächst die Rahmenbedingungen der jeweiligen badischen Wehrverfassung (von Sabina Hermes) geschildert, dann die Organisations- und folgend die Kriegsgeschichte (von Joachim Niemeyer bzw. Siegfried Fiedler) skizziert, weiter Uniformierung, Ausrüstung sowie Schußwaffen (von Ulrich Schiers bzw. Udo Lander) behandelt, ferner Feldzeichen und Militärmusik (von Ernst-Heinrich Schmidt) diskutiert und schließlich auch das Feldpost-, Festungs- und Ordenswesen vorgestellt (Reinhard Schabinger, Christian Wilhelm von Prittwitz und Gaffron, Henning Volle). Bei der Zusammensetzung eines Zeitkapitels aus so differenzierten Beiträgen ließen sich Wiederholungen in der Darstellung leider nicht ausschalten. Das wirkt im Detail dann störend, wenn derselbe Sachverhalt bei zwei Autoren in verschiedenen Versionen erscheint (vgl. S. 37/39).

Nach der Vereinigung der beiden Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach zu einem geschlossenen Staatsverband 1771 bzw. bei dessen weiterem Aufstieg zum Großherzogtum (1803/1806) wurde die altbadische Militärgeschichte durch die Lage des Landes an der Westgrenze des Reichs, oder anders: durch sein Verhältnis zu Frankreich geprägt. Der Aufbau stehender Formationen nach 1771, mit denen sich die Souveränität der Markgrafen im gemischt-konfessionellen Territorium nach innen und außen hinreichend stabilisieren ließ, folgte offenkundig dem im 18. Jahrhundert bereits erfolgreichen preußischen Muster. Von der Kantonverfassung bis zum blauen Rock wurde das Vorbild so vollständig kopiert, daß sich im badischen Abbild sicher manche Einzelheiten des Militäralltags am Ende des Ancien Régime besser erkennen lassen, als dies beim friederizianischen Heer nach den bekannten Quellenverlusten der Fall sein kann.

Der preußische Trend dauerte auch nach 1802 bzw. der allmählichen Eingliederung Badens in das napoleonische Bündnissystem an. Erst in den Jahren zwischen 1808 und 1813 wurden die Eigenheiten des französischen Militärsystems den altbadischen Truppen übergestülpt. Für die fremde Gloire haben Badener Landeskinder (wie die so vieler Rheinbundstaaten) dann bis zum bitteren Ende gekämpft: in Spanien, an der Beresina und bei Leipzig. Im Wechsel der politischen Konstellationen hielten sie sich unbeirrt nur an die gelb-rote „badische Straß“ und bewiesen so ein Soldatentum „sui generis“ (S. 73).

In der politischen Situation des Vormärz geriet die Armee offenbar zwischen die Fronten, die sich zwischen den spät-absolutistischen Landesherren und ihrer Bürokratie einerseits und dem vom Liberalismus erfaßten Bürgertum andererseits eröffneten. So wurde das Militär etwa von Großherzog Leopold weitgehend vernachlässigt, während es die liberalen Parlamentarier als Werkzeug des Despotismus eifrig bekämpften. Ebenso wenig Rückhalt für ein militärisches Selbstbewußtsein konnten die Offiziere im Rahmen der Heeresorganisation des Deutschen Bundes finden, dessen penibel-partikularistische Struktur es z. B. gestattete, daß einunddas-

selbe Hornsignal bei den Württembergern zum Angriff und bei den Badenern zum Rückzug geblasen wurde (S. 99). Nicht minder zwiespältig zeigten sich die altbadischen Truppen in den Krisenjahren 1848/1849. Während sie sich gegen die revolutionären Umtriebe der Struve und Hecker im Frühjahr 1848 noch loyal einsetzen ließen, löste die Soldatenmeuterei in Rastatt im Mai 1849 den allgemeinen Aufstand aus, vor dem Großherzog und Regierung ins Ausland flüchten mußten. Die Landesherrschaft konnte erst wieder eingerichtet werden, nachdem die badische Insurgentenmiliz durch preußische Truppen besiegt worden war. Besonders die westfälischen Landwehreinheiten des preußischen Truppenverbandes hatten sich freilich vor dem Einsatz zuweilen nicht minder als Meuterer aufgeführt, wie die badischen Soldaten, die sie später mit Bravour bekämpften. (Vgl. dazu sowie für viele Einzelheiten des Feldzugs in Baden das Tagebuch des Majors Kayser vom III. Bataillon des 13. Landwehrregiments [Münster], hrsg. von L. Schütte, in: Warendorfer Schriften, 16, 1986 [erscheint 1988]). Die anschließende Reorganisation der Armee hielt sich wieder so eng an das Vorbild des „Nothelfers“, daß die Militärkonvention zwischen Baden und Preußen 1870 problemlos geschlossen werden konnte.

Da neben den skizzierten militärpolitischen und sozialgeschichtlichen Aspekten in jedem Kapitel auch die Probleme der „Knopfologie“, der Ausrüstung und Bewaffnung nicht zu kurz kommen, vermittelt „Unter dem Greifen“ einen breit angelegten Zugang zum altbadischen Militärwesen. Das Buch bildet darüber hinaus eine zuverlässige Basis für jede weitere Beschäftigung mit dieser Armee. Man kann sich daher nur wünschen, daß auch die Truppen weiterer deutscher Mittelstaaten einmal zum Gegenstand ähnlich gelungener Darstellungen werden.

Jürgen Kloosterhuis

Badische Biographien. Neue Folge Band II. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, herausgegeben von Bernd Ottvad. Stuttgart: Kohlhammer 1987. 338 S.

Als literarische Gattung zeitweise verpönt, ist die Biographie in den letzten Jahren in der Geschichtswissenschaft wieder zu Ehren gekommen — wie auch eine Ergänzung zu diesem Unternehmen, der *Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne* (1 ff., 1983 ff.), zeigt.

Der vorliegende Band weist Höhen und Tiefen deutscher Geschichte der vergangenen hundert Jahre aus, er bietet wiederum ein breites Spektrum, indem er über einzelne Menschen (nach wie vor auffallend wenige Frauen) den Blick auf die Sozial- und Kirchen-, Technik- und Kolonial-, vor allem aber die Landesgeschichte lenkt. Erfreulich zahlreich sind diesmal Historiker vertreten, die sich um die Erforschung auch des südwestdeutschen Raumes verdient gemacht haben (W. Andreas, H. Aubin, C. Bauer, E. Gothein, F. Schnabel u. a.). Neben ihnen stehen Romanisten (G. Hess), Schriftsteller (A. Döblin, H. Hansjakob, P. Huchek), Verleger (H. J. Herder), Sportler (Josef/Sepp Herberger), Offiziere (Th. G. Leutwein, A. Mayer-Waldeck), Techniker (E. Pfisterer). Zu begrüßen ist, daß der Herausgeber sich auch um die Ausleuchtung der Schreckensjahre 1933 — 1945 bemüht und Nationalsozialisten (F. Kerber, H. E. Ludin, A. Speer, R. Wagner) wie deren Opfer (A. Beichert, A. Delp) in das Werk aufgenommen hat.

Die Biographien beziehen Dynastie- und Sozialgeschichte aufeinander (Großherzogin Luise), deuten mögliche Zusammenhänge zwischen Sport- und Weltgeschichte an (Sepp Herberger), decken auch das Gefüge von Beziehungen im oberrheinischen Raum auf: Zwangsrekrutierung von Elsässern und Lothringern im Zweiten Weltkrieg (R. Wagner), Solidarität der Universität Basel mit hungernden deutschen Studenten nach 1945 (C. Bauer).

Kritisch sei angemerkt: Stichworte wie „geistige Minderwertigkeit“ (des Hochstaplers O. Dankmann) befremden; Sätze wie „Der Mörder stirbt wie sein Opfer (A. Beichert) bringen kaum Erkenntnis. Unklar bleibt, nach welchen Gesichtspunkten sich die Längen der Biographien richtet; dem zeitweiligen Justizminister T. Bender werden elf Spalten gewidmet, auf denen wenig distanziert Aspekte des Terrorismus der 1970er Jahre erörtert werden. Einige Siglen bleiben unaufgelöst (SA 193, WaG 81).

Wiederholt sei der in dieser Zeitschrift (Jahrgang 103, 1984, 219f.) von Ulrich P. Ecker aus Anlaß des Erscheinens von Band 1 (1982) geäußerte Wunsch, „daß das Unternehmen zügig voranschreitet“.
Norbert Ohler

Willi A. Boelcke: *Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs von den Römern bis heute.* Stuttgart: Theiss 1987. 725 S., Abbildungen, Tabellen.

Landwirtschaft und Gewerbe, Zünfte und Industrie, Handel und Verkehr, Märkte und Messen, städtische und ländliche Siedlungen, Firmen und Konzerne waren ebenso darzustellen wie die Entwicklung der Bevölkerung und des technischen Fortschritts.

Antike und Mittelalter sind 78, der Neuzeit bis zum Ersten Weltkrieg 220 Seiten gewidmet; zwei Drittel des Werkes entfallen auf die Abschnitte „Krisen und Konjunkturen in der Epoche der Weltkriege“, „Wiederaufbauboom“ und „Gehemmtes Wachstum an der Schwelle zur ‚dritten industriellen Revolution‘“: Tabellen zu wirtschaftlichen Daten und einzelnen Bereichen, in „Kästen“ vom übrigen Text abgehoben, verdichten Informationen und laden immer wieder als Blickfang zur Lektüre ein. Das „bis heute“ im Titel ist fast wörtlich zu verstehen; die jüngsten Angaben beziehen sich auf den September 1986.

Den Reiz des Werkes macht die Fülle von Einzelbeobachtungen und ungewöhnlicher Perspektiven aus, für die Beispiele genannt seien: Das (relativ) hohe Lohnniveau belastete die Industrialisierung (216); nach der Machtergreifung Hitlers mußten, im Interesse der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, gerade angeschaffte Zigarrenwickelmaschinen verschrottet werden (416); als erste deutsche Großmolkerei nahm das Radolfzeller Milchwerk erst ab 1956 nur tuberkulosefreie Milch an (228); in der Gegenwart werden „nur etwa 1,5 BHs pro Bundesbürgerin im Jahr“ verkauft (617 f.). Wieweit die Interessen des Autors gespannt sind, zeigt auch das erfreulich detaillierte Sachregister; es bringt Stichworte wie Ablösungskapital, Bananenstecker, Genossenschaften, Halbleiter, KZ (Konzentrationslager), Rüstungsproduktion, Zugvieh und Zylinder. Ein noch umfangreicheres Firmen- und Namenregister weist auf einen Schwerpunkt des Werkes hin: Für das 19. und 20. Jahrhundert begnügt der Autor sich nicht mit der Darstellung nach Wirtschaftsbereichen, sondern bringt — hier weitgehend auf archivalisches Material gestützt — knappe Skizzen zu Hunderten von Firmen, die die Wirtschaft Baden-Württembergs entwickelt haben und oft genug bis auf den heutigen Tag tragen.

Gut bedient ist mit dem Werk, wer sich einen Überblick über fast zweitausend Jahre südwestdeutscher Wirtschaftsgeschichte verschaffen will und sich an modischer Ausdrucksweise nicht stört („In lokalen Widerstandsaktionen wurde die Akzeptanzkrise der Kernenergie eruptiv“, 689). Wer zum Weiterarbeiten auf den Nachweis von Quellen und Literatur angewiesen ist, wird weniger zufrieden sein. Aus Kostengründen hat man auf einen Anmerkungsapparat verzichtet, und das Literaturverzeichnis bringt nur 64 Titel, davon neun aus der Feder des Autors; unerwähnt bleiben nicht nur Arbeiten von in Text oder Bildlegende genannten Autoren (z. B. Schweineköper, Sprenger), sondern auch der Historische Atlas Baden-Württemberg und das Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. In späteren Auflagen lassen sich vielleicht auch weitere Wünsche verwirklichen: Ein Verzeichnis von Siglen und Abkürzungen (z. B. BH, NE, TEE) erleichtert nicht nur dem fremdsprachigen Leser die Lektüre.

Die 169 Schwarz-Weiß-Abbildungen (z. B. Abb. 37: das 1939 gebaute Raketenflugzeug He 178) sind gut ausgewählt und reproduziert; doch wäre dem Leser oft mit erläuternden Legenden (z. B. zu Abb. 103: Arbeitsabläufe beim Tuchscherer), der Verklammerung von Text und Abbildung sowie der Aufnahme der Abbildungen in das Register gedient. Angesichts der Bedeutung von Konjunkturen und Krisen für Thema und Werk wäre zu überlegen, ob manche Aussagen nicht mit graphischen Darstellungen veranschaulicht und verdichtet werden könnten (z. B. „Kurven“ zur Entwicklung von Zinsfuß, Preisen und Löhnen, Arbeitslosigkeit usw.). Möglicherweise könnte man auch statt des abrupten Abschlusses des Buches eine Zusammenfassung und einen Ausblick auf die Nachbarregionen Pfalz, Hessen und Bayern, Schweiz und Elsaß bringen.

Solche Anregungen sollen den Wert des Werkes nicht schmälern, das eine von der Antike bis zu den Problemen der heutigen Volkswirtschaft reichende Zusammenschau und — in den letzten Abschnitten — detaillierte Informationen zu Produkten, Firmen und Entwicklungen bietet. Das Verdienst des Autors ist um so höher zu veranschlagen, als heute nur wenige Wissenschaftler bereit und in der Lage sind, solche Synthesen vorzulegen. Norbert Ohler

Manfred Hörner: *Die Wahlen zur Zweiten Badischen Kammer im Vormärz (1819 — 1847)* (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 29), Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1987, 539 S.

Völlig zu Recht wird der Stellenwert Badens bei der Entstehung liberaler und demokratischer Konzepte seit dem 18. Jahrhundert hervorgehoben. Das im Gefolge der Napoleonischen Eroberungskriege entstandene und vom Wiener Kongreß bestätigte Großherzogtum Baden besaß hinsichtlich seiner politischen Entwicklung neben Württemberg Vorbildcharakter für den Bereich des Deutschen Bundes. Das mit der am 22. August 1818 erlassenen badischen Verfassung eingeführte Wahlrecht galt als das fortschrittlichste im konstitutionellen Deutschland. Nicht zuletzt deshalb ist es zu begrüßen, wenn nun eine detaillierte Untersuchung über „Die Wahlen zur Badischen Zweiten Kammer (1819 — 1847)“ vorliegt. Diese 1983/84 abgeschlossene Münchener Dissertation von Manfred Hörner gibt zunächst einen knappen Überblick über die demographische Entwicklung des Großherzogtums, ehe die Entstehung des badischen Wahlrechts und die damit verbundenen Diskussionen auch nach dem Erlaß der badischen Verfassung behandelt werden.

In dem vielfach untergliederten dritten Hauptkapitel über die Wahlen und deren Ergebnisse orientiert sich der Verfasser eng an den einzelnen Stationen des Wahlablaufs: „Wahlkreiseinteilung, Wahlberechtigung, Wahlbeteiligung und Stimmenkonzentration bei den Urwahlen, Zusammensetzung der Wahlmännerschaft, Wählbarkeit, Wahlbeteiligung und Stimmenkonzentration bei den Abgeordnetenwahlen, Zusammensetzung der Deputiertenschaft und schließlich Prüfung der Wahlen“ (S. 16). Trotz aller Vorzüge des badischen Wahlrechts war aber eine alle Landesteile gleichmäßig berücksichtigende Wahlkreiseinteilung nicht gelungen und wohl auch nicht unbedingt angestrebt: die deutliche Bevorzugung der alten badische-durlachischen Gebiete führte zu einer sichtlichen Benachteiligung der katholischen Bevölkerungsteile. Die Wahlbeteiligung hielt sich während des Vormärz auf einem bemerkenswert hohen Stand, wofür der Verfasser eine Reihe von Faktoren, u. a. die durch das nie umstrittene indirekte Wahlrecht ermöglichte Abwicklung der Wahlen im vertrauten und überschaubaren Rahmen der Heimatgemeinde, verantwortlich macht. Unter den Wahlmännern, die in der Regel mit mehr als zwei Drittel der Stimmen gewählt wurden, dominierten wie in der Bevölkerungs-

struktur Bauerntum und Gewerbe. Theoretisch konnten die Wahlmänner ihre Wahl aus rund 6500 Wählbaren treffen, doch bei keiner Wahl gab es mehr als 100 ernsthafte Kandidaten. War bis in die 1830er Jahre die Persönlichkeitswahl noch weitgehend vorherrschend, so wurde diese in der folgenden Zeit zunehmend von parteipolitischen Momenten überlagert. Unter den Abgeordneten stellten die Staats- und Kirchendiener den stärksten Anteil. Ein schichtenspezifisches Wahlverhalten vermutet der Autor allenfalls in den Stadtwahlkreisen, wobei Karlsruhe und die Stadt Baden wegen des starken Einflusses von Hof- und Beamtenschaft, Freiburg, Überlingen, Durlach, Bruchsal und Wertheim wegen des hohen Anteils der Handwerker und Kaufleute für regierungsfreundliche, Mannheim, Pforzheim, Lahr und Konstanz als Handels- und Industriezentren für oppositionelle Kandidaten günstig waren.

Das vierte Hauptkapitel befaßt sich mit „Wahlbewegung und Wahlpropaganda“. Entgegen der von einem modernen Parteienbegriff ausgehenden und gelegentlich anzutreffenden Auffassung, daß politische Parteien in Deutschland erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden seien, stellt Manfred Hörner die Existenz parteiähnlicher politischer Gruppierungen während des ganzen Untersuchungszeitraumes fest, wobei Freiburg sich schon in den frühen 30er Jahren als Vorort der Bewegungspartei erwies. Kristallisationskerne parteilicher Organisation wurden seit 1830 die zahlreichen Bürgermilitärkorps, die Lesegesellschaften, die Gesang- und die Turnvereine. Als Multiplikatoren liberaler Gedanken entstanden nach 1836 in den größeren Städten zahlreiche Zeitungen, u. a. 1842 die „Oberrheinische Zeitung“ und der „Oberländer“ in Freiburg, und schufen so ein spürbares Übergewicht der oppositionellen Presse in den letzten Jahren vor der Revolution 1848/49. Noch in den Jahren 1832 — 1834 waren die der liberalen Seite zuneigenden Blätter von der Regierung verboten worden. Analog zu der Tatsache, daß die Landtagswahlen bis Ende der 30er Jahre in einem engen lokalen oder regionalen Rahmen verliefen, spielte sich der Großteil der Wahlkampfaktivitäten über persönliche Gespräche auf den Rats- und Amtshäusern sowie in Gasthöfen und Vereinen ab. Zaghafte Ansätze einer nicht von Wahlterminen abhängigen Wahlkreisarbeit zeichneten sich erst 1841/42 ab, erstmals wurden auch in größerem Umfang Flugschriften eingesetzt. Die konservativen Kräfte blieben aber noch bis 1846, als sich Versuche zu größerer Selbständigkeit abzeichneten, weitgehend auf Regierung und Beamtenschaft angewiesen, während auf oppositioneller Seite bereits sechs Jahre zuvor erste zentrale Koordinationsversuche unternommen wurden.

Die Ergebnisse Hörners weisen nach, daß seine Arbeit einerseits eine Lücke in der badischen Geschichtsschreibung füllt, andererseits aber einen fundierten Beitrag zur deutschen Parteien- und Wahlgeschichte des 19. Jahrhunderts liefert. Die auch nach der Entstehung einer offiziellen Wahlstatistik noch erheblichen Probleme der Beschaffung tragfähiger Daten hat der Autor, soweit dies überhaupt möglich war, gelöst. Aus den umfangreichen einschlägigen Beständen des Generallandesarchivs Karlsruhe und zu einem kleineren Teil des Hauptstaatsarchivs München wurden Archivalien aus rund 150 (!) Stadt- und Gemeindearchiven herangezogen. Durch diese umfangreichen Archivarbeiten erhält die Studie trotz der generell schwierigen Quellensituation in der Frühzeit der deutschen Parteien- und Wahlentwicklung ein vorbildliches Fundament für die am Schluß eines jeden Kapitels übersichtlich zusammengefaßten schlüssig hergeleiteten Ergebnisse. Wer sich künftig mit der badischen Geschichte im Vormärz, darüber hinaus allgemein mit der deutschen Parteien- und Wahlgeschichte im 19. Jahrhundert beschäftigt, wird um die durch ein geographisches, ein Personen- und ein Sachregister erschlossene Arbeit von Manfred Hörner nicht herumkommen. Abschließend bleibt nur der hohe Preis von 148.— DM zu bedauern.

Ernst Otto Bräunche

Manfred Bosch: *Als die Freiheit unterging.* Eine Dokumentation über Verweigerung, Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich in Südbaden. Südkurier Verlag Konstanz 1985. 352 S.

Seit der Ausdehnung und Erweiterung des Widerstandsbegriffes in der historischen Forschung ab Mitte der 60er Jahre haben regionalgeschichtliche Darstellungen über unterschiedliche Formen der Nichtanpassung, Verweigerung sowie passiven Resistenz ebenso wie Berichte über Leiden und Erduldungen des Nazi-Terrors einen festen Platz in der Historiographie des Alltags während der NS-Zeit; dies wurde exemplarisch durch das vom Institut für Zeitgeschichte in München betreute und 1877 — 1982 in sechs Bänden herausgegebene Serienwerk „Bayern im NS-Staat“ dokumentiert. Eine vergleichbare umfangreiche Publikation für Baden liegt bislang nicht vor. So ist es begrüßenswert, daß Manfred Bosch gleichsam als Nachweis der vielfältigen, in der Regel nicht auf einen einzigen Nenner zu bringenden Opposition gegen Hitler eine detailreiche Dokumentation über „Verweigerung, Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich in Südbaden“ zusammengestellt hat. Sie ergänzt die bisherigen Arbeiten von Jörg Schadt (Verfolgung und Widerstand unter dem Nationalsozialismus in Baden. Hrsg. v. Stadtarchiv Mannheim. Stuttgart 1976) und Bettina Wenke (Interviews mit Überlebenden. Verfolgung und Widerstand in Südwestdeutschland. Stuttgart 1980 — Wenkes Publikation fehlt jedoch in Boschs Literaturverzeichnis).

In erster Linie nicht als wissenschaftlich-historische Studie, sondern als eine „für weite Kreise lesbare Abhandlung“ geschrieben (S. 7), sind in Boschs Buch bisher meist ungedruckte, grötenteils unbekannte Texte wiedergegeben, welche die vielschichtige Alltagswirklichkeit der NS-Zeit belegen. Das Material umfaßt in zehn Hauptabschnitten, sowohl Selbstzeugnisse als auch amtliche Materialien, aus der Sicht der sogenannten „Verfolgerperspektive“ der Nazis. Dem Autor gelingt es dadurch, die „Nischen für eigenverantwortetes Denken und Handeln“ einzelner Personen herauszuarbeiten, so daß die Publikation auch als „Beitrag zur demokratischen Traditionsbildung im deutschen Südwesten“ anzusehen ist (S. 8).

In den ersten Kapiteln skizziert Bosch in Anlehnung an den chronologischen Ablauf der Ereignisse unter der Überschrift „Demokratie auf verlorenem Posten“ die „Durchsetzung des Nationalsozialismus in Südbaden“ von 1923 bis 1932 sowie „Gleichschaltung und Ausbau der NS-Herrschaft“ in den Jahren 1933/34. Er weist darauf hin, daß sich der Aufstieg der NSDAP in Südbaden durch den Einfluß des politischen Katholizismus „verhaltener“ als in Nordbaden und erst nach der allmählichen „Rechtsentwicklung“ des Zentrums unter Prälat Kaas und Reichskanzler Brüning vollzog (S. 12f.). Gleichwohl bot die Dauerkrise der Landwirtschaft gerade in Baden, wo etwa 37 Prozent der Bevölkerung im land- und forstwirtschaftlichen Bereich tätig waren, ein nicht zu unterschätzendes „wichtiges Reservoir“ für den Nationalsozialismus (S. 11) und dessen Etablierung. Die agrarische Struktur Badens erschwerte zugleich die Widerstandsarbeit der Linksparteien (KPD, SPD, Internationaler Sozialistischer Kampfbund — ISK, Sozialistische Arbeiterpartei — SAP). Lange behinderten aber auch politische Differenzen — so in der Einschätzung der Dauer der NS-Herrschaft oder bei der Bewertung des „Einheitsfrontkonzeptes“ — die effektive Arbeit der Linksgruppierungen in Südwestdeutschland, das aufgrund der Nähe zu Frankreich und der Schweiz weniger ein Zentrum aktiven Kampfes als vielmehr ein geeignetes Transitgebiet für das Einschmuggeln illegaler Flugblätter und Druckschriften sowie für den Grenzübertritt verfolgter und gefährdeter Menschen war.

Die Risikobereitschaft des Einzelnen wird in dem Abschnitt „Zwischen Anpassung und Opposition“ vorrangig durch das schillernde Feld der Nonkonformität und nur selten durch „prinzipielle Kritik“ dokumentiert. Bosch konstatiert, daß sich allenfalls Teile der Arbeiterschaft zu grundsätzlicher Opposition bereitfanden; zudem sei das Verhalten der NS-Führung gegenüber den in Südbaden stark vertretenen landwirtschaftlichen und bäuerlichen Bevölkerungsgruppen „von einer gewissen Rücksicht und Zurückhaltung“ geprägt gewesen (S. 106), so daß es nur selten zur direkten Herausforderung kam.

Behutsam stellt Bosch die frühe Bereitschaft zur Anpassung und Mitarbeit in der katholischen und evangelischen Kirche sowie deren in der Tradition beider Konfessionen begründete Motive vor. In den christlichen Kirchen wurde der autoritär verfaßte Staat anfangs begrüßt. So bestimmten Antiliberalismus und Antikommunismus in den Jahren 1935/36 — Erzbischof Gröber von Freiburg ist als Oberhirte der oberrheinischen Kirchenprovinz ein Beispiel für diese Einstellung — die positive Haltung zum „neuen Staat“. Der Autor stellt fest, „nicht das Unrechtssystem des Nationalsozialismus als solches“ habe den wachsenden Widerstand herausgefordert, sondern erst das „eigene Schicksal“ in der NS-Diktatur (S. 134). Bei diesem Fazit ist aber zu berücksichtigen, daß einzelne Persönlichkeiten und Angehörige beider Kirchen schon sehr früh das unrechtmäßige Vorgehen gegen Juden und Regimegegner verurteilten und sich für die Verfolgten einsetzten. Oft blieben aber diese Bemühungen wegen fehlender Unterstützung entscheidender Amtsträger erfolglos. Der zögernd einsetzende, spätere Widerstand und konsequente Kampf beider Konfessionen bis zum Ende des Krieges wird durch umsichtig ausgewählte und abgedruckte Dokumente belegt.

Als „originärer Ausdruck der organisierten Gewalt des Nationalsozialismus“ (S. 169) bezeichnet Bosch die Einrichtung und Unterhaltung der Konzentrationslager im Abschnitt über „Gefängnisse und Konzentrationslager“. Aussagekräftige Quellen bezeugen die Unmenschlichkeit des NS-Regimes bei der rücksichtslosen Vernichtung politischer Gegner sowie deren Angehörigen. Diese belegen sehr anschaulich die ausgewählten Dokumente über die badischen Lager Kislau und Ankenbuck sowie zu den „beliefernten“ Lagern in Dachau und Natzweiler-Struthof.

In den weiteren Abschnitten „Hoffnung Exil“, „Vernichtung lebensunwerten Lebens“, „Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter“ und „Die Verfolgung der Juden“ werden durch zahlreiche Quellenauszüge sowohl das ganze Ausmaß der unmenschlichen Verfolgungspraxis des NS-Staates als auch die Leiden der Betroffenen deutlich. Lange Zeit konnten sich die rassistisch oder politisch Verfolgten die systematische Ausrottungsabsicht ganzer Bevölkerungsgruppen durch die eigene Regierung nur schwer oder gar nicht vorstellen. Die Dokumente zeigen auch die Schwierigkeiten, die sich den Asylsuchenden entgegenstellten, wenn sie beispielsweise endlich die Grenze erreicht hatten und dann mit der abwehrenden offiziellen Politik der Schweiz konfrontiert wurden. Bezeichnenderweise haben Schweizer Stellen die Einführung des berüchtigten und diskriminierenden „J“ (Juden)-Stempels in den Reisepässen von Berlin verlangt und erreicht. Die Zeugnisse bekunden ferner Mitarbeit, Parteigängertum und Mitläufertum in der badischen Ministerialbürokratie, als es um die grauenhafte Durchführung der „Euthanasie“-Aktion in Grafeneck ging, wo 10 000 Anstaltsangehörige ermordet wurden. Das „Unrecht von unten“, dem allmählich jede Menschlichkeit verloren ging, zeigte sich auch bei der schrittweisen Diffamierung, Verfolgung und Deportation der 5617 badischen Juden bis hin zur Vernichtung in den Lagern von Gurs und Auschwitz.

Die abgedruckten Dokumente sind erschütternde und bewegende Beweisstücke des Kampfes gegen die unmenschliche Politik der Nazis. Für den Leser ist es sehr nützlich, daß sie durch Ergänzungen und Erläuterungen des Autors miteinander verbunden wurden, so daß Zusammenhänge und Entwicklungslinien erkennbar sind. Unbefriedigend ist die von Bosch selbst beklagte unterschiedliche Handhabung und Rücksichtnahme bei der Namensnennung Betroffener, die durch Vorgaben der Archive und Persönlichkeitsschutzrechte bedingt sind. Für die mit dem Band verbundene beachtliche Leistung erhielt Bosch den „Alemannischen Literaturpreis 1985“. Dem Buch, das in gelungener Weise exemplarisch für Südbaden die „Alltagsprobleme unterm Hackenkreuz“ darstellt und verständlich macht, ist eine weite Verbreitung — gerade im Schulunterricht — zu wünschen.

Gerd R. Ueberschär

Die Regio — Landschaft am Oberrhein — Eine Kulturgeschichte in Bildern — Gesamtkonzeption, Dokumentation und Aufnahmen: Leif Geiges, Einführung: Hoimar v. Ditfurth, Text: Hanns U. Christen. DuMont-Buchverlag Köln. 231 Aufnahmen, davon 180 in Farbe.

Leif Geiges zeigt faszinierende Bilder, wie er sie persönlich, schauend mit Auge, Herz und Hirn, gesehen hat. Dabei prächtige Aufnahmen z. B. von:

Fibelfunden alemannischer Grablagen — Mithrasheiligtum in Riegel — Romanische Kirche in Ottmarsheim — „Schönster Turm der Christenheit“ Freiburg — Gernsbach in Basel — Kagenecksches Schloß in Munzingen — Gedenkstätten der Maginotlinie — Europäisches Parlament — Sonnenaufgang über dem Schwarzwald-Belchen — Sonnenbeobachtungsteleskope des Fraunhofer-Instituts.

Hoimar von Ditfurth bringt uns mit lebendiger Sprache den Teil Erde des Schöpfungswunders nahe, hinführend zu Zeitmaßstäben beim Auseinanderrücken der Kontinente, beim Entstehen des Rheingrabens und bei Neubildungen durch den Vulkanismus. Er läßt uns den „Musterfall“ unserer Regio mit der einmaligen Kulisse und die Gunst des Genius loci ahnen.

Hanns U. Christen vermittelt die Entwicklung der Geschöpfe, von den Resten der Wassertiere zu den ersten Säugetieren und das Fortentwickeln des Menschen. Wir lernen in der Natur Gestein und Klima der Regio kennen, nehmen Kenntnis von dem Geschichte gewordenen Geschehen vieler Jahrhunderte bei Revolutionen und Kriegen und in zwischenzeitlichem Frieden. Überzeugend wird uns vorgestellt die Kunst in unserer Regio, der Fortschritt der Technik, geniales und fehlerhaftes Tun von Mensch und Staat, bis hin zu den lebensbedrohenden Problemen unserer Zeit.

Hanns U. Christen wurde im Mai 1987 für seine vielfältigen Arbeiten über den Oberrheerraum mit dem „Hebeldank“ geehrt.

All das im Bild erkenntlich, ob gut oder böse.

Mit Recht trägt das Buch den Titel „Die Regio“. Die Streifzüge aller Themen erreichen die Raumschaften Basel, Freiburg und Straßburg, grenzüberschreitend. Sie berichten uns von der Ortenburg und der Zähringer Burg, von der Limburg und von der Burg Sponeck. Wir lesen von geschichtsträchtigem Geschehen in Schuttern, Badenweiler und Staufen.

Die Lebensart der Römer, die Landnahmen der Alemannen und die Kreuzzüge werden uns mit Licht- und Schattenseiten für unsere Regio vorgetragen. Vom Bauern- und Dreißigjährigen Krieg wird berichtet, bis hin zu den drei Kriegen in den letzten hundert Jahren. Wir lernen Persönlichkeiten kennen, die maßgebend ihre Zeit beeinflusst haben, sei es zum Segen oder zum Fluch; vom Edikt des Valentinian im Jahre 369 geht es über Karl den Großen zu Heinrich dem Kirchenstifter, zu Kaiser Maximilian, bis zu Erasmus von Rotterdam und zu unserem alten und noch mit uns lebenden Geschlecht derer von Kageneck. Wem ist es wohl noch bewußt, daß die Mutter des berühmten österreichischen Staatskanzlers Fürst von Metternich eine geborene Freiin zu Kageneck war und in Munzingen gelebt hat?

In dem 244 Seiten umfassenden, mit 230 meist farbigen Bildern ausgestatteten Band von der Landschaft am Oberrhein wurde eine Kulturgeschichte offenbart, wobei den Naturereignissen besondere Beachtung geschenkt ist. Dies geht von der ursprünglichen Entwicklung, vom Lias-Meer durch die Jahrmillionen, zum „Donnerstein von Ensisheim“, zu der Rheinregulierung des Tulla bis zu den umstrittenen Natureingriffen in den Rebbergen des Kaiserstuhls. Die zu lange heruntergespielten Sünden an der uns anvertrauten Natur, mit frevelhaftem Beseiteschieben der Bedrohungen für Pflanzen und Tier, für Wasser und Wälder und damit für die ganze Menschheit, werden überzeugend aufgezeigt.

Dieses Buch verfällt aber nicht in die teilweise üblich gewordene Nur-Negativ-Betrachtung. Das Erhabene, das Gute, das es in unserem Leben und in unserer Heimat Gott sei Dank gibt und zu bewahren gilt, wird uns in seiner Schönheit und Würde vorgestellt. Es sind Naturlandschaften und Kunstwerke der Menschen, schutzwürdige Orchideen, historische Gebäude und

meisterhafte Kunst, z. B. von Schongauer, Grünewald und dem Meister H. L. Neben zum Teil schicksalsschweren Lebensschilderungen — Marie-Antoinette, Gemahlin Ludwigs XIV., die ein Opfer der französischen Revolution wurde; oder Friedericke von Sessenheim, von Goethe geliebt und verlassen — sind es auch leuchtende Namen jüngerer Zeit, von denen einer der edelsten und verdienstvollsten Albert Schweitzer war und ist.

Eine Gegenüberstellung in Stichworten soll uns dieses spannende und lehrreiche Buch, mit weitausholender Thematik, gültig empfehlen. Es zwingt uns zu Überlegungen, aus denen wir lernen können und unbedingt lernen sollten:

Unmenschliche Schrecken der Kriege — Menschenfreundlicher Albert Schweitzer;

Hochleistungen der Technik — Lebensbedrohende Gefahren für Baum und Mensch;

Hartmannsweilerkopf und andere Soldatenfriedhöfe — Schaffung eines vereinigten Europas. In verantwortungsbewußtem Kenntnisnehmen der Historie will und soll uns dieses Buch helfen, „Herausforderung und Versuchung“ ernst zu nehmen, um die jedem Menschen und jeder Gemeinschaft obliegende Pflicht zu erfüllen, die uns anvertraute einzigartige Regio-Heimat für uns und unsere Nachkommen zu bewahren, Brücken von Volk zu Volk zu bauen und damit mit Mut und Vertrauen in eine glückliche Zukunft zu führen.

Unsere Buchbesprechung wollen wir beenden mit dem Schlußwort des Buches, das Bundespräsident von Weizsäcker geschrieben hat:

Nur wenn wir die Natur um ihrer selbst willen schützen,
wird sie uns Menschen erlauben zu leben.

Karl Kurrus

Tom Scott: *Freiburg and the Breisgau. Town-Country Relations in the Age of Reformation and Paesants' War.* Oxford: Clarendon Press 1986. 265 S.

Tom Scott, der bereits durch mehrere Veröffentlichungen zur Freiburger Geschichte hervorgetreten ist, untersucht in seinem materialreichen und gut lesbaren Buch das Verhältnis der Stadt Freiburg zu ihrem Umland im Zeitraum von 1450 bis 1530.

Im ersten Teil entsteht in knapper, fundierter Skizzierung ein Bild Freiburgs im späten Mittelalter. Betont wird die Sonderstellung der Stadt innerhalb der habsburgischen Vorlande. Sie war nicht nur die größte Stadt dieses Herrschaftsgebietes, sondern sie erfreute sich auch relativ großer Selbständigkeit. Doch seit dem Ende des 14. Jahrhunderts begannen die dunklen Töne zu überwiegen: wirtschaftliche Probleme, die drückende Schuldenlast und die beinahe unaufhörlichen Kriegszeiten. Nun zeigt der Verfasser im folgenden, wie die Stadt in dieser Periode ihre wirtschaftliche und politische Stabilität nur auf Kosten des Umlandes sichern konnte, was zu einem immer stärker werdenden Antagonismus Stadt-Umland führen sollte.

Besonders deutlich wird das im wirtschaftlichen Bereich. Die Stadt bot zwar das Bild eines vollentwickelten Zunftwesens mit ausgeglichener Wirtschaftsstruktur, doch sie blieb bei Lebensmitteln und Rohstoffen auf den umgebenden Breisgau angewiesen, der zugleich ihr Hauptmarktgebiet darstellte. Seit dem 15. Jahrhundert machten neu entstehende Märkte und die Konkurrenz der Dorfhandwerker der Stadt schwer zu schaffen.

Der zweite Teil unter dem Titel „Crisis and Change“ behandelt zuerst das sich zuspitzende Konfliktfeld der bäuerlichen Ausbürger. Die adligen Dorfherren, oft gleichzeitig adlige Ausbürger der Stadt, versuchten ihre Herrschaftsrechte auf die beträchtliche Zahl der bäuerlichen Freiburger Ausbürger auszudehnen. Zwar vermochte die Stadt ihre Ausbürger bis ins 16. Jahrhundert hinein zu behaupten, doch die sich verschärfenden Konflikte nötigten sie zu partiellem Nachgeben. So mußten zum Ende des 15. Jahrhunderts die Ausbürger in Merdingen, Neuershausen und Waltershofen aufgegeben werden, gleichzeitig begann sich der

Schwerpunkt immer stärker auf die Erwerbung eines eigenen Territoriums zu verlagern, mit dem die Stadt wirkungsvoller als mit Ausbürgern ihr Vorfeld sichern konnte.

Diese Gebiete brachten zwar wenig Einkünfte und waren allenfalls für die Lebensmittelversorgung wichtig, mit ihnen beherrschte die Stadt jedoch die lebenswichtigen Handelsrouten über den Schwarzwald.

Da die Stadt gleichzeitig energisch die Rechte ihrer Bürger im Umland vertrat, führte das zu immer stärkeren Spannungen zwischen Bauernschaft und Stadtbevölkerung, wie die Ebringer Kirchweih 1495 schlaglichtartig beleuchtete.

Großen Stellenwert räumt der Autor dann der städtischen Finanzpolitik ein, die zwar nur indirekt das Verhältnis zum Umland prägte, aber entscheidend den allgemeinen Rahmen städtischer Politik bestimmte. Die Stadtverschuldung war seit der Loslösung von den Grafen von Freiburg 1368 laufend gestiegen; denn die unaufhörlichen Kriege und Fehden, die Abwanderung der wohlhabenden Adligen und Bürger und eine stetig schrumpfende Stadtwirtschaft hatten keine Erholung zugelassen. Nachdem die Krise in den Jahren 1440 bis 1460 einen Höhepunkt erreicht hatte, unternahm der von den Zünften dominierte Rat energische Versuche eines Krisenmanagements. Angesichts einer katastrophalen Überschuldung und einer schrumpfenden Stadtwirtschaft mußte er versuchen, einen Mittelweg zwischen den erforderlichen Steueropfern zur Sanierung der Stadtfinanzen und dem allgemeinen Wohlergehen der Zunftbürgerschaft zu finden. Dabei verfolgte er eine Doppelstrategie. Neben der Förderung protektionistischer Maßnahmen wurde 1476 eine Steuerreform in Angriff genommen. Diese „austerity“-Maßnahmen, verbunden mit cliquenhafter Verhärtung des Rates, führten zu einer breiten Unruhwelle in den Jahren 1490 bis 1492, deren Verlauf und Trägerschichten Scott ausführlich untersucht. Hier sei ergänzt, daß in diesen unruhigen Jahren neben den eigentlichen Auführern eine neue Ratsmannschaft, bestehend aus so bekannten Namen wie Peter Sprung, Jörg Dörrfel, Ulrich Frowenfeld u. a., offensichtlich gebildete und dynamische Persönlichkeiten, immer mehr die Ratspolitik bestimmt. In den folgenden Jahren entwickelte der Rat eine beachtliche Flexibilität, um durch eine wirksame Sozialkontrolle einerseits und einen vorsichtigen Konsens mit den Zünften andererseits die Stabilität wiederherzustellen.

Wie tragfähig sich dieser Konsens in den Zeiten von Bundschuh und Bauernkrieg erweisen sollte, ist dann Thema des dritten Teils. Den Aufständischen gelang es niemals, eine nennenswerte Gefolgschaft in der Stadtbevölkerung zu gewinnen. Folgerichtig setzte auch Jos Fritz' Plan 1513 auf die handstreichartige Überrumpelung der Stadt. Als das Bauernheer im Mai 1525 die Stadt belagerte, standen wohl die Bauern der Freiburger Talvogtei in seinen Reihen, doch die Freiburger Stadtbevölkerung verhielt sich eher ängstlich und abwartend. Zu einem kritischen Moment kam es, als im Juni 1525 in der Rebleutezunft, der wenig angesehenen Agrar- und Tagelöhnerzunft, anläßlich der Zunftmeisterwahl Unruhen ausbrachen und das Gerücht von einem Aktionsbündnis mit den benachbarten Bauerngemeinden umlief. Doch zu diesem Zeitpunkt war die Bauernbewegung durch schwere Niederlagen bereits entscheidend geschwächt und befand sich in Friedensverhandlungen mit den Fürsten, so daß der Rat dieser Gefahr leicht Herr werden konnte. Leitlinie der Ratspolitik in jenen Jahrzehnten war das Bemühen, alle Unruhefaktoren, die von innen oder außen den nach 1492 mühsam erreichten Konsensus stören konnten, auszuschalten. Entsprechend verhaßt war die Stadt bei der Bauernschaft als Vorkämpfer gegen die Reformation und Bauernbewegung.

Scott ist ein Buch gelungen, das neben profunder Quellenkenntnis eine knappe und übersichtliche Darstellung auszeichnet, die es auch einem fremden Leser ermöglicht, die geschichtlichen Abläufe im deutschen Südwesten zu verstehen. Wie jede gute Arbeit, so bietet auch das Buch Anregungen zu neuen, weiterführenden Fragestellungen. So stellt sich jetzt die Frage nach einer systematischen Untersuchung des Grundbesitzes der Freiburger Bürger im Umland. Welche Schichten waren daran beteiligt? Wo lagen Schwerpunkte? Welche Struktur

besaß dieser Besitz? Von der Beantwortung dieser Fragen darf man sich dann ein feingeraster-tes Bild der Beziehungen Freiburgs zu seinem Umland erhoffen.

Es ist schade, daß das Buch nicht in deutscher Sprache einem breiteren Leserkreis zugänglich ist.

Willy Schulze

Hermann Brommer: „St. Ursula Freiburg i. Br. — ehemalige Klosterkirche der ‚Ursulinerinnen‘“. Kunstführer Nr. 1637, Verlag Schnell & Steiner, München 1987. 28 Seiten mit 18 Abb.

Euphemia“ ist so etwas wie ein Leitname bei den Freiburger Ursulinen zur Erinnerung an Euphemia Dorer, die seit der Gründung der Freiburger Niederlassung des Lebrordens St. Ursula im Jahre 1696 zur hiesigen Gemeinschaft gehörte. Von 1706 bis 1734 war sie mit einer Unterbrechung Superiorin, das heißt Vorsteherin. Sie war die Bauherrin des geräumigen Klosterbaus an der Rathausgasse, den die Freiburger „Schwarzes Kloster“ nannten nach der Tracht der Ursulinen, die übrigens den Jesuiten nahestehen und im frühen 17. Jahrhundert von einer Burgunderin gegründet wurden.

Im Nordflügel des Schwarzen Klosters, also entlang der Rathausgasse, befindet sich eine Kirche, die sich über alle drei Stockwerke erstreckt. Sie wird seit rund hundert Jahren von den Altkatholiken als Pfarrkirche genutzt. 1877 war das Freiburger Ursulinenkloster nämlich aufgehoben worden. Nach dem Wiederaufleben in den 20er Jahren ließ sich der Orden dann in der Hildastraße und in der Eisenbahnstraße nieder. Eigentümer ihrer alten Heimat wurde die Adelhausenstiftung Freiburg.

Hermann Brommer hat die Bau- und Kunstgeschichte der Kirche im Schwarzen Kloster aufgearbeitet und veröffentlicht: Am Anfang stand der Ankauf und Abriß etlicher mittelalterlicher Häuser. Und als die Stadt 1707 die Baugenehmigung erteilte, verband sie diese mit der Bedingung, daß der Orden nur einheimische Künstler und Handwerksleute beschäftigen dürfe.

Unter der Leitung des Architekten Johann von Heintze, der zugleich Artillerieoffizier war, entstand ein harmonischer lichter barocker Raum, der nach und nach eine geschmackvolle Innenausstattung erhielt, gestaltet von namhaften Künstlern wie dem Maler Franz Bernhard Altenburger, den Stukkateuren Franz Josef und Franz Anton Vogel oder dem Bildhauer Matthias Faller.

Diese waren in Freiburg ansässig beziehungsweise von den Freiburger Zunftgenossen geduldet im Gegensatz zu Johann Barger, der 1727, also zwanzig Jahre nach besagter Bedingung, den Auftrag erhalten hatte, Altäre und eine Kanzel zu liefern. Als er die Kanzel von seinem Wohnort Endingen nach Freiburg bringen ließ, wurde der Transport im Mooswald von erzürnten Zunftgenossen überfallen, die Fracht zertrümmert. Barger stellte eine zweite Kanzel her, verließ aber bald darauf die Freiburger Gegend, um in Ettlingen für Markgräfin Augusta Sibylla weiterzuwirken.

Hermann Brommer vermittelt die Geschichte des Freiburger St.-Ursula-Klosters in kurzer Fassung, auch die Entwicklung der altkatholischen Gemeinde, vor allem aber die Bau- und Kunstgeschichte der Kirche mit Informationen zu Biographie und Werk der beteiligten Künstler. Die Fotos in Farbe und Schwarzweiß zeigen neben den zugänglichen Objekten auch die Schwesterngruft unter der Kirche und ein Portrait der Bauherrin Euphemia Dorer, die eine gebürtige Schweizerin war.

Renate Liessem-Breinlinger

Helmut Bender: *Hansjakob und Freiburg*. Badische Reihe Band 17. Waldkircher Verlag, 1986. 96 Seiten mit 6 Abbildungen.

Heinrich Hansjakob hat nicht nur Romane verfaßt, er hat auch viele Beobachtungen aus seinem Alltag festgehalten oder persönliche Begegnungen beschrieben, auch solche mit den pflegebedürftigen Armen und Alten in der Freiburger Kartaus. Unter ihnen machte er zum Beispiel den einstmals angesehenen Zeichner Lerch ausfindig, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts einen sehr genauen und anschaulichen Plan der Stadt Freiburg angefertigt hat. Hansjakob, der ja bekanntlich Pfarrer von St. Martin war, zog sich in der Zeit um 1900 gern in die ruhig gelegenen alten Klostergebäude zwischen Freiburg und Ebnet zurück, wenn er der Stadt überdrüssig war. Dort standen ihm drei Zimmer zur dauernden Verfügung, die übrigens bis heute fast unverändert erhalten sind.

Von hier aus beobachtete er den Betrieb des Kappler Bergwerks, der zu seiner Zeit nach langer Pause wieder aufgenommen worden war; er nahm als Zuhörer an der Geselligkeit im Waldseerestaurant teil, oder er ärgerte sich über Fabriksirenen aus dem Tal. Ein anderer Standort für seine Beobachtungen war der Franziskanerplatz, der heute Rathausplatz heißt, wo eben sein Pfarrhaus stand. — Helmut Bender hat sich der verdienstvollen Aufgabe unterzogen, aus Hansjakobs Werk alle Stellen herauszusuchen, die mit Freiburg zu tun haben. Die frühesten datieren aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die letzten aus dem Ersten Weltkrieg. Bender arrangierte das Gefundene zu einer angenehmen Lektüre. Ausführliche Anmerkungen nennen die Quellen und erklären Zusammenhänge. Im Vorspann faßt der Autor die wichtigsten Lebensdaten Hansjakobs zusammen. Renate Liessem-Breinlinger

Heinrich Hansjakob: *Verlassene Wege. Tagebuchblätter*. (= Band 1 der Reiseerinnerungen mit Kommentar und Anmerkungen von Helmut Bender.) Waldkircher Verlagsgesellschaft, Waldkirch, 1986.

In Zeiten einer bis zu nahezu textlosen Reisebilderbüchern überbordenden „Reiseliteratur“ muß sich der Neudruck auch noch „antiquarischer“ Reiseliteratur im Horizont ihres Genres zumindest durch Qualität rechtfertigen.

Der vorgelegte Band, neu numeriert als Band 1 jener fünf Bände Reiseerinnerungen Hansjakobs, die von 1874 bis 1906 erschienen sind, dürfte diese Rechtfertigung aufgrund der besonderen Stellung von Hansjakobs Oeuvre im Horizont der Gattung in sich tragen.

Sie gehört — nimmt man Homers Odyssee als Ausgangspunkt — zu den ältesten Literaturgattungen insgesamt und zeigt in sich auch die allergrößte thematische Vielfalt. Mit Laurence Sternes „Yoricks sentimental journey through France and Italy“ (1768), der empfindsamen Selbstvergewisserung eines reisenden Individuums, mit Goethes „Italienische Reise“ (1786 - hier steigt aus dem Text von Reisebeschreibung die gültige Struktur einer Persönlichkeit herauf —) oder, der Kuriositätssucht des 18. Jhdts. entsprossen, mit Thümmels „Reise in die mit-täglichen Provinzen von Frankreich“ (1781-1805) setzt ein breiter Strom von Reiseliteratur insbesondere des 19. Jhdts. ein.

In der Vielfalt thematischer Ausprägung beginnt auch ein Traditionsstrang politisch verstandener, kritischer und auch ironisch-satirischer Reiseliteratur mit Johann Gottfried Seumes „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“ (1803 ff., bis heute vielfach neu gedruckt), der in Voltairischem Geist („Candide“ 1759, absurd-groteske Reiseliteratur) von Romantikern (Heinrich Heines Harzreise z. B.) ausgeprägt und etwa von Karl Julius Weber, wohl einem geistigen Vorgänger Hansjakobs, weiterverfolgt wurde.

Dieser veröffentlichte 1826 anonym „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“, in denen er, tagebuchartig und in Briefform, seine kritisch-liberale Sicht des deutschen Staatstheaters auch in Baden und Württemberg im Zeitalter der Reaktion unter die Zeitgenossen brachte. Auch Weber war, nach kurzer Karriere im Hofdienst, 1820 — 1824 württembergischer Landtagsabgeordneter des Oberamtes Künzelsau. An seinen Stil wie an seine Offenheit wird denken, wer das in Ton und Absichten allerdings deutlich gemäßigtere vorderösterreichisch-alemannische Gegenstück Hansjakobs liest, die bewußt subjektive Erinnerungen des kritischen Liberalen und Politikers.

Und diese geistige Substanz im Rahmen des Genres eben scheint mir die Neuausgabe für den süddeutschen Raum durchaus zu legitimieren, denn sie bringt auch in die zeitgenössische Reiseliteratur eine Facette, die von dort üblicher Adulatorik und Erhebungssucht wohlthuend sich abzuheben vermag. Das Unternehmen der Waldkircher Verlagsanstalt, die zuerst 1900 — 1905 zusammengestellten fünf Bände neu zu drucken, ist also durchaus sinn- und verdienstvoll.

Im ersten Band liegt die Darstellung einer Reise vom Elztal aus über Baar und Hegau, Bodensee, Untermarchtal und Nordschwarzwald von 1900 vor. Das Zentrum der Reise-Reflexionen Hansjakobs bilden keineswegs Landschaftsschilderungen oder gar das Abenteuerliche — der Titel „Verlassene Wege“ entspringt konservativ-kritischer Haltung des Seelsorgers, der die Wege infolge des Aufkommens der Eisenbahn für von allem Normal-Menschlichen verlassen hält. Vielmehr sind es die auf der Reise besuchten Menschen, deren Schicksal und Lebenslauf, charakteristisch für die Zeitläufe, in denen dieses Leben sich abspielt, den Hauptgegenstand seiner Überlegungen und Betrachtungen bilden.

Nicht ohne Koketterie mit seinem eigenen Lebenslauf als politisch denkender und schriftstellernder Zeitgenosse mit einem gewissen Bekanntheitsgrad in Baden und Württemberg sieht sich Hansjakob dabei unter den „Sonderlingen unserer Zeit“ und gewinnt von hier aus den Standpunkt für seine Kritik an den vielerlei Erscheinungen des neuen deutschen Kaiserreichs und an den Schwächen zeittypischer Lebensläufe. Hier schimmert das Erbe des oben angedeuteten politischen Traditionsstranges der Gattung durch.

Mit dieser Reise zu den Menschen mehr als zu den Landschaften fassen wir also eine Art Bekenntnis eines liberal-badischen Bürgers im neuen Kaiserreich der Deutschen, gleichsam mit mehr Biß als Biedermeier. Daher der sorgfältige, in Fraktur gesetzte Nachdruck mit allen Illustrationen des Originals von C. Liebich keineswegs ein Stück simpler Hansjakob-Nostalgie, sondern ein literarisches Denkmal, das in der einen oder anderen Hinsicht Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ an die Seite zu stellen wäre. In realistischer Manier bilden hier wie dort eben Menschen das Zentrum der Darstellung und keineswegs handelt es sich um das Lob vergangener Tage als literarischen Selbstzweck. Insgesamt ein zeit- und kulturgeschichtlich fesselndes Zeugnis für das Denken des katholischen Liberalismus in der badischen Provinz, dem Großherzogtum des letzten Kaiserreiches.

Hemut Bender hat ein sehr lesenswertes einführendes Nachwort geschrieben und den Band mit notwendigen Anmerkungen versehen, die den heutigen Leser den Rang des Werkes als Zeitdokument besser erkennen lassen — viele der von Bender ausgebreiteten Kenntnisse sind für ein richtiges Verständnis des Beziehungsgeflechtes Hansjakobscher Reiseschriftstellerei unabdingbar, und es steht zu hoffen, daß die geplanten 4 Folgebände in ähnlicher Sorgfalt und Bibliophilie, wie man sie den Waldkirchern wieder einmal hoch anrechnen muß, hergestellt und so auch bald erscheinen werden.

Karl-Bernhard Knappe

Walter Schlatterer: *St. Georgen im Breisgau. Eine alemannische Siedlung und ihre Vorgeschichte.* — Freiburg-St. Georgen 1986.

Der St. Geogener Heimatforscher Walter Schlatterer legte zum 1200jährigen Jubiläum des Freiburger Stadtteils, der sich aus den Dörfern Wendlingen, Hardkirch und Uffhausen zusammensetzt, eine engagiert geschriebene Ortschronik vor. Unterstützt von einigen Mitautoren durchwandert er die ereignisreiche Geschichte der Siedlungen in chronologischer Reihenfolge mit der Ur- und Frühgeschichte beginnend. Kelten, Römer und Alemannen werden aufgrund der schlechten Quellenlage vor allem in ihrer Bedeutung innerhalb des Breisgaus dargestellt. Umfangreiche Kapitel widmen sich dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit, wobei nun die Ereignisse in St. Georgen im Mittelpunkt der Darstellung stehen, ebenso wie in den abschließenden Abschnitten zum 19. und 20. Jahrhundert. Hier stellt der Chronist u. a. auch die einzelnen Vereine, Parteien, Verbände und Schulen dar. Mittelpunkt der jüngeren Geschichte bildet naturgemäß die Eingemeindung des Ortes 1938. Das reichlich bebilderte Buch, das auch alte Pläne und Ansichten zeigt, druckt erfreulicherweise auch Quellen in Wortlaut oder Übersetzung ab, wie beispielsweise die ersten Erwähnungen der Dörfer (S. 46 f.) oder der 1938 ausgefertigte Eingliederungsvertrag, der St. Georgen zu einem Stadtteil Freiburgs machte (S. 201 f.).

Leider wird der ausgezeichnete optische Eindruck wegen des Inhalts getrübt, wobei sich wieder einmal zeigt, daß ein Einzelner bei einem den gesamten historischen Zeitraum umgreifenden Werk überfordert sein muß. So gelingt es dem Autor fast nie, über reine Beschreibungen hinauszugelangen. Beispielsweise stellt er den Besitz des Johanniterordens, dem wichtigsten Grundbesitzer und Herrschaftsträger im mittelalterlichen St. Georgen, zwar detailliert dar (S. 64 f.), jedoch ordnet er dies nicht in einen allgemeinen historischen Zusammenhang ein. So werfen sich beispielsweise folgende weiterführenden Fragen auf: Wo verfügten die Johanniter im Breisgau über weiteren Besitz? Wie groß ist die Bedeutung dieses St. Geogener Besitzes für den Orden? Wie verhielten sich die Johanniter in anderen Orten? Ist St. Georgen ein Einzelfall, wodurch unterscheidet es sich von anderen Orten, was ist allen gemeinsam?

Auch die revolutionären Ereignisse von 1848/49 werden nur beschrieben, aber nicht interpretiert (S. 152 f.). Die Frage nach Ursachen und Motiven der aktiven Beteiligung von Dorfbewohnern an der Revolution wird vom Chronisten ignoriert und damit wieder die Gelegenheit versäumt, Ursachen und Auswirkungen der Ereignisse in einem Breisgaurdorf exemplarisch darzustellen und in den historischen Zusammenhang einzuordnen.

Die Gliederung des Werkes führt teilweise zu Wiederholungen, so werden beispielsweise ganze Sätze von Seite 37 auf Seite 39, von Seite 149 auf Seite 152 oder von Seite 91 auf Seite 159 fast wörtlich wiedergegeben. Ebenso behandelt der Chronist einzelne, zusammengehörende Themen in verschiedenen Kapiteln, wie z. B. die Kirchengeschichte, auf die von Seite 80 bis 94 und nochmals von Seite 159 bis 163 eingegangen wird.

Als Fazit muß leider festgestellt werden, daß versäumt wurde, eine äußerst interessante und wichtige Breisgausiedlung fundiert und umfassend zu erforschen. Jürgen Treffeisen

Paul Priesner: *Die Geschichte der Gemeinde Hofgrund (Schauinsland).* II. Band. Die Hofgüter, die Pfarrei, die Schule. Verlag Schillinger, Freiburg 1987. 493 S., zahlreiche Abb.

Von 1926 bis 1934 war Paul Priesner Lehrer in Hofgrund am Schauinsland. In diesen acht Jahren widmete er sich der Erforschung der Ortsgeschichte. Er studierte Urkunden und Akten in Archiven, befragte die Ortseinwohner und hielt das Ortsbild im Foto fest. Auch in den fol-

genden Jahrzehnten ließ ihn das Thema Hofsgrund nicht los. Er fand immer wieder neue Quellen, zum Beispiel in österreichischen Archiven. Die Gemeinde Hofsgrund verdankt nämlich ihre Entstehung im wesentlichen dem Bergbau des 18. Jahrhunderts. Damals ließen sich hier Bergleute aus Tirol nieder. — 1987, als 88jähriger, legt Paul Priesner nun die Ergebnisse quasi eines Lebenswerkes vor in einem fast 500 Seiten starken großformatigen Band: Die Geschichte aller Höfe, der Pfarrei und der Schule von Hofsgrund als Nachfolgebund zur Geschichte des Bergbaus im Schauinsland, die er 1982 herausgebracht hat. Das vorliegende Hofsgrundbuch besticht zunächst durch seine Bilder: gute Schwarzweißfotos von den Hofsgrunder Häusern und Höfen aus der Zeit um 1930, von Paul Priesner seinerzeit aufgenommen. Öfter stellt er Sommer- und Winterbilder einander gegenüber. Er fotografierte aber auch viele Menschen, die hier daheim waren oder sind, darunter auch die Haldenwirtsleute aus der Wiflerdynastie.

Man muß es eine glückliche Fügung nennen, daß Priesners Bildmaterial von damals durch heutiges ergänzt wurde; Wolfgang Hilger, Studiendirektor aus Aachen, für den Hofsgrund seit den 50er Jahren eine zweite Heimat geworden ist, hat es aufgenommen im gleichen forschenden Sinn und nicht im Stil der Prospektfotografie. Der Text enthält im ersten Kapitel die Geschichte aller Höfe mit genealogischen Angaben über ihre Bewohner. Meist setzen die Nachrichten im 18. Jahrhundert ein, in etlichen Fällen auch im 17. Jahrhundert. Mühsame Archiv- und Kirchenbuchstudien stecken dahinter, die Priesner im Lauf der Jahre so bekannt gemacht haben, daß er sogar aus den USA Anfragen von „Vorfahrsuchern“ erhalten hat. In diesen Hof- und Familiengeschichten steckt auch viel Sozialgeschichtliches, zum Beispiel in den zitierten Eheabreden, die uns auf den ersten Blick recht herzlos vorkommen: da wird immer wieder vereinbart, daß Eingehratete im Witwen- oder Witwerstand nach einer bestimmten Frist wieder „abziehen“ sollten.

Die Geschichte der Pfarrei ist zugleich eine Geschichte des Ortes, der im 18. Jahrhundert, eben durch den Bergbau, rasch gewachsen war. Gegen Ende des Jahrhunderts lebten hier, wo vorher nur ein paar einzelne Höfe gestanden hatten, in fünfzig Häusern ungefähr 400 Menschen. 1809 erhielten diese eine eigene Pfarrei, nachdem sie vorher die Kirche in St. Ulrich besucht hatten. Im Zusammenhang mit der Pfarreieinrichtung wurde der Ort kirchlicherseits verschiedentlich charakterisiert als „im schrecklichsten Steingebirge gelegen“, in einer „wilden Gegend, wo keine Früchte wachsen“, vor allem als eine sehr arme Gemeinde, entstanden aus dem „einst ergiebigen, aber nun meist abgeschafften und ruhenden Bergbau“. Die Schulgeschichte beginnt im 18. Jahrhundert und ist über die weitesten Strecken die Geschichte einer Alleinlehrerstelle. Der Lehrer kümmerte sich in der Regel auch um die Kirchenmusik. Er war neben dem Pfarrer der Kulturträger am Ort. Paul Priesner, der kürzlich dahingeschieden ist, selbst ist das beste Beispiel hierfür. Es ist ihm sicher schwergefallen, den Schlußsatz niederzuschreiben, daß in Hofsgrund seit 1972 keine Schule mehr besteht. Renate Liessem-Breinlinger

August Villinger (Hrsg.): *Staufen vor und nach dem Fliegerangriff* — Photo-Dokumentation der Stadtszenerie 1925 — 1955; Verlag A. Villinger, Staufen, 1987; 384 Seiten

Unterstützt von Bekannten und Freunden dokumentiert der Herausgeber und Buchdruckermeister August Villinger mit seinem Bildband „Staufen vor und nach dem Fliegerangriff“ - der gemeinte Fliegerangriff auf die Faust-Stadt war am 8. Februar 1945 — Lokalgeschichte von 1925 bis zum Abschluß des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg im Jahre 1955. Eingeteilt ist das umfangreiche Werk in die Themenblöcke: Alltagsleben, Feste, Vereinswesen,

der Krieg, Fliegerangriff. Ergänzt wird der Bildband durch eine Reihe von Augenzeugenberichten. Das Buch August Villingers möge für andere Anregung sein, auch in ihren Gemeinden noch vorhandene optische Quellen für zum Teil stürmische Jahrzehnte unseres Jahrhunderts zu sammeln und so der Nachwelt zu erhalten.

Lothar Böhnert

Eberhard Dobler: *Burg und Herrschaft Hohenkrähen im Hegau*. Sigmaringen: Thorbecke 1986 (= Hegau-Bibliothek 50). 496 S., Abb., Stammtafeln, Karten.

Der Hohenkrähen (keltisch *craig*, Fels), ein Bergkegel unweit des Hohentwiel, spielte in der Geschichte des Hegaus eine erhebliche Rolle. Ausgehend von zahlreichen eigenen Vorarbeiten, untersucht der Autor einen kleinen überschaubaren Raum von der Frühgeschichte bis ins 19. Jahrhundert. Die Abfolge der Inhaber der Burg Hohenkrähen — von 1180/90 bis 1512 die Herren von Friedingen — als roten Faden nutzend, führt er in das Umfeld mittelalterlicher und neuzeitlicher Herrschaftsausübung ein: Rodung, Burg (immer noch berechtigt ist die Warnung vor der zeichnerischen Rekonstruktion mittelalterlicher Burgen, 31), Pfarrei und Widum, Verwaltung, Ministerialität und Meieramt, Verbindungen zu den Klöstern St. Gallen und Reichenau, zu Pfarreien, zum Bischof von Konstanz, zu den Herzögen von Schwaben und — später — zu den sich bildenden Territorialstaaten. An konkreten Ereignissen wird die Bedeutung von Fehden, Wegelagerern und Straßenräubern herausgearbeitet. Belagerungen der Burg geben Gelegenheit, auf Befestigungswesen und Geschützbau einzugehen (116, 123); 1378 wurden am Hohenkrähen — wahrscheinlich erstmals in Deutschland — „große Büchsen“ eingesetzt, Pulvergeschütze, mit denen einstweilen noch Steine verschossen wurden. Eindrucksvoll im Zusammenhang mit der Wahrung bzw. Wiederherstellung des Friedens ist ein Vertrag aus dem Jahr 1529, der auf drei Jahre gelten sollte; nach Ablauf dieser Frist sollte alles „wieder aufgeht und tot“ sein (275).

Die Arbeit wird durch zahlreiche, z. T. mehrfarbige Abbildungen veranschaulicht, der reiche Inhalt durch ein umfangreiches Register und ein Verzeichnis der Fachausdrücke erschlossen. Gewünscht hätte der Rezensent sich eine straffere Gliederung mit Über- und Unterordnung (statt der 78 fortlaufenden Kapitel und 10 Exkurse) und eine Fortführung bis ins 20. Jahrhundert.

Das Werk verdient die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift aus folgenden Gründen: Der Autor hat mit wechselnden Fragestellungen dem Leser ein breites Quellenmaterial sowie die umfangreiche wissenschaftliche Literatur zur Rechts-, Verfassungs- und Finanz-, Kirchen- und Territorialgeschichte dieses Raumes erschlossen. Mit dieser Fallstudie liegt ein Fixpunkt vor, der vergleichbare Studien andernorts begünstigt.

Norbert Ohler

Jörg Sieger: *Kardinal im Schatten der Revolution*. Der letzte Fürstbischof von Straßburg in den Wirren der Französischen Revolution am Oberrhein. Morstadt Verlag Kehl, 1986. 414 S., 16 Bildtafeln.

Jörg Sieger hat die spektakulärste Gestalt in der Geschichte des badischen Landstädtchens Ettenheim zum Gegenstand einer historisch-theologischen Untersuchung gemacht: Kardinal Louis René von Rohan-Guéméné, den letzten Fürstbischof von Straßburg, einen Angehörigen

des französischen Hochadels, der den barocken Lebensstil des Ancien régime geradezu plakativ verkörperte. Er büßte durch die Revolution nicht nur seine weltliche Macht, sondern auch sein geistliches Amt ein, erst links des Rheins und schließlich auch gegenüber, wo ihm die Ämter Ettenheim und Oberkirch verblieben waren, bis sie 1802/03 durch den Markgrafen von Baden in Besitz genommen wurden. Beschrieben wird die ganze Biographie des Kardinals, worin die sogenannte Halsbandaffäre der 80er Jahre eine Rolle spielt: Rohan war durch eine Betrügerin aus dem Umfeld des Versailler Hofes an Geld und Ansehen geschädigt worden. Das Hauptgewicht der Arbeit liegt aber auf den Jahren der Emigration von 1790 bis 1803, die Rohan in Ettenheim zugebracht hat, dreimal durch Flucht vor den Revolutionsheeren unterbrochen. Bezüglich dieser Zeit hat Sieger reiches Quellenmaterial bearbeitet aus staatlichen und städtischen Archiven in Baden und im Elsaß, aber auch aus kirchlichen wie dem Erzbischöflichen Archiv in Freiburg und den Pfarrarchiven von Ettenheim und Ettenheimmünster.

So entsteht nicht nur ein Bild von Rohans politischem Handeln, sondern auch von seinem Verständnis des geistlichen Amtes, dem er mit zunehmendem Alter mehr Bedacht schenkte. Sieger stellt fest, daß sich Rohan in der Liturgie besser auskannte als in der Dogmatik, daß er Wallfahrten liebte und die Ideen der Aufklärung ablehnte. Wertvoll sind auch seine Aussagen über die elsässischen Geistlichen: in großer Zahl verweigerten sie den Eid auf die französische Verfassung, viele folgten Rohan in die Emigration, so daß sich in Ettenheim zeitenweise über hundert Priester aufhielten. Umgekehrt bemühten sich badische Geistliche, die der neuen Zeit zugetan waren, um Pfarrstellen im Elsaß. — Sieger schreibt auch über die Emigrantenkolonie und die Armee unter Vicomte Mirabeau, die sich in Rohans Restterritorium ansammelte, ausführlich auch über das Zusammenleben mit der örtlichen Bevölkerung. Die Arbeit, die auf eine theologische Dissertation (Freiburg bei Professor Remigius Bäumer) zurückgeht, ist informativ und liest sich angenehm. Sie bietet in den Anmerkungen lohnende Zitate aus den Quellen, worunter ein zeitgenössisches Tagebuch als besonders ergiebig auffällt. Der Text ist nicht ganz frei von Druckfehlern. Ein Mißverhältnis besteht zwischen der anspruchsvollen äußeren Aufmachung und den reproduzierten Schreibmaschinenseiten im Innern.

Renate Liessem-Breinlinger

Arbeiterleben in einer Randregion. *Die allmähliche Entstehung der Arbeiterbewegung in einer rasch wachsenden Industriestadt.* Singen a. H. 1895 — 1933. Hrsg. von Gert Zang (= Beiträge zur Singener Geschichte Bd. 10. Hrsg. im Auftrag der Stadt Singen von Alfred Georg Frei). Verlag des Südkurier, Konstanz 1987. 304 S., 78 Abbildungen und Schautafeln, geb.

Das Buch ging aus einer längeren Zusammenarbeit zwischen dem Projekt „Regionale Sozialgeschichte / Mündliche Geschichte“ an der Universität Konstanz und der IG Metall Singen hervor und diente zugleich der Vorbereitung einer entsprechenden Ausstellung im Rahmen der 1200-Jahr-Feier der Stadt Singen. Die Konstanzer Gruppe, der die Regional- und Alltagsgeschichte zahlreiche fruchtbare Anregungen verdankt, hatte damit — unterstützt durch ihren ehemaligen Mitarbeiter, den Singener Kulturamtsleiter Alfred Georg Frei — Gelegenheit, ihre Vorstellungen in die Praxis umzusetzen.

In elf Kapiteln behandeln Sybille Leopold-Maier, Margarete Lorinser, Detlef Stender und Gert Zang das Leben der Arbeiter im Zusammenhang mit der Geschichte der Singener Industrie, namentlich der Maggi-Werke, der Georg Fischer AG und der Aluminium-Walzwerke sowie mit der Geschichte der Arbeiterbewegung vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des „Dritten Reiches“. Überregionale Bedeutung hat ihre Untersuchung, weil hier ein beson-

derer Weg der Industrialisierung sichtbar wird: Nicht die Textil- oder Grundstoffindustrie bildete den Leitsektor, sondern Produktionsrichtungen, die auf neue, erst durch die Industrialisierung entstandene Bedürfnisse abzielte. Das Kapital kam aus der Schweiz, wichtig waren die guten Verkehrsverbindungen in der Grenzlage und das Reservoir an ungelerten Arbeitskräften im Umland von Singen. Diese Art der Industrialisierung lohnt den Vergleich mit anderen Entwicklungen, insbesondere mit dem Typus der dezentralen Industrialisierung im südwestdeutschen Raum, die sich mit der Textilindustrie als Vorreiter in alten Gewerbelandschaften — wie im Wiesen- und Elztal — vollzog.

Erhöhte Aufmerksamkeit verdienen dabei gerade diejenigen Arbeitskräfte, die aus der dörflichen Umgebung stammten und sich nun in der Industrie verdingten. In Singen traf dies vor allem auf die jungen sowie die an- und ungelerten Arbeiter in den großen Fabriken zu, die zu einem großen Teil zwischen Wohn- und Arbeitsort hin und her pendelten. Daraus erwuchsen für die Sozialdemokratie und die an ihr orientierten Gewerkschaften schwierige Organisationsprobleme, weil sie zumindest in der Anfangsphase der Industrialisierung noch zu stark auf handwerklich ausgebildete Arbeiter ausgerichtet waren. Dagegen stellte sich der Katholische Arbeiterverein und auch das Zentrum schneller auf die neuen Fabrikarbeiter ein.

Beispielhaft zeigen einige Lebensgeschichten und die Auswertung zahlreicher Gespräche mit Zeitzeugen, unter welchen Bedingungen die Eingliederung in die Fabrikarbeit stattfand — häufig wurde sie als höchst bedrohlich empfunden —, wie sich die Verhältnisse am Arbeitsplatz auswirkten, welche Kommunikationsmöglichkeiten bestanden, wie das betriebliche Sozialwesen organisiert war und wie man sich zu den Organisationen der Arbeiterbewegung stellte. Für den einen bedeutete der Bruch mit dem dörflichen Milieu, daß er eine starke Bindung zur sozialistischen Organisation brauchte, um eine neue Heimat zu finden. Wer einen solch radikalen Wechsel nicht vornahm, fand eher zu den christlichen Gruppierungen. Trotz Fortwirkens ländlicher Tradition veränderte sich aber auch seine Lebensweise unter dem Einfluß der Industriearbeit.

Hatte die Sozialdemokratie anfangs Probleme, die neuen, wenig qualifizierten Arbeitskräfte passend anzusprechen, so reagierte sie in den Krisenzeiten nach dem Sturz des Kaiserreiches derart, daß ihr viele Arbeiter nun nach links davonliefen. Die SPD setzte sich zwischen alle Stühle: sie entfremdete sich dem Bürgertum — mit den Liberalen hatte sie vor dem Ersten Weltkrieg in einer örtlichen „Großblockpolitik“ erfolgreich zusammengearbeitet —, konnte aber auch die Spaltung der Arbeiterbewegung in Singen nicht verhindern. Die Autoren des Bandes können deutlich machen, daß diese Spaltung nicht nur eine Frage der „großen Politik“ war, sondern durchaus in den lokalen Bedingungen ihre Basis hatte. 1922 erhielten die Kommunisten in der Metallarbeiter-Gewerkschaft die Mehrheit. 1931 konnte die Revolutionäre Gewerkschaftsopposition große Erfolge erzielen. Ein Jahr zuvor hatte die KPD bei den Reichstagswahlen die SPD als stärkste Arbeiterpartei überflügelt. Ein wichtiger Zusammenhang wird aufgezeigt: Die SPD zog sich in den zwanziger Jahren aus dem gerade durch Maifeiern, Demonstrationen und Tätigkeit der Arbeitervereine eroberten „öffentlichen Raum“ zurück, den dann die KPD besetzte.

Für die Identifikation mit dem jeweiligen „Lager“, für das Freizeitangebot und die Geselligkeit, aber auch für praktische Hilfe in Notsituationen waren die sozialistischen wie katholischen Vereine von hohem Wert. Die Spaltung der Arbeiterbewegung machte sich gegen Ende der zwanziger Jahre allerdings auch hier bemerkbar. Zugleich verstärkten sich Versuche, der bürgerlichen Kultur eine eigenständige entgegenzusetzen. Mit der öffentlichen Kultur in Singen stießen sie ohnehin zusammen, wie die Auseinandersetzungen um die Trennwände zwischen Frauen- und Männer-Freibad exemplarisch offenlegen. Durch die nationalsozialistische Herrschaft wurden die Vereine ebenso zerschlagen wie die Gewerkschaften und Parteien der Arbeiterbewegung. Der Streikaufruf der KPD am 30. und 31. Januar 1933 fand nur geringe

Resonanz, die SPD verlegte sich auf ein Abwarten, bis ein Handeln nicht mehr möglich war, die bürgerlichen Parteien und die Stadtverwaltung leisteten der örtlichen „Machtübernahme“ kaum Widerstand.

Dieser Prozeß wird allerdings nicht so recht plastisch. Vor allem erfahren wir nicht, in welchem Verhältnis lokale und überörtliche Faktoren zueinander standen — ein Problem, das häufiger in dem Buch auftaucht. Dabei verhielt der Auftakt — ein fiktives Gespräch mit August Bebel und dann ein Bericht über seine Rede auf dem Hohentwiel im Zusammenhang mit einem sozialdemokratischen Volksfest 1895 —, daß die Autoren die Gelegenheit nutzen würden, Verbindungslinien zur allgemeinen Geschichte zu ziehen. Um so mehr ist zu hoffen, daß nun im Vergleich mit weiteren Lokal- und Regionalstudien diese Bezüge hergestellt werden.

Ein besonderer Vorzug des Buches ist die Einbettung der „mündlichen Geschichte“ in die Darstellung. Gerade die zwanziger und beginnenden dreißiger Jahre werden dadurch lebendig. Die Schilderung von sozialen und ökonomischen Entwicklungen, von Ereignissen, politischen Verhältnissen oder Organisationsgeschichten gewinnt an Aussagekraft. Die Analyse bleibt nicht abstrakt. Deshalb ist es bedauerlich, daß für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg nichts Vergleichbares zur Verfügung steht. Wir lesen viel über die Expansion der Fabriken, über die Organisationen der Arbeiterbewegung und über städtische Politik, aber der Einblick in das Leben der Arbeiter fehlt in diesen Kapiteln weitgehend. Hier wäre zu überlegen, wie man die „mündliche Geschichte“ ersetzen könnte, um doch die subjektive Seite des Geschichtsprozesses möglichst dicht einzubeziehen.

Insgesamt liegt mit diesem Buch jedoch ein Werk vor, das Schule machen sollte: eine — über weite Teile spannend zu lesende — Regionalgeschichte, die vom Leben des Einzelnen ausgeht und es in die sozialen, ökonomischen, kulturellen und politischen Zusammenhänge stellt. Sie eröffnet Zugänge zur Geschichte, die sie anschaulich und nachvollziehbar machen und neue, anders kaum mögliche Einsichten verschaffen.

Heiko Haumann

Alemannenbuch. Herausgegeben von *Hermann Hesse*. Faksimile-Ausgabe mit einem Nachwort von Volker Michels. Waldkircher Verlag, 1986. 146 Seiten.

Hermann Hesse, halb schwäbischer, halb baltischer Abkunft und mit der Schweiz sehr verbunden, brachte kurz nach dem Ersten Weltkrieg ein Alemannenbuch heraus: einen Sammelband, worin er zeitgenössische Literaten aus dem alemannischen Kulturkreis zu Wort kommen ließ. Durch seine Idee und sein Konzept appellierte er an ein Zusammengehörigkeitsgefühl über Grenzen hinweg, nicht im politischen, sondern in einem kulturell-elitären Sinn.

Der Waldkircher Verlag hat dieses Buch neu herausgebracht in der gleichen anspruchsvollen Aufmachung wie der Schweizer Seldwyla-Verlag seinerzeit: brillantes Schriftbild in Fraktur, illustriert mit Holzschnitten, die zum Teil von Ernst Würtenberger stammen, auf kostbarem Werkdruckpapier. Das Buch enthält Erzählungen, Gedichte, Aufsätze, Erinnerungen, Schilderungen; um derlei Beiträge hatte Hermann Hesse bekannte und weniger bekannte Schriftstellerkollegen damals gebeten: Ludwig Finckh, René Schickele, Otto Flake, Wilhelm Schussen, Hans Reinhart, Walter Schädelin und Elisabeth Rupp, um etwa die Hälfte der Autoren zu nennen.

Viele der Beiträge, die Gedichte vorweg, atmen jenes schicksalsschwangere Lebensgefühl der Zeit, als der Versailler Vertrag entstand, das uns heute zum Teil exaltiert und übersteigert vorkommt. Es gilt deswegen bei der Lektüre nicht nur Literatur, sondern auch Geschichte zu verstehen. Ob es sich gelohnt hat, das Buch neu herauszubringen? Man kann die Frage bejahen. Wer zuerst das fundierte Nachwort von Volker Michels liest, der über die Entstehungsgeschichte recherchiert hat, wird Gewinn ziehen aus der Beschäftigung mit dem Buch.

Der Verlag hat einen Beitrag von Emil Strauß, den dieser seinerzeit kurz vor dem Druck zurückgenommen hatte, in die neue Ausgabe aufgenommen. Volker Michels erklärt die Begleitumstände, die zu einem Zerwürfnis zwischen Hesse und Strauß geführt haben. Strauß verschrieb sich bekanntlich in den 30er Jahren der NS-Kulturpolitik. Hesses eigene Beiträge dominieren in dem Buch, etwa sein Aufsatz „Der Europäer“, der sehr aktuell klingt. Es geht darin um die Fragwürdigkeit des abendländischen Vernunftkults. Leitartikel ist Hesses „Alemanisches Bekenntnis“.

Renate Liessem-Breinlinger

Heinrich Pfefferle: *Familiengeschichte Pfefferle*, 2. Auflage 1987 (erweitert und aktualisiert durch Manfred Lange). 176 S., 20 Abb., Müller-Druck, Merdingen. Erhältlich nur bei Konrektor Manfred Lange, Columban-Schule, 7816 Münstertal

Mehr als 300 Einwohner der Gemeinde Münstertal (Kreis Breisgau-Hochschwarzwald) tragen den Familiennamen „Pfefferle“: ein starkes und zähes Geschlecht. Die Vorfahren der „Pfefferle“ hatten als Urbayern am Limes gegen die Römer gekämpft und waren dann im Zuge der Völkerwanderung des 5. und 6. Jahrhunderts ins schöne Südtirol gekommen. In Burgstall, einer Gemeinde zwischen Meran und Bozen, entstand der Familienname. Dort gibt es heute noch einen „Pfefferle-Hof“. Dieses landwirtschaftliche Gut leistete Abgaben an die Grundherren vor allem in Form von Pfeffer, das im Mittelalter als Handelsartikel und in der Speisenzubereitung eine bedeutende Rolle spielte.

Bestimmt durch das österreichische Erbrecht, wonach nur ein Sohn den väterlichen Hof, und zwar ungeteilt, übernehmen konnte, sind einzelne Glieder der „Pfefferle“ wiederholt zum Wegzug und zur Auswanderung gezwungen worden und landeten schließlich als Bergleute zunächst in Nordtirol und später im vorderösterreichischen Breisgau. Gegenüber dem Münstertäler Ortsteil „Kropbach“ gibt es ein Gewann „Tirolergrund“! Die ersten Angehörigen der Sippe „Pfefferle“ kamen wahrscheinlich schon zwischen 1450 und 1540 ins heutige Münstertal. Die Ansiedlung der „Pfefferle“ erfolgte im Gewann „Itzenwald“, nämlich dort, wo man nach Eisenerz grub. Offensichtlich wollte die einheimische Bevölkerung die zugezogenen Fremden aber auch nicht im engeren Dorfbann aufnehmen. Doch die „Pfefferle“ behaupteten sich, waren im Münstertal bald voll anerkannt und stellten zeitweilig sogar den Bürgermeister.

Eine Familiengeschichte der „Pfefferle“ wurde 1980 in Druck gegeben. Verfasser war der aus dem Münstertal stammende, aber bereits in zweiter Generation in der Schweiz lebende Heinrich Pfefferle († 1984). Der Autor beschränkte sich bei seinen Forschungen geschickt auf eine Stammlinie, blendete dafür aber immer wieder ganze Kapitel zur „großen Geschichte“ mit ein: Eine Familiengeschichte, interessant und spannend nicht nur für alle „Pfefferle“, sondern auch zugleich anregend für alle, die daran denken, selbst eine Familienchronik zu schreiben. Eine Neu-Auflage, ergänzt mit aktuellen Daten, besorgte jetzt mit dem Einverständnis der Witwe des verstorbenen Autors Heinrich Pfefferle der Münstertäler Konrektor Manfred Lange.

Lothar Böhnert

Eingegangener Hinweis: Albert Krieger, Topograph. Wörterbuch . . . , 2. Auflage 1904/05, Reprint ISBN 3-253-02446-6 und 0 2447-4.